3 1761 05508609 4

Der Russisch-Japanische Krieg

von

Graf E. Reventlow

Graf E. zu Reventlow

Der Russisch-Japanische Krieg.

Band II.

Alle Rechte insbesondere das der Übersetzung vorbehalten.

Der Russisch-Japanische Krieg

von

Graf E. zu Reventlow.

Nebst einer Beschreibung von Japan, Korea, Russisch-Asien u. einer Geschichte dieser Länder

von

Dr. H. Döring.

Mit zahlreichen Text-Illustrationen, Kunstbeilagen und einer mehrfarbigen Karte des Kriegsschauplatzes

Band II.

Berlin-Schöneberg
Internationaler Welt-Verlag
1906.

LIBRARY
AUG 20 1970
UNIVERSITY OF TORONTO

DS
517
R58
Bd. 2

Druck von Hallberg & Büchting (Inhaber L. H. Klepzig), Leipzig.

Inhalts-Verzeichnis.

I. Teil.

Die Kriegsereignisse vom Juni 1904 bis Januar 1905 von Graf E. zu Reventlow.

	Seite
Die Mandschurei	1
Die Kriegslage Anfang Juni 1904	17
Die Expedition Stackelberg und die Schlacht bei Wafangku	20
Die Schlacht bei Wafangku	27
Die Lage und die Ereignisse zur See im Juni 1904	34
Zerstörung japanischer Truppen-Transportdampfer	35
Erster Durchbruchsversuch des Port Arthur-Geschwaders	39
Der nördliche Kriegsschauplatz	50
Neue Rüstungen Rußlands	61
Die freiwillige Flotte	61
Belästigungen deutscher und englischer Dampfer	64
Allgemeines über die russische Seepolizei	69
Die Versenkung neutraler Schiffe	73
Stimmungen und Verhältnisse	77
Port Arthur	78
Stimmung in Japan	87
Russische Stimmungsbilder	94
Port Arthur im Sommer 1904	103
Allgemeines über die Lage	103
Ein Kampfbericht vom 26 Juli	111
Verteidigung der grünen Berge in der Nacht zum 28. Juli	114
Allgemeine Betrachtungen	121
Die Baltische Flotte	130
Die Hospitalschiffe der Japaner	138
Das japanische Sanitätspersonal	140
Die Verwundetenpflege im Seekriege	142
Auf dem Kriegsschauplatz in der Mandschurei	149
Kämpfe um die Gebirgspässe	151
Die Gefechte beim Motulingpaß und bei Taschikiao	159
Der Tod des Generals Graf Keller	162
Allgemeines über den mandschurischen Kriegsschauplatz	164
Die Belagerung von Port Arthur	171
Die Einnahme der Wolfsberge durch die Japaner	174
Die Seeschlacht vor Port Arthur	180
Der Tod des Admirals Witthöft	191
Der Durchbruch der russischen Kreuzer	194
Das Ende des Kampfes	198
Die Kreuzerschlacht in der Meerenge von Korea	207
Der Eindruck des Erfolges in Japan	227
Das Schicksal des „Räschitelni“	231
Russische Kriegsschiffe in Tsingtau	235
Siegesjubel in Japan	237

	Seite
Die Schlacht bei Liaujang . .	239
Aufmarsch und Stellungen der Gegner	239
Vorrücken der Japaner . .	245
Die Räumung von Liaujang	251
Einzelbilder	260
Die Japaner im Felde . . .	267
Einiges über die japanischen Ersatzmannschaften . . .	273
Russische Einzelbilder	280
Stimmung in Rußland . .	280
Die Abreise eines Artillerietransportes	288
Der russische Sanitätsdienst .	293
Ein Ritt mit der Kavallerie des General Mischtschenkos	301
Japanische Einzelbilder . . .	307
Das japanische Rote Kreuz .	307
Russische Gefangene in Japan	311
Ein russischer Spion . . .	314
Kuropatkins Offensive	317
Allgemeine Betrachtungen .	317
Der Erlaß Kuropatkins . .	319
Die Russen rücken vor . .	324
Das Ende der russischen Offensive	328
Einzelbilder	335
Ein russischer Handstreich .	335
Etwas über die moderne Schlacht	338
Die Waffenarsenale Rußlands	341
Die Ausreise der Baltischen Flotte	345
Das Schiffsmaterial . . .	345
Die ersten Schwierigkeiten .	350
Die Affäre an der Doggerbank	355
Die deutsch-englische Spannung	359
Die Weiterreise des Geschwaders	363
Die Kohlenfrage	367
Das Stärkeverhältnis der feindlichen Flotten	378
Die Kriegsgliederung der japanischen Flotte im Herbst 1904	386
Die Kriegsgliederung der russischen Flotte im Herbst 1904	388
Die Erledigung des Nordseezwischenfalls	390
Port Arthur	398
Ein Stimmungsbild aus Port Arthur	405
Ein Besuch bei Stössel . .	408
Das Sturmlaufen der Japaner gegen Port Arthur . . .	414
Der Geburtstag des Mikado	420
Japanische Soldatenbriefe .	423
Weitere Angriffe	427
Die Beschießung des Hafens	434
Die letzten Kämpfe . . .	440
Die Kapitulation	451
Nach der Einnahme . . .	455

II. Teil.

Von Dr. H. Döring.

	Seite
Korea	1
Einleitung	1
Das Land und seine Bewohner	6
Familienleben	10
Sitten und Gebräuche . .	16
Sprache — Bildungswesen — Religion	23
Gewerbe, Handel und Verkehr	27
Verfassung u. öffentl. Zustände	35
Verwaltung und Rechtspflege	46
Rußland in Asien	55
Von Peter dem Großen bis zur Gegenwart	55
Die sibirische Eisenbahn . .	62
Das Küstengebiet	69
Die Mandschurei	75
Japan und China	84

I. Teil.

Die Kriegsereignisse vom Juni 1904 bis Januar 1905

von

Graf E. zu Reventlow.

Die Mandschurei.

Nach der Schlacht am Jalufluſſe und den Landungen in Takuſchan und den nördlichen Küſtenpunkten der Halbinſel Kwantung waren die japaniſchen Heere durch die Kriegslage darauf angewieſen, in die Mandſchurei einzurücken. Von der Operation nach Port Arthur ſehe ich hierbei ſelbſtverſtändlich ab, ſie ging und geht vollſtändig geſondert neben den übrigen her. Erinnern wir uns, daß der Führer der ruſſiſchen Mandſchureiarmee, General Kuropatkin, ſeine Truppen in Liaujang konzentrierte, daß es ihm ſchon aus Mangel an Truppen und an Eiſenbahnwegen völlig unmöglich geweſen wäre, die Landungen der Japaner zu verhindern, ſo iſt es klar, daß, ebenſo wie er gezwungen war, den Feind in der Mandſchurei zu erwarten, ſo auch die Japaner in die Tiefen der Mandſchurei vorrücken mußten, wenn ſie anders einen Erfolg entſcheidender Natur erreichen wollten. Durch dieſe Überlegung und die Operation, die ich ſpäter ſchildern werde, beſtätigt ſich meine früher gemachte Behauptung, wieviel nützlicher und beſſer es für die Ruſſen geweſen wäre, die Jalulinie völlig unverteidigt zu laſſen, wo es doch feſtſtand, daß ſie auf die Dauer auch mit größeren Truppenmaſſen nicht zu halten geweſen wäre. Blicken wir jetzt, im November 1904 auf die zehn Kriegsmonate zurück, ſo verſchwindet beſonders unter den Ereigniſſen der letzten Monate jenes Treffen am Jalu als Schlacht von tatſächlichen Folgen völlig. Auf die Operationen hat ſie nicht den geringſten Einfluß gehabt; weder hat die Verzögerung von einigen Tagen, welche der Widerſtand des Generals Saſſulitſch den Japanern bereitete, der ruſſiſchen Seite Vorteile verſchafft, noch die verhältnismäßig geringe Anzahl genommener

Geschütze, toter und verwundeter Russen, dem General Kuropatkin schmerzhafte Verluste beigebracht; aber doch wäre es klüger gewesen von den Russen, diese Schlacht zu vermeiden, denn der moralische Effekt war ein sehr großer. Japans Ruhm erscholl gerechtfertigter oder ungerechtfertigter Weise über die ganze Welt, der japanische Offizier und Soldat, welche bisher sich als Neulinge europäischer Kriegskunst fühlen mochten und eine gewisse scheue Achtung vor den alten Militärstaaten hatten, sahen diesen Zauber durch das Treffen am Jalu völlig zerstört und ihre Zuversicht wuchs in das Ungemessene. Es ist nicht anzunehmen, daß auf der anderen Seite der russische Soldat durch diese Mißerfolge beeinflußt wurde, wohl aber der russische Offizier, welcher überhaupt ein merkwürdiges Gemisch von Wagemut, ja Draufgängertum und Unentschlossenheit zeigt.

So begann nach den Gefechten am Jalu, den Landungen bei Takuschan, Kintschau und südlicheren Landungsplätzen Kwantungs für die Japaner erst der Feldzug im Sinne des Wortes. Schon war General Kuroki in die Mandschurei eingerückt und nahm nach Besetzung des Ortes Föngwantschöng dort im Gebirge südöstlich von Liaujang, dem Hauptquartier Kuropatkins, eine feste Stellung ein. Stetig flossen ihm Verstärkungen von Takuschan und von Korea über Tiurentschen zu und mit emsigem Eifer und systematischer Gründlichkeit wurde die Eisenbahn Söul-Tiurentschen über den Jalu hinausgebaut, um bis Föngwantschöng und noch weiter geführt zu werden. Nach der Landung bei Takuschan rückte eine Armee unter General Nodzu landeinwärts in nordwestlicher Richtung zunächst auf den Ort Siujan und breitete sich gleichzeitig nach Osten und Westen aus, nach Osten Fühlung mit dem linken Flügel Kurokis, nach Westen mit dem rechten Flügel des Generals Oku suchend, welcher von Süden hinaufrückte. Mit diesen allgemeinen Andeutungen greife ich den Ereignissen etwas vor, um dem Leser für die nachfolgende geographische Beschreibung der Mandschurei gleich die Beziehung auf die militärischen Operationen bei Beginn dieser neuen Kriegsperiode an die Hand zu geben. General Oku, welchen wir im vorigen Bande als Sieger verließen, hatte sich nämlich nicht, wie man damals allgemein vermutete, gegen Port Arthur gewandt, sondern nur das schmale Südende von Kwantung so lange gesperrt gehalten, bis in den nunmehr ohne Gefahr zu benutzenden Landungsplätzen von Dalny, Kintschau usw. die eigentliche Belagerungsarmee unter General Nogi, welchem nachher der Belagerungspark unter General Idilti folgen sollte, gelandet war. Oku erhielt außerdem ganz bedeutende Verstärkungen und wandte sich nunmehr, der

Länge nach durch Liautung und Kwantung marschierend, nach Norden, um, die Russen längs der Eisenbahn zurückdrängend, die damals noch besetzten Orte von Inkaul und Niutschwang zu nehmen, danach Fühlung an den linken Flügel der Armee Nodzu zu suchen und mit ihm und Kuroki vereint weiter nach Norden vorzugehen. Wir erkennen also schon in dieser allerersten Phase jene später so viel besprochene konzentrische Bewegung der japanischen Armeen, wie sie schon damals zielbewußt und systematisch angebahnt wurde. Sie alle befanden sich auf dem Boden der Mandschurei, diese wurde somit der eigentliche Schauplatz des Landkrieges.

Betrachten wir zunächst die Bevölkerung dieses merkwürdigen Landes. Wir finden in der Mandschurei drei Hauptstämme nebeneinander, nämlich die Tungusen, welche in viele kleine Stämme zerfallen, wie neben ihnen im engeren Sinne die Mandschuren, Dauren, Golden, Soloren usw.; außerdem die Mongolen und Chinesen. Die Mandschuren bilden jetzt nur einen unbedeutenden Bruchteil der Bevölkerung, und da sie sich durchweg chinesisch kleiden, so ist es schwierig, sie von den stammverwandten Chinesen zu unterscheiden. Der Grund für das Schwinden dieser früher herrschenden Rasse liegt wohl darin, daß die jetzt in China regierende Mandschudynastie die mandschurischen Truppen aus dem Lande zog, weil sie sich ihren chinesischen Untertanen gegenüber auf sie stützen mußte. Anstattdessen wanderten Chinesen in die Mandschurei ein und vermischten sich mit dem weiblichen Teil der Bevölkerung. Am reinsten sollen die Mandschuren in den Gegenden des Sungari-Flusses geblieben sein, und diese bildeten auch die Kriegerkaste; jetzt sind sie meistens den sogenannten chinesischen Bannertruppen eingereiht. Die Civilverwaltung befindet sich fast ausschließlich in chinesischen Händen, und die Chinesen bilden daher auch den zahlreichsten Teil der Bevölkerung. Mit ihnen sind auch die schon früher hier erwähnten und beschriebenen Räuber, man möchte beinahe sagen, eine Räuberkaste, die Chunchusen, in das Land gekommen.

Es ist schwer, die Zahl der Chunchusen zu bestimmen, da sie teils freiwillig, teils weil man ihre Rache fürchtet, von der Bevölkerung moralische und materielle Unterstützung erhalten, namentlich auch in den Dörfern verborgen werden. Sie treten daher oft ganz plötzlich auf und verschwinden ebenso schnell wieder. In der warmen Jahreszeit haben sie ihre Schlupfwinkel in den abgelegenen Gebirgen und Waldungen. Im Winter verbergen sie sich — von der terrorisierten Bevölkerung geduldet — in Ortschaften oder Winterlagern; sie sind zum

Teil beritten und treiben ihr Wesen sogar auf den Flüssen, deren Verkehr sie empfindlich stören.

Nicht mit Unrecht sagt eine Schilderung der Mandschurei, daß dies Land in ethnographischer Beziehung ein beredtes Beispiel liefere von der Macht des chinesischen Blutes und der eigenartigen chinesischen Kultur.

Einzelne Teile, namentlich im Süden und in der Mitte, sollen sich jetzt sehr wenig von den kultivierten Gegenden des eigentlichen Chinas unterscheiden. Was nun die numerische Stärke der Bevölkerung anlangt, so wird sie bei dem

Russische Offiziere und chinesische Verwaltungsbeamte in Mukden.
(Nach einer Photographie.)

Mangel an genügendem statistischen Material sehr verschieden angegeben, bald auf 9, 14, 15 und auch auf 17 Millionen.

Seit der Okkupation durch die Russen haben sich viele Angehörige dieser Nation im Gefolge der Truppen, Eisenbahn-Beamten usw. in das Land gezogen. Russische Stadtteile, ja, ganze Ansiedlungen in der Nähe der ostchinesischen Bahn sind entstanden. Auch andere Ausländer sind in größerer Zahl in das Land gekommen.

Während z. B. in der Provinz Mukden (Schöngking) 4000 Einwohner auf die geographische Quadratmeile kommen sollen, werden in der nördlichen Provinz Holung-kiang auf dieselbe Fläche nur 150 Menschen gerechnet.

Mit Bezug auf die chinesische Verwaltung wird die Mandschurei in die drei Provinzen: Holung-kiang mit dem Hauptort Tsitsikar, Girin mit dem

Rast japanischer Infanterie auf dem Vormarsche.
(Nach einer Photographie.)

gleichnamigen Hauptorte und Schöngking mit Mukden, geteilt. An der Spitze einer Provinz steht ein General-Gouverneur, Djjan-Djjun. Die Provinz zerfällt in eine Anzahl von Regierungsbezirken — Fu —, diese wieder in Tinü — Abteilungen —, welche in Tschou — Bezirke — zerfallen, die ihrerseits wieder in Sjani — Kreise — eingeteilt werden.

Die Centralverwaltung der Mandschurei, soweit von einer solchen die Rede sein kann, befindet sich in Mukden, bei welcher Stadt bekanntlich auch die alten Kaisergräber liegen.

Die Verwaltung leidet an den bekannten Mängeln, die sich überall in China geltend machen.

Im allgemeinen ist das Verhältnis der kommandierenden russischen Offiziere zu den chinesischen Würdenträgern, denen die wenig erfreuliche Aufgabe zufällt, ihre Requisitionen und Befehle zur Ausführung zu bringen, durchaus befriedigend. Wir kommen hierauf noch bei anderer Gelegenheit zurück.

Das Klima der Mandschurei entspricht keineswegs ihrer geographischen Lage zwischen dem 42. und 53. Grad nördliche Breite, das ist gleich der Ausdehnung von Rom im Süden bis Berlin im Norden. Es ist bedeutend rauher, mit heißem und regnerischem Sommer und kaltem, meist schneereichem Winter. Die Regenfälle beginnen Ende April, wonach jedoch eine verhältnismäßig trockene Periode einzutreten pflegt. Erst gegen Ende Juni beginnt von neuem der Regenfall, der besonders stark Anfang August wird, um dann nachzulassen. In dieser Zeit schwellen die Flüsse sehr an, sie treten häufig aus ihren Ufern. Die Feuchtigkeit der Luft macht sich sogar in dem Zustand der Häuser fühlbar. Vom Oktober bis zum März ist die verhältnismäßig trockenste Zeit des Jahres.

Soweit Beobachtungen über die Stärke des Niederschlages angestellt wurden, beträgt die Höhe der Niederschläge im ganzen Jahre etwa 700 mm. Davon kommen allein auf Monat Juli 410 mm, auf den August 115 mm, auf Mai und Juni zusammen 113 mm, auf September und März je 23 mm und auf den Oktober und November zusammen etwa 9 mm.

Die mittlere Jahrestemperatur der Provinz Mukden beträgt + 5,90 Grad Celsius, die der Halbinsel Kwantung + 10,10 Grad Celsius. Der Sommer ist sehr heiß; die Hitze steigt im Juli bis auf 35,5 Celsius im Schatten. Der Winter beginnt im November und reicht bis zum März. Die Kälte erreicht in dieser Zeit bis 32 Grad Celsius.

Das Klima äußert seinen Einfluß auf die Gesundheit insofern, als die Gewässer versiegen und sich viele Nebel entwickeln; Dyssenterie und Magenkrankheiten herrschen epidemisch, auch sind Malaria, Influenza und starke Augenkrankheiten vertreten. Beim Herannahen des Frühlings leidet die Bevölkerung oft an einem mit starkem Verfall der Kräfte des Menschen verbundenen eigen-

artigen Leiden. Cholera und Pest suchen auch oft das Land heim. Diese Verhältnisse zwingen also zu sorgfältigen Gesundheitsmaßregeln in den Truppen.

Die Mandschurei ist ein Gebirgsland. Man kann in der Bildung ihrer Oberfläche die Erhebungen des Größen und Kleinen Chingan und das Gebirgsland des Tschan-bo-Schan unterscheiden, die beide durch das breite Tal des Sungari voneinander geschieden sind. Gewissermaßen die Fortsetzung dieser Niederung bildet die Ebene, welche sich von Charbin aus, etwa dem Zuge der ostchinesischen Bahn folgend, nach Südwesten hinzieht bis zur Halbinsel Ljautung und zu der Küste des gleichnamigen Golfes. Man bezeichnet diese Ebene wohl auch als die zentrale Ebene des Ljao-ho.

Der Große Chingan schließt sich im Süden an das sich nördlich von Peking ausbreitende Bergland an und endet im Norden am Amur zwischen dem Zusammenfluß der Quellflüsse desselben, der Schilka und des Argun, bei Ustj-Stjrelka und der Mündung der Kumara bei Kumarsk. Die Breite des Gebirges nimmt nach Norden zu. Schon an dem Übergange der von Tsusikar nach Chailar führenden Straße soll sie über 400 km betragen, also doppelt so groß sein wie die Breitenausdehnung des Kaukasus zwischen Tiflis und Wladikawkas. Nach beiden Seiten sendet der Große Chingan lange wellige Ausläufer, welche die Wasserscheide der zahlreichen Flüßchen bilden, die östlich zum Nonni, einem linken Zuflusse des Sungari, westlich aber zum Argun fließen. Der Große Chingan entspricht in seinen Höhenverhältnissen nicht seiner mächtigen horizontalen Entwickelung; seine höchsten Erhebungen im südlichen Teile sollen nur wenig 2000 m überschreiten. Die westliche Abdachung nach der Mongolei hin trägt einen eigenartigen Charakter. So finden wir im nördlicheren Teil derselben, der sogenannten Hochebene von Chulunbuirsk, daß die hier zum Argun und zu dem Buir-Noor und Dalai-Noor fließenden Gewässer oft tiefe, mehrere Kilometer breite Täler mit teilweise sumpfigem Boden bilden. Sehr günstig sind hier die Wasserverhältnisse. Quellen oder Brunnen mit für Europäer genießbarem Trinkwasser finden sich nur selten, meist nur in den Schluchten. Sie versiegen oft infolge der Sommerhitze und der auch zu anderen Zeiten des Jahres herrschenden Trockenheit der Luft. In dem salzhaltigen Boden bilden sich in den Senkungen, die zur Regenzeit oft völlig undurchschreitbar werden, Salzsümpfe und Salzseen.

Der Kleine Chingan erfüllt das Dreieck zwischen dem Amur, dem Nonni und Sungari. Er macht die von Aigun über Mergen nach Tsitsikar führende

Straße an einzelnen Stellen weniger durch seine Höhe wie durch die zerklüfteten Formen seiner Erhebungen schwer passierbar.

Einen noch schrofferen Charakter haben die Gebirge, die meist in Kettenform den Raum zwischen dem Sungari, Ussuri, der koreanischen Grenze und Halbinsel Ljautung ausfüllen, und die man unter dem Namen des Tschan-höschan zusammenfaßt. Seine höchste Erhebung, zugleich die höchste der ganzen Mandschurei, erreicht das Gebirge in dem 2440 m hohen Gebirgsknoten des Peik-tu-san, der die Wasserscheide zwischen dem im oberen Laufe Amuk-jang

Russische Offiziere bei einer Rekognoszierung.
(Nach einer Photographie.)

genannten Jalu und dem im unteren Laufe der Grenze zwischen dem russischen Küstengebiet und Korea bezeichnenden Tumen oder Tuman-Ulla bildet. Dies Gebirgsmassiv ist zugleich das Bindeglied zwischen dem Gebirgslande der Mandschurei und Koreas.

Den Rücken des Tschan-bo-schan durchziehen die vom russischen Gebiet auf Minguta und Omosso führenden Straßen, die daher zahlreiche Engpässe bilden. — Als einen im gewissen Sinne selbständigen Teil dieses Gebirges hat man noch das Bergland der südwestlichen Mandschurei zu unterscheiden, das die Wasserscheide zwischen dem Golfe von Korea und dem von Ljautung bildet, im Südwesten im Kap Ljau-te-schan, dem äußersten Punkte der Halbinsel Kwantung, endet und mit seinen meist waldlosen Höhen die Halbinsel Ljautung

Zerstörung eines japanischen Branders vor der Hafeneinfahrt von Port Arthur.
Nach einem Originalaquarell von E. Hanetzog.

durchzieht. Mit seinen Abfällen nach Südosten und Nordwesten ist es das zum Teil sehr schwierige Gelände, welches die vom Jalu auf den Ljaoho vorrückende japanische Armee nach dem für sie glücklichen Kampfe am Jalu, der russischen Division folgend, durchzog. Im besonderen ist es der südwestliche Teil des zwischen der Straße von Kwan-dan-sjan auf Ljaojan einer- und der von Fönghwangtschön auf Haitschen andererseits liegenden Fen-tuj-Lin, der zum Schauplatz der Rückzugsgefechte wurde.

Es soll übrigens von dem sonst rauhen Gebirge der wegsamere Teil sein; die oben genannten vier Städte haben besondere Bedeutung als Wegeknoten,

Japanische Artillerie auf einer überschwemmten Straße der Mandschurei.
(Nach einer Photographie.)

ebenso die in letzter Zeit oft genannten, jetzt, nach unverbürgten Nachrichten, von den Japanern befestigten Pässe.

Die zentrale Ebene des Ljaoho umfaßt etwa den fünften Teil der Oberfläche der Provinz Mukden im Stromgebiet dieses Flusses und des Daljaoho. Nördlich des im Jahre 1900 oft genannten Tjelin zeigen sich noch leichte Erhebungen, südlich hiervon ist es aber ein ausgesprochenes Tiefland mit einer sanften Abdachung zum Golfe von Ljautung. Ihr Boden besteht aus einer ziemlich starken Schicht fruchtbaren Tschernosoms (Schwarzerde). Nur der 5 bis 10 km breite sumpfige Landstrich längs der Küste des Golfes von Ljautung ist sehr unfruchtbar und daher auch kaum bewohnt. Im übrigen aber gibt es zahlreiche Dörfer und Wohnorte aller Art in der zentralen Ebene, die reich bebaut und die Kornkammer nicht nur für die Mandschurei, sondern auch für die

Mongolei und China im engeren Sinne ist. Die Ausfuhr dorthin geht wesentlich über den Hafen von Inkou. In dieser, vom Ljao-ho und seinen Nebenflüssen bewässerten, von der ostchinesischen Eisenbahn und der großen Straße von Inkou durchzogenen Ebene liegen auch die strategisch wichtigen Städte, wie Ljaojang und Mukden. Sie ist fast baumlos im Gegensatze zu dem Gebirge. Kleinere Waldparzellen oder Gebüsche finden sich nur in den Tälern der zahlreichen, sie durchfurchenden kleineren oder größeren, zum Flußsystem des Ljaojan gehörenden Gewässern, in den vielen chinesischen Begräbnisplätzen und an den Wohnplätzen. In der trockenen Jahreszeit kann man ohne Schwierigkeiten überall auch außerhalb der Straßen sich bewegen. Hindernisse für den Verkehr bilden dann nur die vielen Flüßchen und Bäche, über welche keine festen Übergänge führen.

Nach Eintritt der Regenzeit, wo der Boden durchnäßt ist und die Flüsse aus den Ufern austreten, wird dagegen die Bewegung in der Ebene für Truppen und Trains sehr schwierig, ja an manchen Stellen und zu gewissen Zeiten fast unmöglich. Auch die zahlreichen, aber kaum gebesserten Wege sind zu der nassen Jahreszeit wenig zu benutzen. Da es dem Wasser an natürlichem Abfluß mangelt, trocknet die Ebene nach der Regenzeit sehr langsam und der Verkehr auf den Straßen leidet; daher ist die Zeit von November bis zum März die ungünstigste, die beste die zweite Hälfte des Juli.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß in militärischer Hinsicht die zentrale Ebene des Ljaojan als das natürliche Eingangstor für jede Bewegung aus der südlichen Mandschurei in die nördliche und umgekehrt bezeichnet werden muß.

Eine gegen Mukden und Liaojang auf schwierigen Gebirgswegen, in mehrere Kolonnen getrennt vordringende Armee wird daher bei einer sicheren Führung des Gegners in die Lage kommen können, bei dem Heraustritt aus dem Gebirge von der in der Ebene — auf der inneren Linie — stehenden feindlichen Armee mit Übermacht in ihren getrennten Kolonnen angegriffen und geschlagen zu werden.

Von den anderen Ebenen und Talsenkungen der Mandschurei seien hier nur erwähnt die durch die Landung der Armee des Generals Oku von Bedeutung gewordene Ebene am Golfe von Korea.

Diese zieht sich an diesem Teile der Küste von der Jalumündung bis zur Grenze der Halbinsel Kwantung hin. Ihre durchschnittliche Breite beträgt etwa 20 km, ihre Oberfläche ist leicht gewellt; die hügelige Landschaft hat frucht-

baren Boden, ist gut bevölkert und angebaut. Ähnlich wie die zentrale Ebene des Ljaojan entbehrt sie der Baumvegetation und ist in dem Zustande ihrer Wegeverbindungen von der Jahreszeit und der Witterung in hohem Grade abhängig. Die zahlreichen Küstenflüsse durchschneiden die an der Jalu-Mündung auf Pitsewo zur Halbinsel Ljantung (Kwantung) führende Straße. Auch schneiden sie die von Takuschan (russisch: Dakuschan) auf Fönghwangtschöng zugehende Straße, von der sich bei Scha-di-tschai die Straßen auf Kaiping und Haitschen abzweigen. Von anderen Verbindungen, welche an der Küste des Golfes von Korea nach Norden führen, sei an dieser Stelle nur die von Ta-tschangho auf Hsiu-jen am Dajanho erwähnt.

Die Flüsse der Mandschurei haben mit Rücksicht auf den noch zu schildernden schlechten Zustand der Landstraßen in den früheren Kämpfen der Russen mit den Chinesen eine wichtige Rolle gespielt. Sie werden auch heute eine große Bedeutung haben. Auf dem Sungari, dem Ussuri und dem Amur wird der Verkehr im Frieden durch regelmäßig verkehrende Dampfer aufrecht erhalten; es ist schon bekannt geworden, daß man von Seiten der Oberleitung des Etappenwesens der mandschurischen Armee die schiffbaren Ströme der Mandschurei sowohl zum Transport von Verpflegungs- und Munitions-Vorräten wie namentlich auch zum Rücktransport der Kranken und Verwundeten in den Südussuri-Bezirk und andere Teile des Küstengebietes, des Amur-Bezirkes usw. in großem Umfange zu benutzen gedenkt.

Der Amurfluß ist bei weitem der bedeutendste, er ist in großer Ausdehnung schiffbar und hat seinerzeit die Fahrstraße gebildet, auf welcher die Russen in die Mandschurei eindrangen und den Stillen Ozean erreichten. Von seiner Ausdehnung kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß er schon vom Zusammenflusse seiner Quellflüsse an für Flußdampfer schiffbar ist; nahe der Mündung seines Nebenflusses, des Ussuri, besitzt er sogar eine Tiefe von über zehn Metern. Seine wichtigsten Nebenflüsse von rechts sind der Sungari und Ussuri, von links der Nonni, alle sind auf einem großen Teil schiffbar.

Von ganz besonderer Wichtigkeit in militärischer Beziehung ist der Liaufluß, welcher dem südwestlichen Teil der Mandschurei und speziell der Provinz Mukden ihr Gepräge gibt. Bei der Schilderung der kriegerischen Ereignisse werden wir noch öfters von ihm zu reden haben. Er entspringt nordöstlich von Peking, fließt in südöstlicher Richtung bis zur Stadt Tieling und nimmt von da seinen Lauf nach Südwesten, nach dem Golf von Liautong, dort liegt der

im Frieden und Krieg überaus wichtige Hafen von Niutschwang bezw. Inkau. Die Breite und der Wassergehalt des Liaoflusses ist nach der Jahreszeit sehr verschieden. Sein unterer Lauf, den man von der Mündung seines hauptsächlichsten Nebenflusses, des Hunho anrechnet, wird außerdem sehr stark durch Ebbe und Flut beeinflußt. Der Hunho entspringt in dem Gebirge Imün-schan und hat einen im allgemeinen südwestlich gerichteten Lauf. Er umfließt die Stadt Mukden südlich im weiten Bogen, hier in der Ebene hat er die große Breite von 20 km

Straße im Tal bei Fönghwangtschöng während der trockenen Zeit.
(Nach einer Photographie.)

und ist auch während der Zeit des Hochwassers überall schiffbar, verursacht dann auch große Überschwemmungen. Es führt nur eine einzige feste Brücke über ihn, nämlich die der ostchinesischen Eisenbahn bei Matsia-pu. Im Winter wird im allgemeinen noch eine provisorische Brücke bei Honho-pu gebaut, welches an der großen Straße von Kaitschu nach Mukden liegt. Im übrigen, wie die langen heftigen Kämpfe im Herbst 1904 in jener Gegend zeigen, hat er besonders insofern eine große militärische Bedeutung, als er die sämtlichen, ungefähr südlich gerichteten Straßen durchschneidet. Hauptsächlich für die auf die Offensive an-

Steckengeblieben!
(Nach einer Skizze von M. Plinzner)

gewiesenen japanischen Armeen bildet er somit ein großes Hindernis. Von ebenfalls großer militärischer Bedeutung ist der andere bedeutende Nebenfluß des Liaho, der Taitseho, welcher einen Kilometer vor seiner Mündung den Liaho mit dem Hunho verbindet. Der Taitseho ist bis Liaujan Gebirgsfluß und bildet zur Regenzeit gleichfalls ein militärisches Hindernis. Unterhalb Liaujan ist er auch in der trockenen Jahreszeit ohne Brücke nicht zu überschreiten, und den einzigen festen Übergang bildet wiederum die Brücke der ostchinesischen Eisenbahn.

Die Straßen und Wege in der Mandschurei sind, nach europäischem Maß gemessen, ganz außerordentlich mangelhaft. Es ist da wieder nur die ostchinesische Eisenbahn mit ihren Abzweigungen und die berühmte Kaiserstraße, welche Peking mit Mukden verbindet; diese ist nach mandschurischen Begriffen sehr gut erhalten und teilweise chaussiert. Die Hauptstadt der Mandschurei, Mukden, ist durch sogenannte Mandarinenstraßen nach Süden mit Port Arthur und Inkau, nach Norden mit Girien verbunden. Auf den wichtigsten Straßen befinden sich in Abständen von 45 km Stationen, auf welchen vom Staat Pferde unterhalten werden, welche staatlich legitimierten Reisenden unentgeltlich zur Verfügung stehen.

Die Landwege sind durchweg keine Kunststraßen, sondern allmählich durch die Verkehrsbedürfnisse von Ortschaft zu Ortschaft entstanden. Oft kommt es vor, daß ein Weg durch die Regenperiode eines Jahres völlig zerstört wird, und dann sucht man sich eben einen anderen oder vielmehr eine andere Verbindung, die dann allmählich zum Weg wird. Brücken über die zahlreichen kleinen Flüsse und Bäche gibt es nicht, und man ist entweder angewiesen, flache Stellen zu suchen, welche ein Durchwaten gestatten oder aber man muß sich extra gezimmerter Fähren bedienen. Die Gebirgswege sind so eng, daß sie nach dem Urteil des schon früher erwähnten Generals von Zeppelin kilometerweit wie eingeschnittene Laufgräben zwischen steilen Felswänden entlangführen. Während der Regenzeit sind diese Pässe natürlich überhaupt unbenutzbar und der Warentransport beschränkt sich infolgedessen auf die trockenen Jahreszeiten. Hieraus erklären sich ohne weiteres schon die ungeheueren Schwierigkeiten, welche den großen sich vorwärts bewegenden Heereskörpern mit ihrem Troß entgegentreten.

Die Verkehrsmittel entsprechen natürlich diesen Verhältnissen; wie in Korea sind es zwei- oder einräderige Karren, außerdem noch leichte andere Wagen mit geflochtenen Körben.

Die Mandarinenstraßen sind also die einzigen außer der Eisenbahn, welche immer in derselben Richtung unabhängig von der Jahreszeit laufen. Ihre Breite beträgt durchschnittlich reichlich 20 m und bisweilen sogar das Vierfache, jedoch ist nur der mittlere Teil als Fahrstraße benutzbar; und diese hat nur eine Breite von 4—6 m. Man kann also die Verkehrsschwierigkeiten auch auf diesen besten Straßen danach bemessen. Die vielfach vorhandenen steinernen Brücken dieser Straßen sind meistens in einem so schlechten Zustand, daß es gefährlich ist, sie zu benutzen und man deswegen eine flache Stelle in der Nähe zum Passieren des Flusses sucht. Der folgende Brief eines russischen Offiziers gibt von den mandschurischen Wegeverhältnissen einen ganz anschaulichen Begriff:

„Wer noch niemals einen mandschurischen Weg nach einem Regenfall gesehen hat, kann sich unmöglich einen Begriff von dem Zustand eines solchen Weges machen. An den meisten Stellen gleicht der Weg einem morastigen Flusse, der an steilen Stellen sogar starke Bewegung hat. An anderen Stellen, wo die Wasser von den höher gelegenen Stellen in den tiefer gelegenen Wegen einströmen, bilden sich Schlammteiche, die den Pferden buchstäblich bis zum Bauche reichen. Sobald der Regen aufhört, saugt der Tonboden das Wasser unglaublich schnell auf. Der Weg verliert dann freilich die Ähnlichkeit mit

einem Fluß, aber er wird vielleicht noch schwerer passierbar, denn der schlüpfrige, tonige Lehm-Niederschlag bedeckt verräterisch die Löcher im Boden, in die die Wagenräder einbrechen, um wie in einer Falle festgehalten zu werden. Dieser Ton hängt in formlosen Klumpen an den Füßen der Menschen und an den Hufen der Pferde. Er ist geschmeidig wie Seife und klebrig wie Öl. An abschüssigen Stellen, und deren gibt es viele, bildet er eine Rutschbahn, auf der die Transporttiere einfach herunterrutschen, während die Karren und Wagen ihnen erbarmungslos die Hinterbeine zerschlagen.

Der Schlamm umgibt Menschen und Tiere. So lange der Regen fällt, kann er sich nicht an den Reisenden anklammern, denn dieser ununterbrochen niedergehende lauwarme Sommerregen der Mandschurei mit seiner erstickenden Atmosphäre und dem bleigrauen, tiefhängenden Himmel durchtränkt die Kleidung so, daß kein Regenmantel und kein wasserdichter Stoff von irgend welcher Wirkung ist. Während der Pausen zwischen den Regengüssen bleiben aber die Schlammteile an den Stellen hängen, die sie treffen. Kopf und Schultern sind gesprenkelt, aber tiefer unterhalb sind Reiter und Fußgänger mit einer dicken Schicht von lehmigem Schlamm überzogen, die sich, wenn die Sonne einige Zeit geschienen hat, wie ein Gipsüberzug abziehen läßt. Es ist in der Tat oft während des Regens schwierig, zu unterscheiden, ob die Flüsse Wege oder die Wege Flüsse sind, und man muß sehr vorsichtig sein, zumal die mandschurischen Flüsse sehr tückisch sind. Ein Wasserlauf kann in wenigen Minuten so anschwellen, daß er nur schwimmend passiert werden kann. Während dieses Anwachsens wird die Strömung aber so stark, daß die kleineren und schwächeren Zugtiere einfach umgeworfen werden.

Das Gewehr hoch über dem Kopf haltend, sucht der russische Soldat seinen Weg durch solche Morastflüsse. Bald flucht er, bald singt er. Die Chinesen auf den Wagen sind so hoch auf die Ladung hinaufgekrochen, wie eben möglich. Sie haben mächtige Schirme aufgespannt und schwenken ihre langen Peitschen, während sie durch schrilles Geschrei die Zugtiere anspornen. Plötzlich hört man einen Schrei, der weder russisch noch chinesisch ist. Ein Maultier ist gefallen und macht krampfhafte Versuche, sich über Wasser zu halten.

Unterdessen sind Soldaten bemüht, die gefallenen Tiere auf die Beine zu bringen, und während der ganzen Zeit fällt erbarmungslos der lauwarme, ununterbrochene dichte Regen. Auf der anderen Seite des Wasserlaufes erwarten uns neue Qualen. Soldaten, Pferde, Wagenräder müssen sich durch eine

Schlammmasse von zwei Fuß oder mehr ihren Weg bahnen. Keiner von uns hat auch nur einen einzigen trockenen Faden am Leibe, und nirgends ist eine trockene Stelle, wo alle diese müden Leute und Tiere eine kurze Ruhe finden könnten."

Die sogenannte ostchinesische Bahn führt, wenn wir nur den hier in Betracht kommenden Teil kurz ins Auge fassen wollen, von der Station Mandschuria über Karbin und Nikolsk-Ussurijisk nach den Küstengebieten. Hier schließt sie an die Ussuribahn an und stellt somit die Verbindung nach Wladiwostock her. Bei Karbin zweigt sich die südliche Strecke ab, welche in Port Arthur bezw. Dalny ihr Ende findet; an der Wurzel der Halbinsel Liantong zweigt sich eine weitere Strecke nach Niutschwang ab.

Von hier bis Mukden liegt der Kriegsschauplatz der beiden Feldarmeen während dieses ersten Kriegsjahres, und wir werden darauf noch oft zurückzukommen haben.

Landschaft am Taitsche bei Liaojang.
(Nach einer Photographie.)

Vertreibung japanischer Vorposten durch russische Kavallerie in der Nähe des linken Yaluufers.
(Nach einem Originalaquarell von M. Plinzner.)

Japanische Belagerungsbatterie.

Die Kriegslage Anfang Juni 1904.

Aus den bisherigen kurzen Andeutungen geht hervor, daß die Schwierigkeiten der Kriegführung in einem solchen Lande ganz ungemein groß sind. Ist die Mandschurei auch teilweise relativ fruchtbar, so ist an eine Unterhaltung großer Armeen aus dem Lande selbst nicht im entferntesten zu denken. Dazu ist die Bevölkerung spärlich; die Regenzeiten und der Winter setzen auch bei Vorhandensein aller Hilfsmittel selbst dem Aufenthalt nur einer Armee die größten Schwierigkeiten entgegen. Die sehr ausgiebig geübte europäische Kritik während des Feldzuges hat diese Verhältnisse niemals genügend berücksichtigt. Man wunderte sich, daß die Japaner so lange Zeit brauchten, um vorwärts zu kommen, glaubte jeden Augenblick Mangel an Entschlußfähigkeit oder Energie der Offensive zu bemerken und wunderte sich über das Zurückgehen der Russen, sowie hauptsächlich darüber, daß diese nicht mit größeren Streitkräften, zumal nach Südosten, wo ja, wie im ersten Bande erwähnt, Kuroki vorgegangen war, vorstießen.

Es kann nun nicht oft genug betont werden, daß die Russen infolge der Wegeverhältnisse und des schwierigen Geländes eine Operationsbasis in dem bei uns üblichen Sinne nicht besaßen. Sie waren an die Bahn und nur an diese gebunden; sowie sie diese verließen oder ihre Nähe aufgaben, war ihnen auch die Rückzugslinie verloren, ebenso die Möglichkeit schneller Verstärkungen. Es wird damit ohne weiteres klar, wie durch die Notwendigkeit der Konzentration aller Streitkräfte in der Nähe der Bahn die Gefahr, durch japanische Streitkräfte umgangen zu werden, stets vorhanden war. Wir werden später sehen, wie die japanische Heeresleitung diesen Mangel an Bewegungsfreiheit Kuropatkins, welchen ihm die Natur der Verhältnisse aufgezwungen hatte, mit großer Konsequenz auszunutzen trachtete. Von drei ver-

schiedenen Seiten ließen sie ihre Armeen konzentrisch in die Mandschurei einrücken, um Kuropatkins Armee von mehreren Seiten zu fassen und ihn womöglch zu umgehen und so die Rückzugslinie und zugleich seine Operationsbasis, die Bahn, abzuschneiden. Kuropatkin hat von Anfang an die Verhältnisse übersehen und wich infolgedessen ebenso konsequent und mit außerordentlicher Kunst zurück, durch Vorpostengefechte und später durch ernsteren Widerstand die japanische Offensive allmählich schwächend, jedoch niemals es zu einer wirklichen Entscheidungsschlacht kommen lassend.

Mit der Einnahme der Höhen von Kintschau und der Isolierung der Festung Port Arthur zu Lande durch die Armee Oku, zur See durch die Blockade, war nunmehr für die Japaner alles soweit vorbereitet, daß man sich mit voller Kraft auf die beiden Hauptoperationsziele werfen konnte. Große Truppenmassen begannen auf Kwantung an den verschiedenen Landungsplätzen sich auszuschiffen, sowie die dort stationierten Schiffe die gefährlichen Minen beseitigt hatten. Hauptsächlich für die schweren Geschütze bildete der nunmehr in japanischem Besitz befindliche Hafen von Dalny einen ausgezeichneten Ausschiffungsplatz mit seinen gewaltigen Molen und seiner intakten Bahnverbindung nach Süden. Die genauen Daten der nun folgenden Landungen, die Orte, wo sie ausgeführt wurden, und die Stärken der Kontingente sind nicht bekannt geworden. Es ist aber gewiß, daß damals und während der folgenden Monate der Belagerung je nach den Bedürfnissen ein ununterbrochener Zufluß von Verstärkungen stattfand. Die See war ja in jenem Bezirke frei, und auch die Port Arthur-Flotte beschränkte sich, als sie im folgenden Monat ihre Kreuzfahrten begann, auf die Japanische See, also den nördlich von der Landenge von Korea liegenden Meeresteil. Der Chef der Belagerungsarmee war General Nogi, während die Artillerie, soweit wir unterrichtet sind, sich unter dem speziellen Kommando des Generals Idilti befand. Die Vorbereitungen zur Belagerung der Festung beanspruchten naturgemäß längere Zeit und konnten in aller Ruhe erledigt werden, denn die russischen Streitkräfte in Port Arthur waren ja zu einer Offensive oder ernsteren Vorstößen lange nicht stark genug, zumal in der ersten Zeit nach der Erstürmung von Kintschau die ganze Armee Oku noch voll bereit in der Nähe stand. Eine weitere Defensivstellung zwischen Kintschau und den äußeren Werken von Port Arthur war nicht vorhanden, da die Halbinsel von Kwantung sich im Süden von Kintschau wieder ganz bedeutend verbreitert. Die Russen zogen sich infolgedessen sehr richtigerweise,

um nicht noch nutzlosen Verlusten ausgesetzt zu sein, sofort auf die Außenwerke der Festung zurück und trafen die letzten Vorbereitungen zu jener energischen und heldenmütigen Verteidigung, welche in den folgenden Monaten die Welt in Erstaunen setzte.

Sobald nun die Zahl der neugelandeten Truppen groß genug war, um allen, wenn auch unwahrscheinlichen, so doch vom japanischen Gesichtspunkt aus möglichen offensiven Eventualitäten von Port Arthur aus gewachsen zu sein, wandte sich General Oku nach Norden und marschierte über Kintschau hinaus längs der Bahn und auf den ihr annähernd parallellaufenden Straßen. Er sollte der Belagerungsarmee nicht nur den Rücken decken, wie heute noch von einigen angenommen wird, sondern direkt in die Mandschurei hineinmarschieren und sich vorher der Häfen Siniutschöng an der Westseite von Liautong und Niutschwang wie Inkau am Golf von Liautong bemächtigen. Dort überall standen damals noch starke russische Truppen, und es war das Gerücht verbreitet, daß in Niutschwang wie Inkau sich Befestigungen befänden und daß die Russen beabsichtigten, dort einen energischen Widerstand zu leisten. Wieviel Wahrheit diesem Gerücht zugrunde lag ist, nie ermittelt worden. Wahrscheinlich ist es aber nicht, daß Kuropatkin je beabsichtigt hat, diese Orte auch nur vorübergehend zu halten.

Der moralische Eindruck der Schlacht bei Kintschau, der Einschließung und Blockade Port Arthurs war in Rußland ein sehr großer und besonders am Zarenhofe, wo die Gegner Kuropatkins wiederum alles in Bewegung setzten, um dieses Ereignis als eine Folge seiner fehlerhaften Kriegführung erscheinen zu lassen. Sie und ein Teil der Presse versuchten es als einen nationalen Ehrenpunkt hinzustellen, die Belagerung und damit eine schließliche Einnahme von Port Arthur unter allen Umständen zu verhindern und diesem Zweck auch die Operationen der mandschurischen Feldarmee unterzuordnen. Es ist wahrscheinlich, daß der damalige Statthalter und Oberkommandierende der gesamten Land- und Streitkräfte der Mandschurei, Admiral Alexejew, derselben Ansicht war. Er mochte vielleicht, abgesehen von persönlicher Gegnerschaft gegen Kuropatkin, noch die Befürchtung hegen, daß die chinesische Bevölkerung der Mandschurei und auch die mit ihren Truppen an der mandschurischen Grenze stehenden chinesischen Generale darin eine besonders große Einbuße des russischen Prestiges erblicken und dementsprechend ihre Haltung in feindseliger Weise ändern würden.

Russischer Dragoner.

Die Expedition Stackelberg und die Schlacht bei Wafangku.

Trotz der im Vorhergehenden geschilderten Verhältnisse verbreitete sich kurz nach der Einnahme von Kintschau die Nachricht, daß die russische Hauptarmee von ihrem bisherigen Konzentrationspunkt Liaujang den Marsch nach Süden zum Entsatz von Port Arthur angetreten habe. Den Kern dieser Gerüchte bildete, wie sich nicht lange nachher herausstellte, die Entsendung eines russischen Armeekorps in Stärke von ungefähr 40 000 Mann nach Süden. Dasselbe stand unter dem Oberbefehl des Generals Baron von Stackelberg. Nach dem bis jetzt vorliegenden Nachrichtenmaterial wird man sich die Vorgeschichte der Expedition Stackelberg folgendermaßen vorzustellen haben: Durch Vermittelung des Admirals Alexejew und der ihm nahestehenden Partei in Petersburg, ist an General Kuropatkin die Weisung ergangen, sofort alle nur möglichen Maßnahmen zu ergreifen, um Port Arthur zu entsetzen.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieser Befehl, selbst wenn wir ihn auch nur als Weisung bezeichnen wollen, von jedem Gesichtspunkt aus unrichtig war. Vergegenwärtigen wir uns im großen und ganzen die Verhältnisse. Kuropatkins Armee stand in ihrem Hauptteil nördlich oder südlich von Liaujang, man hat darüber etwas Genaues nie erfahren. Starke Aufklärungskräfte waren nach Süden bis Kaiping und nach Südosten bis an die Gebirgspässe vorgeschoben, hinter diesen stand Kuroki mit seiner ersten Armee, langsam und systematisch in Richtung der Wege, welche nach den Gebirgspässen führten, sich vorwärts arbeitend.

Bei Takuschan war nach den Tagen von Kintschau, vielleicht auch schon vorher, die Landung einer dritten Armee unter General Nodzu begonnen

worden. Diese Truppen sind vielleicht teilweise dem General Kuroki als Verstärkungen zugeflossen, teilweise bildeten sie die dritte Armee, welche in der Richtung quer über die Wurzel von Liautung herüber zunächst nach Siujan vorrückte. Auch in dieser Gegend befanden sich überall russische Truppen ver-

Wiederherstellung einer von den Russen zerstörten Bahnstrecke durch die Japaner.
(Nach einer Photographie.)

streut, wahrscheinlich zum allergrößten Teil Kosaken, deren Aufgabe war, in erster Linie mit dem Feinde überall Fühlung zu halten, seine Stärke, Bewegungen und Operationsziele auszukundschaften und die Nachrichten davon so schnell wie möglich nach dem russischen Hauptquartier gelangen zu lassen. Gelegentliche

Kämpfe brauchten diese zum Teil verhältnismäßig recht starken Kavallerie-kontingente nicht ängstlich zu vermeiden, sie waren im Gegenteil eng mit ihrer Aufgabe verknüpft, denn auch der Feind verfügte über vorgeschobene Aufklärungskräfte, welche ihrerseits verhindern sollten, daß die Russen die Bewegungen des japanischen Gros feststellten. Entscheidungskämpfe mußten aber die Russen unter allen Umständen vermeiden, auch die Aufklärungstrupps im kleinen. Diese durften sich nicht ganz aufreiben lassen, weil sonst ihr eigentlicher Zweck, die Aufklärung, nicht erfüllt wurde.

Ich mache diese eigentlich selbstverständlichen Ausführungen nur deswegen, weil in jenen Monaten jedes derartige Zurückweichen kleiner russischer Truppenkontingente nach vorherigem Kampf als militärischer Mißerfolg verschrieen wurde. Es ist das gänzlich unrichtig, denn es liegt im Wesen der Aufklärung, daß sie zurückweichen muß, sowie sie nicht den ihr gegenübertretenden Streitkräften durchaus überlegen ist. Man behauptete, es seien auf Liautung in den Sommermonaten 1904 volle zwei russische Divisionen in dieser Weise als Aufklärungskräfte verstreut gewesen. Die Richtigkeit oder Unrichtigkeit davon läßt sich weder an den Nachrichten selbst, noch an späteren Tatsachen nachweisen. Für die Beurteilung eines Entsatzversuchs nach Port Arthur kommt für uns hier nur die Tatsache in Betracht, daß in der Flanke eines nach Süden marschierenden russischen Heeres zwei japanische Armeen standen, nämlich die Armee Oku und die Armee Nodzu. Es wäre in der Tat unter solchen Umständen mehr wie unverständlich gewesen, wenn General Kuropatkin mit seiner Hauptarmee seine mit Sorgfalt so weit nördlich gewählte Stellung verlassen hätte. Hatte er ersteres doch gerade deswegen getan, um nicht von vornherein die Armee Kuroki nördlich von sich, also im Rücken, oder als eine Gefahr, die ihm schnell vom Rücken her kommen konnte, zu haben. Gewiß, General Kuroki war allein mit seiner Armee nicht stark genug, um offensiv gegen das Kuropatkinsche Gros vorzugehen. Wir kommen darauf noch später zurück.

Die Armee Nodzu war noch im Aufmarsch. Infolgedessen konnte sich Kuropatkin bei Liaujang bis auf weiteres sicher fühlen, Verstärkungen abwarten und seine Truppen zweckmäßig zusammenziehen. Ganz anders aber wurde die Lage mit dem Moment, wo er sich nach Süden in Bewegung gesetzt hätte. Dann hätte er, wie gesagt, zunächst zwei Armeen, nämlich Kuroki und Nodzu, in der Flanke und Kuroki schon sehr bald im Rücken gehabt. Die Bahn, deren Wichtigkeit ich ja wiederholt betont habe, mußte so in die Hände Kurokis fallen

und Kuropatkin wäre verloren gewesen. Ganz abgesehen von der Möglichkeit, nachher wieder zurückzugehen, wäre die Verpflegung der Armee ohne Hilfe der Bahn schon auf dem Wege nach Port Arthur eine Unmöglichkeit gewesen und der Erfolg wäre im günstigen Falle gewesen, daß Kuropatkin die Armee Oku besiegt und zurückgeworfen, vielleicht auch die Truppen des Generals Nogi besiegt hätte. Port Arthur wäre dann für eine Zeitlang frei gewesen, die russische Armee hätte sich aber in eine dauernde Gefangenschaft auf dem Südende von Kwantung begeben. Mit größter Leichtigkeit und Schnelligkeit konnten die Japaner über die von ihnen beherrschte See Truppen nach jedem beliebigen Punkt von Kwantung und Liautung bringen, und das Ende würde aller Voraussicht nach den Sieg bei Sedan weit hinter sich gelassen haben.

Möglich, das heißt aussichtsvoll, war ein Entsatzversuch nur unter der Bedingung, daß Kuropatkins Armee eine so große Stärke besessen hätte, um sich teilen zu können und doch im Norden und Süden erfolgreich zu sein und die rückwärtigen Verbindungen und auch die Verbindung zwischen der Expeditionsarmee und der in der Mandschurei zurückgebliebenen dauernd aufrecht zu erhalten. Dazu hätte aber wohl mindestens das Dreifache von der Truppenzahl gehört, welche dem General tatsächlich zur Verfügung stand, und so mußte jeder Versuch unter allen Umständen zu Mißerfolgen führen.

Kuropatkin stand also nach dem Empfang des Befehls von Petersburg vor einer Alternative. Man erzählt sich, dieser Befehl habe gelautet, „mindestens ein Armeekorps sei nach Kwantung zu entsenden". Kuropatkin mußte entweder gehorchen oder den Oberbefehl niederlegen; zum Nutzen der russischen Sache wählte er das erstere und hielt sich an das Minimum, welches ihm vorgeschrieben war, indem er ein Armeekorps in der Gesamtstärke von ungefähr 36000 Mann unter dem General Baron von Stackelberg nach Süden entsandte. Zugleich scheint er verhältnismäßig starke Aufklärungskräfte bis Kaiping vorgeschoben zu haben, um das Korps Stackelberg unter allen Umständen vor Überraschungen von der Flanke zu schützen. Daß diese 36000 Mann auf den Gang der Operationen keinen Einfluß haben würden, daß sie vielleicht verloren waren, hat sich der russische Oberfeldherr ohne Zweifel von Anfang an gesagt. Er gehorchte einfach dem Befehl und tat zu gleicher Zeit das Mögliche, um dem Korps Stackelberg nachher den Rückzug zu sichern.

Man hat viel wegen dieser Expedition und ihren Ursachen herumgeraten, und einigen erschien sie derartig sinnlos, daß sie meinten, Kuropatkin müsse doch

einen anderen Zweck noch damit verbunden haben. Er hätte eine sogenannte gewaltsame Erkundung auf Liautung vornehmen wollen. Unter einer gewaltsamen Erkundung versteht man eine Rekognoszierung, welche unter allen Umständen die Stärke des Gegners in einem bestimmten Umkreis feststellen soll und sich auch durch starke vorgeschobene gegnerische Streitkräfte nicht abhalten lassen darf. Es ist auch möglich, daß man sich im russischen Hauptquartier nicht ganz klar darüber war, ob die Armee Oku zur Belagerung von Port Arthur verwandt werde, oder, wie sie es ja wirklich tat, nach Norden marschierte.

Straßenbild aus Tokio: Japanische Straßenjugend beim Kriegspielen.
(Nach einer Photographie.)

Nun mag die Okusche Armee im ganzen vielleicht allerhöchstens 45000 Mann an Kämpfern gezählt haben, vielleicht war sie dem Korps Stackelberg überhaupt nicht überlegen, außer an Artillerie. Zu einer gewaltsamen Erkundung in solcher Stärke lag also kein Grund vor; man hätte das ebensogut durch Aufklärungstruppen auf der Linie Siujan-Kaiping feststellen können. Außerdem hat General Kuropatkin in jener Zeit sicher nicht über so große Truppenmengen verfügt, daß es ihm nicht darauf angekommen wäre, 40000 Mann eventuell auf Nimmerwiedersehen zu detachieren. Aus dem russischen Hauptquartier sind später auch Stimmen in die Öffentlichkeit gelangt, welche unumwunden zugaben, die Expedition Stackelberg sei gegen die ursprünglichen Intentionen Kuropatkins von obenher veranlaßt worden.

Der General von Stackelberg trat, soweit wir unterrichtet sind, in den ersten Junitagen den Marsch nach Süden an, es hieß damals, am 2. Juni, er marschiere mit 14000 Mann auf Wafangku, einer Bahnstation auf Kwantung, los. Diese Nachricht schien trotz ihrer Bestimmtheit so unglaublich, daß meist

angenommen wurde, diese 14000 Mann bildeten nur die Vortruppen der ebenfalls nach Süden marschierenden Hauptarmee.

Kurz darauf begannen an verschiedenen Stellen Kwantungs, eben nördlich der Grenzlinie des russischen Pachtgebietes Pitsewo-Port Adams, verschiedentlich kleine Gefechte, so daß kein Zweifel mehr obwalten konnte, es seien dies die

beiderseitigen Vorposten zweier Armeen, welche sich einander näherten. Bald darauf war es gewiß, daß die ganze zweite Armee unter General Oku entschlossen nach Norden marschiere. Ich habe schon oben angedeutet, daß dieser Vormarsch aller Wahrscheinlichkeit nach von vorneherein beabsichtigt war, um den linken Flügel der späteren japanischen Armeekonzentration in der Mandschurei zu bilden. Jedenfalls war das Korps Stackelberg wohl keineswegs die Veranlassung zu der nördlichen Bewegung des Generals Oku, ich glaube vielmehr, daß man es hier mit einer sogenannten Begegnungsschlacht zu tun hatte.

Es wäre ja wahrscheinlich für die Japaner viel vorteilhafter gewesen, den General von Stackelberg bei Kintschau zu erwarten und dann von der Land- und Seeseite aus völlig zu vernichten, als ihm jetzt in ungefähr gleicher Stärke, wenn auch mit überlegener Artillerie, gegenüberzutreten. Unmöglich kann übrigens Kuropatkin, wie deutsche Schriftsteller es behauptet haben, geglaubt haben, die 35—40000 Mann Stackelbergs würden imstande sein, eine Vereinigung der beiden Armeen Oku und Nodzu zu verhindern. Das kleine Korps wäre von diesen beiden einfach zerrieben worden.

General Oku verfügte, japanischen Nachrichten zufolge, über drei Infanteriedivisionen, einschließlich einer Reservebrigade, ferner über eine Kavallerie- und eine Artilleriebrigade. Nachdem er von der Annäherung Stackelbergs durch seine Aufklärungskräfte und deren Gefechte Kunde erhalten hatte, teilte er seine Armee in drei Kolonnen, von denen die mittlere die Eisenbahnstrecke benutzte, die östliche, also rechte, das Flußtal des Taschanho, während die westliche weit nach links ausholte und, wie die Skizze (S. 25) zeigt, zunächst auf der nach Futschau führenden Straße, dann in der Ebene westlich der Hügelketten von Suschuanku vorrückte, den Futschau-Fluß überschritt und zunächst auf der Anhöhe von Natschialing Stellung nahm.

Die Schlacht bei Wafangku.

Damit haben wir etwas vorgegriffen. Die Russen hatten, nachdem durch die vorgeschobenen Aufklärungskräfte einwandfrei festgestellt war, daß eine starke japanische Streitmacht im Anzuge sei, eine für die Verteidigung scheinbar sehr günstige Stellung eingenommen. Dieselbe (wir verweisen für dies und das folgende auf die Skizze) befand sich am südlichen Abhange einer Höhenkette, welche durch die Namen Wangtschiatung und Lungwangmiao charakterisiert wird. Sie zog sich quer über den hier annähernd nach Norden fließenden Futschau und die Eisenbahn herüber. Dicht hinter der Stellung befindet sich der Ort, nach welchem die Schlacht genannt ist, Wafangku und nördlich davon Telissu, eine kleine, ebenfalls an der Straße liegende Ortschaft, nach welcher die Japaner bis jetzt die Schlacht benennen. Hier standen die russischen Reserven. (Es muß zu der Skizze und der nachfolgenden Beschreibung bemerkt werden, wie übrigens zu fast allen Schilderungen, welche wir von Schlachten und Operationen geben werden, daß sie auf einer Kombination russischer und japanischer Darstellungen beruhen, auf eine absolute Richtigkeit aber schon deswegen keinen Anspruch machen können, weil die Kartographie jener Gegenden, sowohl auf Liautung wie in der Mandschurei, eine höchst unvollkommene ist. Ortsnamen spielen in diesen Schlachten die Hauptrolle, welche wir vielfach auf keiner Karte verzeichnet sehen und deren Lage eben nur nach den Angaben der beiden Parteien zu vermuten ist. Dementsprechend sind natürlich auch diese Orte geographisch verschieden von den beiden Parteien angegeben worden. Je nachdem beide die eingenommene Stellung der Truppen dargestellt wünschen.)

Die Vortruppen der Russen kamen schon am 13. Juni mit den japanischen Truppen (es waren wahrscheinlich von der mittleren Kolonne vorgeschobene) in Berührung. Es entspann sich ein Gefecht, infolgedessen sich die Russen auf ihre Stellung zurückzogen. Am nächsten Tage rückte General Oku mit dem Zentrum nach Norden vor und eröffnete von dem südlich Wafangku gelegenen Orte Wafangtin ein heftiges Feuer mit seiner überlegenen Artillerie gegen die russische Stellung. Der rechte japanische Flügel griff ebenfalls an, jedoch vorläufig frontal und ohne die Absicht eine Überflügelung zu versuchen.

Die Dunkelheit machte dem Kampfe ein Ende und während der Nacht schoben die Japaner, besonders auf dem linken Flügel, die westliche Kolonne weit vor nach Kaotschiatun und im weiteren Verlauf am 15., wie die Skizze

Vorgehen japanischer Artillerie bei Wafangku.
(Nach einer Skizze von M. Michael.)

Untergang eines japanischen Torpedobo
(Nach einer Originalzeichnu

auf der Reede von Port Arthur.
von M. Plinzner.)

Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg

zeigt auch nach Hungtschiatung. Es gelang ihnen, eine beträchtliche Menge Artillerie und auch Infanterie der mittleren Kolonne auf eine am rechten Flügel der Russen gelegene Anhöhe hinaufzubringen. General von Stackelberg scheint sich nicht ganz darüber klar gewesen zu sein, wie stark sein Gegner war. Er glaubte am 15. morgens (nach den Nachrichten, die wir darüber erhalten haben) jedenfalls, daß er mit Erfolg die Offensive ergreifen könne und auch, daß das Gefecht des vorigen Tages jedenfalls nicht zu seinen Ungunsten ausgefallen sei. Er ging deswegen mit seinem linken Flügel sofort am Morgen zum Angriff über.

Scheinbar hatten die Japaner gerade hier ein derartiges Vorgehen erwartet und sich auf die Defensive eingerichtet; außerdem war eine starke Kavallerie-Abteilung weiter ab am rechten Flügel aufgestellt und brach, sobald der russische linke Flügel seine Vorwärtsbewegung begann, auf diesen vor. Das ganze Verhalten der Japaner ging also auf eine wohlberechnete Täuschung über die taktischen Absichten des Generals Oku aus. Man wollte die Russen glauben machen, es drohe ihnen von hier Gefahr und hinter den Höhen im Osten hielten sich noch stärkere japanische Truppen verborgen. Jedenfalls ist es Tatsache, daß General von Stackelberg sein ganzes Augenmerk auf den rechten japanischen Flügel richtete und dorthin auch seine Hauptkraft konzentrierte, während er die Umgehungsbewegung des japanischen linken Flügels vom Westen scheinbar überhaupt nicht bemerkt hat. Er zog deswegen, wie es scheint, auch einen Teil seiner Reserven sofort heran und versuchte den japanischen rechten Flügel zu umgehen und in der Flanke zu fassen. Zu diesem Zweck scheint auch die Artillerie auf den Hügel Tschengtsuschang hinaufgebracht worden zu sein.

Die Japaner mochten diese Absicht vorausgesehen haben und hatten vielleicht schon während der Nacht vorher ihren Flügel derart nach rückwärts gebogen, daß die Truppen der Russen zu einer Überflügelung nicht ausreichten. Zugleich aber hatte General von Stackelberg auch in einer ganz auffallenden Weise, auffallend besonders nach den Erfahrungen des vorigen Tages, die japanische Artillerie unterschätzt. Diese griff nunmehr von der Mitte aus ein, ebenfalls vom rechten Flügel und hatte derart überwältigende Erfolge, daß die Russen in kurzer Zeit auf die Defensive sich beschränken mußten.

Der linke japanische Flügel hatte unterdessen seine Umgehungsbewegung fortgesetzt und drang nun teilweise auf die russische Flanke vor, teilweise holte er noch weiter aus, oder hatte es getan, um den Russen ihren Rückzug abzuschneiden.

Unter diesen Umständen blieb dem General von Stackelberg nichts anderes übrig, als so schnell wie möglich zurückzugehen. Wie er seine Operation angesetzt hatte, und er hatte sie ohne Zweifel unrichtig angesetzt, rechnete er auf einen Erfolg gegen den rechten Flügel und das Zentrum der Japaner. Hier wurde er hauptsächlich durch die Artillerie zurückgeschlagen, und nun kam die zweite Gefahr von seinem rechten Flügel hinzu. Dort drängten die Japaner von der Seite, von Osten und in der Mitte von vorne, also war das Spiel verloren.

General von Stackelberg soll außerdem noch den Fehler gemacht haben, daß er einen großen Teil seiner Reserven soweit rückwärts, scheinbar in der Nähe des Ortes Telissu, gelassen hatte, daß es nicht möglich war, diese rechtzeitig heranzuziehen. Ob er aber selbst mit gesammelten Kräften Erfolg erzielt haben würde, mag dahingestellt bleiben, denn die japanische Artillerie hat allen Nachrichten zufolge qualitativ eine derartig erdrückende Überlegenheit gezeigt, daß sie und nicht die Infanterie den Tag entschied.

Über die Stellungen der russischen und japanischen Artillerie wissen wir nichts Sicheres; wohl aber scheint es, als ob die russische, welche quantitativ nur wenig unterlegen war, nicht richtig verwendet wurde. Die Russen haben nachher gesagt, und es ist das auch sehr wahrscheinlich, daß eine große Anzahl chinesischer Spione während der Nacht vom 14. auf den 15. den General Oku so genau über die Stellung und Bewegungen der Russen orientiert hatten, daß er in der Lage war, Gegenbewegungen zu treffen, welche General von Stackelberg nicht voraussehen konnte.

Es ist dies eine Erfahrung, welche sich durch die ganzen bisherigen Operationen des Landkrieges hindurchzieht. Die Chinesen, welche entweder als Troß den beiden Armeen folgten oder sich in Erdlöchern und anderen Schlupfwinkeln verbargen, oder aber unter der Maske harmloser Eingeborener auftraten, haben stets die japanischen Führer ganz ausgezeichnet auf dem Laufenden erhalten. Wahrscheinlich spielten sie dann auch eine Doppelrolle, indem sie sich offiziell von den Russen zu Kundschafterdiensten gebrauchen ließen, tatsächlich aber im Sinne der Japaner arbeiteten. Sonst sind die Maßnahmen des Generals von Stackelberg bei Wafangku nicht erklärlich, zumal seine Sorglosigkeit auf dem westlichen Teil des Schlachtfeldes. Über seine Persönlichkeit ist vieles gesagt worden, was wir hier jedoch als nicht einwandfrei begründet unberücksichtigt lassen wollen. Die ganze Aktion ist nicht klar genug, um in

Einzelheiten urteilen zu können. Nur scheint das zweifellos zu sein, daß die Japaner hier zum erstenmal, wie nachher noch oft, die Nacht nicht zur Ruhe sondern zu einer außerordentlich emsigen Tätigkeit benutzt haben, speziell ihre Artillerie soll am Morgen des 15. Stellungen eingenommen haben, an welchen General von Stackelberg sie nicht vermuten zu können glaubte.

Am Nachmittag des 15. begann der russische Rückzug auf der ganzen Linie und zwar längs der Bahn, der ihr nahen Straße und des hier eine Strecke lang beinahe parallellaufenden Futschauflusses. Den von Telissu vorgegangenen Reserven gelang es noch, südlich dieses Ortes den nachrückenden Japanern soviel Widerstand zu leisten, daß die geschlagenen Truppen sich zurückziehen und der Umklammerung von Westen entgehen konnten.

Eine Verfolgung ist von japanischer Seite scheinbar garnicht versucht worden. Es mag sein, daß die Schwierigkeiten des Geländes daran die Hauptschuld trugen, vielleicht auch, daß General von Stackelberg den Rückzug ins Werk setzte, ehe der japanische Führer die Anstalten dazu bemerkte. Endlich dürfte der Mangel an Kavallerie vielleicht auch einen wesentlichen Grund zu dieser Unterlassung bilden. Vollkommen klar ist es immerhin nicht, denn Ermüdung der Truppen, wie sie später bei den großen Kämpfen in der Mandschurei in hohem Grade vorhanden war, kann hier nicht die Ursache gewesen sein. Wäre es dem General Oku möglich gewesen, eine energische Verfolgung in die Wege zu leiten, so hätte der Ausgang für das Korps Stackelberg verhängnisvoll werden können. Der Rückzug soll nämlich in großer Unordnung und in drei getrennten Kolonnen vor sich gegangen sein.

Über die Verluste sind verschiedene Angaben vorhanden, für deren Richtigkeit nicht gebürgt werden kann. Nach einer Version sollen die Russen 20 Geschütze, eine Fahne, 1000 Tote und Verwundete, außerdem 800 Gefangene verloren haben, nach einer anderen 3500 Mann und 130 Offiziere. Der Verlust der Fahne ist von ihnen nachher energisch in Abrede gestellt worden. Die Verluste der Japaner sollen gegen 1000 Offiziere und Mannschaften betragen haben. Der Rückzug eines Teiles der russischen Truppen konnte mittels der Bahn allerdings sehr schnell bewerkstelligt werden, und die Gerüchte, daß die Leistungsfähigkeit der ersteren momentan überhaupt versagt habe, sind nicht einwandfrei bestätigt worden.

In Petersburg war man nach diesem unglücklichen Treffen natürlich zunächst in großer Besorgnis, man hielt es für möglich, wie ich schon oben angedeutet habe, daß General Oku schnell nach Norden hinterhermarschieren, und daß außerdem General Nodzu mit der Takuschan-Armee auf der Linie Siujan-Kaiping früher die Bahnlinie und die Straße erreichen würde, als das Korps Stackelberg diese Linie passiert hätte. Es traf nichts von alledem ein. Am 7. Juni war zwar schon die Einnahme von Siujan durch die Japaner gemeldet worden, aber der Ort ist augenscheinlich nur durch schwache russische Aufklärungskräfte vorher besetzt gewesen, und konnte also auch durch japanische Vortruppen schon genommen werden. Das Gros der Armee Nodzu hat sich ohne Zweifel noch erheblich von Siujan entfernt befunden, und es ist von vornherein wohl nicht daran zu denken gewesen, mit namhaften Streitkräften schnell auf der genannten Linie vorzurücken.

Wir dürfen diese ganzen Bewegungen der Japaner, das heißt also hier der zweiten und dritten Armee, überhaupt nur unter dem Gesichtspunkte beurteilen, daß ihr konzentrischer Vormarsch im Verein mit der Armee Kuroki, welche schon an den nordöstlichen Gebirgspässen stand, planmäßig und sorgfältig vorbereitet wurde. Ganz unrichtig ist die Ansicht, daß das Vorgehen Okus nach Norden durch das Erscheinen des Armeekorps Stackelberg auf Liautung verursacht sein sollte. Dieser Vormarsch hat vielmehr von Anfang an in den Absichten der japanischen Armeeleitung, verkörpert durch den Marschall Oyama, gelegen, und es mußte ihr vor allem darauf ankommen, daß in Anbetracht der großen Entfernungen und der örtlichen Schwierigkeiten die Armeen so schnell wie irgend möglich einheitlich und systematisch ihren Aufmarsch bewerkstelligten und zugleich Fühlung miteinander nahmen. Selbstverständlich mußte jeder der Armeeführer das vor ihm liegende Land völlig von den Russen säubern und jeden Widerstand niederschlagen. Man durfte sich keinen Feind im Rücken lassen.

Auf der anderen Seite begründete sich wohl gerade in dieser sorgfältigen und systematischen Vorbereitung der späteren Gesamtoperation auch, daß man nicht kleineren Teilerfolgen eine besondere Wichtigkeit beimaß und sich begnügte, General von Stackelberg zu schlagen, langsam nachzurücken und das Land zu okkupieren. Möglich ist ferner auch, daß die Japaner damals tatsächlich geglaubt haben, hinter dem General Stackelberg folge Kuropatkin mit seiner Hauptmacht und ersterer sei nur bestimmt gewesen, gewaltsam zu erkunden und die Sieger

Durchbruch des Geschwaders von Port Arthur am 10. August 1904.
(Nach einem Originalaquarell von C. Schön).

möglichst weit vorzulocken. Da mochte sich denn General Oku einerseits, und Nodzu andererseits allein nicht stark genug fühlen.

Im Gegensatz zu der Einnahme der Höhen von Kintschau war der Mißerfolg bei Wafangku ein solcher, der hätte vermieden werden können. Die Expedition Stackelberg war von vornherein völlig aussichtslos und die Niederlage des Generals, mochte er auch noch Fehler begehen oder nicht, früher oder später sicher. Es ist nie außer Acht zu lassen, daß von dem Augenblick an, wo die Japaner die Seeherrschaft besaßen, sie mit großer Leichtigkeit im Bereiche der ganzen Küsten-

Russische Schwestern vom Roten Kreuz.
(Nach einer Photographie.)

gebiete, bald hier bald dort, bedeutende Truppenmassen landen konnten. Wäre also selbst die dreifache russische Macht von Norden her bis Kwantung durchgedrungen, hätte diese selbst zunächst einen Teilerfolg gehabt, so wäre sie doch über kurz oder lang verloren gewesen, denn auf beiden Seiten der Halbinsel hätten die Japaner Truppen gelandet, sowohl in der Front wie im Rücken der Russen, sie abgeschnitten, erdrückt und vernichtet. Ein großer materieller Mißerfolg war ja die Schlacht von Wafangku nicht und der Verlust von ein paar tausend Menschen und 20 Geschützen wog nicht schwer, dagegen mußte die ungünstige moralische Wirkung immerhin als recht wenig wünschenswert betrachtet werden.

Die Lage und die Ereignisse zur See im Juni 1904.

Am 11. Juni verbreitete sich plötzlich das Gerücht, daß das russische Wladiwostock-Geschwader sich nicht weit von Port Arthur gezeigt habe und während dichten Nebels im Gelben Meere von japanischen Kriegsschiffen beschossen und fortgejagt worden sei. Die Nachrichten haben sich nicht bestätigt, und man kann jetzt annehmen, daß ihre Ursache lediglich das Auslaufen der Kreuzer aus Wladiwostock gewesen ist. Die Japaner hatten stets die Furcht, daß die in Port Arthur liegenden Schiffe mit den Wladiwostock-Kreuzern nach vorheriger Verständigung sich zu vereinigen beabsichtigten.

Dieser Gedanke lag ja auch recht nahe. Wie im ersten Bande auseinandergesetzt worden ist, war die japanische Schiffszahl nicht groß genug, um außer Port Arthur und den Küsten von Kwantung noch den Hafen von Wladiwostock zu bewachen, geschweige denn zu blockieren.

Die japanische Flottenleitung befand sich in der unbehaglichen Lage, auf gut Glück ein Kreuzergeschwader unter Admiral Kamimura in der Koreastraße kreuzen lassen zu müssen, um womöglich dort als an der engsten Stelle die von Norden kommenden russischen Kreuzer abzufangen und zur Schlacht zu zwingen. Wie die Zusammensetzung dieses Kreuzergeschwaders war, wissen wir nicht. Wahrscheinlich wechselte sie je nach den Nachrichten, die man über Bewegungen der Wladiwostock-Kreuzer erhielt, einerseits und andererseits, nach den Anforderungen, welche die Lage im Gelben Meer, speziell bei Port Arthur, an die japanische Flotte stellte.

Man war ferner darüber orientiert, daß in Port Arthur die Arbeiten an den beschädigten Schiffen „Zäsarewitsch", „Retwisan" und „Pallada" mit allen Kräften gefördert wurden, und nach der Einschließung von Port Arthur von der Landseite lag es auf der Hand, daß das dort befindliche Geschwader unter allen Umständen trachten mußte, seine schwer bedrohte Basis zu verlassen und sich nach Wladiwostock durchzuschlagen. Wie die ganzen Dispositionen des Admirals Togo darauf hinausliefen und auch hinauslaufen mußten, einem solchen Ausfall des Port Arthur-Geschwaders sofort entgegenzutreten, haben wir ebenfalls schon früher dargelegt. Man wußte außerdem wohl nicht, was von der

Energie und den Führereigenschaften des nach Makaroffs Tode ernannten Geschwaderchefs, Admiral Witthöft, zu halten war.

Admiral Togo befand sich also in der unangenehmen Lage, mit der Möglichkeit rechnen zu müssen, daß ihn die Wladiwostock-Kreuzer im Rücken anfielen.

Eine weitere Beunruhigung erwuchs aus der möglichen Gefährdung der Truppentransporte im Gelben Meere. Gerade jetzt, wo es sich darum handelte, mit möglichster Geschwindigkeit die Belagerung von Port Arthur zu beginnen, schwere Geschütze, Belagerungsgeräte aller Art, Vorräte an Munition, Proviant usw. für die Belagerungsarmee in den südlichen Häfen Kwantungs auszuschiffen, war der Sicherungsdienst der Transportdampfer wichtiger und verantwortlicher denn je.

Zerstörung japanischer Truppen-Transportdampfer.

Am 15. Juni befanden sich die drei russischen Panzerkreuzer „Rossija", „Gromoboi" und „Rurik" in der Koreastraße und kreuzten dort mit der Absicht, japanische Transportdampfer abzufangen. Wo sich damals Kamimura mit seinen Kreuzern aufhielt, ist nicht bekannt geworden, wahrscheinlich aber war er im Gelben Meere. Ebensowenig wissen wir, wie lange die Russen damals Wladiwostock schon verlassen hatten, ob sie tatsächlich im Gelben Meere gewesen waren, oder nur in der Japanischen See. Wahrscheinlich dürfte das letztere der Fall sein, oder aber sie befanden sich schon seit mehreren Tagen nahe der Koreastraße, und es war ihnen nur bis dahin nicht gelungen, japanische Schiffe abzufassen. Ihr Standort am 15. Juni ist auch nur deswegen bekannt geworden, weil es ihnen gelang, dort einige Dampfer zu fassen. Am hellen Tage gelang es dem Kreuzer „Gromoboi", den Transportdampfer „Idzumi-Maru" einzuholen und durch Schüsse in den Grund zu bohren. Der „Idzumi-Maru" führte Truppen an Bord, von denen ein Teil über Bord sprang, um der Gefangenschaft zu entgehen. Über hundert wurden gleichwohl aufgefischt und an Bord des „Gromoboi" gebracht. Zwei andere Dampfer, welche sich nicht weit vom „Idzumi-Maru" befunden haben, sichteten die russischen Kreuzer zeitig genug, um sich nach der kleinen Insel Iki in der Koreastraße zu retten. Bald darauf bekam man zwei weitere Dampfer in Sicht, den „Hitachi-Maru" und „Sadu-Maru", von denen der erste Truppen an Bord führte, der zweite Pferde- und Eisenbahnmaterial. Der „Gromoboi" forderte zur Übergabe auf, die Besatzung aber weigerte sich und nun wurde mit Torpedos und Geschützen auf sie gefeuert, bis sie sanken. Das

Die Zerstörung des japanischen Transportdampfers „Sadu-Maru“ durch einen Torpedoschuß des russischen Panzerkreuzers „Gromoboi“.
(Nach einer Originalzeichnung von C. Schön.)

hat scheinbar sehr lange gedauert, trotzdem sich der „Gromoboi" nur in geringer Entfernung von den Schiffen befand. Die Russen müssen also sehr schlecht geschossen haben, eine Tatsache, welche durch die späteren Ereignisse vollauf bestätigt worden ist.

Der gesunkene „Sadu-Maru".

Ein Teil der Dampferbesatzungen rettete sich in kleinen Booten oder schwimmend nach den nicht weit entfernten Inseln, die größere Hälfte jedoch ertrank. An Bord des „Hitachi-Maru" befand sich ein ganzes Regiment Infanterie.

Die russischen Kreuzer wurden von dem Admiral Besobrasoff geführt, während der Oberbefehlshaber der gesamten Seestreitkräfte, Admiral Skrydloff, in Wladiwostock geblieben war. Nach dessen späterem Bericht haben die drei in den Grund gebohrten Dampfer zusammen 15000 Tonnengehalt gehabt. Ihr Verlust war für die Japaner also ein recht unangenehmer, umsomehr wegen der großen Einbuße an Menschen. Außerdem sollen noch zwei Segelschiffe in jenen Tagen von den Kreuzern in den Grund gebohrt worden sein.

Auf diese alarmierenden Nachrichten hin wurden sofort zwei Kreuzergeschwader vom Admiral Togo zur Verfolgung der Russen ausgeschickt. Das eine, unter Admiral Kamimura, bestand jedenfalls aus mindestens vier Panzerkreuzern und einer Anzahl kleiner Kreuzer, das zweite bildete wahrscheinlich nur eine Torpedobootsflotille und stand unter dem Befehl des Admirals Trunoda. Wo sich diese beiden Verbände vorher befanden, ist nicht ersichtlich. Bezüglich der Torpedobootsflotille darf man aber wohl annehmen, daß sie von vornherein an einer nahe der Koreastraße gelegenen Küstenstation ihre Operationsbasis gehabt hat.

Die Russen haben sich nach ihren Erfolgen, an der Westküste Japans entlangfahrend, nach Norden gewandt, und zwar so zeitig, daß es weder Kamimura noch Trunoda gelang, sie überhaupt in Sicht zu bekommen.

Unterwegs hielten die russischen Kreuzer noch einen großen Kohlendampfer, den „Allanton" an, belegten ihn mit Beschlag und schickten ihn mit einem Detachement von Offizieren und Matrosen nach Wladiwostock. Hier wurde kurz darauf vom Prisengericht die Beschlagnahme für rechtmäßig erklärt. Nicht anders erging es dem Dampfer „Cheltenham", einem ursprünglich englischen Schiff von 6000 Tonnen Raumgehalt, welches die Japaner bei Ausbruch des Krieges angekauft hatten. Der „Cheltenham" hatte Eisenbahnmaterial in großen Mengen geladen, wurde angehalten, beschlagnahmt und nach Wladiwostock geschickt, wo das Prisengericht die Beschlagnahme ebenfalls für rechtmäßig erklärte.

So war diese Expedition Besobrasoffs sehr erfolgreich verlaufen. Man hatte die japanische Transportflotte empfindlich geschwächt, der Armee Verluste an Menschen und Material zugefügt und vor allem eine ganz außerordentliche Unsicherheit und Beunruhigung verbreitet.

Admiral Kamimura war schon am 19. Juni nach der Koreastraße wieder zurückgekehrt, nachdem er die Russen nördlich davon nicht mehr gefunden hatte. Es zeigte sich darin auch wieder, wie empfindlich die Japaner ihren Mangel an Schiffen bemerkten: Kamimura konnte sich nicht auf eine weitere Verfolgung nach Norden einlassen, denn mit seinen wenigen Schiffen war er nur imstande, einen sehr kleinen Teil der großen Meeresfläche abzusuchen und konnte jeden Augenblick erwarten, daß die russischen Kreuzer in großem Bogen um ihn herumgefahren waren und hinter seinem Rücken wieder nach der Koreastraße oder dem Gelben Meere vordrangen. Er mußte sich deswegen darauf beschränken, wieder an diesem Engpaß Stellung zu nehmen und zwischen den dortigen Inseln die Durchfahrten scharf zu überwachen.

Admiral Besobrasoff ist dann scheinbar direkt nach Wladiwostock zurückgekehrt, um Kohlen und Vorräte aufzufüllen. Wahrscheinlich aber hat er mit seinem Geschwader bald darauf den Hafen wieder verlassen, um seine Kreuzfahrten fortzusetzen. Im einzelnen ist darüber ebensowenig in die Öffentlichkeit gedrungen, wie über die Operation der japanischen Schiffe, es erschwert das die Übersicht über den Seekrieg mit seinen Verhältnissen ganz außerordentlich. Wir sind während des ganzen Sommers und Herbstes noch weniger imstande als bei den Landoperationen, die Ereignisse auseinander abzuleiten, die Verteilung der Streitkräfte in ihrem Wechsel und mit ihren beständigen Verschiebungen zu verfolgen und festzustellen. Nur Ereignisse, wie die genannten, oder ein Zusammentreffen der gegnerischen Schiffe liefern, wenn nicht einen festen Punkt,

so doch einen Anhalt für die Charakterisierung des Seekrieges. Allerdings einen wenig vollkommenen. Denn selbst, was die Gefechte anlangt, hat man fast kein einziges Mal wirklich Unanzweifelbares über die Zusammensetzung der japanischen Streitkräfte erfahren.

Erster Durchbruchsversuch des Port Arthur-Geschwaders.

Admiral Witthöft hatte also beschlossen, sich womöglich den gegenwärtigen und den noch zu erwartenden Schwierigkeiten durch Verlassen von Port Arthur endgültig zu entziehen. Merkwürdigerweise scheint er geglaubt zu haben, es werde ihm dies ohne Kampf möglich sein. Wie früher schon gesagt, war es den Russen trotz der mangelhaften Dockanlagen in Port Arthur gelungen, sämtliche durch Torpedos oder Minen beschädigten Schiffe wieder zu reparieren, darunter die Linienschiffe „Zäsarewitsch", Retwisan", und „Pobjeda". Sie verfügten somit also wieder über sechs Schiffe und waren der japanischen Flotte um zwei Linienschiffe überlegen, denn diese hatte ja die „Hatsuse" und „Jaschima" verloren.

Die Beschädigungen der „Jaschima" mußte ich im vorigen Bande noch als unverbürgt bezeichnen. Inzwischen haben aber die Japaner selbst den völligen Verlust dieses Schiffes zugegeben. Es blieben ihnen also nur vier moderne Schlachtschiffe gegenüber den sechs der Russen und außerdem noch ein alter Panzer, den man vor zehn Jahren den Chinesen abgenommen hatte.

Diese Unterlegenheit wurde teilweise allerdings durch die Panzerkreuzer ausgeglichen, besonders die beiden, welche zu Beginn des Krieges angekauft worden waren: „Nisshin" und „Kassuga" waren wohl imstande, in die Schlachtlinie mit Erfolg einzuspringen. Ihre Artillerie und ihr Panzerschutz befähigten sie, denjenigen der russischen Linienschiffe, welche schon stark veraltet und verhältnismäßig schwach armiert waren, im Kampf entgegenzutreten. Die übrigen Panzerkreuzer der Japaner waren vollzählig jedenfalls nicht vorhanden, da sie größtenteils zu anderen Aufgaben, wie z. B. zur Überwachung der See gegen Beunruhigung durch das Wladiwostock-Geschwader benutzt wurden. Immerhin konnte also von einer sogenannten erdrückenden Überlegenheit auf japanischer Seite nicht gesprochen werden, trotzdem etwa 30 Torpedoboote zur Stelle gewesen sein sollen.

Admiral Witthöft hatte beschlossen, am 23. Juni auszulaufen; es ist ihm aber nicht gelungen, diese seine Absicht bis zu dem Tage geheim zu halten.

Auslaufen des Geſchwaders von Port Arthur.
(Nach einer Skizze von C. Schön.)

Schon am 22. abends zeigten ſich japaniſche Torpedoboote auf der Reede, augenſcheinlich mit der Abſicht, dort Minen zu legen. Man verjagte ſie mit ſtärkeren Schiffen, und es ſteht nicht einwandfrei feſt, ob es ihnen gelang, ihre Abſicht zu erreichen. Jedenfalls aber wurde ſchon durch die Gefahr, daß dem ſo ſein könnte, am Morgen des 23. Juni das eigentliche Auslaufen nicht unerheblich verlangſamt.

Man begann damit um 8 Uhr morgens, und drei Stunden ſpäter lag das ganze Geſchwader außerhalb der ſchmalen Hafendurchfahrt auf der Reede.

Bevor man den Kurs nach See richtete, galt es nun, das Fahrwaſſer in einer gewiſſen Breite frei von Minen zu machen. Man mußte alſo einen Waſſerſtreifen von einer beſtimmten Breite ſyſtematiſch abſuchen, und hatte zu dieſem Zweck eine Anzahl kleiner Fahrzeuge, wie ältere Torpedoboote, Dampfer und Pinaſſen, zum Minenſuchen eingerichtet, die man vor dem Geſchwader herſchickte. Da die Sache etwas lange dauerte, ging das Geſchwader vorläufig wieder auf der Reede vor Anker

Es wurde eine große Anzahl von Minen unter der Wasseroberfläche schwimmend und teilweise auch treibend gefunden.

Erst am Nachmittag konnte das Geschwader Anker lichten und in See gehen. Die Linienschiffe fuhren in langer Reihe eins hinter dem anderen, seemännisch ausgedrückt „in Kiellinie". An der Spitze das Flaggschiff mit dem Admiral Witthöft, nach vorn und nach den Seiten hatte man, zur Deckung gegen feindliche Torpedobootsangriffe, Kreuzer und Torpedoboote vorgeschoben.

Admiral Witthöft
(Nach einer Photographie.)

Das russische Geschwader lief mit voller Geschwindigkeit und Admiral Witthöft hoffte, daß er dadurch imstande sein werde, sein Geschwader möglichst ohne Kampf in die freie See hinauszuführen; — das sollte ihm aber nicht gelingen!

Die ständig vor der Reede von Port Arthur Wache haltenden japanischen Kreuzer hatten sofort, nachdem die russischen Vorbereitungen zum Auslaufen bemerkt worden waren, funkentelegraphisch Admiral Togo an Bord seines Flaggschiffs benachrichtigt. Wo sich Admiral Togo befand, wissen wir nicht, wohl aber ist es nach den schon früher erwähnten Verhältnissen und der starken Inanspruchnahme aller japanischen Schiffe durch den Blockadedienst anzunehmen, daß die japanischen Linienschiffe auf ein ziemlich weites Gebiet zerstreut waren.

Für derartige Fälle, wie ein Auslaufen der Russen, waren natürlich alle Dispositionen getroffen; ein bestimmtes kurzes Signal hatte man verabredet, ein Rendezvous, nicht weit von Port Arthur hinter einer kleinen Insel, und, was die Hauptsache war, alle Schiffe mußten sich stets in einer Entfernung von einander befinden, welche dauernd die sichere Signalverbindung gewährleistete.

Auch diesmal hatte das Sammeln des japanischen Geschwaders vorzüglich und mit großer Schnelligkeit funktioniert, und schon gegen Mittag befand sich Admiral Togo nicht weit von Port Arthur im Schutze der kleinen Insel, welche verhinderte, daß man von der Reede Port Arthurs oder von Liautischan die japanischen Schiffe sehen konnte. Diese Insel liegt so, daß ein aus Port Arthur auslaufendes Geschwader gezwungen ist, nicht allzuweit davon zu passieren.

Admiral Witthöft scheint keine Ahnung davon gehabt zu haben und lief, wie gesagt, aus. So wie er von der Küste frei war und seinen Kurs nach Südosten wendete, kam Admiral Togo aus seinem Versteck heraus mit einem derartigen Kurse, daß er vorn vor dem russischen Geschwader vorbeikommen mußte.

Zur Erklärung sei erwähnt, daß dieses eine Position ist, welche von jedem Geschwaderführer angestrebt werden muß. Gelingt es, die eigene Linie quer vor der feindlichen und zwar vor ihrer Spitze oder ihrem hinteren Ende vorbeizuziehen, so hat man die Möglichkeit, beinahe alle Geschütze der einen Seite auf die feindlichen Spitzen- oder Schlußschiffe zur Verwendung zu bringen, während vom feindlichen Geschwader nur ein paar Schiffe schießen können, weil sie voreinander fahren und so die vorderen die hinteren am Schießen hindern. Auf die vorderen Schiffe zu schießen ist aber für den Feind von besonderer Wichtigkeit, weil auf einem von ihnen sich meist der Admiral befindet und sein Tod natürlich große Verwirrung hervorrufen muß, besonders, wenn das Geschwader schlecht geschult ist.

Nun muß man zugeben, daß Admiral Togo es unter den bestehenden Verhältnissen recht leicht hatte, in eine derart günstige Position zu gelangen. Sobald er wußte, daß die Russen auszulaufen beabsichtigten, und er selbst alle seine Schiffe gesammelt hatte, konnte er sich mit Bequemlichkeit und Muße einen Ort aussuchen, in dessen Nähe das russische Geschwader passieren mußte und sich rechtzeitig in die erwähnte Formation und Position begeben.

Fragt man, was Admiral Witthöft nun angesichts dieser artilleristisch von vornherein ungünstigen Lage hätte tun sollen, so ist die Antwort, daß er unter allen Umständen und mit der größten Rücksichtslosigkeit auf den Feind losfahren und

ihn angreifen mußte. Er durfte nicht daran denken, seine Streitkräfte zu schonen oder möglichst wenig zu riskieren, sondern vor allem den Feind zu schädigen und ihm möglichst schwere Verluste beizubringen. Damit hätte er der russischen Sache einen weit besseren Dienst geleistet als durch Schonen seiner Schiffe. Leider tat Admiral Witthöft das nicht, sondern er ließ es überhaupt nicht zum Kampfe kommen. Wie der veröffentlichte Teil seines Berichtes über diese Expedition sagt, war er der Ansicht, daß die japanischen Streitkräfte zu überlegen waren, als daß er einen Kampf hätte wagen können. Er kehrte um und dampfte mit höchster Fahrt wieder auf Port Arthur zu. Admiral Togo, in der Furcht, daß ihm der Feind entginge, machte ein entsprechendes Manöver und dampfte mit Aufgebot aller Geschwindigkeit hinterher, um den Feind wenigstens noch unter Feuer nehmen zu können. Die Dunkelheit vereitelte aber seinen Plan, und es gelang den Russen, unbehelligt unter die schützenden Festungswerke von Port Arthur zu kommen.

Admiral Witthöft mußte verzichten, an demselben Abend in den Innenhafen von Port Arthur einzulaufen, denn die Hochwasserverhältnisse waren derart ungünstig, daß gerade jetzt der Wasserstand zu niedrig war, als daß die Schiffe durch die Durchfahrt hätten passieren können. Er mußte also während der Nacht auf der Reede vor Anker gehen. Die Nacht war mondhell und klar, man befand sich unter dem Schutz einiger der Küstenwerke, und so mochte der Admiral glauben, daß man von Torpedobootsangriffen nicht allzuviel werde zu fürchten haben. Der Erfolg hat ihm Recht gegeben. Von ungefähr 10 Uhr abends an bis zum nächsten Morgen haben japanische Torpedoboote nur mit geringen Unterbrechungen die Russen angegriffen, es ist ihnen jedoch unmöglich gewesen, auch nur einen einzigen Erfolg zu erzielen. Der Bericht des Admirals Togo behauptete allerdings, es sei ein russisches Schlachtschiff gesunken, andere Kreuzer und Schlachtschiffe seien schwer beschädigt worden, so daß sie am nächsten Tage in den Hafen hätten geschleppt werden müssen, seine Angaben haben sich aber nicht bewahrheitet.

Am anderen Morgen kehrten die Schiffe sämtlich in den Innenhafen von Port Arthur zurück, wie es auch heute noch scheint, ohne Verletzungen erlitten zu haben.

Völlige Klarheit hat man über dieses ganze sonderbare Unternehmen auch jetzt noch nicht. Die Absicht des Admirals Witthöft, den Hafen von Port Arthur zu verlassen, war ohne jeden Zweifel richtig. Er sah kommen, daß, je

länger er liegen blieb, die Verhältnisse für sein Geschwader desto ungünstiger wurden. Es bestand ja keine Aussicht auf einen Entsatz von Port Arthur, weder von der Land- noch von der Seeseite. Im Gegenteil, Admiral Witthöft konnte schwerlich glauben oder voraussehen, daß die Festung zu Lande einen so langen und hartnäckigen Widerstand würde leisten können. Er mußte damit rechnen, daß über kurz oder lang der Zeitpunkt einträte, wo seine Schiffe von den Belagerungsgeschützen der Japaner, wenn erstere im Innenhafen lagen, erreicht wurden.

Je gefährdeter aber die Position der Festung an sich wurde, desto mehr schwand auch ihre Leistungsfähigkeit und Widerstandskraft nach der Seeseite hin, endlich war die Kohlenfrage und vielleicht auch die des Proviants eine Ursache, das Auslaufen zu versuchen und Wladiwostock zu erreichen, solange man sich noch den Zeitpunkt auswählen konnte.

Admiral Witthöft hat gehofft, einem Kampfe mit der japanischen Flotte zu entgehen und die weitere Durchführung des Versuches davon abhängig gemacht. Wir haben gesehen, daß er sofort umkehrte, nachdem er gesehen hatte, daß der Kampf unvermeidlich wäre.

Merkwürdig bleibt, daß er sich nicht einen anderen Zeitpunkt zum Auslaufen wählte, z. B. den späten Nachmittag, so daß er mit Einbruch der Dunkelheit die hohe See erreichen konnte. Dann wären allerdings Chancen gewesen, dem feindlichen Geschwader zu entgehen. Die Schiffe hätten sich zunächst trennen und dann auf verschiedenen Kursen auf die hohe See hinauslaufen können, dann, um sich nachher an einem vorher nach Länge und Breite durch den Admiral festgesetzten Orte wieder zu vereinigen. Möglich, daß die japanischen Torpedoboote dann das eine oder andere russische Schiff außer Gefecht gesetzt hätten, aber der Hauptzweck dieses Unternehmens wäre doch erreicht worden.

Es ist ein beinahe unbegreiflicher Standpunkt des Admirals, ein Unternehmen von solcher Tragweite und Wichtigkeit einfach aufzugeben, wegen der Unmöglichkeit, einen Kampf mit einem keineswegs erdrückend überlegenen Gegner zu vermeiden. Man denke sich, wie deprimierend es für Offiziere und Mannschaften sein mußte, wenn nur das Erscheinen der feindlichen Flotte genügte, um den Admiral das Signal zur Umkehr geben zu lassen!

(Derselben, oder jedenfalls einer ähnlichen unentschlossenen Taktik fiel anderthalb Monate später Admiral Witthöft persönlich zum Opfer und in gewisser Hinsicht auch sein ganzes Geschwader.)

Admiral Togo hat offenbar hier die Absicht gehabt, mit möglichster Geschwindigkeit sich auf Schußweite den Russen zu nähern. Obgleich die Berichte der beide Führer sich in vielen Punkten widersprechen und auch späterhin durch Zusätze dem Sinne nach abgewandelt worden sind, steht doch fest, daß die japanische Flotte sich der russischen schnell näherte, sobald diese sich nicht mehr im Bereich der Küsten-

Im Innenhafen von Port Arthur: Ausbesserungsarbeiten am Schlachtschiff „Poltawa".
(Nach einer Skizze von C. Schön.)

werke von Port Arthur befand. Nur die schnelle Umkehr des russischen Geschwaders und die hereinbrechende Dunkelheit sowie die anfangs scheinbar ganz außerordentlich große Entfernung ließen den japanischen Führer diesmal nicht zum Ziel kommen.

Wo während der Nacht die Russen geankert haben, ist ebenfalls nicht ganz klar. Auf der einen Seite wird behauptet, das Geschwader habe außerhalb der Reede gelegen, an einer Stelle, wo auch die Küstenwerke ihm keine Hilfe leisten konnten, auf der anderen Seite: der Liegeplatz sei auf der Reede und im Bereiche der Küstengeschütze gewesen.

Die Nacht war, wie gesagt, mondhell und klar, die Angriffsbedingungen für die japanischen Torpedoboote also ungünstig. Sie haben gleichwohl ungefähr ein Dutzend Male angegriffen und scheinbar ohne Erfolg, trotz der japanischen Versicherungen, daß Schiffe getroffen worden seien. Aber auch die russischen Behauptungen, man habe mehrere japanische Torpedofahrzeuge teils außer Gefecht gesetzt, teils zum Sinken gebracht, sind unsicher und durch nichts erwiesen. Ohne Zweifel hat die russische Artillerie demnach nichts Hervorragendes geleistet, und wenn wir das, was übrigens durch spätere Erfahrungen vollauf bestätigt worden ist, als feststehend annehmen, so müssen auch die Leistungen der japanischen Torpedoboote schon hier als recht mangelhaft bezeichnet werden. Es sollen ihrer im ganzen ungefähr dreißig gewesen sein, große und kleine.

Wenngleich der materielle Verlust für die Russen, selbst im schlimmsten Falle, nur gering war, so war doch der moralische groß. Der Versuch hat vor allem erwiesen, daß dem Admiral der zielbewußte Unternehmungsgeist fehlte, welcher bei der schwierigen Lage der Russen allein zu einem positiven Ziel führen konnte. Es fehlte ihm auch der weite Blick und die Übersicht über die Lage, sonst hätte er erkennen müssen, daß es vor allem galt, die japanische Flotte zu schädigen. Wir werden darauf bei dem zweiten Ausfalle am 10. August noch zurückkommen. In den baltischen Häfen des europäischen Rußlands rüstete man ein starkes Geschwader aus, um es so bald wie möglich nach dem fernen Osten zu entsenden, eine mächtige Reserve, von der man mit Recht viel erwarten konnte und mußte. Den Japanern stand eine solche Reserve nicht zur Verfügung, also mußte jede Schädigung ihrer Flotte, jeder Schiffsverlust ehe das russische Entsatzgeschwader eintraf, diesem den Weg ebnen. Andererseits wußte Admiral Witthöft ja nicht, wie lange Port Arthur sich halten werde und wie lange, wenn es sich hielt, sein im Hafen liegendes Geschwader gefechtsfähig blieb. Es konnte der Fall eintreten und wahrscheinlich wird es jetzt so werden, daß es, ohne sich mit allen Kräften an einer Aktion beteiligt zu haben, außer Gefecht gesetzt werden wird.

Wieviel vorteilhafter, wieviel ehrenvoller wäre es gewesen, wenn der Admiral sich selbst einem überlegenen Feinde mutig entgegen warf, bereit, im schlimmsten Falle alle seine Schiffe vernichten zu lassen, aber diese Vernichtung mit einer Dezimierung des japanischen Geschwaders so teuer wie möglich zu erkaufen. Japan hatte damals keine Gelegenheit und Aussicht, Schiffsverluste in absehbarer Zeit zu ersetzen und der Baltischen Flotte war nach ihrem

Eintreffen die absolute Überlegenheit sicher und das Wiedererringen der zu Anfang des Krieges verloren gegangenen Seeherrschaft wahrscheinlich.

Im übrigen darf man sich nicht vorstellen, daß die Blockade von Port Arthur und der umliegenden Häfen und Buchten nördlich davon wirklich so gewesen wäre, daß eine Verbindung mit der Außenwelt ausgeschlossen war. Dazu reichten die japanischen Streitkräfte nicht aus; versucht die ganze russische Flotte die freie See zu erreichen und den gefährdeten Hafen zu verlassen, so war das etwas anderes, dann mußte alles andere hintangesetzt werden, man konnte sogar den Verlust einiger Transportdampfer dafür in Kauf nehmen. Eine Vernichtung der Port Arthur-Flotte war bei weitem wichtiger. Auf die Dauer aber war es Admiral Togo unmöglich, seine Schiffe vor der Festung zu konzentrieren und die anderen Gegenden und Meeresteile unbewacht zu lassen. So gelang es denn Ende Juni dem Torpedoboot „Leutnant Burejakoff" aus Port Arthur zu entkommen, an der ganzen Westküste von Liautung entlang zu fahren und in Niutschwang einzulaufen. Es gelang ihm nicht nur das, sondern einige Tage später die Rückkehr nach Port Arthur. Von dem Kommandanten dieses Bootes stammen vornehmlich diejenigen Mitteilungen über den verunglückten Ausfall Admirals Witthöft, welche die Berichte der beiden Admirale ergänzen. Auf der Rückkehr nach Port Arthur wurde der „Leutnant Burejakoff" denn doch von japanischen Torpedobooten bemerkt und energisch verfolgt. Es gelang ihm aber zu entkommen, während die Japaner beim Versuch weiterer Annäherung an die Hafeneinfahrt von den Küstenbatterien derart beschossen wurden, daß zwei Boote sanken und ein drittes schwer beschädigt wurde. Die Aktionen vor Port Arthur zur See hatten überhaupt für diese Zeit den Japanern manches Mißgeschick gebracht. Anfang Juli im dichten Nebel lief das japanische Kanonenboot „Kaimon" auf eine russische Mine und sank. Der Kommandant und ein großer Teil der Besatzung ertranken. Ein vergeblicher Torpedobootsangriff wurde wenige Tage nachher gemacht.

In Port Arthur muß man sich die Tätigkeit dieser Wochen so vorstellen, daß die ganze Besatzung mit äußerster Anstrengung an der Verstärkung der Befestigungen arbeitete. Man ist jetzt in der Lage, mit einiger Sicherheit annehmen zu können, daß bei Beginn des Krieges die Befestigungen Port Arthurs keineswegs in glänzendem Zustande waren. Es war vielmehr in Port Arthur nicht anders als in den anderen Teilen des Kriegschauplatzes und wie beinahe zu Anfang jedes Krieges, den die Russen geführt haben. Die Vorbereitungen hatte man ver-

nachlässigt. In allen Kriegen aber auch haben die Russen später gezeigt, daß ihnen weder Energie noch Geschicklichkeit fehlte, um die früheren Unterlassungssünden wieder gut zu machen. In betreff Port Arthurs brauchen wir das unseren Lesern nicht ausdrücklich zu sagen. Hier hat der lange und während dieser Zeit glänzend erfolgreiche Widerstand gezeigt, wie Ungeheures man in der Vervollkommnung der Befestigungsanlagen noch in letzter Stunde geleistet hat. Über die Befestigungsanlagen Port Arthurs selbst werde ich noch später zu reden haben. Ebenso sicher wie das technische Geschick der russischen Ingenieure ist aber, daß es vor allem der Persönlichkeit des Kommandanten der Festung, General Stössel, zuzuschreiben war, daß jeder Mann und Offizier sein Bestes und Letztes hergegeben hat, und zur Stunde, wo diese Zeilen geschrieben werden, Ende November 1904, noch hergibt. Was die oben erwähnte Entsendung des Torpedobootes „Leutnant Burejakoff" veranlaßte, ist genau nicht bekannt geworden. Man war damals vielfach der Ansicht, der Oberkommandierende der Seestreitkräfte, Admiral Skrydloff, habe sich nach Port Arthur begeben. Eine Annahme übrigens, die wie so viele andere, nur durch die allgemeine Meinung begründet war, daß Admiral Witthöft nicht der richtige Mann auf diesem gefährlichen Posten sei. Tatsächlich wird es wohl einerseits eine Meldung über den Verlauf jenes Ausfalls gewesen sein, oder aber die Entgegennahme eines Befehls, den Ausfall sobald wie möglich zu wiederholen. Sollte letzteres der Fall gewesen sein, so besteht allerdings Grund zur Annahme, daß in der dem Ausfall folgenden Nacht doch einige russische Schiffe beschädigt worden sind, denn sonst würde man schwerlich bis zum 10. August mit dem neuen Versuch gewartet haben.

Zur See dauerte der Kleinkrieg inzwischen fort. Täglich und wohl auch nächtlich liefen russische Torpedoboote und auch kleine Kreuzer aus Port Arthur aus, dehnten sogar ihre Streifzüge bis nach Thalienwan aus. Besonders energisch und auch im kleinen erfolgreich scheint die Tätigkeit des „Nowik" gewesen zu sein. Auf ihm befand sich einer der wenigen energischen und unternehmenden russischen Kommandanten. Wenn wir von den japanischen Schiffen in der Nähe von Port Arthur auch nur ganz leichte Streitkräfte sehen, so begründet sich das außer in dem oben erwähnten Umstande auch darin, daß man die russischen Minen fürchtete, welche nach Ansicht der Japaner schon zwei ihrer stärksten Linienschiffe zum Sinken gebracht hatten. Ich sage nach Ansicht der Japaner, weil ich es für ebenso möglich halte, daß es nicht russiche, sondern japanische Minen waren. Tatsache ist jedenfalls, daß die Russen beständig und besonders

Vergnügungen japanischer Soldaten im Feldlager: Ringkampf.
(Nach einer Originalzeichnung.)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg. Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg.

bei Nacht die Küstengewässer durch Minen unsicher machten und japanische Schiffe und Taucher dauernd mit dem Suchen und Aufräumen von Minen beschäftigt waren. Die Japaner ihrerseits beschränkten sich darauf, auf und vor der Reede von Port Arthur Minen zu legen. Dabei hatten sie Mitte Juni ein nicht unerhebliches Unglück mit dem Minendampfer „Taioko-Maru", als dieser bei der Arbeit war, explodierte eine Mine und tötete einen Offizier und den größten Teil der Besatzung. Da der „Taioko-Maru" nicht gesunken ist, so muß man annehmen, daß die Mine nicht im Wasser schwamm und durch die Berührung mit dem Schiff explodierte, sondern durch irgend einen Zufall ehe sie vom Schiff ins Wasser gebracht worden war. Dieser und andere Zufälle zeigen außerdem, daß die Arbeiten mit Minen auch bei gut ausgebildeten Leuten stets ein sehr gefährliches Geschäft ist. Man wird in künftigen Seekriegen auch nach dieser Richtung hin sehr nutzbringende Erfahrungen aus diesem Kriege gewonnen haben.

Japanischer Kundschafter über einen Fluß setzend.

Der nördliche Kriegsschauplatz.

Wir hatten den General Kuroki das letzte Mal verlassen, nachdem er die Russen im hartnäckigen Gefecht am Jalu überwunden und dann nach dem befestigten Orte Föngwangtschöng vorgegangen war. Wir hatten auch gesagt, daß Föngwangtschöng ohne ernsthaften Widerstand von den Russen geräumt wurde. Eine Tatsache, welche man, wie so viele andere, mit Unrecht als russischen Mißerfolg in der europäischen Presse registriert hat. Unter den bestehenden Verhältnissen war Föngwangtschöng den Russen tatsächlich ebenso viel und ebenso wenig wert, wie die Jalu-Linie, welche nicht zu halten, noch zu verteidigen am richtigsten gewesen wäre. Andererseits war die Überschreitung der Jalu-Linie infolge der allgemeinen Annahme ihrer großen Wichtigkeit ein erheblicher moralischer Erfolg bezw. Mißerfolg, während dieses Moment bei dem unbekannten Orte Föngwangtschöng nicht in Betracht kam. Wie uns die Karte zeigt, ist Föngwangtschöng insofern ein wichtiger Ort, als es die Verbindungen vom Jalu nach der anderen Seite des Föngtschuiling-Gebirges beherrscht. Der Ort ist gelegen an dem Nebenflusse des Jalu, Aiho, und an zweien von dessen Nebenflüssen, Pataoho und Hsiaoho. Der erstgenannte und ihm beinahe parallel der Tsaoho wenden sich von Föngwangtschöng leicht gebogen beinahe direkt nach Norden und bilden nordöstlich und nordwestlich des Ortes Saimatse zwei Pässe durch das Gebirge, den Paliling-Paß und den allgemein als Föngtschuiling bezeichneten Paß. Ein dritter Paß befindet sich zwischen beiden durch einen kleinen nach Norden fließenden Nebenfluß, des im späteren Verlauf des Krieges viel genannten Taitseho-Flusses. Bis Saimatse schob Kuroki dann im Lauf der nächsten Wochen langsam und systematisch seinen rechten Flügel vor mit dem Endziel, die Pässe, welche durch die Flußtäler gebildet wurden, in die Hand zu bekommen. Gerade in diesen Gegenden war der Widerstand der Russen verhältnismäßig heftig, hier konnte man tatsächlich durch hartnäckigen Widerstand und Zurückweichen im geeigneten Moment Zeit gewinnen, den Gegner aufzuhalten und zu schwächen. Diese Gebirgskämpfe waren für beide Teile ganz außerordentlich schwierig, zumal bald die Regenzeit in der Mandschurei begann, welche die Flüsse anschwellen ließ und die schmalen Wege zu strömenden Bächen oder zu Sümpfen machte.

Es waren hauptsächlich die beiden russischen Generale Mischtschenko und Rennenkampf, welchen es oblag, beständig den vordringenden Japanern an der

Klinge zu bleiben. Über die Einzelheiten jener Kämpfe wissen wir verhältnismäßig wenig, nur das gar oft der eine oder der andere Ortsname wochenlang in den Nachrichten auftauchte und bald als in den Händen der Russen, bald als in denen der Japaner befindlich bezeichnet wurde. Es waren das z. B. die im Norden am rechten Flügel befindlichen Orte Saimatse und Kuandansian. Von diesem Orte führt nämlich in nordwestlicher Richtung die Straße nach Saimatse und er selbst liegt unweit des Jalusflusses. Im großen und ganzen waren, wie gesagt, alle diese Kämpfe ein Freimachen der Straßen und Pässe, nicht aber Kämpfe um Positionen. Die schon mehrfach erwähnte Takuschan-Armee unter General Nodzu war inzwischen vollständig gelandet, natürlich ohne irgend welchen Widerstand zu finden, außer an einigen russischen Vorposten, die sich zunächst auf Siujan zurückgezogen hatten. Auch diese Armee hatte zunächst das Ziel und die absolut notwendige Aufgabe, sich der Pässe zu versichern, welche das quer sich über die Wurzel der Halbinsel Liautung hinziehende Gebirge durchkreuzen. Siujan war von Russen besetzt, aber so weit wir unterrichtet sind und wie es ja auch den Tatsachen entsprach, nur durch mäßig große Kavalleriemengen, welche ebensowenig wie auf dem linken russischen Flügel die Aufgabe hatten, ernsthaften Widerstand zu leisten, oder gar eine Entscheidung herbeizuführen. Möglich allerdings, daß sie glauben machen sollten, es ständen stärkere Streitkräfte hinter ihnen, aber auch das hätte wenig Zweck gehabt, da die Japaner sich stets sehr unterrichtet über die Stärke und Bewegungen des Gegners gezeigt haben. Wie uns die Karte zeigt, mußte General Nodzu zunächst ungefähr auf der Linie Takuschan, Siujan, Kaiping vorrücken, Mitte Juni gelang es ihm, Siujan zu nehmen. Der Ort wurde nach japanischer Weise sofort befestigt und eine Besatzung darin zurückgelassen. Zu jener Zeit glaubte man in Europa noch allgemein, daß diese bei Takuschan gelandeten Truppen keine selbständige Armee seien, sondern nur eine Verstärkung des linken Flügels der Armee Kuroki. Besonders nachdem die Bewegungen von dessen rechten Flügel bei Saimatse längere Zeit zum Stehen gekommen waren, kam das Gerücht auf, Kuroki selbst habe sich weiter nach Süden in die Gegend von Siujan begeben und leite von dort aus den Vormarsch in die Mandschurei hinein. Nichts kann vielleicht besser als diese Täuschung, die Geschicklichkeit und Präzision illustrieren, mit welcher die beiden Armeen Kuroki und Nodzu sich aneinander heranfühlten und nachher systematisch auf das konzentrische Ziel in der Gegend von Liaujang hinarbeiteten.

Es hat mit Recht die Anerkennung, ja Bewunderung in Europa erregt, wie ausgezeichnet schnell die Nachrichtenübermittlung innerhalb des japanischen Heeres stets erfolgt ist. Man bedenke die Schwierigkeiten, welche sich dieser Verbindung unter den obwaltenden Verhältnissen entgegenstellten: Die Front der japanischen Stellung war hunderte von Kilometern lang, und ist, wie wohl zu beachten, keine ununterbrochene Front, sondern, infolge des Terrains, derart, daß es schon auf geringe Entfernungen unmöglich war, durch optische Signale

General Rennenkampf.

eine Verständigung der einzelnen Truppenteile untereinander herbeizuführen. Da haben sich nun die Japaner des Telephons und des Telegraphen mit äußerster Geschicklichkeit und größtem Erfolge bedient; es ist dies auch von fremden Berichterstattern mit Bewunderung hervorgehoben worden, hauptsächlich die Schnelligkeit, mit welcher während des Vormarsches durch Anbringung von Leitungen stets die Verbindung aufrecht erhalten wurde.

Wenn sich auch die konzentrischen Operationen der Japaner sonst in keiner Weise mit den Moltkeschen vergleichen lassen und auch nicht ihren Erfolg hatten, so muß man andererseits sagen, daß es ungleich schwieriger

war, bei den unglaublichen Wegeverhältnissen und in den schon im Frieden schwer zu passierenden Gebirgspartien konzentrische Bewegungen dreier weit auseinandergezogener Armeen zu leiten. Das ist aber den Japanern, wie man auch sonst über die Anlage dieser Bewegungen urteilen mag, völlig gelungen und nicht zum wenigsten muß man es eben dieser Geschicklichkeit, die telephonischen Verbindungen herzustellen, zuschreiben.

Daß von vorneherein die Mittel dazu in größtem Umfang bereit gestellt und mitgenommen waren, zeigt wiederum den richtigen Blick der japanischen

Der Zar nimmt Abschied von zur Front gehenden Offizieren.
(Nach einer Photographie.)

Heeresleitung im Frieden für die im modernen Kriege notwendigen Mittel. Wer weiß, ob sich alle europäischen Armeen, ganz abgesehen von der russischen, auf dieser selben modernen Höhe befinden.

Werfen wir nun einen Blick auf die russische Armee in jenen Sommertagen 1904; noch mehr als für die vordringenden Japaner galt es für die Russen, ihre Bewegungen und ihre Stellung und Stärke geheim zu halten. Der Truppenzufluß von Europa muß ganz außerordentliche Unterbrechungen im Laufe der Monate erlitten haben. Ein deutscher Berichterstatter im russischen Hauptquartier hat nachher behauptet, es seien einmal überhaupt volle acht Wochen lang gar keine Transporte eingetroffen.

Wie die tatsächlichen Durchschnittszahlen der sibirischen Bahn sich denjenigen gegenüber verhalten haben, welche wir im ersten Bande ausführten, ist bis jetzt noch nicht bekannt. Immerhin war es Kuropatkin im Juni 1904 vollständig gelungen, seine erste und größte Aufgabe durchzuführen, nämlich die vorhandenen Truppen um Liaujang zu konzentrieren. Ausgenommen davon waren nur das in Port Arthur eingeschlossene Heer in Stärke von insgesamt 30 000 bis 40 000 Mann und ein nördliches Korps von ungefähr gleicher Stärke unter dem General Lenewitsch. Dieser unterstand nicht Kuropatkin und soll, wie man sagt, sehr wenig Neigung gehabt haben, sich ihm zu unterstellen, sonst hätte man wohl annehmen müssen, daß Lenewitsch speziell bei Liaujang dem Führer der mandschurischen Feldarmee tatkräftig zu Hilfe geeilt wäre. Erst Monate später, nachdem Alexejew heimberufen und Kuropatkin tatsächlich endlich zum Befehlshaber der gesamten Land- und Seestreitkräfte ernannt worden war, stieß General Lenewitsch mit seinem Korps zu der Hauptarmee.

Damals im Sommer um die Zeit, als der konzentrische Marsch der Japaner begann, mag Kuropatkin vielleicht 120000 Mann beisammen gehabt haben, vielleicht etwas mehr. Über die Absicht des Feindes konnte der russische Führer sich keinen Zweifeln hingeben. Von Anfang an wußte er, daß die weit auseinandergezogene und gebogene japanische Stellung beabsichtigte, ihn zu umfassen und in der Flanke oder wenn möglich im Rücken zugleich anzugreifen.

Gar oft hat man sich gefragt, speziell in nicht militärischen Kreisen, warum, wenn Kuropatkin das wußte, er nichts Besseres tun konnte, als zu warten und sich zurückzuziehen. Darauf muß man mit der Frage antworten, was er denn hätte tun können? Man hat bei der Beurteilung seiner Bewegungen oft und immer wieder vergessen oder nicht beachten wollen, daß er mit seinem ganzen Heere auf den schmalen Schienenstrang der Bahn angewiesen und von ihm absolut abhängig war. Es ergab sich daraus eine absolute Gebundenheit für das russische Heer an eine ganz bestimmte Bewegungsrichtung und ebenso eine bestimmte Bewegungsgeschwindigkeit.

Ich habe im ersten Band gesagt, daß zum Schutze der im Rücken des Heeres liegenden Bahnteile große Soldatenmengen dauernd aufgeboten waren. Man sagt 50000. Diese konnten immerhin bei den großen Strecken nur als Schutz gegen kleine Räuberbanden oder einzelne Leute dienen. Gegen eine organisierte militärische Macht genügten sie nicht.

Kuropatkin hatte ferner nicht genügend Streitkräfte, um solche in größerer Anzahl noch hinter den Rücken seiner Hauptstellung zu schicken, er mußte alles zusammenhalten oder als Aufklärung nach vorne und nach den Flanken vorschicken.

Es geht hieraus hervor, daß eine Umgehung des russischen Heeres vom Norden es von seiner rückwärtigen Bahnlinie hätte abschneiden können und das bedeutete eventuell seine Vernichtung überhaupt. Deswegen war es auch von Anfang an Kuropatkins Sorge, einmal seine Stellung weit rückwärts einzunehmen, dann mit dem Vorrücken der Japaner weiter zurückzugehen und endlich sehr große Kavalleriemengen zur Aufklärung auf der ganzen ungeheuer langen Linie in Bewegung zu halten. Es war also eine Lage für den russischen Führer, welche dauernd die schärfste Aufmerksamkeit erforderte, denn die Japaner arbeiteten mit allen möglichen Mitteln, ja sie versuchten unter anderem glauben zu machen, daß eine starke, von der japanischen Hauptabteilung getrennte Truppenmenge weit nördlich von Saimatse nach Westen hinter die russische Stellung rücke. Es ist das nicht wahr gewesen und nur ausgestreut worden, um die Russen unsicher zu machen. Kuropatkin aber ließ sich nicht beirren und von Anfang bis zu Ende disponierte und operierte er mit der unerschütterlichen Kaltblütigkeit und Ruhe, die ihn auszeichnet.

Über die Stellung des russischen Heeres in jener Zeit wissen wir, wie gesagt, nichts Genaues; entsprechend dem Vorrücken der Japaner wird ihre Längenausdehnung ungefähr in der Richtung Nordost, Südwest, sich erstreckt haben, die Front also ungefähr nach Südost gerichtet gewesen sein. Es scheint, als ob zur Aufnahme des verunglückten Korps Stackelberg Kuropatkin damals seine Streitkräfte oder vielmehr nur ihren rechten Flügel weit nach Süden vorschob. Er selbst verbreitete, wie man jedenfalls annehmen muß, daß die Russen beabsichtigten, die Orte Kaiping und Niutschwang hartnäckig zu verteidigen. Tatsächlich dachte er nicht daran und hat es auch nicht getan. Wir kommen darauf noch zurück.

So ging auch der Monat Juni zu Ende, ohne daß die eigentlichen Aktionen zu Lande begonnen hätten; alle Bewegungen der Japaner trugen einen mehr vorbereitenden Charakter. Man sah wohl das Operationsziel klar vor sich, konnte sich ihm aber vorläufig noch nicht direkt nähern, weil erst die notwendigen Vorbereitungen dazu erledigt werden mußten. Als solche Vorbereitung war der Marsch des General Oku mit seiner Armee von Kintschau durch Liau-

Eine japanische Feldküchenabteilung auf dem Marsche.
(Nach einer Photographie.)

tung nach Norden aufzufassen, ferner die Landung und der nordwestliche Marsch des Generals Nodzu mit der Takuschan-Armee.

Die Halbinsel Liautung war damit als völlig von Japan okkupiert zu betrachten, sie war vom Feinde gereinigt worden, der sich teils nach Norden in Richtung auf das russische Gros zurückzog, teilweise nach Port Arthur, der

nunmehr von General Nogi und einer neugebildeten Belagerungsarmee eingeschlossenen Festung.

Diese Okkupation der Halbinsel ist an und für sich nicht ganz unwichtig. Man hatte vorher stets gewisse und wahrscheinlich sehr umfangreiche Vorsichtsmaßregeln beobachten müssen, bevor Truppen an den Küsten Liautungs gelandet wurden. Besaß man auch die Seeherrschaft, so war doch nie ausgeschlossen, daß russische Torpedoboote unbemerkt durchschlüpften und gerade die guten Landungsplätze durch Minen unsicher machen konnten. Russische Kavallerie bedeckte in weitem Schleier die Küstengegenden und das hatte außer der Belästigung noch den Nachteil, daß diese Reiter aus gedeckten Stellungen die Landungen beobachten, ihre Stärke feststellen und ihre späteren Anmarschrichtungen weiter melden konnten.

Wohl aus diesem Grunde sehen wir auch nach der Erringung der Seeherrschaft die Japaner mit einem großen Aufwand von Zeit und Kriegs- und Handelsschiffen sogenannte Landungsdemonstrationen ausführen. Wie oft haben wir in den Zeitungen damals Notizen gelesen etwa des folgenden Inhalts: „Es zeigte sich an dem und dem Orte heute eine Transportflotte von 80 Dampfern, begleitet von zahlreichen Kriegsschiffen. Die letzteren eröffneten ein mehrstündiges Bombardement auf die Küste.“ Gewöhnlich wurde dann, während sich so die Aufmerksamkeit der russischen Aufklärungstruppen auf diese Stelle konzentriert hatte, an ganz anderer Stelle schnell und unauffällig eine Landung ausgeführt. So war es übrigens auch mit den Landungen Okus bei Pitzewo usw. gegangen.

Japanische Husaren.

Nachdem nun aber nicht nur die See, sondern auch die Küsten und das Binnenland von Liautung völlig vom Feinde gesäubert waren, fiel ein großer Teil der Schwierigkeiten fort. Man konnte sogar (und hat es sicherlich auch

getan) japanische Wachtposten, untereinander durch ein Signalsystem verbunden, an den Küsten Ausschau halten lassen. Diesen lag nicht nur die Aufgabe ob, nach der Landseite hin aufzupassen, sondern vor allem auch nach der Seeseite. Gelang es also russischen Torpedobooten aus dem belagerten Hafen von Port Arthur zu entkommen, so war doch jetzt ihr Zweck ganz ungemein erschwert, denn die japanischen Küstenwachen konnten sie bei Tag und Nacht beobachten, und waren diese auch nicht imstande, die Boote am Minenlegen zu hindern, so konnten sie doch japanische Truppenlandungen an solchen Stellen verhindern bezw. derart dirigieren, daß ein Menschen- und Schiffsverlust vermieden wurde.

Die Japaner verfügten somit Ende Juni bereits über eine zusammenhängende Küstenstrecke von bedeutender Länge für Landungen, und darin lag eine große Erleichterung für das Ansetzen der Landoperationen wie auch für eine praktische und sichere Ausgestaltung der rückwärtigen Verbindungen. An die Westküste von Korea schloß sich die mandschurische Küste rechts vom Jalu an mit dem guten und vielbenutzten Landungsplatz von Takuschan, hieran wieder die Ostküste von Liautung und Kwantung. Der obere Teil der Westküste dieser Halbinsel befand sich Ende Juni noch nicht vollständig in japanischen Händen; speziell am Ende des Golfs von Liautung schienen noch manche Hindernisse zu sein, und man sprach allgemein von einer starken Befestigung der Hafenstadt Inkau durch Landgeschütze und Minen.

Was davon wahr gewesen ist, wissen wir nicht, wahrscheinlich sehr wenig, denn, wie schon oben angedeutet, kurz nach Beginn des Monats Juli wurde Inkau ohne wesentliche Anstrengung von den Truppen des Generals Oku genommen, nachdem die russische Besatzung sich schon vorher zurückgezogen hatte. Auch zur See scheint wenig getan worden zu sein, denn sonst würde man ohne Zweifel von längeren Arbeiten zum Aufräumen von Minen gehört haben. Ihrer Gewohnheit nach gingen auch die Truppen des Generals Oku mit großer Langsamkeit vorwärts, jeder irgendwie wichtige Ort wurde befestigt.

Am 23. Juni wurde zuerst von Vorpostengefechten bei der Hafenstadt Kaiping berichtet; da dieser Ort einerseits nicht ernstlich verteidigt wurde, andererseits aber erst am 9. Juli in definitiven Besitz des Generals Oku überging, so ist anzunehmen, daß die japanischen Vorposten ganz außerordentlich weit vorgeschickt waren und keine genügende Stärke besaßen, um die russischen Aufklärungskräfte zu verjagen. Wenige Tage später, am 27. Juni, besetzte eine Abteilung der Takuschan-Armee Föngtschuiling nordwestlich vom Siujan, also

in der Linie Siujan-Kaiping, mit der Besitznahme von Kaiping hatte General Oku endlich die Position erreicht, welche bei Beginn des Krieges von den meisten militärischen Beurteilern als vor allem erstrebenswert bezeichnet worden war. Wollen wir den Karten trauen, so befand er sich im Besitz einer kurzen und verhältnismäßig guten Straße nach Liaujang und im Westen der mandschurischen Bahn. Der Liaocho mit seinen Nebenflüssen lieferte einerseits selbst eine gute Fahrstraße, andererseits sind die von ihnen durchflossenen Gegenden nicht gebirgig, sondern flach. Die russische Hauptarmee mußte also schon damals den Bewegungen Okus mit ihrem rechten Flügel Rechnung tragen und diesen nach Norden zurückbiegen oder anders ausgedrückt, ihre Front mehr nach Süden wenden.

Es ist vorläufig noch eine offene Frage, warum man nicht früher durch Landung in der Gegend von Kaiping eine Armee von dort nach Norden auf Liaujang geworfen hat. Man sollte denken, daß vielleicht drei Monate früher, nachdem das Eis im Golf von Liautung geschmolzen war, eine solche Armee die Russen bei Liaujang weit weniger vorbereitet getroffen hätte, also auch imstande gewesen wäre, sie in weit höherem Grade zu schädigen. Mag nun sein, daß es Hindernisse waren, welche wir nicht kennen, oder aber, daß man vorher im Rücken alles frei haben wollte, jedenfalls macht es den Eindruck, als ob das Systematische im Wesen des Japaners sich hier ganz besonders charakteristisch und vielleicht nicht zum Nutzen der japanischen Operationen gezeigt hat.

Es scheint überhaupt, daß die Geschwindigkeit der Vorwärtsbewegung jeder der drei japanischen Armeen verschiedene Male absichtlich reduziert worden ist, nur um sie alle drei möglichst gleichzeitig in die vorher auf dem Papiere ausgemachten Stellungen hineinzubringen. Der Marschall Oyama, ein überzeugter Anhänger der Moltkeschen Strategie, hat, wie wir im folgenden sehen werden, mit vollem Bewußtsein und auch mit Erfolg eine völlig einheitliche konzentrische Vorwärtsbewegung der drei Armeen angestrebt. Vielleicht daß ihn dieses Prinzip so sehr belastete, daß seine Durchführung in der Praxis etwas schablonenhaft wurde.

Die rückwärtigen Verbindungen der japanischen Heere waren nunmehr nicht nur zu Lande und zur See absolut gesichert, sondern ihre Zahl war auch eine bedeutend größere geworden. Außer der erwähnten Verbindung der Armee Oku mit dem Meere stand ihr auch die von den Russen nicht zerstörte Eisenbahn bis nach Dalny bezw. Port Adams zur Verfügung. Die Japaner hatten ungesäumt große Mengen von Eisenbahnwagen kommen lassen und, vorausschtig wie sie waren, trugen sie auch Sorge, daß die Eisenbahn später für die Russen,

wenn sie diesen wieder in die Hände fallen sollte, nicht mehr ohne weiteres brauchbar war. Zu diesem Zwecke hatte man die Spurweite der Bahn verringert und das dadurch überschüssige Stück der Schwellen abgesägt. Wollen

Japanisches Feldtelegraphenkorps.
(Nach einer Zeichnung von G. Soper.)

die Russen also später einmal wieder die Bahn benutzen können, so stehen sie vorläufig vor der zeitraubenden Aufgabe, neue Schwellen zu beschaffen, da die vorhandenen zu kurz für das russische Bahnmaterial sind und es unmöglich ist, sie länger zu machen oder ein Stück daran anzusetzen.

Kosaken-Offizier.

Neue Rüstungen Rußlands.

Während sich so im fernen Osten langsam die Dinge zu größeren Entscheidungen in der Mandschurei entwickelten, waren die Russen in Europa nicht müßig. Mit größtem Eifer wurde die starke Reserveflotte des Baltischen Meeres ausgerüstet, um womöglich noch vor Beginn des Winters im Osten einzutreffen und das schwer bedrängte Port Arthur zu entsetzen. Aus einer ganzen Reihe von Ursachen gelang es den russischen Behörden nicht, rechtzeitig Herr der großen Schwierigkeiten zu werden. Einmal arbeitet der russische Verwaltungsapparat schwerfällig und nicht unbedingt zuverlässig, dann aber, und das war wohl einer der Hauptgründe, waren der Schiffbau und die mit ihm zusammenhängenden Industrien nicht imstande, die Aufgabe so schnell durchzuführen, wie es die Verhältnisse im Interesse Rußlands verlangt hätten.

Die freiwillige Flotte.

Ich habe im ersten Bande erwähnt, daß Rußland bei Beginn des Krieges wohl ernsthaft daran gedacht hat, das im Schwarzen Meere stationierte Geschwader nach dem fernen Osten zu entsenden. Es haben damals auch tatsächlich diplomatische Verhandlungen stattgefunden; sie sind jedoch am Widerstande Englands gescheitert, während die Türkei, wie ja von vornherein zu erwarten war, keine grundsätzlich ablehnende Haltung einnahm. Jetzt, bei Ausgang des Jahres 1904, scheinen wiederum derartige Verhandlungen zu schweben, und ihr Ausgang ist vielleicht weniger gewiß, als er es vor einem halben Jahre war. Im Grunde ist es ja eigentlich ein ganz widersinniger Zustand, daß eine Macht wie Rußland, der es unter den größten Opfern gelungen ist, sich einen Platz

am Meere zu erobern, durch Verträge gebunden wird, für seine Kriegsflotte die Fiktion aufrecht zu halten, als ob die Häfen in einem Binnensee lägen. Hinzu kommt, daß die damalige politische Situation, die es speziell England wünschenswert machte, die russische Schwarze-Meer-Flotte vom Mittelmeer abzuschließen, daß diese Lage und Frage mit der jetzigen, jedenfalls was Rußland betrifft, gar nichts zu schaffen hat. Rußland will nur seine Flotte im fernen Osten verstärken und ist himmelweit entfernt, mehr denn je in Vergangenheit und Zukunft an das Mittelmeer oder die türkische Frage zu denken.

Nachdem nun, wie gesagt, die anfänglichen Verhandlungen gescheitert waren und die Haltung der englischen Regierung keinen Zweifel darüber ließ, daß man jeden Versuch mit Gewalt hindern werde, nahm man vorläufig von dem Vorhaben Abstand. Da aber eine nicht unerhebliche Anzahl von Schiffen der sogenannten freiwilligen Flotte im Schwarzen Meere lagen, andererseits aber zwischen Japan und England ein lebhafter Seetransport von Kriegsbedürfnissen aller Art im Gange war, so dachte die russische Regierung, wenigstens diese Hilfskreuzer für die Ausübung der Seepolizei nutzbar zu machen. Genau genommen stand natürlich auch dem Auslaufen der Kreuzer aus den Dardanellen das internationale Abkommen hindernd entgegen. Kriegerisch ausgerüstet und zu Zwecken des Krieges bestimmt, waren es ohne jeden Zweifel Kriegsschiffe, und ihr Verlassen des Schwarzen Meeres bedeutete eine Verletzung des Abkommens. Von wem in Rußland der Anstoß für die im folgenden geschilderte, größtes Aufsehen erregende Handlung ausging, wissen wir auch heute noch nicht genau. Ich neige beinahe der Ansicht zu, daß ein höherer Marinebefehlshaber, dessen Befehlsbereich die schwimmenden Streitkräfte des Schwarzen Meeres unterstanden, auf eigene Faust und ohne Ahnung von den politischen Komplikationen, die daraus entstehen konnten, die eigentümliche und beinahe kindliche Maskierung und das Auslaufen der Schiffe veranlaßte.

Bevor wir auf die folgenden Vorgänge eingehen, sei kurz auseinandergesetzt, was wir eigentlich unter der freiwilligen Flotte Rußlands zu verstehen haben. Ihre Entstehungsgeschichte ist ungefähr die folgende: Während des russisch-türkischen Krieges in den 70er Jahren erwies sich die russische Flotte als so unzulänglich, daß sie selbst den Anforderungen an den Transportdienst nicht gewachsen war. Angesichts dieses beschämenden Mangels bildete sich eine Gesellschaft zur Sammlung freiwilliger Beiträge, welche in kurzer Zeit mehrere Millionen Rubel erzielte. Nun konnte man sofort mit dem Zweck beginnen, es

wurde unter dem Vorsitz des Zarewitsch eine Kommission gebildet, um im Auslande Schiffe zu erwerben. Diese wollte man im Kriege in die Flotte einstellen, im Frieden sollten sie Handelszwecken und dem Handelsschutz dienstbar gemacht werden. Die noch während des Krieges erworbenen Schiffe wurden dann nachher zu Friedenszwecken verwendet, aber in der eigenartigen Weise, daß sie dem Marineministerium unterstellt blieben. Es besteht eine besondere Kommission, deren Präsident ein Admiral ist. Die Kommandanten der Schiffe, auch ein Teil der Offiziere und Mannschaften, bestehen aus Seeoffizieren und Seesoldaten.

Im Laufe der Jahre hat man nun diese freiwillige Flotte mehr und mehr ausgestaltet mit dem bewußten Zweck, sie im Kriege als Hilfsschiffe der Schlachtgeschwader zu verwenden. Solche Verwendung ist nun allerdings recht vielseitig, denn moderne Geschwader brauchen in ihrer Begleitung Kohlenschiffe, Munitionsschiffe, Wasserschiffe, Depotschiffe, Reparaturschiffe, Hospitalschiffe usw. Endlich aber kommt noch eine Kategorie hinzu, nämlich die der sogenannten Hilfskreuzer. Man versteht darunter schnelle Handelsschiffe, welche im Kriege durch eine Artilleriearmierung in Kriegsschiffe verwandelt werden. Ihr Zweck ist einmal Aufklärung und Rekognoszierung und dann Ausübung der Seepolizei, d. h. das Anhalten, Durchsuchen und eventuell die Konfiskation neutraler Handelsschiffe, welche der feindlichen Partei Kontrebande über See zuführen wollen.

Die Verwendung solcher Hilfskreuzer ist schon lange von allen seefahrenden Nationen als im Rahmen des Völkerrechts gestattet anerkannt worden. Erforderlich ist nur, daß die betreffende Regierung solche Schiffe äußerlich durch Flagge und Wimpel kenntlich macht und daß sie von Seeoffizieren geführt und auch mit Mannschaften der Kriegsmarine bemannt sind. Die Schiffe der freiwilligen Flotte führen im Frieden eine Flagge, welche weder mit der Kriegs- noch der Handelsflagge identisch ist. Diese müssen sie also mit der Kriegsflagge vertauschen, sobald man sie zu kriegerischen Zwecken verwendet.

Im Schwarzen Meer nun lagen eine Anzahl dieser Schiffe der freiwilligen Flotte und diese schickte man durch die Dardanellen ins Mittelmeer und von da aus in das Rote Meer, um die Seepolizei im angedeuteten Sinne auszuüben. Es war das also ein ausgesprochen kriegerischer Zweck, die Schiffe hätten also auch beim Auslaufen schon die Kriegsflagge führen müssen, dann aber hätten sie nach dem Dardanellen-Abkommen das Schwarze Meer nicht verlassen dürfen. Man half sich mit der etwas kindlich scheinenden List, daß man das eine der Schiffe, die „Petersburg", die Flagge des roten Kreuzes, die beiden

anderen, „Smolensk" und „Orel", die der freiwilligen Flotte führen ließ. Die Geschütze, welche die Schiffe vollzählig an Bord hatten und für deren Placierung die Stände an Deck vorbereitet waren, nahm man herunter und verbarg sie während der Durchfahrt im Schiffsraum. Auch sonst vermied man alles, welches aus dem äußeren Ansehen der Schiffe auf eine kriegerische Bestimmung hätte schließen lassen können.

Sie liefen also aus, natürlich unbeanstandet von den türkischen Behörden, und begannen dann ungesäumt im Roten Meer eine Tätigkeit, wie sie nur Kriegsschiffe im Kriege auszuüben befugt sind. Die politischen Folgen dieser höchst unbedachten Handlungsweise der russischen Behörden ließen denn auch nicht lange auf sich warten.

Belästigungen deutscher und englischer Dampfer.

Im Roten Meer angekommen, setzten die Schiffe sofort die Kriegsflaggen und begannen ihre seepolizeiliche Tätigkeit. Am 11. Juli schon, also sieben Tage nach dem Verlassen der Dardanellen, hielt die „Petersburg" einen englischen Dampfer, den „Menelaos", im Roten Meer an, durchsuchte seine Ladung und Papiere und gestattete ihm, nach vierstündigem Aufenthalt die Weiterfahrt. Am 15. Juli hielt die „Smolensk" den deutschen Reichspostdampfer „Prinz Heinrich" an und zwang ihm die nach Japan bestimmte Post abzugeben. Die Postsäcke wurden dann an Bord der „Smolensk" auf ihren Inhalt durchsucht und zwei nach Nagasaki bestimmte Postsäcke konfisziert.

Da man den „Prinz Heinrich" inzwischen hatte weiterfahren lassen, so gab man die nicht konfiszierten Postsäcke dem gerade des Weges kommenden englischen Dampfer „Persia" mit, welcher nach Bombay, einem indischen Hafen, bestimmt war.

Ein Tag vor diesem Fall wurde, ebenfalls im Roten Meer, der englische Dampfer „Malakka" angehalten, durchsucht und beschlagnahmt. Der Dampfer führte Munition an Bord und diese Tatsache veranlaßte den Kommandanten des russischen Hilfskreuzers, ihn zu beschlagnahmen und ein Detachement unter einem Seeoffizier als Prisenmannschaft an Bord zu schicken. Der russische Seeoffizier erhielt Befehl, die „Malakka" nach dem nächsten russischen Hafen zu führen.

Die Schilderung des ersten Offiziers von der „Malakka", welche er mehrere Monate später nach ihrer Rückkehr in den Hafen von London gab, dürfte nicht

General Kuropatkin beobachtet das Vorgehen seiner Infanterie.
(Nach einem Originalaquarell von M. Plinzner).

ohne Interesse sein: „Am 13. Juli wurden wir im Roten Meer von der „Petersburg", einem Schiff der russischen freiwilligen Flotte, angehalten; die

Japanisches Sanitätskorps auf einem Schlachtfelde.

„Petersburg" führte die russische Kriegsflagge und deswegen stoppten wir auf ihr Signal sofort unsere Maschinen. Drei russische Offiziere kamen an Bord, und wir breiteten unsere Schiffspapiere derart vor ihnen aus, daß sie sie mit einem einzigen Blick übersehen konnten. Sie legten besonderen Wert darauf,

daß wir in Antwerpen auch Ladung genommen hatten, diese war jedoch keine Kontrebande. Ich betone überhaupt, daß wir keine Kontrebande an Bord hatten, sondern eine Ladung allgemeinen Charakters für Japan führten. Die Russen wünschten, daß der Kapitän der „Malakka" sich auf die „Petersburg" begebe, um mit dem russischen Kommandanten zu sprechen. Dieser weigerte sich aber und schickte mich. Ich nahm die Schiffspapiere mit und nachdem man sie sehr sorgfältig durchgelesen hatte, beschlossen die Russen, das Schiff nach einem baltischen Hafen zu senden. Es kostete mich eine lange Zeit, um den Kapitän der „Petersburg" zu bewegen, die Passagiere auf der „Malakka" zu lassen oder sie auf ein südwärts gehendes Schiff hinüberzubringen. Endlich gab er seine Einwilligung und zugleich den Befehl, das Schiff nach Suez zurückzunehmen. Ein starkes bewaffnetes Detachement wurde zu uns an Bord geschickt und diese begannen sogleich unsere ganze Ladung von oben bis unten durchzusuchen. Ich setzte den Leuten auseinander, daß das eine Unmöglichkeit sei, weil sie 4 bis 5000 Tonnen Ladung zu durchsuchen hätten, um bis zu dem für die Japaner bestimmten Teil zu kommen, der, wie gesagt, aus allen möglichen Sachen bestände, vom Klavier bis zu einem tragbaren Vogelhaus. Daraufhin entschloß sich denn der Kapitän der „Petersburg", eine Prisenmannschaft an Bord zu setzen. Bewaffnete Schildwachen wurden vor den Maschinenraum und andere Orte gesetzt. Bei der Ankunft in Suez trugen die Russen Sorge, daß niemand von uns sich mit der Außenwelt in Verbindung setzte. Ich brachte es trotzdem fertig, mit dem Agenten unserer Linie zu sprechen und richtete ihm einige Aufträge meines Kapitäns aus. Die Passagiere der „Malakka" wurden hier in Suez auf einen anderen Dampfer unserer Linie, der dieselbe Route hatte, hinübergebracht.

Die Russen bestanden darauf, in Suez ihre Kohlenbestände aufzufüllen und machten falsche Angaben an die Hafenbehörde bezüglich der an Bord vorhandenen Mängel. Am nächsten Morgen dampften wir nach Norden weiter, und ich war der einzigste Offizier, den man mitgenommen hatte, während die anderen alle ausgeschifft waren. Nach unserer Ankunft in Algier kamen der englische und der russische Konsul an Bord, und der russische Konsul fragte mich, in welcher Abteilung des Schiffes die für Japan bestimmte Ladung wäre, ebenso wollte er wissen, wo die Munition verstaut wäre. Ich sagte ihm, daß diese sich in besonders dafür gebauten Verschlägen befände. Diese wurden nun besichtigt und nachdem man einige Planken weggenommen hatte, zeigte sich auf jedem Ver-

packungsgefäß von Munition der breite Pfeil als Zeichen, daß die Munition für englische Kriegsschiffe der chinesischen Station bestimmt ist. Die Russen schienen von dieser Entdeckung sehr wenig angenehm überrascht zu sein. Kurz darauf wurde die russische Flagge niedergeholt und das Schiff wieder meiner Führung übergeben.

Während dieser ganzen gezwungenen Reise benahmen sich die Russen gegen uns sehr gut. Sie gaben die Erklärung für ihre Handlungsweise, daß seit einiger Zeit so große Mengen von Kontrebande von Europa über See nach Ostasien gebracht worden wären, daß die russische Regierung beschlossen habe, einzugreifen."

Soweit die Erzählung des ersten Offiziers, wie er sie lange nach dem Zwischenfall und der Erledigung von dessen Folgen, wie man anerkennen muß, recht unparteiisch erzählte. Damals aber, in jenen Julitagen, war man weder in England noch in Deutschland geneigt, diese Beschlagnahmen und Durchsuchungen kaltblütig hinzunehmen. Speziell die Konfiskation der „Malakka" erregte in der englischen Presse eine gewaltige Entrüstung, umsomehr, als gerade kein englisches Kriegsschiff in der Nähe war, um den von einem russischen Seekadetten als gute Prise nach Norden geführten Dampfer anzuhalten. Sofort liefen einige Kreuzer aus Malta aus, um die „Malakka" zu suchen und alle Hafenbehörden wurden telegraphisch benachrichtigt und mit Instruktionen versehen. Gefaßt wurde der Dampfer, wie gesagt, in Algier, und da er tatsächlich keine Kontrebande führte, auch die an Bord befindliche Munition für das englische ostasiatische Geschwader bestimmt war, so mußte der russische Seekadett die russische Flagge niederholen und mit seiner Prisenmannschaft in Algier das Schiff verlassen. Die englische Entrüstung konnte sich also eigentlich nicht auf eine direkte Schädigung des Handels oder der Schiffahrt gründen, und daß sie trotzdem ungemacht vorhanden war, ist charakteristisch und interessant. Das englische Volk hat ein derartiges und schon traditionelles Gefühl von der legitimen Beherrschung der englischen Kriegs- und Handelsflotte über alle Weltmeere, daß jede Belästigung ihm wie ein unerhörter und frevelhafter Angriff erscheint. Die Regierung nahm die Sache wohl kühler, hat jedenfalls niemals ernsthaft daran gedacht, daß irgend welche Verwicklungen daraus entstehen könnten. Es wurden sofort diplomatische Verhandlungen eingeleitet und, wie nicht anders zu erwarten, zeigte sich die russische Regierung in jeder Beziehung entgegenkommend. Die Resultate dieser Verhandlungen wurden der Hauptsache

General Kuropatkin bei einer Truppenbesichtigung.
(Nach einer Photographie.)

nach erst etwas später bekannt, enthielten dafür aber ganz außerordentlich wichtige Zugeständnisse Rußlands den neutralen Mächten und unter diesen speziell England gegenüber.

In Deutschland erregte man sich gleichfalls sehr stark über die Durchsuchung des Reichspostdampfers „Prinz Heinrich", und der deutsche Reichskanzler erhob deswegen entsprechende Vorstellungen bei der russischen Regierung. Dieselbe zeigte das gleiche Entgegenkommen wie England gegenüber.

Werfen wir nun einen kurzen Blick auf das, was mit der Beschlagnahme bezw. der Durchsuchung der neutralen Schiffe im völkerrechtlichen Sinne geschehen war.

Zweifellos steht allen Kriegsschiffen der kriegführenden Mächte das Durchsuchungsrecht zu auf Schiffen neutraler Mächte, deren Bestimmungsort feindliche Häfen bilden. Genau genommen kann man davon auch den Reichspostdampfer nicht ausnehmen, bezog sich doch die zu Anfang des Krieges von Rußland gegebene Erklärung über seine Auffassung des Kontrebandebegriffs auch besonders auf feindliche Briefe und Depeschen als Kontrebande. Diese Erklärung war veröffentlicht worden, ohne daß irgend eine der neutralen Mächte Einspruch dagegen erhoben hätte. Nun trat plötzlich der Fall ein, und meiner Überzeugung

nach hat sich der russische Kommandant der „Smolensk" mit Schonung und Takt dabei benommen. Um dem Reichspostdampfer möglichst wenig Verzögerung erwachsen zu lassen, nahm er sofort die für Japan bestimmten Säcke auf die „Smolensk" und ließ den „Prinz Heinrich" seine Reise fortsetzen. Diejenigen Säcke der japanischen Post wiederum, die nicht konfisziert wurden, gab man gleich einem anderen nach Osten gehenden Dampfer, um auch das Eintreffen dieser Post möglichst wenig zu verzögern. Etwas anderes war es mit der „Malakka", und ihre Beschlagnahme wäre auch seitens eines wirklich russischen Kriegsschiffes ein Fehler gewesen. Ganz klar ist die Art der Durchsuchung in ihren Einzelheiten nach der obigen Erzählung des englischen Schiffsoffiziers ja nicht. Es macht aber doch den Eindruck, als ob die Russen die Entdeckung von der wirklichen Bestimmung der Munition ebensogut sofort als erst in Algier hätten machen können. Zum mindesten war die Handlungsweise des Kapitäns der „Petersburg" also recht voreilig und damit, speziell England gegenüber, politisch höchst unklug.

Immerhin würden sich nicht einmal diplomatische Verhandlungen an die verschiedenen Fälle geknüpft haben, wenn es wirkliche russische Kriegsschiffe, oder aber aus dem Baltischen Meere kommende Hilfskreuzer gewesen wären. Die Erregung begründete sich tatsächlich darin, daß man die drei Hilfskreuzer nicht für legitimiert zur Ausübung der Seepolizei hielt, weil sie als Kriegsschiffe nicht das Recht gehabt hätten, die Dardanellen zu passieren. Sie hatten sie aber passiert, also, so folgerten die Engländer, sind es keine Kriegsschiffe, sondern Piraten und müssen so behandelt werden.

Allgemeines über die russische Seepolizei.

Das Vorstehende war die geäußerte Auffassung eines englischen Admirals. Den Kern der Sache trifft diese Auffassung ja nicht, denn der Kriegsschiffscharakter der Hilfskreuzer stand außer jedem Zweifel. Zunächst wegen der Bestimmung der Schiffe der freiwilligen Flotte überhaupt, ausgenommen den einzigen Fall, daß sie als Hospitalschiffe in den Dienst des roten Kreuzes gestellt wurden. Dann hätten sie aber am Roten Meere nichts zu suchen gehabt.

Führte nun wirklich (es ist nicht sicher verbürgt) einer der drei Hilfskreuzer beim Auslaufen aus den Dardanellen die Flagge des roten Kreuzes, so war das eine ebenso kindliche List wie das Verstauen der Geschütze in den unteren Schiffsräumen während der Durchfahrt. Auf die Verfassung des Schiffs

in dem Moment, wo es die vertraglich für russische Kriegsschiffe gesperrte Grenze überschritt, kam es ja in keiner Weise an, sondern darauf, wie es gleich nachher verwendet wurde, vorausgesetzt natürlich, daß aus der Verwendung hervorging, daß man sie schon vor dem Verlassen der Dardanellenstraße geplant hatte. Das war hier ja nun unzweifelhaft der Fall, denn die Hilfskreuzer gingen, ohne unterwegs einen anderen Hafen anzulaufen, direkt nach dem Roten Meere und übten dort eine kriegerische Tätigkeit aus. Sie mußten also schon in den Häfen des Schwarzen Meeres dafür ausgerüstet gewesen sein. Außerdem führten sie die Kriegsflagge und waren mit aktiven Seeoffizieren bemannt.

Tatsächlich lag also der Fall so, daß der Dardanellenvertrag verletzt worden war; wie haben wir uns angesichts dessen nun die merkwürdige Haltung Englands zu erklären? England war die einzigste Macht und ist es auch heute noch, welche ein ernstes Interesse tatsächlicher Natur an der Innehaltung des Dardanellenvertrages hat. Derselbe wurde unzweifelhaft jetzt von Rußland verletzt und trotzdem äußerte sich die englische Regierung dazu mit keiner Silbe, sondern sprach nur den Schiffen der freiwilligen Flotte die Berechtigung ab, Seepolizei auszuüben. Wahrscheinlich wird es haben vermeiden wollen, um eines verhältnismäßig geringfügigen Anlasses willen die Dardanellen- und damit vielleicht auch die Balkanfrage anzuschneiden.

Wer weiß, wie sie gelöst werden würde, wenn Rußland furchtlos die Konsequenzen von vornherein auf sich nähme!

Deswegen einerseits und weil England andererseits durch seine übermächtige Flotte, auch ohne die Dardanellenfrage aufrühren zu brauchen, leicht mit Gewalt die Belästigung seiner Kauffahrteischiffe verhindern kann, wählte es diesen, gewiß klügeren Ausweg. Die russische Regierung war sofort außerordentlich entgegenkommend und schon nach kurzer Dauer der diplomatischen Verhandlungen untersagte sie ihren Hilfskreuzern der freiwilligen Flotte jene Belästigung englischer Schiffe. Ob bezüglich der deutschen eine gleiche Versicherung gegeben ist, wissen wir nicht; tatsächlich sind aber von jenen Ereignissen an größere Rücksichten genommen worden. Die Tätigkeit der Hilfskreuzer im Roten Meer wurde überhaupt eingestellt.

So endete diese für Rußland nicht gerade rühmliche Episode mit einem vollständigen Mißerfolge. Jeder unparteiisch Denkende wird sagen müssen, daß das Recht des Anhaltens und Durchsuchens von Handelsschiffen auch den Kreuzern der freiwilligen Flotte nicht abgesprochen werden konnte. Die Torheit

auf russischer Seite bestand eben darin, daß man nicht im voraus das Verhalten Englands richtig abschätzte, und das wäre eigentlich nicht sehr schwer gewesen.

England hat als neutrale Macht von jeher mit größtem Nachdruck jede Störung seines eigenen ungeheuer umfangreichen Seehandels auf das Nachdrücklichste zu verhindern gesucht. Die Stärke seiner Kriegsflotte gestattet ihm, dies Bestreben stets in die Tat umzusetzen. Wie konnte Rußland glauben, Rußland, welches zur See völlig wehrlos ist, daß die englische Regierung sich eine derartige Kontrolle ihrer Schiffe gefallen lassen würde und noch dazu in einer der belebtesten Handelsstraßen der Welt, dem Roten Meere?

Dies sind eben alles, wie der deutsche Reichskanzler vor fünf Jahren sagte, lediglich Machtfragen, und die größte Macht bestimmt auch das Recht.

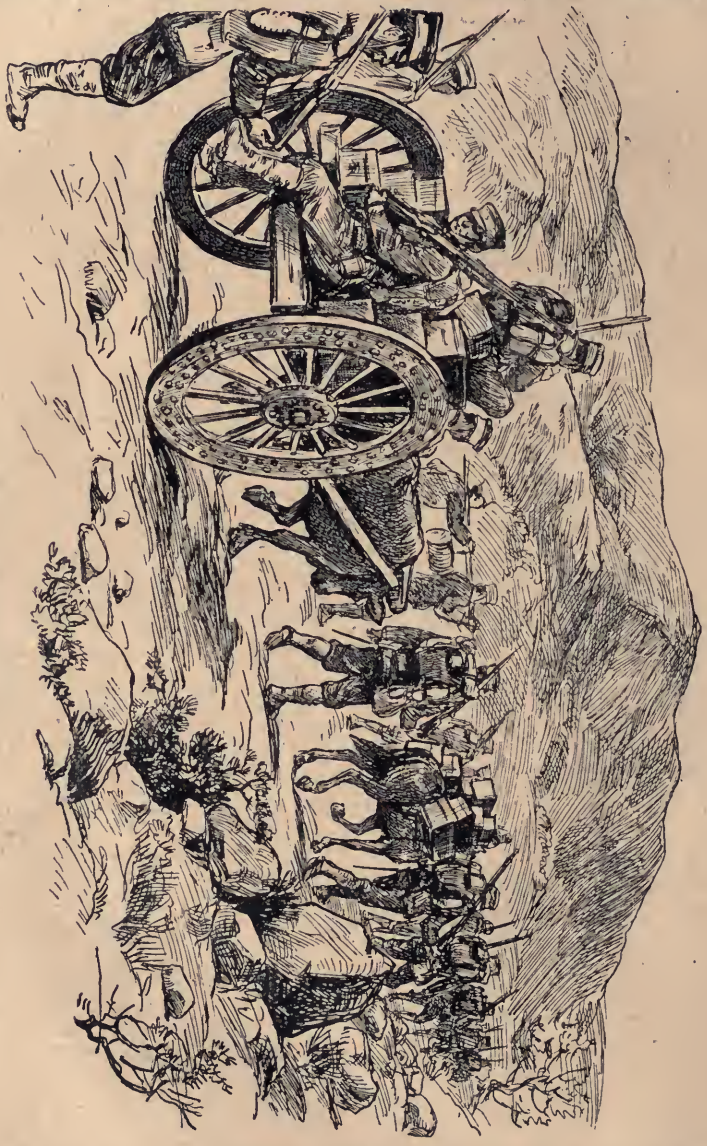
Es gilt das vom internationalen Seerecht, wie es fälschlich noch genannt wird, im vollsten Maße. Sehen wir genau zu, so bemerken wir, daß dieses internationale Seerecht vollkommen englisches Seerecht geworden ist einschließlich der Auffassung von Neutralität und Kontrebande.

Lebhafte diplomatische Erörterungen und heftige Preßfehden riefen außerdem, wie wir hier gleich vorgreifend erwähnen wollen, die Tätigkeit der Wladiwostokkreuzer im Gelben Meere und in der Japanischen See hervor. Im Laufe der verschiedenen Kreuzfahrten haben diese Kreuzer eine ganze Anzahl neutraler Handelsschiffe, von denen die meisten englischer und deutscher Nationalität waren, angehalten, untersucht, teilweise auch in den Grund gebohrt.

Da Japan, wie sich ja leicht denken läßt, in diesen schweren Kriegszeiten, wo Handel, Gewerbe und auch der Ackerbau teilweise darnieder liegen, in gesteigertem Maße das Bedürfnis hatte, Güter aller Art aus dem Auslande zu beziehen, so war die Schiffahrt von Europa und Amerika nach den japanischen Handelshäfen eine äußerst lebhafte; besonders Kohlen und Nahrungsmittel, darunter am meisten Mehl, wurden in ungeheuren Massen speziell von England und Amerika eingeführt. Da hatten nun die Wladiwostokkreuzer verschiedene Male reiche Beute gemacht, den Japanern ebenso zum Kummer wie den englischen oder amerikanischen Reedern.

Es waren auch wie gesagt, Schiffe versenkt worden, und gewaltige Entrüstung machte sich darob in der Presse hörbar. Kurz vorher war es, daß der englische Premierminister, über alle diese Fälle interpelliert, das wahre und wohl überlegte Wort sprach, „in der Beurteilung von Maßnahmen kriegführender

Parteien dürfte eine neutrale Macht niemals vergessen, daß sie über Nacht selbst zur kriegführenden Partei werden könne. Durch eine allzugroße Beschränkung



Japanischer Munitionstransport.

der Rechte der kriegführenden Parteien den Neutralen gegenüber könne man sich also in das eigene Fleisch schneiden."

Nichtsdestoweniger erhoben die englische und die amerikanische Regierung Einspruch dagegen, daß Kohlen und Nahrungsmittel als Kontrebande zu betrachten

Japanisches Torpedoboot bei einem Angriffsversuch vor Port Arthur durch die russischen Scheinwerfer entdeckt.

seien, ausgenommen den Fall, daß einwandfrei der Nachweis geführt werden könne, daß die betreffende Fracht direkt zur Führung des Krieges oder zu dessen Unterstützung bestimmt sei. Aus diesem Satz zog man dann die praktische Konsequenz, daß die russische Regierung einwilligen müßte, Kohlen und Nahrungsmittel nur dann als der Beschlagnahme unterliegende Kontrebande zu betrachten, wenn die Fracht des betreffenden Schiffes ausdrücklich an die japanische Regierung oder an eine andere Adresse gerichtet sei, welche die kriegerische Bestimmung der Ladung erkennen lasse. Nun konnten vom Herbst 1904 an die größten Kohlen- und Mehlmengen frei passieren; wenn sie nur an japanische Privatleute adressiert waren, dann durften die russischen Kreuzer die Ladung nicht als Kontrebande betrachten, unter dem Zwange der Fiktion, daß diese beiden Artikel nicht notwendig zu kriegerischen Zwecken bestimmt sind, sondern auch zum Lebensunterhalt der friedlich im Lande lebenden Bevölkerung. Infolgedessen ist natürlich kein englischer oder amerikanischer Reeder mehr so töricht gewesen, eine nicht an Privatleute adressierte Ladung für Japan an Bord zu nehmen.

Die Versenkung neutraler Schiffe.

Endlich noch ein paar Worte zur Frage des Versenkens von neutralen Kauffahrteischiffen durch die kriegführende Partei. Für den Nichtfachmann mag es auf den ersten Blick unbegreiflich sein, warum man ein friedliches Handels-

schiff in den Grund bohrt oder auf irgend eine andere Weise versenkt und es nicht lieber unter allen Umständen bis zum nächsten Hafen mitnimmt.

Gewiß wäre das nicht nur das Richtigste und Praktischste, sondern es dürfte auch keinen Kriegsschiffskommandanten geben, der es nicht täte, wenn nur irgend die Möglichkeit dazu vorhanden ist. Das ist aber nicht immer der Fall. Stellt man sich z. B. vor, ein Kauffahrteidampfer mit Nahrungsmitteln an Bord befindet sich hundert Seemeilen von dem nächsten japanischen Hafen entfernt und dreihundert von Wladiwostok, dem nächsten russischen Hafen. Er wird von einem russischen Kreuzer angehalten, wegen Führung von Kontrebande beschlagnahmt und ein Detachement von Russen an Bord gebracht, um ihn nach Wladiwostok zu bringen. Der Führer dieses Detachements meldet dem Kommandanten des Kreuzers, daß der Kohlenvorrat des Dampfers nicht annähernd ausreicht, um nach Wladiwostok hinzukommen. Was ist da also zu tun? Der russische Kreuzer, oder wenn ihrer mehrere zusammen sind, das Kreuzergeschwader, wissen, daß ein starkes überlegenes feindliches Geschwader auf der Suche nach ihnen ist. Sie dürfen sich also nicht nur nicht lange am selben Orte aufhalten, sondern müssen auch alles tun, damit keine Spur von ihnen von den Verfolgern zu finden ist.

Ließe man also den beschlagnahmten Dampfer, welcher vielleicht nur klein ist, nach seinem Bestimmungshafen weiter laufen, so wäre das vielleicht direkt materiell kein besonderer Vorteil für die Japaner, wohl aber würde der Führer des Dampfers unverzüglich den japanischen Behörden berichten, wann und wo er die russischen Kreuzer gesehen hat und in welcher Stärke sie waren.

Durch Depeschen und Signale können solche wertvolle Mitteilungen in allerkürzester Zeit an die betreffenden japanischen Seestreitkräfte gelangen, welche dann eventuell imstande sind, den Russen ihren Weg nach ihrem Stützpunkte abzuschneiden.

Es ist ferner der Vorschlag gemacht worden, man müßte in solchem Falle einen Dampfer entweder in Schlepp nehmen oder mit Kohlen versorgen.

Auch das hört sich ganz hübsch an, ist aber im Kriege nicht durchführbar. Erstens ist das Kohlennehmen auf See stets sehr mühevoll und langwierig, selbst im Frieden, und wenn alles sorgfältig vorbereitet war. Irgend einem beliebigen Dampfer aber auf See von einem Kriegsschiff aus Kohlen zu geben, dürfte gar oft zu den Unmöglichkeiten gehören. Zudem brauchen Kriegsschiffe speziell im Kriege ihre Kohlen wahrhaftig notwendig genug, ja sie sind ihnen

ein Lebenselement, von dessen Ausreichen nicht nur kriegerische Erfolge, sondern buchstäblich ihre Existenz abhängt. Während des Kohlenabgebens wäre das Kriegsschiff wehrlos und nicht augenblicklich zum Kampf oder zur Flucht bereit.

Man denke sich, daß zu dieser Arbeit die beiden Schiffe aneinander festgebunden werden müssen mit starken Leinen aus Stahl oder aus Hanf. Das verursacht allein schon große Mühe und Sorgfalt und dann ist es auch nicht möglich, mehrere Stunden lang das Feuer der Kessel so hoch zu halten, daß das Schiff gleich bei einer plötzlichen Gefahr mit höchster Geschwindigkeit weglaufen kann. Auch das ist aber für Kreuzer in kriegerischer Tätigkeit eine Lebensbedingung, wie wir einige Wochen später bei der Vernichtung des Panzerkreuzers „Rurik" und der starken Beschädigungen der mit ihm fahrenden Kreuzer sehen werden.

Bei auch nur wenig bewegtem Wasser (und spiegelglatt ist ja bekanntlich der Ozean beinahe nie) ist auch mit den bisher üblichen Mitteln Kohlenergänzung auf See nicht möglich: Die Schiffe schlagen aneinander und können sich schwer beschädigen.

Schließlich hat man gesagt, die Kreuzer könnten doch solche Dampfer einfach schleppen! Nun, das wäre auch ein Risiko, welches der Kommandant oder Geschwaderchef nicht auf sich nehmen könnte. Die Fahrtgeschwindigkeit wird natürlich ganz außerordentlich gemindert, wenn man noch ein zweites schweres Schiff schleppen muß, und darin liegt wieder die Gefahr für den Kreuzer, entdeckt und von einem Feinde eingeholt zu werden.

Aus allen diesen Andeutungen geht hervor, daß unter Umständen eine Vernichtung der Kontrebande führenden Schiffe wohl zu rechtfertigen ist. Selbstverständlich muß man zugeben, daß große Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit erforderlich ist und daß die Russen diese nicht immer bewiesen haben. So z. B. in dem Fall „Thea".

Dieser, einer Kieler Reederei gehörige Dampfer, hatte Fischöl und Fischdünger geladen und war nach Japan bestimmt. Die Wladiwostockkreuzer griffen ihn auf. Trotz der Erklärung des Kapitäns über den Charakter der Ladung behauptete der betreffende russische Offizier, das Schiff führe Kontrebande, und da es nicht mehr genug Kohlen hatte, um nach Wladiwostock zu gelangen, nahm ein Kreuzer die Besatzung der „Thea" an Bord und brachte sie nach Wladiwostock, nachdem das Schiff durch Torpedoschüsse versenkt worden war. Hätte der durchsuchende Offizier in diesem Falle sich nur die Mühe ge-

nommen, die Ladung zu prüfen, so würde er mit leichter Mühe festgestellt haben, daß die „Thea" keine Nahrungsmittel führte, sondern Verbrauchsgegenstände, die zur Kriegführung auch nicht in entfernter Beziehung standen. Nach der in den Papieren angegebenen Bezeichnung der Ladung scheint der russische Offizier aber angenommen zu haben, daß es Nahrungsmittel waren.

Sehr merkwürdigerweise erklärte das dann in Wladiwostock zusammentretende Prisengericht die Beschlagnahme und Vernichtung der „Thea" als berechtigt. Einige Monate später hob allerdings das Oberprisengericht oder der Appellationshof das Urteil auf und bezeichnete Beschlagnahme wie Vernichtung als ungerechtfertigt. Menschenleben sind ja nicht verloren gegangen und der Materialschaden wird zurückerstattet. Man kann wohl annehmen, daß die Reederei mit jener Versenkung ihres Schiffes schließlich kein allzuschlechtes Geschäft gemacht hat. Erheblich unangenehmer und auch schädlicher war die ganze Affäre jedenfalls für die Russen, und sie zeigt, daß die Ausübung der Seepolizei seitens der Schiffe einer kriegführenden Partei außerordentliche Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit erfordert.

Landschaftsbild aus der südlichen Mandschurei.

Stimmungen und Verhältnisse.

Nach den ersten schnellen Erfolgen wurde man sich in Japan doch bald und in immer weiteren Kreisen klar, daß dieser Krieg kein Kinderspiel, sondern eine sehr ernste gefährliche und vor allem eine langwierige Sache sei. Immermehr machten sich die Lasten und Unannehmlichkeiten bemerkbar, und es fehlten die Erfolge, welche das ausgeglichen hätten. Das Volk hatte allgemein gedacht,

Baracke des russischen Roten Kreuzes in Port Arthur.
(Nach einer Photographie.)

daß General Nogi schon nach wenigen Wochen in Port Arthur siegreich einziehen könne. Ohne Unterlaß hatte man vor dem Kriege die Russen mit den Chinesen verglichen und speziell die starke Kriegspartei hatte kein Mittel unbenutzt gelassen, um den Feind in den Augen des Volkes möglichst verächtlich in jeder Beziehung zu machen.

So war es kein Wunder, daß man einen eben solchen Siegeslauf wie vor zehn Jahren für absolut sicher hielt, und die ersten Ereignisse hatten dieser Annahme, ganz äußerlich betrachtet, also vom Gesichtspunkt des ungebildeten japanischen Volkes aus, recht gegeben. Wie im Jahre 1894 so hatten die japanischen Armeen beinahe ohne jeden Widerstand landen können, der Übergang

über den Jalu war mit leichter Mühe erzwungen worden, und vor allem hatten schon die ersten Tage des Krieges unbestreitbare große Erfolge zur See gebracht und die russische Flotte in die Defensive gedrängt.

Die ersten Rückschläge in der öffentlichen Meinung Japans wurden hervorgerufen durch den Untergang der beiden Schiffe „Hatsuse" und „Jaschima", welcher eine ganz ungeheure Trauer und Bestürzung zur Folge hatte. Vielleicht noch mehr Bedenken für die Zukunft erweckte aber der Verlauf der Schlacht von Kintschau, denn dieser zeigte, daß die Russen sich tatsächlich ausgezeichnet geschlagen hatten, und daß ohne die rechtzeitige Dazwischenkunft der japanischen Kanonenboote General Oku ohne jeden Zweifel zurückgeschlagen worden wäre.

Auch die Erfolge in der Mandschurei gingen später der ungestümen Volksmeinung lange nicht schnell genug.

Port Arthur.

Am größten war aber die Enttäuschung wegen Port Arthur. Hier hatte man angenommen, die Schlacht von Kintschau habe direkt dem japanischen Heere die Tore der Festung geöffnet. Man glaubte, die Verteidigungseinrichtungen seien vernachlässigt worden und der Kommandant von Port Arthur, General Stössel, werde nach dem Fall der Befestigungen von Kintschau sofort die Nutzlosigkeit jedes weiteren Widerstandes einsehen und die Festung übergeben. Es kam hinzu, daß man sich einen großen Nutzen davon versprach, daß die alten Offiziere aus dem chinesischen Kriege die Anlage der einzelnen Befestigungen und die Örtlichkeit überhaupt ganz genau kannten. Durch Spione waren während der Friedenszeit die nötigen Ergänzungen geschafft worden.

Nun haben aber die Russen, nachdem, wie sie selbst eingestehen, die Befestigungen bis zum Beginn des Krieges tatsächlich sehr stark vernachlässigt worden waren, vom Beginn desselben an ganz Enormes geleistet. Sowie der Krieg ausgebrochen war, mußte es dem Kommandanten der Festung klar sein, daß die Einschließung von Port Arthur nur eine Frage der Zeit sein werde. Über den Zustand der Flotte und ihre Leistungsfähigkeit war er natürlich genau orientiert und wußte, daß von ihr keine Rettung zu erwarten war. General Stössel, unterstützt von ausgezeichneten Ingenieuren, verwandte die ersten Monate des Krieges mit unermüdlichem Eifer und glänzendem Geschick auf die Befestigung des Platzes, auf deren Einzelheiten wir noch zurückkommen werden. Er requirierte Massen von Material aller Art aus Petersburg, und wie wir im vorigen

Bande erwähnten — es illustriert dies die fieberhafte Tätigkeit bis zum letzten Moment —, brachte der letzte Eisenbahnzug, welcher nach der Landung der Japaner in Pitsewo Port Arthur noch erreichte, wichtige Materialstücke in die

Die Hauptstraße von Port Arthur.
(Nach einer Photographie.)

Festung. Unter diesen befand sich, wie später bekannt geworden ist, auch der Vordersteven des Linienschiffs „Zäsarewitsch". Man hatte dieses ungeheure Gußstück natürlich in Port Arthur nicht herstellen können, sondern es mußte aus Europa herbeigeschafft werden. Genützt hat es ja nichts, aber immerhin

sieht man an diesem Beispiel, wieviel davon abhängen kann, ob ein Hafen und Stützpunkt über genügend Reserveteile verfügt oder nicht, ohne das Eintreffen dieses wichtigen Teils hätte der „Zäsarewitsch" weder im Juni noch späterhin im August in See gehen können. Die Stimmung in Port Arthur war demgemäß während des Sommers eine sehr zuversichtliche und unbesorgte, man war sich seiner Kraft bewußt, rechnete allerdings auch auf eine baldige Ankunft des großen Ersatzgeschwaders aus Europa, welches erst Monate später seine Ausreise antrat.

Dschunken mit Flüchtlingen aus Port Arthur von japanischen Torpedobooten angehalten.

Im Monat Juni gelangte der folgende kurze Bericht von Port Arthur aus in die europäische Öffentlichkeit:

„Unser ganzes Geschwader in Port Arthur ist vollzählig und gefechtsfähig. Die Stimmung der Garnison und der Einwohner ist vorzüglich; die Soldaten wissen sich vor Kampflust nicht zu zügeln und alle sind völlig überzeugt, daß Port Arthur nicht fallen kann. Die Mehrzahl der Bewohner ist in die Bürgerwehr eingetreten und die Frauen haben dem Kommandanten der Festung ihre Dienste angeboten. In Stadt und Festung herrscht musterhafte Ordnung und

Frauen vom japanischen „Roten Kreuz".
(Nach einer Photographie.)

auch der tägliche Gang der Geschäfte hat sich nicht verändert. Die Zeitung der Festung, der „Nowi Krai", erscheint regelmäßig und unverändert und nach Beendigung der Belagerung werden alle Nummern auch den auswärtigen Abonnenten zugestellt werden. Port Arthur ist mit Proviant mindestens ein Jahr versehen." (Diese Angabe darf man wohl nicht als so zuverlässig ansehen, denn ohne Zweifel wird der Briefschreiber nicht in der Lage gewesen sein, den Proviantvorrat richtig zu beurteilen und wenn er es war, so legte seine Stellung ihm die Pflicht größter Verschwiegenheit auf. Es ist eben eine Schätzung, die nur insofern Wert hat, als sie das Selbstvertrauen und die Ruhe der Belagerten kennzeichnet.) „Bis zur gänzlichen Einschließung von Port Arthur gelang es noch in den letzten Tagen glücklich, eine große Menge Hornvieh in die Stadt hineinzutreiben. Ein Pfund Fleisch kostet 25 Kopeken, eine Flasche Bier 60 Kopeken, eine Flasche Champagner 8 Rubel und ein Pfund Weißbrot 7—8 Kopeken. Die Musik spielt auch jetzt noch drei Mal jede Woche auf dem Nikolai-Boulevard. In Port Arthur befinden sich auch die früheren Einwohner von Dalny, welches übrigens durch Feuer wenig gelitten haben soll. Die staatlichen Gebäude dort sind von den Japanern versiegelt und werden von japanischen Schildwachen behütet. Die Japaner haben in Dalny die Chinesen, die in der Stadt plünderten, sofort hingerichtet. In Port Arthur befinden sich 600 Frauen. Die japanische Avantgarde ist bis auf 24 km an die Festung herangerückt und die Vorposten sind von den unserigen nur 3 km voneinander entfernt. Täglich kommen Scharmützel vor."

Trotzdem zog es doch damals schon eine Anzahl von Russen vor, wahrscheinlich waren es Geschäftsleute, die belagerte Stadt zu verlassen. Es ist auffallend und bemerkenswert, daß dies nicht nur damals, sondern bis tief in den

Winter hinein meistens gelang. Ein Zeichen, daß die japanische Flotte eine wirklich hermetisch schließende Blockade des Hafens und der Reede nicht fertig gebracht hat.

Um aber die Gefahr, von japanischen Kriegsschiffen oder Torpedobooten abgefaßt zu werden, möglichst gering zu machen, gingen die Flüchtlinge bisweilen auch zu Land bis an die westliche Küste Kwantungs und schifften sich in der Taubenbucht oder der Luisabucht ein.

Hier und überall überhaupt waren chinesische Dschunken während der ganzen Dauer des Krieges für Geld zu haben. Die chinesische Bevölkerung hat sich stets hier in ihrer ganzen Erbärmlichkeit gezeigt. Es kam diesen Chinesen nicht darauf an, solche Flüchtlinge gegen hohe Bezahlung an Bord zu nehmen und sie zu ermorden, wenn sie ihrer Meinung nach viel Geld bei sich führten, oder aber sie den Japanern zu verraten und in die Hände zu spielen, wenn sie glaubten, daß es einflußreiche Personen waren, für welche auch die Japaner sie reichlich belohnen würden.

Ein solcher russischer Flüchtling gab nach seiner wohlbehaltenen Ankunft in Tschifu die folgende kurze Schilderung seiner Reise:

„Wir verließen Port Arthur abends gegen 6 Uhr und schifften uns in der Luisabucht in eine Dschunke ein, waren also ungefähr 12 km von Port Arthur entfernt. Wir waren insgesamt 13 Passagiere und hatten die Erlaubnis des Gensdarmeriekommandanten zum Fortgehen erhalten. Als Fahrgeld bezahlten wir ungefähr 18 Rubel jeder. Vor uns liefen 4 Dschunken mit Chinesen aus, welche kurz vor Sonnenuntergang von vier japanischen Torpedobooten angehalten und durchsucht wurden. Unser Dschunkenführer hielt deshalb seinen Kurs von ihnen ab; als die Untersuchung der uns zunächst befindlichen Dschunke beendet schien, wollte das Torpedoboot sich augenscheinlich auch uns nähern. Die Sonne ging aber inzwischen unter und es kam nicht, vielleicht hatte es uns verloren, sondern dampfte nach Austausch von Raketensignalen mit den anderen Booten näher nach Port Arthur heran. Ich hatte ungefähr 60 Briefe bei mir und war bereit, sie bei Annäherung des Torpedobootes sofort ins Wasser zu werfen. Wir segelten die ganze Nacht bei gutem Wind und erreichten gegen Mittag Tschifu.

In der Festung befinden sich übrigens über 2000 russische Werft- und Dockarbeiter, die mit den anderen männlichen Einwohnern, soweit sie Waffen tragen können, zu einem freiwilligen Korps zusammengezogen sind. Dieses ist

insgesamt ungefähr 4000 Mann stark und wird täglich exerziert. Die Chinesen haben größtenteils die Stadt verlassen."

Der Berichterstatter hätte hinzufügen können, daß die Chinesen, trotzdem viele die Festung verlassen hatten, doch noch immer in großer Anzahl in der Festung und ihrer Umgebung blieben. Diese Chinesen fuhren fort, ihren Handel zu treiben, bald bei den Russen, bald bei den belagernden Japanern, und dieser Handel bildete nur den Deckmantel zu Kundschafter- und Verräterdiensten, wie sie beide Teile gut brauchen konnten und hoch bezahlten. Es ist auch gar nicht unmöglich, daß noch sehr lange nach Ausbruch des Krieges als Chinesen verkleidete Japaner sich selbst auf Kwantung aufgehalten haben.

Je länger der Krieg dauerte, desto mehr bemerkten die Russen, wie sehr die von mir im ersten Bande kurz erwähnten Chunchusen-Banden von den Japanern organisiert und durch Japaner geleitet wurden. Sie bezeichneten sie als chinesische Kosaken, um ihren freibeuterhaften Charakter anzudeuten, wie ihn die Kosaken im Anfang bis zur Zeit Ivans des Schrecklichen gehabt hatten. Dieser Zar ging mit Gewalt und Erfolg gegen sie vor und jagte sie nach Asien, wo sie die Grundlagen des heutigen Sibiriens gelegt haben.

Ein sehr wohl unterrichteter englischer Kriegskorrespondent spricht über das Wesen dieser Leute, welche auf den Gang des Krieges in der Mandschurei in ihrer geräuschlosen Arbeit bedeutend stärker eingewirkt haben, als man glaubt, folgendermaßen: „Es ist bekannt, daß Japaner als Chinesen verkleidet unerkannt unter echten Chinesen allenthalben bis in die russischen Linien hindurchschlüpfen. Sie schlagen sich durch als Kulis und Erdarbeiter beim Bahnbau, als Bauarbeiter bei Kasernenbauten, als Schanzgräber, Hausierer, Holzhacker und Wasserträger und als Verkäufer von Bier, Zigarretten, billigen Taschenmessern und allen möglichen Dingen. Die Russen wissen das ganz genau, können es aber nicht hindern. Natürlich bewahrt der Japaner, solange er in der Mandschurei ist, sein Geheimnis still wie das Grab, denn sein Leben hängt ja davon ab. Hat er aber einmal das Land hinter sich, so ist er himmlisch froh, den Zopf und die schmutzige fremde Tracht abzuwerfen.

Die Verhandlungen gehen immer im geheimen vor sich, ohne daß selbst seine vertrauten Freunde eine Ahnung davon haben. In einem von beiden Nationalitäten benutzten Unterkunftshause fällt es niemand auf, ob ein Chinese eintritt und kurz darauf ein Japaner herausgeht oder umgekehrt. Es ist daher unmöglich, die Spuren dieser Leute zu entdecken oder etwas über sie zu erfahren.

Diese Hausierer in der Mandschurei ziehen dann mit ihren Wagen bis dahin, wo die Chunchusen ihr Wesen treiben. Man weiß, daß sich ein Mann diesen Räubern anschließen, mit ihnen Städte überfallen und ausplündern, Viehherden stehlen, Telegraphenleitungen und Eisenbahnschienen zerstören kann, um den verfolgenden Truppen die Arbeit zu erschweren. Die Landbevölkerung verrät die Chunchusen beinahe nie, aus verschiedenen Gründen. Einmal fällt die Furcht vor schrecklicher Rache schwer ins Gewicht und dann halten sich die Räuber auch in der Regel an altbekannte Vorbilder und spielen den Beschützer des armen Mannes. Schließlich sind auch die Bedrückungen durch die Kosaken nicht viel weniger schlimm.

General Kuropatkin beobachtet die Bewegungen der feindlichen Truppen.
(Nach einer Photographie.)

Von den Japanern, welche aus der Mandschurei, wo sie in chinesischer Kleidung spionierten, zurückkehren wollen, wählen einige als Rückweg Schanhaiquan und Tjensin, andere den Weg durch Korea oder sie gehen mit einem Dampfer von Niutschwang fort. Seitdem das Eis gebrochen ist bis zum Sommer

haben ein Dutzend Dampfer ungefähr 15000 Chinesen von Niutschwang abgeholt. Wieviele verkleidete Japaner mögen unter diesen gewesen sein! Bestimmt weiß ich's nur von einem einzigen und auch das habe ich nur durch Zufall erfahren. Seine Geschichte ist nicht uninteressant. Er war ursprünglich aus Osaka daheim; er war Zimmermann, später Kohlenhändler gewesen, hatte Konkurs gemacht, wurde dann Eisenbahnbeamter, Schullehrer, Kellner auf einem Dampfer, hatte mit dem Gefängnis nähere Bekanntschaft, natürlich ohne seine Schuld, und war schließlich Fremdenführer geworden für Europäer und Amerikaner, die Japan bereisten und seine Merkwürdigkeiten sehen wollten. Er hatte den chinesisch-japanischen Krieg 1894 mitgemacht, wollte aber nicht sagen in welcher Eigenschaft. Von 1895 waren seine Bewegungen in Dunkel gehüllt bis zur Boxerzeit; damals hatte er sich wieder in einer gewissen Gegend Chinas aufgehalten. So lautet nämlich die landläufige japanische Wendung, die ungefähr bedeutet: Fragen Sie mich nicht zu viel! Seit 1900 war dann der Mann in der Mandschurei gewesen, wo er zuweilen als Japaner auftrat. Zu anderen Zeiten aber war es ersprießlich, wie er sich ausdrückte, zu Geschäftszwecken unter den Eingeborenen als einer der Ihrigen angesehen zu werden. Einmal hatte er „in einer gewissen Stadt" eine mittelgroße Bierwirtschaft niedrigen Ranges, in der hauptsächlich russische Soldaten die Kundschaft bildeten. Dann war er wieder Mandschure und Aspirant auf einer Präfektur. Als solcher zählte er zu der großen Menge der unbeschäftigten und unbemittelten Aristokratie Chinas. In weiterem Verlaufe war er dann eine Zeitlang japanischer Barbier, worauf er sich in einen kleinen chinesischen Pferdehändler verwandelte, welcher in abgelegenen Landesteilen herumzog, um billige Einkäufe zu machen. „Ich hatte weder Pferde," fügte er lachend hinzu, „noch Käufer und habe niemals einen Gaul gekauft oder verkauft." „Was machten Sie denn eigentlich," fragte ich, obschon ich es ganz gut wußte. „Ich reiste wahrhaftig nur zu meiner Erholung," erwiderte er und wir mußten beide lachen. „Im übrigen," meinte er, „gäbe es ja viele Dinge, über die man nicht sprechen dürfe, aber manches, was ohnehin weit bekannt sei, könne er wohl erzählen. Natürlich könne er nicht sagen, selbst wenn er es wüßte, wie viele Japaner außer ihm in derselben Weise tätig gewesen seien. Das wüßten aber höchstens zwei bis drei Menschen überhaupt. Diese Japaner könnten überall sich eindrängen wo sie wollten, wenn die Russen Häuser, Kasernen oder Forts bauten, wenn sie an der Bahn eine Ausweichestelle anlegten, Truppen über einen Fluß

setzten, oder Lebensmittel von einem Bahnhof in die Magazine einer Festung schaffen wollten, wenn sie endlich ein Kriegsschiff ausbesserten, so brauchten sie dazu doch notwendig chinesische Kulis und kein Europäer vermöge zu sagen, wer unter solchen Umständen ein Chinese und wer ein Japaner sei." Hierzu erzählte der japanische Verwandlungskünstler einen Vorfall aus seiner eigenen Erfahrung: „Ich befand mich mit einer Menge von Reisenden auf einem gewissen Fluß in einer großen Dschunke. Ich selbst war damals buddhistischer Bettelmönch und sprach mit leichtem mongolischen Akzent. Wir Passagiere lagen bei Nacht alle zusammengepfercht auf dem Boden der Dschunke und schliefen mit unseren schmutzigen Tageskleidern angetan. Mein Nebenmann war ein chinesischer Gerber aus Mukden, welcher stark nach seinem Gewerbe roch. Während der Nacht gab es plötzlich Lärm. Das Dach der Dschunke, das mit einer Masse Schnee bedeckt war, stürzte auf uns herab und alles lärmte und schrie. Dem Gerber neben mir entschlüpfte ein schlimmes Wort — es war japanisch. Im nächsten Augenblick war er wieder ganz bei sich und sprach chinesisch, allein ich hatte ihn durchschaut, und da ich nicht wußte, was der Lärm bedeutete, flüsterte ich ihm hastig zu: „Du und ich, wir sind beide Japaner." Und dann hielten wir zusammen, auf das Schlimmste gefaßt, auf Flußpiraten, Kosaken oder was sonst uns überfallen und zustoßen konnte. Doch es war schließlich nichts von Belang. Nur eine schlecht verankerte Dschunke hatte sich losgerissen und prallte nun an alle übrigen an. Aber es war doch eine merkwürdige Art, mit einem Landsmann in der Fremde bekannt zu werden, wie?

Ich versichere Ihnen heilig, ich hätte nicht im entferntesten daran gedacht, daß der Mann ein Japaner sei, und er selbst hätte es ebensowenig von mir geglaubt. So geht es aber zu, wie Sie sehen."

Es war nicht möglich dem Manne das Geständnis zu entlocken, daß er bei den Räubern gewesen sei, gesehen hatte er sie wie jeder sie gesehen habe, der das Land bereise, allein er wollte nicht einräumen, daß er einer der Ihrigen gewesen sei. Er bemerkte indessen, daß darüber kein Geheimnis obwalten könne, daß Japaner unter ihnen seien. Die Sache sei zu selbstverständlich, läge in der Natur der Dinge, als daß man sie abzuleugnen brauche. Die Geschichten indessen, als ob die Chunchusen in japanischem Solde ständen, erklärte er für einfach abgeschmackt. Einmal wäre es nicht möglich, ihnen Geld zu übermitteln, und dann ebenso unmöglich, Gewähr dafür zu erlangen, daß gezahltes Geld auch wirklich verdient würde.

Die Stimmung in Japan.

Daß in Japan selbst die Stimmung keineswegs eine gehobene war, zeigt der folgende Bericht eines englischen Korrespondenten aus derselben Periode:

„In der Stadt herrscht Totenstille. Die Straßen sind verödet. Der Handel liegt stark darnieder. Die Stimmung des Volkes ist eine verzweifelte: es scheint als erwarteten alle das baldige Ende Japans. Vom Schlachtfelde laufen Nachrichten ein, von denen eine trauriger ist als die andere. Nach den glänzenden Siegen, von denen die japanische und die dienstfertige englische Presse so viel zu berichten wußten, fangen die Japaner an, Niederlagen zu erleiden. Hier ist der glänzende und siegreiche Admiral Togo auf russische Minen geraten und hat dabei die Hälfte seiner Flotte eingebüßt, dort ist die Armee mit den Russen zusammengestoßen, wobei sie nach ihren eigenen Berichten zehn Mann gegen einen Russen auf dem Schlachtfelde gelassen hat.

Hier ist vorläufig aus glaubwürdigen Quellen bekannt, daß die Japaner folgende Kriegsschiffe verloren haben: Untergegangen sind Panzerschiff „Hatsuse" sowie die Kreuzer „Joschino" und „Mijako". Starke Beschädigungen haben erlitten: die Panzerschiffe „Schikischima", „Fuji", „Jaschima" und die Panzerkreuzer „Kasuga", „Tokiwa", außer einer Anzahl von Torpedobooten und Torpedozerstörern. Von der „Schikischima" sagt man, daß sie ebensowenig ausgebessert werden kann, wie die „Jaschima". Es ist kein Spaß, acht große Kriegsschiffe zu verlieren!

Die Armee hat gleichzeitig eine nicht weniger wichtige Niederlage erlitten. Die ersten Mitteilungen berichten, daß die Russen einen glücklichen Ausfall aus Port Arthur gemacht haben und die Japaner dabei 1000 Mann verloren haben. In der Schlacht bei Kintschau haben die Japaner über 4000 Mann verloren, die Russen dagegen nur 525 Mann und 78 Geschütze und 10 Gewehre. Diese Mitteilungen haben wir aus amtlichen Quellen und japanischen Zeitungen, die immer ihre Verluste um einige Male verkleinern.

Es genügt zu sagen, daß auf den Straßen von Nagasaki das „Banzai"-Schreien nicht mehr zu hören ist und keine Straßendemonstrationen mit Laternen mehr stattfinden. Früher verging kein Tag, an dem nicht Extrablätter ausgegeben wurden, die verkündeten, wie die Japaner die Russen geschlagen und zahlreiche Gefangene gemacht haben, und wie die Russen beim Anblick der Japaner die Waffen fortwerfen und fliehen. Allmählich begreift das Volk,

daß es von der Regierung mit Hilfe einer käuflichen eigenen Presse und der englischen Presse getäuscht worden ist, die es mit unerhörten Siegen der japanischen

Vormarsch japanischer Truppen hinter Bambuszäunen, die sie den Russen verbergen sollen.

Flotte und der Armee gefüttert hat. Jetzt kommt das Volk hinter die Wahrheit und hält sich den Zeitungsnachrichten gegenüber sehr skeptisch. „Wieder eine neue Lüge," sagt wohl ein vom Schlafe erwachter Japaner beim Anblick

Marodeure auf dem Schlachtfelde von Liaujang.
(Nach einem Originalaquarell von E. Hanetzog.)

der Jungen, die die Extrablätter austragen und „Chou-bai" schreien. Die Stimmung der Japaner ist hier äußerst gedrückt. Man muß sich wundern, wo der kühne Geist, der am Anfang des Krieges die Menge des Volkes beherrschte, geblieben ist.

Jetzt fragen schon viele, ob sich denn keine europäische Macht einmischen und dem Kriege ein Ende machen wird? Handel gibt es nicht mehr; die Steuern und Sammlungen für den Krieg sind schrecklich; die Bevölkerung fängt an, unzufrieden zu werden. Viele sagen, daß sie es noch eine Zeitlang auszuhalten versuchen wollen, dann aber gezwungen sein werden, die Kriegssteuern zu verweigern, da sie keine Mittel mehr haben, sie zu bezahlen.

Dafür drückt die englische Presse in jeder Nummer ihre tiefste Teilnahme über die letzten Unglücksfälle aus und streut ihre Sympathiebeweise reichlich aus; sie protestiert sogar laut über die Frechheit der Russen, sich zu verteidigen, erweist damit aber schließlich keinem Menschen einen Dienst. Den Engländern ist es am Ende gleichgültig, was die japanischen Nachkommen sagen werden, ob sie die lieben Bundesgenossen segnen oder verfluchen werden. Die Regierung jedoch ist blind und sieht nichts. England hat sein Ziel erreicht, und das ist die Hauptsache.

In diesen Tagen sendet Japan wieder bedeutende Verstärkungen auf den Kriegsschauplatz. Aus Nagasaki allein gehen 22000 Mann Infanterie ab, wahrscheinlich nach Kuan-tung."

Sorgenvoll lauten auch die folgenden Betrachtungen: „Die Lasten des Krieges gegen Rußland trägt allen voran der japanische Bauer; er ist der Steuerzahler, denn das ist ein offenes Geheimnis in Japan, daß kaum ein Japaner es für ein Unrecht hält, die Regierung bei der Einschätzung seines Einkommens nach besten Kräften hinters Licht zu führen. Und das geht bis in die höchsten Stände und bis in die Großkaufmannschaft hinein. — Dem Bauer ist das unmöglich, denn seinen Landesbesitz kann er nicht verbergen. — Er trägt aber auch die Lasten des Krieges noch in einer anderen Beziehung: er stellt die Soldaten! — Beamte und Kaufleute werden in Japan nicht Soldat. Der Mangel an Einjährigen und Reserveoffizieren hat sich schon merklich fühlbar gemacht. Aber der japanische Bauer wird die Lasten willig tragen, solange der Krieg dauert, denn er weiß es nunmehr und glaubt es, daß der Russe der Todfeind seines Landes ist. Hier liegt die Stärke Japans in diesem Kriege, nicht aber im Chauvinismus der Presse und auch nicht in den großen Geld-

spenden und Opfern der reichen Bank- und Handelsfirmen in Osaka und Tokio, die — da brauchen wir uns keinen Illusionen hinzugeben — doch nur mit der Wurst nach der Speckseite werfen. Nehmen wir z. B. die größte japanische Maschinenfirma Takata: bei den unmittelbar mit Beginn des Krieges vorgenommenen, ungeheuren Erweiterungsbauten am Kriegs-Arsenal ist auch nicht eine einzige ausländische Firma zur Konkurrenz zugelassen worden, alles ist in die Hände obiger Firma gefallen. — Auf die Kriegsbegeisterung dieser Herren in Tokio, Osaka usw. hin hätte die Regierung den Krieg nicht führen können; sie geht durch den Geldbeutel, und das um so mehr, je lauter sie schreien und gerade dann, wenn sie die größten Summen zeichnen. — Man rechnet heute in Japan fest mit dem Gedanken, daß der Krieg zwei Jahre dauern wird. Wenn Rußland darauf vor allem baut und seinen Gegner zu ermüden hofft, bis ihm die Weiterführung des Krieges wegen Mangel an Geld unmöglich wird, so täuscht es sich ganz gewiß darin, wie es in so manchem anderen Punkte bei der Einschätzung der Japaner getan hat. — Die Opfer für den Krieg werden gebracht, und wenn der Bauer seinen letzten Spargroschen hergeben soll."

Einen merkwürdigen Zug des japanischen Gemütslebens zeigt die folgende fanatische und begeisterte Auslassung, deren Verfasser ohne Zweifel ein für japanische Verhältnisse sehr gebildeter, gelehrter, von der Mission seines Vaterlandes durchdrungener Mann ist. Dabei — und das ist das merkwürdige — zeigt er eine Religiosität, die man einem Japaner im allgemeinen nicht zutraute und zwar mit Recht.

Vielleicht sind auch die folgenden Tiraden nicht ganz echt, sondern in der Hauptsache nur auf Wirkung berechnet.

Ich übergehe die ziemlich lange, mehr Allgemeines behandelnde Einleitung, nach der es dann heißt:

„Ein Krieg mit Waffen in der Hand ist in gegebenen historischen Momenten unvermeidlich, obgleich wir eine Predigt für den Krieg weder in der Religion des Konfuzius finden, die nur Humanität und Menschenliebe lehrt, noch im Buddhismus, der jedes lebende Wesen schützt und der mit ihm fühlt, und einen Krieg nur dann gerechtfertigt findet, wenn es nötig ist, die Ehre zu verteidigen oder für die Gesetze der Gerechtigkeit einzustehen. Im heutigen Falle ist der Buddhismus für den Krieg, denn Buddha selbst erscheint als der Schützer des Landes, — und nicht allein Japans — denn er, Buddha, ist

der Erlöser aller Völker des fernen Ostens, denen jetzt der Tod droht. Für eine solche Gnade des Buddha müssen alle Buddhisten danken, d. h. ihr Leben geben.

Der heutige Krieg mit Rußland muß nicht nur einen politischen, sondern auch einen religiösen Charakter tragen; es genügt, sich daran zu erinnern, welcher Art das russische Volk ist, um die Wahrheit dieser Worte festzustellen."

In dem Wunsche, den nationalreligiösen Indifferentismus zu beleben, weist Enrio darauf hin, daß auf Reisen durch Rußland ein jeder unwillkürlich betroffen wird durch die Pracht der Kirchen und durch die Religiosität des russischen Volkes.

„Deshalb müssen in diesem Kriege auch wir, unsererseits, das Banner für unsern Gott erheben und für ihn kämpfen, denn unser Feind ist zuvörderst der Feind unserer Gottheit, und dieser Krieg erinnert an die Zeiten der Kreuzzüge. Japan, oder Korea und China — sind nicht so sehr die Feinde Rußlands selbst, als diejenigen seines Gottes. Folglich, wenn die Russen auf uns, als auf die Feinde ihres Gottes sehen, können auch wir auf sie, als die Feinde Buddhas sehen und wenn ihre Armee die Armee Gottes ist, so lasset die unsrige das heilige Heer Buddhas sein.

Also: Chinesen, Koreaner, Japaner, denkt daran, daß wir alle eins sind, nicht allein durch die Farbe der Rasse, — dieser goldenen Rasse, sondern auch einig durch die Religion. Wenn es Rußland gelingt, als Sieger hervorzugehen und den Osten mit seinem frechen Fuße zu zertreten, — dann hat der Buddhismus sein Ende erreicht! Wir wollen dieses Kleinod, daß so viele eifrig suchen und an dem sie, wenn sie es gefunden haben und besitzen, die größte Freude empfinden, nicht verloren gehen lassen. Wie werden wir, im entgegengesetzten Falle, vor Buddha stehen und womit werden wir ihm für alle seine Wohltaten danken? Laßt uns auch nicht vergessen, daß der Gründer der buddhistischen Sekte „Schintu", der die größte Zahl von Bekennern zählt, uns folgendes Gebot nachgelassen hat: „Wer für die Wohltaten Buddhas danken will, der zerstoße sich selbst zu feinem Pulver."

Doch in dem heutigen Kriege müssen wir höher stehen als der einfache Wunsch zu kämpfen; wir müssen darüber nachdenken, wie wir die übrigen Länder des Ostens auf unsere Seite ziehen, besonders China, Korea und die Mongolei. Glänzende Siege allein tun es nicht, denn wie glänzend sie auch seien, welchen Nutzen hätten wir, wenn wir, anstatt die Herzen dieser Völker anzuziehen, in

Marktbild aus Wladiwostock.
(Nach einer Photographie.)

ihnen nur Mißtrauen, Neid und Haß hervorrufen? In einem solchen Falle bringen uns unsere Siege keine Früchte, geben uns keine Befriedigung und alle unsere aufgewandte Mühe bleibt ohne Belohnung.

So war es zum Beispiel in unserem Kriege mit China, als unsere Siege die Bewohner von Tibet veranlaßten, auf unser Volk als eine gefährliche Macht zu sehen, die man fürchten muß, wobei sie, wie es unser gelehrter Forscher Kawagutschi Kiekai selbst gehört hat, sagen, daß, wenn sie mit uns in Berührung träten, sie sofort auch unsere Opfer wären. Wir haben nicht das erträumt, sondern einen allgemeinen Frieden. Wenn man uns für das halten wird, was wir in der Tat sind, wenn in bezug auf uns keine Vorurteile mehr bestehen werden und wir gute Beziehungen zu befreundeten Nationen unterhalten können, wird das der erste Schritt zu dem sein, was wir bis jetzt ersehnen.

Und in diesem Gebiet können wir nicht wenig leisten: Mit den andern Völkern des Ostens durch doppelte Bande geeinigt — Einheit der Rasse und der Religion — besitzen wir eine größere Macht, als Rußland im Norden Chinas und England in Indien. Die Religion des Buddha und des Konfuzius, die den Chinesen so teuer ist, ist auch uns heilig, und diese zwei starken Waffen müssen wir ausnützen, um den Platz, den wir einnehmen, und das Prestige, welches wir genießen, noch mehr zu befestigen und über diese Völker eine intellektuelle Oberherrschaft und moralischen Einfluß zu gewinnen.

Was müssen wir zur Erreichung dieses Zieles unternehmen?"

Der Autor legt nun seinen Plan wie folgt dar:

„In Japan muß erstens eine große buddhistische und konfuzianische Universität gegründet werden; Japan muß zweitens zum Zentrum der orientalischen

Wissenschaften gemacht werden, mit Zweigschulen in Korea, der Mandschurei, der Mongolei und in Tibet; drittens muß in Japan ein großer buddhistischer Kongreß gebildet werden, um auf diese Weise die Gedanken und Gefühle aller buddhistischen Völkerschaften zusammen zu halten. Die Herren Okakuri und Oga haben schon Gelegenheit gehabt zu konstatieren, in Anbetracht der großen Spenden, die sie in Indien unter den Brahminen, für die Eröffnung eines großen buddhistischen Kongresses in Japan gesammelt haben, wie stark auf religiöser Grundlage die Sympathien für Japan sind.

Gesamtansicht von Wladiwostock von der Landseite.
(Nach einer Photographie.)

Wenn Siam sich uns zuwendet, so ist es auch nur deshalb, weil wir Buddhisten sind. Nicht ohne Grund hat sich die russische Gesandtschaft in Peking so erregt, als in dem Gefolge des großen mongolischen Lama in Peking auch die Herren Oga und Takuno auftraten! Deshalb natürlich, weil Rußland unsern Einfluß auf die Mongolen fürchtet, der uns so leicht wird durch die Einigkeit der Religion; er ist stärker als unsere ganze Armee.

Und so — schließt der Autor — hören wir also auf, alle Macht nur auf die Waffen zu gründen und laßt uns glauben, daß unsere befreiende und aufklärende Mission im Osten in Sonderheit von der moralischen Einigung, die wir auf religiöser und intellektueller Grundlage erstreben, abhängt."

Russische Stimmungsbilder.

Auf russischer Seite fällt um diese Zeit eine Frische und Zuversichtlichkeit des Tons auf, welche vielleicht mitunter etwas künstlich ist, doch trägt die folgende Schilderung durchaus den Stempel der Wahrheit:

„Wir waren 60 Dragoner, die den Auftrag erhalten hatten, nach der Station Wafangku vorzugehen, um für unser Regiment einen geeigneten Biwakplatz ausfindig zu machen. Als wir auf der Station ankamen, stießen wir auf eine kleine feindliche Abteilung von etwa 20 Kavalleristen, welche sofort das Feuer auf uns eröffneten. Wir saßen sofort ab und gaben einige Salven ab, wonach die Japaner die Flucht ergriffen. Natürlich nahmen wir sofort die Verfolgung auf und schossen vier feindliche Reiter von ihren Pferden herab. Wir selbst hatten keine Verluste, weil die verfolgten Reiter natürlich noch weniger gut zielen konnten als wir. Inzwischen hatten wir uns bereits zirka sieben Werst von der Station entfernt, als plötzlich von einem Hügel her auf uns geschossen wurde und wir in einiger Entfernung eine ganze Schwadron feindlicher Kavallerie entdeckten. Es wurde sofort Befehl zum Rückzug gegeben, und im gleichen Augenblicke stürzte mein Pferd, tödlich getroffen, unter mir zusammen. Während nun meine Kameraden davonjagten, richtete ich mich auf und bemerkte acht auf mich zureitende Japaner. Ich war noch im Besitze meines Karabiners und schoß auf die herankommenden Reiter, von denen drei aus dem Sattel stürzten, jetzt aber fielen die Japaner wie Mücken über mich her, und ich erhielt am linken Arm und auf dem Kopf mehrere Säbelhiebe, so daß ich besinnungslos zusammenbrach. Es muß etwa gegen zehn Uhr morgens gewesen sein als ich erwachte; dicht bei mir lag mein totes Pferd, von Japanern war nichts zu sehen; genommen hatten dieselben mir nichts, selbst nicht meinen Karabiner und die Patronen. Meine Wunden bluteten heftig; zwar war ich mit Verbandzeug versehen, wagte jedoch nicht, hier meine Wunden zu verbinden, sondern schmierte Sand auf dieselben, wodurch die Blutung gestillt wurde. Alsdann machte ich mich auf den Weg nach einem in nächster Nähe gelegenen Chinesendorf. Das Dorf war von Japanern besetzt, doch gelang es mir, ein Chinesenhaus zu finden, in dem nur einige Chinesen waren. Beim Erblicken meiner blutüberströmten Gestalt eilten die Chinesen, bis auf einen, anscheinend der Besitzer des Hauses, hinaus. Dem letzteren erzählte ich in kurzen Worten meine Geschichte und bat ihn um die Erlaubnis, meine Wunden hier zu ver-

binden und bis Einbruch der Dunkelheit verbleiben zu dürfen. Der Chinese gewährte mir dies denn auch bereitwillig, empfahl mir noch die größte Vorsicht, da das Dorf voll von Japanern sei und ging endlich auch ins Freie, worauf ich, so gut es ging, meine Wunden auswusch und verband und hierauf eine kurze Rast hielt. Als ich, einigermaßen gestärkt, erwachte, gewahrte ich, vorsichtig durch das Fenster blickend, japanische Soldaten mit Patronen gefüllte Wassereimer vorübertragen, indem je zwei Soldaten einen Eimer auf ihren Säbeln hängen hatten. Ich konnte ganz deutlich hören, daß in der Nähe sich ein Gefecht entsponnen hatte und manche Bombe flog pfeifend über das Dorf hinweg. Das Schießen dauerte bis zum Abend. Alsdann wurde alles still. Da mein Chinese noch immer nicht zurückkam, legte ich mich wieder zum Schlafen und erwachte kurz vor Anbruch des jungen Tages durch ein verworrenes Geräusch. Zum Fenster hinaussehend, bemerkte ich, daß die Japaner im Begriff waren, das Dorf zu verlassen. Kurz darauf kam denn auch der alte Chinese in das Haus und sagte freundlich zu mir: „Chodja, steht auf, Japaner miju." Ich erhob mich also, bedankte mich beim Chinesen und entfernte mich, um wieder zu unseren Truppen zu stoßen. Bald jedoch bemerkte ich, daß die Japaner am Rande des Dorfes zahlreiche Posten zurückgelassen hatten, weshalb ich schleunigst wieder umkehrte und meinen chinesischen Wohltäter um einige chinesische Kleidungsstücke bat, damit ich eine Chance hätte, durch die Postenkette zu gelangen. Der Chinese war eine gute Seele und gewährte mir auch diese Bitte, und bald darauf verließ ich in seiner Begleitung als Chinese verkleidet und mein eigenes Zeug in einem Bündel mit mir führend, das Haus und gelangte wohlbehalten durch die japanische Postenkette. Wir kamen hierauf an einen Wald, wo ich mich wieder umzog und dem Chinesen die mir geborgten Kleider zurückgab. Der Chinese zeigte mir nun einen Pfad, der durch den Wald nach der Station führte. Ich nahm an, daß die Station inzwischen von den Unseren besetzt worden sei, hielt es jedoch für geraten, mich hiernach zuerst in einem kurz vor der Station liegenden kleinen Chinesendorf zu erkundigen. Ich hatte mich indessen nicht getäuscht und konnte mich nunmehr ruhig nach Wafangku begeben, worüber ich nicht wenig erfreut war, denn die erlittenen Verwundungen und die Strapazen hatten mich gehörig mitgenommen."

Der Hafen von Wladiwostock mit russischen Kriegsschiffen.
(Nach einer Photographie.)

In Wladiwostock war die Stimmung damals natürlich eine absolut sichere und zuverlässige:

„Aus allen Teilen Sibiriens strömten die Truppen hierher, die Straßen wimmeln von Soldaten aller Waffengattungen. Die Kasernen sind überfüllt, neue inzwischen errichtet und bezogen worden; viele der jetzt leerstehenden Privathäuser sind von den Militärbehörden zur Aufnahme von Truppen requiriert worden; fast überall ist hier jetzt Militär, Militär und nochmals Militär. Ja, die Japaner haben Wladiwostock sehr viel Zeit gelassen, um allen Fehlern an der Befestigung gründlich abzuhelfen, und die Russen haben davon ausgiebig Gebrauch gemacht. Das steht fest!

Die europäische Zivilbevölkerung, wenigstens die Frauen und Kinder, haben die Stadt längst zum großen Teil verlassen. Es gibt hier ganze Straßen (z. B. die Pologoja-Uliza, die Kitaiskaja-Uliza und andere, wo allerdings vorzugsweise Japaner ihren Wohnort aufgeschlagen hatten), deren sämtliche Häuser

Wladiwostock im Winter.
(Nach einer Photographie.)

von den Bewohnern verlassen worden sind. Auch die ganze Slobodka, der südöstliche Ausläufer der Stadt, wo größtenteils die sogenannten kleinen Leute wohnten und wo beim ersten Bombardement der Festung am 6. März dieses Jahres mehrere Häuser leicht beschädigt, eine Frau getötet und einige Privatleute verwundet wurden, ist jetzt ziemlich ausgestorben; denn wem es möglich war, nach anderen nicht sehr entfernten Städten und Plätzen Sibiriens zu gehen, der tat es.

Die sich hier ansammelnden Truppen, sowohl Offiziere und Beamte als auch Soldaten, sind gewiß nicht zu beneiden, denn abgesehen von den Festungsarbeiten und einigen Aufklärungen in der Umgebung Wladiwostocks, sind sie vorläufig zur Untätigkeit verurteilt, und man beneidet herzhaft die Kameraden auf dem Geschwader, die doch wenigstens etwas vom Feinde zu sehen bekommen und jetzt sogar fühlbar in die Weltgeschichte eingreifen konnten. Man erzählt sich hier vom Abfangen japanischer Transporte und Vernichtung von 25 japanischen Handelsschiffen durch das russische Geschwader.

Es ist eine schwere Aufgabe, eine so große Anzahl auf einen Platz zusammengepferchte Menschen bei gutem Humor zu erhalten, was aber doch von so großer Wichtigkeit ist. Man kann daher den Leuten, die, allerdings weniger aus Nächstenliebe, sondern vielmehr um ihren eigenen Beutel schnell und möglichst ausgiebig zu füllen, es sich angelegen sein lassen, für Zerstreuungen der Truppen zu sorgen, nur dankbar sein. Es ist natürlich und auch berechtigt, daß man in Anbetracht der großen Schwierigkeiten und Gefahren, mit denen man zu rechnen hat, Kriegspreise nimmt. Aber wozu hätte der Soldat denn auch die erhöhte Löhnung, wenn nicht, um sich auch zu Kriegszeiten kleine Erholungen und Zerstreuungen gestatten zu können.

Beim Denkmal des Mannes, der vor mehr als 50 Jahren von Wladiwostock Besitz ergriff, spielt jetzt fast täglich eine Militärkapelle, und am Abend läßt der Cafetier Jagdjoglu seinen aus Offizieren und hier gebliebenen Zivilpersonen bestehenden Gästen in seiner geräumigen Veranda und im Garten von einer den Umständen nach sehr netten Streichmusikkapelle vorspielen: er erhebt dafür kein Entree, macht jedoch bei seinen Preisen für Erfrischungen ein sehr gutes Geschäft, was aber dem Manne nur zu gönnen ist. Die Iwanowsche Oper ist längst ausgerückt, während Frau Pitipa, die Directrice des hiesigen Schauspielhauses, mit einigen Getreuen fast allabendlich Vorstellungen veranstaltet, meistens allerdings, um den Reingewinn dem Roten Kreuz oder anderen wohltätigen Instituten zuzuweisen. Auch der hiesige Tourenverein hat seine Tätigkeit

bis jetzt noch nicht eingestellt, trotzdem ihm in diesem Jahre die Möglichkeit fehlt, seine so beliebten Wasserfahrten wieder aufzunehmen; man muß sich jetzt mit Landpartien begnügen, wobei man übrigens auch auf seine Rechnung kommt, denn die Umgebung von Wladiwostock hat große Reize und wirkt niemals ermüdend.

An dem bergigen Ufer der Amurbucht versammeln sich jetzt schon wieder, wie jedes Jahr, Männlein und Weiblein zum gemeinsamen Baden, und der kräftige Wellengang und das kristallklare Wasser lassen dieses Seebad gewiß nicht hinter anderen Seebädern zurückstehen. Vor Japanern braucht man hier keine Angst zu haben, denn das Nahen japanischer Kriegsschiffe wird den Bewohnern stets lange vorher durch Aufziehen von Flaggen auf dem Beobachtungsberge, Nachts durch Aufziehen farbiger Laternen verkündet.

Gestern ist hier das zweite Lazarett des Roten Kreuzes eröffnet worden. Es ist hauptsächlich zur Aufnahme von verwundeten oder kranken Freiwilligen und Einwohnern der Stadt bestimmt worden. Die Ärzte des Lazaretts sind die hiesigen Doktoren Suschtschinsky, Lochk und Mazokin, die Leitung liegt in den Händen Dr. J. N. Stefinsky.

Auch wurde unserer Bucht gestern noch ein zweiter Besuch abgestattet, nämlich durch einen Walfisch. Seit zwei Jahren wieder der erste Fall! Das Tier hielt sich ungefähr zwei Stunden in der Bucht auf und schien durch öfteres Aufspritzen von Wasserstrahlen seiner Freude darüber Ausdruck geben zu wollen, daß ihm vorläufig Graf Kaiserling, der Präsident der hiesigen Aktiengesellschaft für Walfischfang Graf G. G. Kaiserling & Co., nicht nachstellen kann.

Die Regenzeit, die hier bekanntlich sehr früh einsetzt, scheint nun bald vorüber zu sein, denn die letzten Tage waren sehr schön, und nur des Nachts hatten wir unbedeutende Niederschläge. Hiermit werden auch die Nebel endlich aufhören, die bisher an unseren gebirgigen Küsten hingen und die Bewegung unseres Geschwaders so sehr erschwerten. Bekanntlich lief der Kreuzer „Bogatyr" bei einem derartigen Nebel ganz in der Nähe des Hafens auf, so daß er abgerüstet werden mußte; man hat indessen die Bergung des Schiffes und seine Reparatur noch nicht aufgegeben.

Gefährlich dürfte hier die Lage wohl erst nach Einnahme der Festung Port Arthur werden, und auch dann würden die Japaner an Wladiwostock eine mindestens ebenso harte Nuß zu knacken haben, wie an Port Arthur; vielleicht werden sie dann die Bedeutung des klassischen Ausspruches „noch einen solchen Sieg und wir sind verloren" an sich selbst wahrnehmen! Immerhin ist man

Partie von der Hauptstraße von Wladiwostock.
(Nach einer Photographie.)

hier der Meinung, daß Port Arthur sich wenigstens so lange halten wird, bis entweder durch die baltische Flotte oder aber durch die Armee Kuropatkins Ersatz kommt, was in spätestens drei Monaten der Fall sein dürfte.

Die Hung-chu-tze*) treiben hier ihr Unwesen jetzt ärger denn je, trotzdem sie wissen, daß, wenn sie abgefaßt werden, ihnen der Strang sicher ist. Am letzten Sonntag, gegen sechs Uhr nachmittags, drangen acht Hung-chu-tzes bei dem chinesischen Händler Sun-fan-sin in der Perengolskaja-Uliza ein, und zwar vom Hofplatz aus, während das Magazin des Händlers nach der Straße zu geschlossen und die Fenster mit Läden versehen waren. Der im Laden befindliche Besitzer und seine Familie wurden erstochen und, während einer der Hung-chu-tzes aus dem im Hofraum gelegenen Stall einen Pony hervorholte, hatten andere inzwischen einen Karren auf die Straße geführt, die Tür des Ladens geöffnet und alles Wertvolle aufgeladen. Nunmehr wurde unter Lachen und Scherzen angespannt und unter den Augen der Passanten gemächlich fortgetrabt! Man kann sich das Entsetzen der Kunden vorstellen, die am nächsten Morgen ihre Einkäufe bei dem ermordeten Händler machen wollten. Der hiesigen chinesischen Geschäftstreibenden hat sich eine fast abergläubische Scheu bemächtigt, und sie zahlen lieber die höchsten Steuern an Leute, die ihnen mit Hung-chu-tze drohen, als daß sie sich jenen widersetzten."

Zum Schluß eine jener Geschichten, wie sie jeder Feldzug aufweist. Ob es wahr ist oder nicht, wir wollen „Mascha" aus dem fernen Sibirien verewigen:

„Jede Nachricht vom Kriegsschauplatz, die hierher dringt, regt die Gemüter unserer Kosakenbevölkerung stets tief auf, denn es gibt hier wohl kaum eine Familie

*) Chunchusen.

Straßenbild aus Wladiwostock: Ein Brand im Chinesenviertel.
(Nach einer Photographie.)

die nicht ein Mitglied bei den ins Feld gerückten Truppen hätte. Jeder Kosak muß dienen, wenn er nicht entweder gar zu alt oder gar zu jung ist, und was von den letzteren jetzt noch übrig geblieben ist, stellt sich den Behörden zur Bildung von Freiwilligenkorps zur Verfügung. Ja, auch die Weiblein wollen nicht hinter den Männern zurückstehen, und des öfteren gibt die Zurückweisung der ersteren zu recht humoristischen Auftritten Anlaß. War da also kürzlich eine nicht mehr ganz junge Magd, die vielleicht ein Menschenalter getreulich ihren schweren Dienst verrichtet und zur Abwechslung rechtschaffen ihre Sonnenblumenkerne geknackt hat, ohne sich viel um hohe Politik zu kümmern. Jetzt ziehen plötzlich Bekannte und Verwandte, Herr und Knechte fort, um irgendwo einen bösen Feind, der noch dazu gelb ist, zu vertreiben, während sie selbst hierbleiben und nach dem Rechten sehen muß.

Das aber wird ihr auf die Dauer zu langweilig; täglich sieht sie die Freiwilligen, unter denen sich Greise mit krummen Buckeln und Knieen ebenso wie vierzehnjährige Buben befinden, mit ihren Flinten zur Übung vorbeiziehen und auf dem Zurückmarsche lebhaft die Schießergebnisse besprechen. Auch unsere Mascha kann schießen, trotzdem sie das rechte Auge durch irgend einen Unfall längst eingebüßt hat. Gar manches Federwild wäre nicht auf den Tisch ihres Herrn gekommen, wenn sie es in ihren Mußestunden nicht selbst erlegt hätte. Was Wunder also, daß Mascha nun gern an den Übungen der Leute teilnehmen möchte, zumal hier doch durchweg der einzige Unterschied zwischen Mann und Weib die mehr oder minder größere Arbeitskraft des ersteren ist? Also Mascha geht zur hohen Obrigkeit und will als Freiwilliger aufgenommen werden. Einfach abweisen läßt sie sich nicht, man muß ihr mit stichhaltigen, ihrem Horizonte angemessenen Gründen kommen. So sagt man ihr denn, sie sei wegen ihres blinden Auges zum Militärdienste nicht tauglich, weil es hier in erster Linie aufs Schießen und Treffen ankäme; Spaßvögel aber gaben der alten Mascha sogar eine Flinte, um sie einer Schießprüfung zu unterziehen. Ziele waren bald gefunden, und Mascha donnerte drauf los, als ob es wirkliche Japaner seien. Keiner ihrer Schüsse ging fehl, und die Umstehenden mußten der alten Magd ihre volle Anerkennung über ihre Schießleistung aussprechen. Die Mascha aber trotzdem abweisen, das ging einfach nicht, und so kommt es denn, daß sie fortan tagtäglich an den Schießübungen der Freiwilligen teilnimmt, unter denen sie sich einen gehörigen Respekt zu verschaffen gewußt hat."

Port Arthur im Sommer 1904.

Allgemeines über die Lage.

Weiter unten geben wir die überaus lebhaften Schilderungen einiger Kampftage aus der belagerten Festung Port Arthur. Sie sind von einem Russen und machen durchaus den Eindruck der Wahrheit; liefern übrigens auch den Beweis, daß es den Japanern nie gelungen ist, die Festung im Sinne des Wortes einzuschließen, zu blockieren. Denn nicht nur Telegramme, sondern auch Briefe und Berichte aller Art sind während der ganzen Dauer der Belagerung heraus- und hineingelangt.

Eine eingehende Beschreibung der Belagerung selbst und der Örtlichkeit wird in einem der nächsten Kapitel folgen. Hier mögen nur einige kurze Andeutungen allgemeiner Natur gegeben werden, wie sie auch die folgende Schilderung notwendig macht. Eine moderne Festung gibt nicht mehr das Bild, wie wir es aus der Überlieferung her vor dem inneren Auge zu haben pflegen. In früheren Jahrhunderten war eine Festung eine kleine Stadt, die man mit hoher Mauer von allen Seiten umgab, auf und hinter dieser wurden dann Geschütze und Wurfinstrumente aller Art aufgestellt, und ab und zu wurden durch Ausfälle der Belagerten die Angreifer zu äußerster Aufmerksamkeit veranlaßt und unter Umständen stark geschwächt. Diese Art der Festungsmauern ist schon lange geschwunden, der Entwicklung des modernen Geschützwesens zum Opfer gefallen, und heutzutage wird der Ort, welcher verteidigt werden muß, mit einem Kranz unter sich selbständiger Befestigungen umgeben, welche alle erst genommen werden müssen, ehe sich die Festung als überwunden zu erklären gezwungen ist. Selbstverständlich kommt die Örtlichkeit mit ihren Eigentümlichkeiten im allerhöchsten Grade in Betracht, und da muß man sagen, daß die Umgegend von Port Arthur im höchsten Maße günstig ist.

Die Stadt selbst ist gelegen wie in einem Amphitheater, welches nach der See zu offen ist. Nach den Landseiten umgeben es hohe Berge und zwar nicht in einfacher, sondern in vielfacher Kette, kilometerweit bis in das Innere hinein. Nach Norden zu nimmt die Höhe und Dichtigkeit der Berge mehr ab, und anstatt dessen wird die Halbinsel schmaler, also wieder zur Verteidigung günstiger, bis sie ihren schmalsten Punkt erreicht bei Kintschau. Hier war also die von der Natur gegebene Stelle, wo der erste heftige Widerstand gegen die andringenden Japaner geleistet werden mußte. Daß und wie er geleistet

wurde, sahen wir im ersten Bande, und wir wollen uns daran erinnern, daß die Japaner einen unzweifelhaften Mißerfolg an jenem Tage zu verzeichnen gehabt hätten, wenn nicht ein Teil ihrer seebeherrschenden Flotte den linken Flügel der russischen Stellung zertrümmert hätte.

Wäre es den Japanern damals nicht gelungen, die Befestigungen von Kintschau gleich durch Sturm zu nehmen, so hätten sie auch hier eine Belagerung beginnen müssen. Freilich unter sehr ungünstigen Verhältnissen, weil die Gelegenheit zum Ausschiffen schwerer Geschütze und des ganzen sonstigen Apparates, wie für eine Belagerung notwendig ist, verhältnismäßig mangelhaft war, bevor man die südlich Kintschau liegenden Buchten, vor allem aber den Hafen von Dalny, genommen und von Minen befreit hatte.

General Stössel hat vielleicht die Wichtigkeit der Höhen von Kintschau nicht hoch genug angeschlagen, vor allem aber hat man vor dem Kriege nicht daran gedacht, dort starke permanente Befestigungen mit schweren modernen Geschützen einzurichten. Überblickt man jetzt den Gang der Ereignisse und vor allem die geographischen Verhältnisse auf Kwantung, so scheint es beinahe unbegreiflich, weshalb man die Enge von Kintschau für einen monatelangen Widerstand nicht eingerichtet hatte; sie konnte dabei noch immer den Charakter als Vorwerk behalten. Daß es nicht geschehen ist, zeigt in erster Linie die Unterschätzung oder vielleicht die völlige Nichtbeachtung der Gefahr von der See her, der Gefahr durch die Schiffe der japanischen Kriegsflotte.

Es wird erzählt, daß Offiziere von Port Arthur schon vor der Einnahme von Kintschau, als sie Wochen vorher mit der Einrichtung der Erdwerke auf den Nanchan-Hügeln beschäftigt waren, Geschütze plazierten und Vorbereitungen zum Minenlegen trafen, sich dahin geäußert haben: es sei ja doch alles vergebens, da man gegen die Seeseite wehrlos sei. Gegen die schweren Geschütze und den Panzer, selbst alter Kanonenboote aber, konnten diese teils neuen, teils alten Feldgeschütze nichts ausrichten, auch provisorische Befestigungen konnten den Kriegsschiffen gegenüber ihren Zweck nicht erfüllen, da hätte man eben solcher Werke bedurft, wie sie Port Arthur selbst in seiner Batterie „Goldener Berg" (Zolotaja Gora) und anderen mehr besaß. Diese haben sich immer den Schiffen überlegen gezeigt, also ein Beweis, daß das Kriegsschiff durchaus nicht immer dem Küstenwerk gewachsen ist.

Bei Kintschau wäre es umso leichter gewesen, als infolge des flachen Wassers vom Ufer bis recht weit seewärts nur verhältnismäßig kleine Schiffe

Besetzung eines zerschossenen Außenforts von Port Arthur durch die Japaner.
(Nach einer Zeichnung von Th. Sheldon.)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg. Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg.

sich der Stellung nähern konnten. Man brauchte also nur solche Geschütze aufzustellen, welche auf die in Betracht kommenden Entfernungen unter allen

Russische Verwundete lassen sich von einem Priester verbinden.
(Nach einer Photographie.)

Umständen imstande waren, den Panzer der gebräuchlichen Kanonenboote oder alten Küstenpanzer zu durchschlagen und Befestigungen, welche deren Feuer eine Zeit lang widerstehen konnten, anzulegen.

Wir haben ebenfalls vorher gesehen, daß die Russen diese Schwäche der Stellung als etwas Unabänderliches hinnahmen und deswegen ihre Verteidigung als eine zwar notwendige, aber doch letzten Endes aussichtslose Handlung betrachteten. Um so überzeugter war man dagegen von Anfang an in ganz Rußland wie in Port Arthur selbst von der Uneinnehmbarkeit dieser Festung. In voller Ordnung zog sich General Fok am 28. Mai nach Süden zurück. Zum Tode ermüdet sanken die japanischen Truppen auf den genommenen Stellungen hin und an Verfolgung wurde nicht gedacht. Auch die allernächsten Wochen brachten nur eine ganz langsame Vorwärtsbewegung der Japaner auf Kwantung nach dem Ziel ihrer Operationen hin.

General Stössel war inzwischen nicht müßig gewesen, und mit dem den russischen Soldaten und Ingenieuren eigentümlichen Geschick für derartige Arbeiten hatte man eine zweite ungleich längere Verteidigungsstellung eingenommen. Diese befand sich noch ungefähr 14 km außerhalb der eigentlichen Fortlinie und besaß eine Länge von 17 km, wenn wir den russischen Berichten jener Tage Glauben schenken wollen.

Ende Juni erst waren die Japaner so weit vorgedrungen, daß sie den Kampf gegen diese Verteidigungslinie beginnen konnten. Noch viel weniger als bei Kintschau konnte hier der Erfolg zweifelhaft sein; das zeigt allein schon die enorme Länge der Linie einerseits, ihre provisorische Herrichtung und die geringe Anzahl ihrer Verteidiger andererseits. Besonders heftig kämpfte man am 27. Juni und damals wirkten an der Südostküste eine Anzahl russischer Torpedoboote mit ihren Schnellladegeschützen gegen den linken japanischen Flügel.

Nach einem erfolgreichen offensiven Vorstoße in den ersten Julitagen gingen die Russen wieder zurück und nahmen nunmehr eine Stellung ein, deren rechter Flügel sich bis zur Tachee-Bucht hinzog und deren linker sich an die Vostikora-Bucht anlehnte. Aber schon nach wenigen Tagen mußte man auch hier der Übermacht weichen und nun nahm General Stössel die letzte vorbereitende Stellung ein und zwar stützte jetzt sein linker Flügel sich auf die Luisa-Bucht und zog sich dann im Bogen bis zu dem rechten Ufer des Tachee-Flusses, welcher in die gleichnamige Bucht mündet. Bis dahin hatten, abgesehen von den früher genannten Verlusten bei Kintschau, die Russen im Laufe dieser kleinen Kämpfe annähernd 1500 Mann und 40 Offfiziere verloren.

Wir nennen diese bisherigen Verteidigungsstellungen der Russen, einschließlich der letzten, vorbereitende, weil sie in gewisser Weise eine Vorbereitung für

den Hauptteil, für die wichtigste Periode der Verteidigung der eigentlichen Festung bilden sollten.

Es ist ein alter Spruch, welcher sich bisher auch als wahr erwiesen hat, daß jede Festung schließlich genommen werden kann und beinahe immer bei energischer Anstrengung und guter Vorbereitung des Angreifers auch genommen worden ist. Wenn sich der Verteidiger ebenfalls dieser Wahrheit nicht verschließt, so muß er es als seine Aufgabe ansehen, die Frist bis zur Einnahme oder Übergabe der Festung so lang wie irgend möglich zu machen und andererseits dem Feinde die denkbar größten Verluste zuzufügen. Das letztere hat, wie wir später sehen werden, General Stössel auch in hervorragendem Maße verstanden. Zeit mußte vor allem von hervorragender Wichtigkeit für die Russen sein. Es war ja, wie wir uns erinnern wollen, die Seeherrschaft in den Händen der Japaner.

Die russische Flotte in Ostasien hatte sich aus früher ausführlich erörterten Gründen als unfähig erwiesen, und die in Port Arthur eingeschlossenen Schiffe lagen untätig im Hafen, einer erfolglosen und ruhmlosen Zukunft entgegensehend. In den baltischen Häfen Rußlands rüstete man schon seit dem Frühjahr 1904 ein starkes Panzergeschwader aus, um es nach dem fernen Osten zur Hilfe zu entsenden. Wir kommen darauf noch zurück. Die Schiffe waren noch nicht fertig, die Reise ist lang, und so mußte es von außerordentlicher Wichtigkeit sein, Port Arthur und die in seinem Hafen liegenden Schiffe so lange wehrfähig und unversehrt zu erhalten, bis das Entsatzgeschwader in den ostasiatischen Gewässern anlangte. Tat es das rechtzeitig, so hatte man die Möglichkeit, die japanische Flotte mit erheblicher Übermacht anzugreifen, sie entweder zu zwingen, sich zu zersplittern, oder aber sich von zwei Seiten auf sie zu werfen. Die Seeherrschaft konnte dann den Russen wieder zufallen und so mit einem Schlage alle bisherigen Mißerfolge wieder gut gemacht werden.

Das war die Überlegung, welche von vorneherein maßgebend sein mußte, es aber scheinbar nur bei einem Teil der maßgebenden Persönlichkeiten gewesen ist. Man hat sich damals in Rußland durchaus nicht klar gemacht, daß die rechtzeitige Ankunft der Baltischen Flotte, das heißt ihre Ankunft zu einer Zeit, wo das Port Arthur-Geschwader hier als seefähige Kampfeinheit von Port Arthur aus kräftige Hilfe leisten konnte, daß diese rechtzeitige Ankunft tatsächlich und ohne jede Übertreibung den Krieg endgültig zu Rußlands Gunsten entscheiden konnte.

Wie es den Japanern nur durch die Beherrschung der See möglich geworden ist, ihre Armeen auf das ostasiatische Festland hinüberzubringen, so bedingte eine russische Herrschaft die völlige Abschneidung der japanischen Heere von ihrer überseeischen Basis, dem Heimatlande. Die Folge davon hätte unbedingt sein müssen, jedenfalls auf die Dauer: das Zugrundegehen der japanischen Armeen ebensowohl durch feindliche Angriffe wie durch Mangel an Hilfsmitteln. Die russischen Geschwader hätten ihrerseits die japanischen Kriegs- und Handelshäfen beschießen und blockieren, die überseeische, so hochnötige Einfuhr unterbinden können.

Zuerst sind es wieder die praktischen Engländer gewesen, welche der Sache den Namen gegeben haben, sie sagten: „Selbst nach den blutigen Landschlachten aus den Herbsttagen des Jahres 1904, welche an Menschenverlusten, Länge und Hartnäckigkeit der Kämpfe in der Weltgeschichte nicht ihresgleichen finden, sei der ostasiatische Krieg eigentlich seinem Wesen nach ein Seekrieg!" Und das ist im vollsten Maße richtig, denn die Beherrschung der See war und ist für seinen Verlauf entscheidend.

In zweiter Linie erst kam die Erleichterung für die mandschurische Feldarmee in Betracht, welche daraus erwuchs, daß ein starkes japanisches Heereskontingent auf Kwantung verbleiben mußte, solange die Festung noch zu nehmen war. Je länger es General Stössel also möglich war die Festung zu halten, desto günstiger für General Kuropatkin, denn es bedeutete immerhin einen Unterschied von über hunderttausend kämpfenden Truppen. Je höher die japanischen Verluste waren, desto günstiger war es natürlich für die Russen. Es scheint, als ob dieser letzte Punkt, das heißt die Beziehung von Port Arthur, zu den Aktionen in der Mandschurei von den Russen zu jener Zeit als die Hauptsache angesehen wurde.

Auch in Deutschland wurde der Kernpunkt vielfach verkannt und namhafte hohe Militärs erklärten es für militärisch absolut falsch, wenn die Japaner ihre Kräfte zersplitterten, um Port Arthur mit gewaltigem Aufwand zu nehmen, solange noch die russische Feldarmee der Mandschurei unvernichtet und stetig wachsend im Felde stand. Viel richtiger sei es, so meinten diese militärischen Autoritäten, und die Kriegsgeschichte habe es oft und schlagend bewiesen, wenn man nur eine geringe Streitmacht auf Kwantung lasse und so die Festung zwar nach Norden hin abschnitte und isoliere, auch die Bahn unterbreche usw., ohne aber eine förmliche Belagerung, planmäßige Beschießung und endliche Einnahme

zu beabsichtigen. Das koste nur enormen Aufwand an Kraft, Zeit und Menschen und schwäche die Hauptarmee der Mandschurei in ungebührlichster Weise.

Als die Japaner dennoch die großartigsten Anstalten machten und nachher im selben Stile durchführten, um, unbekümmert um alles andere, ja selbst um das Erlahmen ihrer Offensive in der Mandschurei, die Festung einzunehmen, da erklärte man das mit bedauerndem Achselzucken für einen Verstoß gegen die militärischen Grundregeln. Mit Unrecht, denn diese militärischen und auf ihrem Gebiet gewiß autoritativen Beurteiler haben beinahe bis zur Einnahme von Port Arthur verkannt, daß der Krieg eben trotz der Hunderttausende, welche in den Gefilden der Mandschurei kämpften und bluteten, ein Seekrieg war, daß die Anstrengungen der Japaner nicht der Landfestung Port Arthur, sondern dem Flottenstützpunkt galten. Mochten sie es nun als einen Flottenstützpunkt betrachten, der den Russen entrissen werden sollte, oder der ihnen selbst für spätere Zeiten größten Nutzen versprach, das zu erörtern ist hier nicht der Platz; beides trifft aber zu.

In Port Arthur selbst hatte man, wie ich schon angedeutet habe, während der letzten Monate, bevor die Festung isoliert wurde, alles getan, um den Eventualitäten auch einer lange dauernden Belagerung gewachsen zu sein. Munition, Vorräte aller Art waren in größten Massen hintransportiert worden und da die japanische Flotte infolge ihrer geringen Schiffszahl nicht imstande war, die Blockade durchzuführen, gelang es auch später noch, stets Dampfer mit Vorräten hineinzubringen. Im Sommer 1904 war die Stimmung in der Garnison sogar noch eine beinahe sorglose zu nennen; man hatte tapfer gekämpft und selbst durch die Verteidigung der provisorischen und an sich völlig unhaltbaren vorgeschobenen Verteidigungslinien dem Feinde große Mühe verursacht, ihm, im Verhältnis zu den eigenen, sehr erhebliche Verluste bei-

gebracht und sagte sich nun angesichts der eigentlichen permanenten Festungswerke, welche noch vollkommen unberührt dalagen, hier müßten alle Anstrengungen der Japaner scheitern.

Dieses Gefühl der Sicherheit entsteht erfahrungsmäßig immer bei den Besatzungen gut vorbereiteter Verteidigungsstellungen. Man sieht die gewaltigen Werke, man kennt die ungeheure Zahl der auf ihnen verteilten Geschütze und deren unerschöpfliche Munitionsmenge, man blickt mit völliger Zuversicht auf die Vorräte an Proviant usw., man hängt mit Vertrauen an den Führern und hat in den vorherigen Gefechten die eigene Kraft schätzen gelernt.

Was die Führer anlangt, so war es in Port Arthur, wenn man von denen zur See absieht, allerdings ausgezeichnet bestellt. Die Generale Stössel, Kondratenko und Fok waren alle drei Männer ersten Ranges, von höchster Pflichttreue, Energie, Ausdauer und Geschicklichkeit und besaßen dabei jene unschätzbare Gabe der Popularität, der Fähigkeit, immer wieder Mut und Vertrauen in den Soldaten zu beleben. Speziell General Stössel hat gerade in dieser moralischen Belebung der Geister ganz Ungeheures geleistet. Dann aber kam noch eins hinzu: einschließlich der Offiziere täuschte sich von vorneherein die ganze Garnison von Port Arthur über die allgemeine Kriegslage. Es scheint erwiesen zu sein, daß General Stössel bis tief in den Winter 1904 hinein fest und zuversichtlich auf baldigen Entsatz der Festung gerechnet hat und zwar von zwei Seiten: von der Mandschurei her sollte eine siegreiche russische Armee bis Kwantung vordringen und General Nogi mit seinen Truppen vernichten, und im Gelben Meer mußte doch endlich die Baltische Flotte erscheinen und den so stark zusammengeschmolzenen japanischen Streitkräften die Herrschaft der See entreißen. Wer vermöchte zu sagen, ob nicht vielleicht mit einer gewissen Absicht, um mit der Hoffnung auch die Standhaftigkeit zu erhöhen, General Stössel im Ungewissen über den Stand der Dinge gelassen wurde. Vielleicht auch unabsichtlich, jedenfalls was die Baltische Flotte anlangt, denn für die Verzögerung ihrer Ausfahrt wirkten mancherlei Zufälligkeiten mit, welche auch in Rußland selbst nicht vorausgesehen werden konnten.

Genug, im Sommer 1904 finden wir in Port Arthur eine außerordentlich zuversichtliche, ja beinahe siegesgewisse Stimmung, einen frischen Tatenmut, welcher sich in der folgenden Schilderung eines russischen Offiziers auf das Deutlichste wiederspiegelt:

Ein Kampfbericht vom 26. Juli.

„Am 25. Juli wurde es auf den vorgeschobenen Positionen bekannt, daß man für morgen einen Angriff erwarten müsse.

General Kondratenko ritt den rechten Flügel unserer Positionen ab und befahl die Reserven heranzuziehen.

Die Truppenteile kamen aus Port Arthur gegen Abend heran, und die Reserve war erst in später Nacht vollständig versammelt.

Es war um 1 Uhr nachts, als die geräuschvolle Kolonne der Neuhinzugekommenen sich, bis zum Tagesanbruch, für eine kurze Rast gelagert hatte.

Unwillkürlich mußte man sich der Nacht des 26. Mai erinnern. Damals brauste der Sturm und es brach ein Gewitter aus, diese Nacht dagegen war still, und diese Stille wurde nur durch das allmählich ersterbende Geräusch der Biwaks unterbrochen.

Der Tag und der Kampf des 26. Juli brachen fast gleichzeitig an. Der Feind fing an auch aus seinen 125 mm-Geschützen zu sprechen, und zwar von der Batterie auf dem Berg Olzelazy, dem spitzen Gipfel, dem zweiten Abhang hinter dem Kuinsanschen Vorgebirge, und zwar mit 24 Feldgeschützen. Das Feuer der Geschütze großen Kalibers mit Melinitbomben konzentrierte sich hauptsächlich auf die Batterien des Fürsten Tscheidze und Skyrdlow, um diese Batterien zu vernichten. Die Feldgeschütze aber gaben ein heftiges Schrapnellfeuer auf die Verschanzungen der Schützen und Geschützbedienung ab. Es begann eine energische, gesammelte Vorbereitung zum Angriffe.

Der Hagel der feindlichen Geschosse begegnete keinem freundlichen Empfang von seiten unserer gut maskierten Batterien.

Viele Geschosse des Gegners trafen ihr Ziel in den Batterien, aber auch nicht wenige von ihnen flogen darüber hinaus und platzten nahe der Stellung, die der Stab des Detachements eingenommen hatte, und zerschmetterten beinahe den Regimentsadjutanten Sekondeleutnant Miropolski.

Der Kampf der Artillerie dauerte ein und eine halbe Stunde.

Genau um 8 Uhr zeigte sich gegenüber dem rechten Flügel der Grünen Berge eine dichte Kolonne von Japanern und näherte sich, wie auf dem Manöverfelde, in vollster Ordnnng in der Richtung des großen Berges und der Redoute, unterstützt durch das Artilleriefeuer der Flotte.

Der Kommandant des rechten Detachements, Oberst W. F. Semenow vom 26. Regiment, nahm mit seinem Stabe im Tale von Lunwantu Stellung und von dort, gestützt durch die zusammengezogenen Reserven, leitete er den Kampf.

Zuerst knatterte das Gewehrfeuer auf der ganzen Linie der Grünen Berge und verstärkte sich von Minute zu Minute. Der Feind begann die Täler und Berge platzweise mit einem heftigen Schrapnellfeuer zu überschütten.

Gegen 9 Uhr entbrannte der Kampf. Es strömte ein heftiger Regen. Die Ordonnanzen jagten mit Meldungen zu Oberst Semenow.

Japanische Gebirgsartillerie im Gefecht.
(Nach einer Photographie.)

Der Stabschef, Stabskapitän Uspenski, konnte kaum schnell genug die kategorischen, schnellerteilten Ordres des Obersten Semenow weitergeben:

„Jene Kompagnie an den rechten Flügel vorschieben!"

„Diese Schützenlinie nach der Kumirnia (Tempel) dirigieren!"

„Das Jägerkommando soll den rechten Flügel verstärken, da geht es heiß zu!"

Die reitenden Jäger sprengen einer nach dem andern in vollster Karriere mit den Befehlen davon.

Die Schützenlinien rücken schnell, den Instruktionen entsprechend, vor.

„Was ist das für eine Kompagnie? Wohin?"

Dann erfolgt die Antwort.

„Glück auf, bleibt gesund, Brüder, schlagt euch brav!"

„Wir wünschen Glück!" braust es frisch zur Antwort.

Und die Kompagnie stampft, bis an die Knie im Schmutze, weiter.

General Kondratenko kam heran, ihm und General Semenow gebührt die Ehre und der Ruhm des Abschlagens des Angriffs auf die Grünen Berge.

Nachdem General Kontradenko einige Instruktionen erteilt hatte, begab er sich auf die Grünen Berge in den Bereich des feindlichen Feuers.

Es war 10 Uhr morgens, die Schlacht war in vollem Gange. Auf dem Wege kamen ihnen Tragbahren mit Verwundeten und Toten entgegen und je näher zum Kampfplatz, desto mehr vergrößerte sich ihre Zahl. Schon von weitem bemerkte man von dem rechten Flügel in Unordnung herunterkommende Gruppen.

„Was ist das? Sollte das ein Zurückweichen sein?"

Man rückte in vollstem Galopp vor.

Wirklich, die Leute hatten das mörderische Feuer nicht mehr ausgehalten, waren dadurch erschüttert worden und zurückgewichen.

Der große Paß schien aufgegeben.

Der hohe Berg ist durch das Zurückweichen abgeschnitten, da man ihn von der rechten Seite angenommen hatte und wurde nur noch von den Kompagnien des Obersten Butusow gehalten.

Es trat ein kritischer Augenblick ein. Der Ausgang des Kampfes war zweifelhaft. Man mußte, ohne eine Sekunde zu zögern, das Zurückweichen aufhalten. Die Geistesgegenwart General Kondratenkos, seine persönliche Tapferkeit und das Zutrauen der Soldaten zu ihm, rettete alles.

„Was ist das? Warum weicht man zurück?"

Jedoch nur ein Gemurmel erhielt man zur Antwort.

„Rechtsum kehrt vorwärts! Ihr erhaltet Verstärkung!"

„Leutnant Modilerski, stützen Sie vorläufig die Kompagnie durch Ihr Kommando. — Nun, jetzt schnell nehmt den Hügel und versteckt euch hinter den Steiner!" Im vollen Galopp ritten wir den Hügel hinan. Eine Reihe von Tragbahren versperrte den Weg. Als der General auf dem Paß angekommen war, hielt er. Die Kugeln zischten ringsumher. Die Kompagnie folgte ihm. — Nachdem er Atem geschöpft hatte, wandte er sich, ohne der Kugeln zu achten, laut und warm vom Herzen redend, zu der Kompagnie:

„Brüder, es ist besser zu sterben, als sich durch Fliehen zu schänden. Denkt daran, daß der Zar-Batinschka und ganz Rußland auf eure Tapferkeit bauen. Ein Weichen gibt es nicht. Wir wollen sterben, aber nicht weichen. Nun, meine Braven, mit Gott vorwärts!"

Einmütig warfen sich die Schützen in die Kette, versteckten sich hinter den Steinen und eröffneten durch Gewehrsalven das Feuer. Unter großen Anstrengungen vorwärts rückend, warf man die Japaner zurück und, gegen Abend durch frische Kräfte gestützt, hatte man die alten Positionen wieder eingenommen.

Nachdem er so den Rückzug aufgehalten hatte, befahl General Kondratenko das Heranrücken der 57 mm-Batterie von Kapitän Peperenko.

Gegen Mittag ließ der Kampf an Heftigkeit nach.

Verteidigung der Grünen Berge in der Nacht zum 28. Juli.

Der zweite drückende Kampftag ging zu Ende. Man sah es, wie alle von der Gefahr, jeden Augenblick getötet oder verwundet zu werden, ermüdet waren; ermattet war auch die Flut der aufregenden Eindrücke des Tages, aber dennoch nahmen sich alle zusammen und waren wohlgemut. Allen imponierte der energische, tätige, keine Ermüdung kennende Kommandierende des Detachements, Oberst Semenow.

Es trat eine aufregende Stille ein.

Die Reserve marschierte in den Hohlweg ab.

Die Musik ist zum Stabe fortgeschickt.

„Herrschaften! Die ganze Zeit pfeifen Kugeln. Von woher kommen sie?"

„Sie fliegen über die Grünen Berge." —

„Es wäre doch schon Zeit zur Ruhe zu kommen." —

„So, wirklich," scherzte ein anderer, „und hungrig ist man doch auch."

„Major Wolski, haben Sie die Küchen schon vorausgeschickt? General Kondratenko sagt ganz richtig: Während des Kampfes müssen die Patronen und die Küchen immer zur rechten Zeit zur Stelle sein!" — „Zu Befehl, Herr General, einige von den Küchen sind schon zurückgekommen."

„Hauptmann Uspenski, bitte hierher, ich möchte noch etwas mit Ihnen genauer besprechen."

Die Gruppe der Offiziere entfernte sich nach einer felsigen Schlucht hin, wo ein Telephon aufgestellt war und man machte sich an einen Imbiß.

„Was, Batinschka (der Priester wird so genannt), Sie kommen auch vom vorgeschobenen Verbandplatze her? Nun, wie geht es unsern Verwundeten, leiden sie sehr? Wollen Sie sich nicht auch stärken?"

„Es sind viele, viele Verwundete, aber wie sind sie geduldig! Wahre Christen. Für den Glauben und für den Zaren geben sie heldenmütig ihr Leben hin. Ich habe ihr Leiden durch Trost zu lindern gesucht. Das Herz ist mir schwer!"

„Nehmen Sie ein Glas Wein, Batinschka, es wird Ihnen etwas leichter werden. Ordonnanz, ein größeres Glas!"

Friedlich spann sich die Unterhaltung unter den Offizieren. Major Wolski erinnerte an den Sturm auf Plewna. Die Jugend stärkte sich gründlich durch Nahrung. Oberst Semenow hatte alle Müdigkeit vergessen und besprach sich, über die ausgebreitete Karte gebeugt, eifrig mit Hauptmann Uspenski.

Der Mond wirft ein schwaches Licht durch den Abendnebel, es schien als sollte auch diese Nacht einigermaßen ruhig vergehen. Man erwartet General Kondratenko aus dem Hauptquartier.

Plötzlich erscheint ein reitender Jäger mit einem Schreiben. „Leuchtet!" Er liest: „Die Japaner sind beim Neuen-Wege durchgebrochen, die Unsrigen weichen."

„Das tut nichts, wir bringen das gleich wieder in Ordnung. Stand halten, vor allem Stand halten. Major Wolski, lassen Sie die Reserven dorthin vorrücken. Gleich werden wir sie verjagen! Die Pferde! Freiwilliger Sagorowski, erfahren Sie, wie es beim linken Flügel steht! Die Reserven, marsch!" Begleitet von seinen Offizieren und Ordonnanzen sprengte der Kommandierende der Stelle zu, wo der Feind durchgebrochen war. Die Reserve im Laufschritt ihm nach. Dort fand ein heftiges Kreuzfeuer statt. Die Unsrigen schlugen die sich durchdrängenden Japaner von drei Seiten. Die hinzukommende Reserve unterstützte das Feuer, das Knattern der Gewehrsalven verstärkte sich.

„Herr Oberst, im Tale sprengt der Divisionskommandeur mit den Kosaken im vollen Galopp heran." — Einige Minuten später ritt General Kondratenko, der durch das Telephon von dem Geschehenen berachrichtigt worden war, heran.

Die Japaner drangen hartnäckig vor; die Unsrigen, angefeuert durch die Gegenwart des Kommandierenden im Kugelregen, verstärkten wieder und warfen sich vorwärts. Die Japaner wurden erschüttert und mußten, trotz ihrer Masse, zurückweichen und fliehen. Die Kompagnien stürzten ihnen nach und versteckten

sich wieder hinter dem Kamm, begrüßt durch das höllische Feuer der Maschinengewehre. Alles wurde wieder still.

Japanische Artillerie auf einem Hügel bei Port Arthur.
(Nach einer Photographie.)

Die beiden Führer setzten sich auf einen Hügel. Rechts und links lagerten zwei Kompagnien Reserven. Da kommen Meldungen, daß die Japaner an manchen Stellen so nahe gekommen seien, daß man ihre Gespräche hören kann. So muß man fast aus nächster Nähe schießen.

Es wurden Befehle gegeben, die schwachen Stellen zu verstärken. Alles ist wieder still. Der Mond ist hinter den Wolken versteckt.

Gerade über dem Kopfe hört man einige Schüsse, einmal die unsrigen, einmal die feindlichen. Die Kugeln pfeifen wieder.

„Da schießt man auf uns."

„Gewiß, hier hat eine Kugel eingeschlagen."

„Unbedingt schießt man auf uns," sagt Kondratenko, der in einen schwarzen Gummipaletot gekleidet ist.

Noch ein Schuß, noch einer. Immer stärker pfeifen die Kugeln. Ein Schütze ist getötet, ein anderer in den Unterleib verwundet.

„Heda, Tragbahren! Tragbahren!" ruft es von allen Seiten.

Wie schrecklich klingt das Wort, wenn jede pfeifende Kugel ein neues Leben vernichten kann.

„Wladimir Grigorjewitsch befehlen Sie, daß noch eine Kompagnie in die Kette geschickt wird! Diese Gesellschaft muß man angreifen. Sie trifft ja, hinter den Steinen versteckt, ganz unfehlbar."

Ein Jäger des 21. Regiments meldet: „Da vorne, in dieser Richtung, ist ein Kamm sichtbar, er ist von Japanern eingenommen. Da lärmen sie und verschanzen sich. Es wird wohl gleich eine Granate kommen. Unsere Kompagnien schließen sie von drei Seiten ein. Von dort schießen sie."

„Eine Kompagnie in die Schützenlinie, marsch, man muß sie unbedingt von da verdrängen!" Kaum hatte sich die Kompagnie entwickelt, als auch schon ein Maschinengewehr knattert und noch eins.

Man versteckte sich hinter einer eingestürzten Felsenwand.

„Das sind gefährliche Kerle," sagte General Kondratenko lachend zu Oberst Semenow, „es ist ihnen schon gelungen zwei Maschinengewehre hinzuschaffen."

„Bei ihnen geht vor den Schützenketten immer ein Maschinengewehr voraus. Sie sind kleiner als die unsrigen, drei Mann können es auf die steilste Höhe bringen."

„Tut nichts, die Unsrigen werden sie schon verjagen!" Und das Mordgewehr schweigt und knattert wieder. Es ist zu hören, wie die Kugeln vor und hinter uns in die Erde schlagen. Die unten lagernden Reservekompagnien bemerkten es auch.

Wenn das widerlich fürchterliche Knattern der Maschinengewehre nachläßt, dann hört man die, im Vergleich mit ihnen, unschuldigen Schüsse einzelner Schützen.

„Exzellenz, Sie dürfen Ihr Leben nicht riskieren, hier ist unbedingte Lebensgefahr für Sie, Ihr Platz ist nicht hier!" — Ich schloß mich der Meinung von Oberst Semenow an.

„Wir müssen auf die alte Stellung am Felsen zurück und von dort aus den Rückzug leiten. Nun so geht zu Pferde," stimmte General Kondratenko zu.

Ich werde niemals den Ton und den Blick vergessen, mit dem der General der Kompagnie Schützen dankte, die, auf den Befehl, die Japaner hinauszuschlagen, unter dem Feuer der Maschinengewehre den Berg hinaufgeklettert war. Gewiß blickt ein Vater so auf seinen Sohn, wenn er ihn in den Krieg schickt. Wir mußten durch das Tal reiten. Der Vollmond kam, wie absichtlich, hinter den Wolken hervor. Im Schritt, der General voran, bewegten wir uns vorwärts, 30 Kosaken folgten. Kaum waren wir in die Mitte des Tales gelangt

(augenscheinlich beobachtete man uns), da knatterten heftig vier Maschinengewehre, die auf dem höchsten Punkte der Grünen Berge plaziert waren. Über unseren Köpfen pfiff ein Kugelhagel. Wir setzten uns in Galopp. Ohne auf die sichtliche Gefahr zu achten, sagte General Kondratenko lebhaft etwas zu Oberst Semenow.

Ich begriff, daß in den Händen dieser beiden Männer das Leben oder der Tod von einigen Tausend Soldaten lag und wußte, daß sie den Rückzug beschließen. Ich begriff, daß ein geschickt organisierter Rückzug vieler Menschen Gesundheit und Leben erhält. Ich überzeugte mich durch den Augenschein über den Wert der Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart der Führer während des Kampfes, — der Rückzug gehörte in das Programm unserer Operationen. Man mußte nur rechtzeitig und verständig zurückgehen, um durch das systematische Zurückweichen keine Demoralisation unserer Soldaten herbeizuführen. Man kann ja nicht jedem einzelnen alles und jedes erklären und klar machen. Es hatte sich herausgestellt, daß, ohne die Reserven aus Port Arthur heranzuziehen und mit dem kleinen Bestande an Artillerie (dem Hauptfaktor des heutigen Krieges), die Positionen zu halten undenkbar sei.

Die Frage des Rückzuges ist entschieden. Wir eilten zum Felsen, General Kondratenko setzte sich hinter einem Vorsprung an einen improvisierten Tisch, und vor einer ausgebreiteten Karte, bei dem trüben Scheine eines Lichtes, erteilten er und Oberst Semenow Befehle und gaben General Stössel Nachricht von der sich ergebenden Notwendigkeit des beschlossenen Rückzuges.

Die Adjutanten und Ordonnanzen sprengten nach allen Seiten hin mit Befehlen, desgleichen wurde das Telephon benutzt. Alles geschah ohne Hast, aber prompt und mit Umsicht. — Die Kugeln aber pfiffen noch immer und schlugen nach allen Seiten an den Felsen. Hier war das Zentrum des ganzen rechten Flügels. Gott hat General Kondratenko erhalten. Die Japaner wußten nicht, was für einen Gehilfen sie dem General Stössel und Schirnow in diesen ernsten Minuten rauben konnten. — Es blieben noch zwei Stunden bis Tagesanbruch.

„Ist die Batterie des Fürsten Tscheidze fortgeführt?" „Zu Befehl; Hauptmann Skrydlow wird den Rückzug decken. Die übrigen Batterien haben neue Positionen auf der Rückzugslinie eingenommen."

Und das Pfeifen der Kugeln nimmt ab und wieder zu, die Japaner aber ahnen nicht, auf wen sie zielen. „Exzellenz, der Rückzug hat begonnen," meldete Oberst Semenow. Die reitenden Ordonnanzen kehren eine nach der anderen zurück.

„Es ist 4 Uhr, es gelingt uns!" —

Der Tagesanbruch ist nah, der Mond erbleicht schon, und der Morgennebel kriecht die Berge hinauf. In verschiedenen Richtungen zeigten sich unsere zurückgehenden Ketten. Die Japaner, die auf die höchsten Spitzen der Grünen Berge geklettert waren, eröffneten ein Schnellfeuer. „Die zerstückelten Leiber flogen wie die Flocken," meldete nachher ein Schütze des Maschinengewehrkommandos von Leutnant Lebeden. Eine gleichzeitig erfolgte Explosion, die persönlich von dem die Minierararbeiten leitenden Leutnant Debogori-Mokziewitsch ausgeführt worden war, ermöglichte es, außer der Panik, die sie unter den Angreifenden verursachte, einige Maschinengewehre zu retten und den Angriff aufzuhalten. Auf der ganzen Linie der Grünen Berge knatterten wütend Gewehrsalven. Kompagnien ziehen sich in voller Ordnung kämpfend zurück. General Kondratenko und Oberst Semenow leiten persönlich den Rückzug. Ringsum pfeifen die Kugeln.

Der Morgen brach an. Das Gewehrfeuer verstärkte sich bis ins Unglaubliche. Alle Kämme der Grünen Berge waren mit Japanern, wie Hasen, besät. Man schießt viel aber ziellos, denn der Nebel stört noch. Jetzt ist es ganz hell und Gott sei Dank! Der Rückzug ist beendigt. Beendigt in voller Ordnung und mit unbedeutenden Verlusten. Vom Dorfe Chodziatun bis zum Ufer des Meeres, auf den Höhen, die sich in das Tal von Sunwantun senken, lagerten unsere Schützenketten. Unsere Reserven sind in die Täler, Hohlwege und Schluchten fortgeführt. Die Sonne geht auf. Anstatt der von den Japanern erwarteten Panik, erblickten sie die drohende Macht unserer Schützenketten und fühlten, daß die Mündungen der auf neuen, den Japanern unbekannten Positionen stehenden Kanonen ihnen zugekehrt waren. So fing der rechte Flügel seinen Rückzug an.

28. Juli. Von den Belagerungsgeschützen des Gegners wurde ein heftiges Feuer eröffnet, doch unschädlich für uns, denn Hauptmann Skrydlow hatte die Position gewechselt. Die Granaten platzten eine nach der anderen auf dem gestern von uns besetzten, heute aber leeren Platz. Die Batterie feuert auf die Grünen Berge. — Von Port Arthur her nähert sich mit Musik eine Kompagnie zur Deckung des Rückzuges. — 7 Uhr morgens. Von dem Hohen Berge aus liegt unsere Stellung vor dem Feinde wie auf der Handfläche. Nur kann er da hinauf seine Geschütze nicht bringen, der Berg ist zu steil. Die Japaner sind augenscheinlich verblüfft und im Zweifel, ob wir den Kampf annehmen werden oder nicht. In unserer Stellung herrscht vollste Ordnung. Die Feld-

küchen dampfen. Es kommen frische Truppenteile heran. Auf dem Wege hin und her ziehen sich Droschken, Rikschas, Tragbahren. Zur Stellung eilen die freiwilligen Sanitäre, gebildet von Bürgern von Port Arthur.

Kampf um eine russische Stellung vor Port Arthur.
(Nach einer Skizze von A. Pearse.)

Nicht das hatten die Japaner nach achtundvierzigstündigem, hartem Kampfe erwartet. Sie dachten, es würde Flucht und Panik herrschen! Der vorgeschobene Verbandplatz arbeitet schnell. Im Verlauf von zweiundeinhalb Stunden ist ein großer Zugang von Verwundeten, auf dem Verbandplatze zeichnet sich die Flottensanitätsabteilung des Doktors Kefell aus. Der Doktor war aus eigener Initiative hier erschienen.

Anstürmende Japaner in der Schlacht bei Liaujang.
(Nach einem Originalaquarell von E. Hanetzog.)

Allgemeine Betrachtungen.

Wie sah es nun um jene Zeit im europäischen Rußland aus, wie hatte man die Mißerfolge des schon beinahe ein halbes Jahr dauernden Krieges aufgenommen? Ich habe schon im erste Bande der Ansicht Ausdruck gegeben, daß von einer öffentlichen Meinung im Sinne der übrigen europäischen Staaten oder Japans, geschweige denn der Vereinigten Staaten von Nordamerika in Rußland damals nicht die Rede war. Es begründet sich das ja einfach in der ungeheuren Ausdehnung des Reiches, in der dünnen Bevölkerung und dem wenig ausgebildeten Eisenbahnnetz. Um einem möglichen Einwurfe von vorneherein zu begegnen, sei betont, daß diejenigen Gegenden Rußlands, wo das Eisenbahnnetz ein dichteres ist, davon natürlich ausgenommen sein können.

Einsegnung russischer Truppen vor einem Kampfe durch den Priester.
(Nach einer Photographie.)

Es sind das vorzugsweise die westlichen Teile des Reiches, wo die gegen Deutschland und Österreich früher angelegten strategischen Eisenbahnen dem Lande ein anderes Gepräge geben. Immerhin ist das nur ein kleiner Bruchteil des ganzen ungeheuren Reiches. Hinzu kommt die teilweise auch aus diesen Verhältnissen abzuleitende niedrige Bildung des Volkes, die einen Krieg mit Japan als etwas der Anschauung völlig Fremdes erscheinen läßt. Wir haben darüber wie gesagt schon früher gesprochen.

In den Hauptstädten des europäischen Rußlands dagegen war die Stimmung natürlich erheblich interessierter. Das bewirkte schon allein die starke Rückwirkung des Krieges auf das ganze Geschäftsleben, ferner die Anteilnahme der militärischen und politischen Kreise. Was die russische Presse anlangt, so ist ja bekanntlich der Druck der Zensur auf sie ein außerordentlich starker und bis zu gewissem Grade ein lähmender. Es trat das besonders in der ersten Zeit des Krieges sehr stark hervor, während spätere Ereignisse, zu denen wir noch kommen werden, den Druck wesentlich lockerten.

Wir haben während der ersten Kriegswochen gesehen, wie General Kuropatkin vom allgemeinen festen Vertrauen begleitet nach dem fernen Osten hinauszog und, wie man bestimmt erwartete, der Zeitpunkt wäre nicht mehr fern, wo er den Sieg an die russischen Fahnen fesseln würde. Er selbst, wohl wie kein anderer, mit dem Stande der militärischen Rüstungen Rußlands und ihres möglichen Fortganges vertraut, ist keinen Moment in jene Fehler verfallen, welche wir leider in Deutschland unter dem Schlagworte der „Vorschußlorbeeren" kennen gelernt haben. Die einzigsten Worte, welche er vor und während seiner Ausreise, wie erwiesen ist, öffentlich gesprochen hat, waren Mahnungen zur Geduld, außerdem drückten sie den festen Vorsatz aus, über kurz oder lang den Krieg zu einem günstigen Ende zu führen, daneben aber das skeptische Vorgefühl, dem vertrauensseligen Enthusiasmus von damals werde bald Zweifel und danach offenes Mißtrauen folgen.

Es ist das alles eingetroffen, wenn auch in einer späteren Periode, als die, von welcher wir jetzt ein Bild zu geben versuchen. Damals wankte das Vertrauen noch nicht, und auch nach dem ebenso unnötigen, wie moralisch empfindlichen Mißerfolge bei Wafangku des Generals Stackelberg am 15. Juni sprach sich die russische Presse beinahe übereinstimmend dahin aus, daß Kuropatkin nicht nach eigenem Ermessen frei habe handeln können, sondern daß die Männer am grünen Tisch in Petersburg, außerdem der damalige Oberst-

kommandierende der Land- und Seestreitkräfte in der Mandschurei, Admiral Alexejew, dem General Wege vorgeschrieben hätten, welche er selbst von vorneherein als nicht zum Ziele führend erkennen mußte. Harten Tadel erfuhr der General von Stackelberg in der russischen Öffentlichkeit: Mochte er auch auf höheren Befehl eine unlösbare und undankbare Aufgabe übernommen haben, so warf man ihm doch einstimmig vor, daß er sich bis zum letzten Moment über die Stärke und Taktik des ihm gegenüberstehenden Gegners, Generals Oku, getäuscht habe. Man machte ihm auch den Vorwurf mangelnder Vorsicht, unzureichender Aufklärung, ja selbst der Unentschlossenheit und Leichtfertigkeit vor und während der Schlachttage.

Ein Urteil darüber von dauernder Gültigkeit kann nur eine spätere objektive Darstellung der Ereignisse bringen. Heute wie damals ist es dagegen unmöglich, auf Einzelheiten und damit auch auf die eventuellen Schuldfragen einzugehen. Es scheint jedoch, als wenn der General von Stackelberg seiner Zeit zu hart beurteilt wurde, denn später hat ihn General Kuropatkin durch Auszeichnungen rehabilitiert, während er es sonst, wenn auch ohne Aufsehen, aber mit großer Bestimmtheit verstanden hat, sich solcher Unterführer zu entledigen, welche ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren. Jetzt, beim Rückblick auf diese Periode, kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß es im letzten Grunde die Besorgnis vor dem Verluste Port Arthurs war, welche die allgemeine Nervosität nach der Schlacht von Wafangku erzeugte. Unparteiischen Beobachtern konnte es ja, wie schon gesagt, nicht zweifelhaft sein, daß ein sogenannter Entsatzversuch der Festung unter allen Umständen mißlingen mußte. Der Stand der russischen Rüstungen in der Mandschurei war damals und noch lange nachher ein viel zu unvollkommener, um daran denken zu können.

Eines näheren Eingehens hierauf bedarf es nicht mehr, denn wir wollen hier nur Stimmungen in Rußland, nicht aber Tatsachen, wie wir sie vermuten und erkennen, schildern.

Allgemein war die Enttäuschung, als den Mißerfolgen zur See auch solche zu Lande folgten. Dem unglücklichen Gefechte am Jalufluſſe hatte die russische öffentliche Meinung nach der ersten Depression keine besondere Bedeutung beigemessen, es für erklärlich und natürlich angesehen, zumal ja auch der Fehler des russischen Generals Sassulitsch klar am Tage lag. Im übrigen aber war doch die vielfach allerdings nicht ausgesprochene Zuversicht gewesen, es müsse

sich die Überlegenheit der russischen Waffen zu Lande über die Japaner schon in kürzester Zeit zeigen. Der alte Waffenruhm der Russen, die Erfahrung aus früheren Kriegen, wo anfänglichen Mißerfolgen Siege gefolgt waren, die allerdings von anderen Gesichtspunkten aus unanfechtbare Wahrheit, daß Rußland unbesiegbar sei und auf die Dauer den Gegner niederwerfen müsse, alles das hatte die Überzeugung zu einer festen gemacht.

Hinzu kamen für die öffentliche Meinung noch einige rein äußerliche Einflüsse: Fortwährend wurden Mobilmachungsbefehle für neue große Truppenmengen im europäischen Rußland zur Verwendung im fernen Osten bekannt gemacht, und die Regierungsorgane unterließen nichts, um fortwährend auf die ausgezeichnete Leistungsfähigkeit und das tadellose Funktionieren der sibirischen Bahn hinzuweisen. Daß hier vieles übertrieben worden ist, hat jedenfalls nicht zum Vorteil gedient. Die sibirische Bahn hat tatsächlich ja Großes geleistet, und das ist umsomehr anzuerkennen, als dieser Krieg sie zum ersten Mal nach ihrer kurz vorher erfolgten Fertigstellung vor eine scharfe Probe stellte. Lange nachher ist aber erst bekannt geworden, und zwar durch einen deutschen Korrespondenten im russischen Hauptquartier, daß einmal volle acht Wochen lang überhaupt keine Verstärkungen nach dem Versammlungsorte der Truppen in der Mandschurei gelangten. Wir wissen nicht, ob dies die einzigste Unterbrechung war, haben aber keinen Grund es anzunehmen.

Worin diese Unterbrechung ihren Grund hatte, darüber ist nichts verlautet; man muß aber beinahe annehmen, daß es den Japanern oder den von ihnen beeinflußten Chunchusen trotz den gegenteiligen Behauptungen Rußlands verschiedentlich gelungen ist, die Verbindung zu stören. Ein zweiter möglicher Grund hätte im mangelhaften Funktionieren der Truppenmobilmachungen liegen können und solches ist ja auch nicht ausgeschlossen. Höchst unwahrscheinlich ist es dagegen, daß dieses so lange Unterbrechungen hätte herbeiführen können.

Zudem drangen aus Petersburg offenbar tendenziös gefärbte Gerüchte in die Öffentlichkeit, daß die Tätigkeit Kuropatkins als Kriegsminister und Unterlassungen oder falsche Maßnahmen während dieser Zeit die Schuld trügen, daß jetzt nicht alles ginge, wie es solle. Es ging das ohne Zweifel von seinen Gegnern aus, welche er, der schnell emporgestiegene und seiner Geburt nach nicht den einflußreichen Adelskreisen angehörende General naturgemäß in Menge besitzt. Diese Treibereien gingen so weit, daß sogar von einer Ablösung Kuropatkins gesprochen wurde und man die Maßnahmen Alexejews,

welchem als Stabschef ein General zur Seite stand, als treffend und richtig hervorhob.

Diese und noch andere Gerüchte, die wir ihrer Unverbürgtheit wegen hier nicht registrieren wollen, vergrößerten die Unsicherheit und das Mißtrauen in der öffentlichen Meinung Rußlands, welche durch eine lange Wartezeit schon ohnehin auf eine harte Probe gestellt wurde, ganz ungemein. Sie wurde vermehrt

Japanische Infanterieaufstellung.
(Nach einer Photographie.)

durch die diplomatischen Schlappen, welche das russische auswärtige Amt erlitt, infolge der unvorsichtigen Handlungsweise der drei aus dem Schwarzen Meer ausgelaufenen Hilfskreuzer, von denen man gehofft hatte, daß sie, ähnlich wie die drei Panzerkreuzer von Wladiwostock, dem Feinde wenigstens indirekt durch Beunruhigung und Behinderung seiner Einfuhr möglichsten Schaden zufügen würden.

Die Tätigkeit dieser letzteren bildete den einzigen Lichtpunkt unter den Mißerfolgen, und es lag menschlich nahe, daß man ihr eine größere Bedeutung beimaß, als sie tatsächlich besaß. Hätten die Admirale Jessen oder Besobrasoff

über die dreifache Anzahl von Kreuzern verfügt, dann wäre es etwas anderes gewesen, so aber war es nur eine den Nadelstichen vergleichbare Tätigkeit, welche den Feind nicht schwächen konnte, und deren Ende bei den dauernden Mißerfolgen des Port Arthur-Geschwaders in naher Zukunft vorauszusehen war. Das Mißgeschick dieses letzteren war vielleicht mit am allerempfindlichsten für die russische öffentliche Meinung. Der Unfall am 8. Februar ließ ja wohl auf Unvorsichtigkeit und Leichtsinn der russischen Führer, aber nicht auf ihre Unfähigkeit schließen; während der Kommandoführung Makaroffs gab man sich enthusiastischen Hoffnungen hin und nach seinem schrecklichen Ende trat ein Umschlag ein, welcher ebenfalls nicht durch die Tatsachen gerechtfertigt war. Ein umsichtiger und energischer Führer hätte auch damals noch unendlich viel für die russische Sache tun können. Der Seekrieg ist aber jedenfalls für alle nichtfachmännischen Kreise ein Buch mit sieben Siegeln, und so nahm die russische öffentliche Meinung nur zu gerne sich die Ansicht zu eigen, daß das Port Arthur-Geschwader unter Admiral Witthöft zu schwach sei, um dem Feinde die Schlacht auf hoher See bieten zu können und daß es richtig handelte, wenn es im damals noch geschützten Hafen von Port Arthur bliebe, oder versuchte, sich durch die Flucht ohne Kampf nach Wladiwostock zu retten.

Es folgte dann jener mißglückte und geradezu schmählich verlaufene Versuch der Ausfahrt Witthöfts aus Port Arthur, welchen wir eingehend beschrieben haben. Tatsächlich hätte derselbe einen ganz anderen und zwar im höchsten Grade positiven Ausgang haben können. In Rußland wurde aber kaum ein Wort darüber verloren und man zeigte sogar eine gewisse Genugtuung, daß der Admiral ohne wesentliche Verluste wieder in den Hafen zurückgelangt war.

Es verdient das überhaupt bei der Gelegenheit ausgesprochen zu werden, wie unglaublich groß der Verständnismangel für den Seekrieg an und für sich und seinem hier so engen Zusammenhang mit dem Landkriege war und zwar nicht nur in Rußland, sondern auch bei uns. Besonders dieser Zusammenhang ist der russischen Öffentlichkeit erst kurz vor und nach dem Falle von Port Arthur in vollem Maße klar geworden. Da war es allerdings zu spät, um jene nutzlos und ruhmlos endende Flotte im Dienste Rußlands zu verwenden; darüber wird noch später ausführlich zu reden sein.

Mit großer Skepsis betrachtete man infolge dieser Geringschätzung des Seekrieges und seiner Mittel denn auch die Ausrüstung eines Entsatzgeschwaders in den baltischen Häfen Rußlands. Es fehlte durchaus das Vertrauen zum

Der Hilfskreuzer „Petersburg" der russischen freiwilligen Flotte (s. S. 63).

russischen Seeoffizier, da doch selbst der so außerordentlich populäre Skrydloff, der „Eiserne Admiral", im fernen Osten nichts leistete, ja selbst während der Kreuzfahrten der Wladiwostock-Schiffe am Lande blieb. Seeleute sind die Russen niemals gewesen. Wohl hat die russische Kriegsflotte Siege erfochten und ihre frühere Geschichte ist keine ruhmlose; immer aber war sie in großer Übermacht oder hatte einen minderwertigen Gegner, wie z. B. die Türken, vor sich. Die Entwicklung der modernen Kriegsschiffs- und Waffentechnik hatte die Verhältnisse noch erheblich zu Ungunsten der Russen verschoben, denn die Intelligenz für praktische und theoretische Dinge, wie sie der moderne Kriegsschiffsdienst heute von jedem Matrosen und Heizer verlangt, ist unter den in Betracht kommenden russischen Bevölkerungsklassen selten zu finden und wird trotz der langen Dienstzeit in der Flotte auch nur selten durch konsequente Ausbildung erreicht. Der russische Seeoffizier hat sich, soweit er während des Krieges in Ostasien bis zum Schlusse des Jahres 1904 kämpfte oder tätig war, wenig bewährt. Den Ruf forschen Draufgängertums, wie er dem russischen Offizier überhaupt nachgesagt wurde, haben wir nicht bestätigt gefunden, mit der einen Ausnahme Makaroffs, und diesen anerkannt tüchtigen und auch fachlich durchgebildeten Admiral hat sein Draufgängertum in einen frühen und für sein Vaterland nutzlosen Tod geführt. Immerhin hatte man das beste Personal auf die Seestreitkräfte des fernen Ostens verteilt und wo dieses durchweg versagte, konnte das Vertrauen auf diejenigen Offiziere und Mannschaften nur gering sein, welche das Entsatzgeschwader bemannen sollten.

Gleichwohl hing schon im Sommer die allgemeine Hoffnung an dieser in der Ausrüstung befindlichen Flotte, denn an sie knüpfte man den Gedanken des

Entsatzes von Port Arthur. Port Arthur hypnotisierte völlig die öffentliche Meinung, und zwar nicht nur in Rußland. Während jener Sommermonate

Japanische Artillerie beim Übergang über einen mandschurischen Fluß.

war auch das Vertrauen noch nicht zu der Höhe gediehen, welche der heldenmütige und geschickte Widerstand Stössels und seiner Leute als gerechtfertigt erscheinen ließ. Dunkel war man sich bewußt, daß man Port Arthur nur

Zerstörung des russischen Kreuzers Nowik in der Bucht von Korlakov durch den Kreuzer Tschitose

(Nach einem Originalaquarell von E. Schön.)

unter Mitwirkung der Flotte entsetzen konnte, das Wie überlegte sich aber niemand und es ist scheinbar auch den leitenden Kreisen nicht zum klaren Bewußtsein gekommen, daß die Tätigkeit des Port Arthur-Geschwaders eine außerordentlich wesentliche und vielleicht die entscheidende Vorbedingung für den Erfolg des Entsatzgeschwaders sein mußte. Hätte diese einfache und in Deutschland schon damals öffentlich ausgesprochene Erkenntnis dem Zaren und seinen Beratern zur Verfügung gestanden (oder auch Alexejew und Skrydloff), so würde man das Port Arthur-Geschwader zu Ausfall und Kampf gezwungen, ihm vielleicht den Untergang, aber einen mit Ruhm und Erfolg verbundenen, bereitet haben. Ich bin der Ansicht, daß eine aufgeklärtere und freierer Bewegung fähige öffentliche Meinung in Rußland nach dieser Richtung hin einen sehr heilsamen Druck hätte ausüben können. Daß sie tatsächlich zur Ausübung eines Druckes fähig ist, hat sie einige Monate nachher trotz der Zensur gezeigt.

Die Baltische Flotte auf einer Übungsfahrt.
(Nach einer Photographie.)

Die Aufgaben des Entsatzgeschwaders waren so wichtige, daß seine Rolle hätte eine ausschlaggebende sein können, wenn die Entsendung rechtzeitig erfolgt wäre. Jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, im Januar des Jahres 1905, sind jene Schiffe unterwegs, aber Port Arthur ist gefallen und das gleichnamige Geschwader vernichtet. Das Weitere liegt im Schoße der Zukunft. Wie anders hätte alles werden können, wenn jenes Entsatzgeschwader rechtzeitig genug den fernen Osten hätte erreichen können, und gemeinsam mit dem Port Arthur-Geschwader oder direkt durch dieses verstärkt dort operiert hätte.

Wie gesagt, liegt ja der Seekrieg und besonders sein Einfluß auf den Verlauf des Landkrieges auch bei uns noch außerhalb des Gesichtskreises, selbst der Gebildeten, soweit sie nicht durch besonderes Interesse zu diesem Gebiet hingezogen sind. Wieviel mehr noch in Rußland bei dem Bildungsstand des ganzen Volkes und bei der tatsächlich geringen Bedeutung der Flotte für Rußlands europäische Küsten. Ostasien ist aber weit, und über fern liegende Dinge, ob örtlich oder zeitlich, zerbricht sich der Russe nicht den Kopf.

Der Regierung muß man einen ähnlichen Vorwurf machen und zwar fällt derselbe hauptsächlich auf die Marine-Autoritäten, sowohl den Marineminister als auch die höchsten Kommandoführer der größeren Verbände. Die späteren Ereignisse haben gezeigt, welche groben Vernachlässigungen sich gerade die obersten Marinebehörden hatten zu Schulden kommen lassen, und auffallenderweise für Rußland wurden diese in der Presse höchst freimütig kritisiert, ja selbst angegriffen. Man weiß, daß es nur wenige russische Seeoffiziere gab, die sich fachwissenschaftlich eingehend beschäftigt hatten, und es lag das ja auch mit in den Verhältnissen, weil in keinem der drei vorhandenen russischen Flotten bisher eine geregelte Ausbildung, außerdem keine Erprobung taktischer und strategischer Grundsätze oder Lösung solcher Probleme aus den verschiedensten Gründen hatte stattfinden können.

Unanfechtbar waren allerdings diese Gründe auch nicht. So befanden sich, als der Krieg ausbrach, eine ganze Reihe neuer Kriegsschiffe im Bau, ältere und ganz alte in den baltischen Häfen fertig, teilweise in Reparatur. Auf der Ausreise war, wie schon mehrfach im ersten Bande erwähnt, das Schlachtschiff „Oslabija" mit einigen Kreuzern und Torpedobooten. Dieses kleine Geschwader verzweifelte daran, den Kriegsschauplatz nach dem Überfall des 8. Februar unverletzt zu erreichen und kehrte, nach einer kurzen Ausübung der Seepolizei im Roten Meer, wieder um und nach den baltischen Häfen zurück. Das war im Vorfrühling 1904.

Die Baltische Flotte.

Es hätte sich nun vernünftigerweise darum gehandelt, von den im Bau befindlichen Schiffen mit Aufwand aller möglichen Kraft fertigzustellen, was fertigzustellen war. Die Absicht hat in den obersten Regierungskreisen auch sicher bestanden, denn schon im März 1904 hieß es in russischen Zeitungen, eine sogenannte Baltische Flotte werde nach wenigen Wochen in See gehen. Aber

es verstrichen Wochen und aus ihnen wurden viele Monate und jetzt, beinahe ein Jahr nachher, befindet sich die Baltische Flotte noch immer nicht auf dem Kriegsschauplatz. Zugegeben muß allerdings werden, daß von den russischen Werften nicht so viel verlangt werden konnte, wie im gleichen Falle von englischen oder deutschen. Der russische Kriegsschiffbau hat nie auf der Höhe gestanden und in neuerer Zeit hatte der Zar daher befohlen, den größten Teil der Kriegsschiffe im Auslande zu bauen. Erzeugnisse dieser Periode sind die uns bekannten „Zäsarewitsch", „Retwisan", „Askold", „Nowik" usw. Vor wenigen Jahren plötzlich setzte ein totaler Umschwung ein, und ein Ukas des Zaren befahl im strikten Gegensatz zu dem früheren, daß nunmehr alle Kriegsschiffe oder nach Möglichkeit alle, auf russischen Werften hergestellt werden sollten. Welches die Gründe dieser Sinnesänderung gewesen sind, wissen wir nicht; vielleicht hat man sich Deutschland zum Beispiel nehmen wollen, dessen Marineminister von Stosch Anfang der 70er Jahre durchsetzte, daß alle deutschen Kriegsschiffe auch auf deutschen Werften und aus deutschem Material gebaut würden, und das zu einer Zeit, wo unser Eisenschiffbau, die ganze einschlägige Industrie, die Panzertechnik usw. völlig in den Anfängen lagen. So hoch diese damalige Verfügung auch gepriesen wird, so kann man doch sehr zweifelhaft sein, ob sie nicht zu früh war und uns mehr Lehrgeld hat zahlen lassen als nötig war. Unter allen Umständen aber war es für Rußland ein großer Fehler, eine derartige radikale und plötzliche Neuerung in einem Moment einzuführen, wo die Lage im fernen Osten, wenn auch allmählich, immer gespannter wurde und man sich in Rußland überhaupt, wenn auch lässig, auf einen Krieg vorbereitete. Dafür liefert ja den Beweis neben vielen anderen, daß jedes fertige Kriegsschiff nach Port Arthur hinausgeschickt wurde.

Es war dies also jedenfalls ein höchst ungünstiger und ungeschickt gewählter Moment, um eine Erprobung vorzunehmen, ob es nach früheren Mißerfolgen jetzt für die russischen Werften möglich sei, selbst die Kriegsschiffe zu bauen und für die Industrie das erforderliche Material sich zu beschaffen und zu verarbeiten. Nun ist ja richtig, daß die Hilfsmittel des Zarenreiches unbegrenzte sind, sowie der Staat seine Hilfe bietet und sie auch leistet. Von ihm hängt eben alles ab und eine private Schiffbauindustrie hat wegen der Geringfügigkeit der russischen Schiffahrt von den baltischen Häfen aus überhaupt kaum eine Existenzberechtigung. Die Folge aller dieser Verhältnisse war, daß im Frühjahr 1904 es zunächst an einer genügend großen Menge geschulter Arbeiter auf den Werften mangelte.

Japanischer Kriegsbilderbogen: Ausschiffung von Marineoffizieren.

Trotzdem verlangte der Krieg und speziell der Zustand der Port Arthur-Flotte und die Belagerung Port Arthurs gebieterisch Beschleunigung der Arbeiten. Bei der Gelegenheit konnte man nun einen weiteren schweren Übelstand beobachten, welcher übrigens so bekannt ist und schon so lange offenkundig besteht, daß er als spezifisch russisch berühmt ist. Es ist das das schlechte Funktionieren der Verwaltung, die Unzuverlässigkeit des russischen Beamtentums. Wie schon unzählige Mal bei ähnlichen Gelegenheiten, waren hier allerdings ungeheure Summen durch einen Federstrich flüssig gemacht worden, aber nur ein Teil von ihnen diente dem beabsichtigten Zweck und der andere floß in die Taschen der Beamten. Die Folgen derartigen Verfahrens sind, wenn wir vom moralischen Standpunkt hier ganz absehen wollen, gerade auf dem Gebiete des Schiffbaues sehr schädlich, ja gefährlich. Ich kann ein Kriegsschiff für die ganze Summe bauen, welche ausgeworfen worden ist und dasselbe Schiff, d. h. ebenso groß, mit derselben Armierung, Panzer usw. für vielleicht zwei Drittel der Summe. Der Unterschied liegt in der Güte des verwendeten Materials, denn das Gute ist natürlich teurer als das Mittelmäßige. So ein Schiff läßt es zuerst natürlich nicht merken, welche leichtfertigen Fehler dabei begangen sind. Es sieht ebenso aus und leistet in der ersten Zeit vielleicht, nicht sicher, auch dasselbe. Das dauert aber nicht lange und schon bald müssen sich bei starker und besonders kriegsmäßiger Beanspruchung der Notwendigkeit die Mängel zeigen. Aus denselben Motiven ging ferner die Tatsache hervor, daß die im Frühjahr und Summer 1904 in der Fertigstellung befindlichen Schiffe dem Programm nach schon hätten viel weiter im Bau vorgeschritten sein müssen. Man hatte in dem alten Schlendrian weiter gearbeitet, vielleicht nur einen Teil der Arbeiter beschäftigt, welche nominell auf den Werften arbeiten sollten und den Überschuß an Lohn in den Taschen verschwinden lassen, als es nun plötzlich mit aller Energie hieß, in wenigen Wochen müsse das Geschwader in See gehen. Da war nun zunächst guter Rat teuer, es wurde verschiedentlich entdeckt, daß Magazine, die voll sein sollten, leer waren, daß Munitions-Schuppen allerdings mit den vorschriftsmäßigen Gefäßen angefüllt waren, diese aber keine Munition, sondern irgend eine wertlose Masse enthielten. Dazu kam nun noch ein weiterer Umstand, und das war vielleicht der allermißlichste, nämlich die Unzuverlässigkeit auch des unteren Personals. Wie die Stimmung unter den Arbeitern schon damals gewesen sein muß, haben die späteren Unruhen im Winter 1905 gezeigt. Schlechte Behandlung und unzureichende Löhnung hatten schon damals

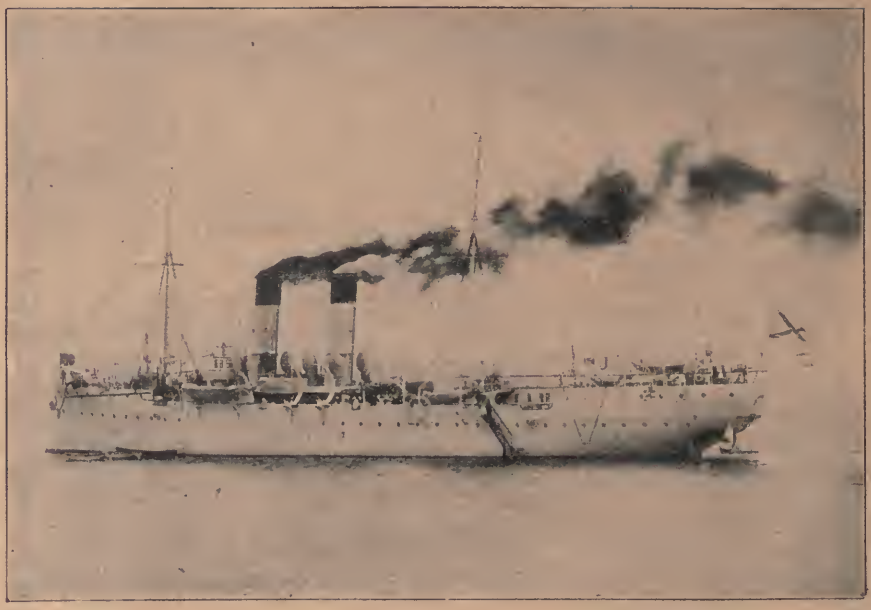
augenscheinlich eine Gärung hervorgerufen. Anders lassen sich die verschiedenen merkwürdigen Unfälle nicht erklären, welche den ganz fertigen Schiffen fortwährend zustießen. Viele sind davon verheimlicht worden, andere hat man nachher dementiert. Wir wollen nur einige als Beispiel anführen: Das große neue Schlachtschiff „Orel" lag im Ausrüstungsbassin seiner Werft, nachdem es baulich annähernd fertiggestellt war und jetzt nur noch Inventar usw. an Bord zu nehmen hatte, um danach die Probefahrten zu beginnen. Eines Morgens, als die Arbeitszeit auf der Werft begann, sahen die erstaunten Beamten nur noch die Aufbauten, ein Stück von den Schornsteinen und den Mast vom „Orel" aus dem Wasser hervorragen: Das Schiff war an derselben Stelle, wo es gestern noch schwamm, auf den Grund gesunken. Glücklicherweise war die Tiefe des Wassers an jener Stelle nicht sehr groß, so daß noch ein Teil des eigentlichen Schiffskörpers, wie gesagt, darüber hinausragte. Mit den Hilfsmitteln der Werft gelang es denn auch bald, den „Orel" wieder zu heben. Über die Ursache dieses unbegreiflichen und unerhörten Vorfalls sind nachher verschiedene Versionen verbreitet worden. Zuerst hieß es, unter die Werftarbeiter hätten sich japanische Emissäre eingeschlichen und in der Nacht auf dem Schiffsboden des „Orel" Sprengpatronen zur Explosion gebracht. Das ließ sich natürlich, nachdem das Schiff schnell und leicht gehoben worden war, nicht mehr aufrecht erhalten, jedoch bestand man vorläufig auf den japanischen Emissären, behauptete aber jetzt, sie hätten als Arbeiter beim Anbringen der Panzerplatten mit Absicht unterlassen, einige der langen starken Bolzen, welche den Panzer an der Schiffswand halten, anzubringen. Es sei also anstatt des Bolzens ein Loch, oder deren mehrere geblieben und diese hätten das allmähliche Vollaufen des „Orel" verursacht. Ferner wurde behauptet, das Wasser sei durch die sogenannten Sternbuxen in das Schiff hineingelaufen. Sternbuxen nennt man die durch Buxen gedichteten Öffnungen im Hinterschiff, aus welchen die Schraubenwellen nach hinten herausragen. Aber auch das ist nicht der Fall gewesen, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach haben einige russische Werftarbeiter beim Verlassen des Schiffes zu Ende der Arbeitszeit einfach ein paar der unter Wasser liegenden sogenannten Bodenventile des Schiffes aufgemacht. Entweder hatten sie sich über einen bestimmten Vorfall geärgert, bei dem sie sich ungerecht behandelt glaubten, und dafür den betreffenden Vorgesetzten Unannehmlichkeiten bereiten wollten, oder es war tatsächlich überlegte Absicht, die Abreise des Geschwaders und seine Tätigkeit in einem höchst unpopulären Kriege solange wie möglich zu verhindern.

Bestimmt kann man das letztere bei einem ferneren Unglücksfall des „Orel" annehmen. Während einer Probefahrt mußten plötzlich die Maschinen gestoppt werden, weil sich die Lager der Schraubenwellen warm liefen. Man sah nach und fand, daß Sand in die Lager der Wellen hineingestreut war. Hierdurch wurde eine ganz bedeutende Verzögerung hervorgerufen, weil die Lager durch den Sand verschrammt oder aus ihrer zentrischen Lage gebracht, teilweise vollkommen erneuert werden mußten. Bald darauf machte der „Suworoff" eine Probefahrt in See, um gleichzeitig seine neuen Geschütze zu probieren. Mit schwerer Havarie kehrte er zurück und verschwand wieder für längere Zeit zur Reparatur in der Werft. Was ihm zustieß ist niemals bekannt geworden.

Um dieselbe Zeit machte ein neues Unterseeboot Probefahrten, bezw. bereitete sich dazu vor. Eines Morgens war es von der Wasseroberfläche verschwunden; es lag in Folge eines nicht veröffentlichten Grundes auf dem Meeresboden und seine Hebung erforderte wiederum längere Zeit. Außerdem, wie ja von vorneherein denkbar ist, leiden natürlich die inneren Einrichtungen, auch das Material eines Schiffes oder Fahrzeuges durch den Einfluß des Salzwassers eventuell ganz erheblich. Auf einem anderen Unterseeboot fand kurz darauf eine Explosion statt, deren Ursache ebenfalls nicht aufgeklärt ist, edenfalls nicht in der Öffentlichkeit. Sie scheint so berechnet und ins Werk jgesetzt worden zu sein, daß die beteiligten Personen nicht verletzt wurden und nicht verletzt werden konnten, wahrscheinlich weil sie eben auch im anderen Sinne Beteiligte waren.

Diese kurzen Andeutungeu mögen genügen, um die Umtriebe zu illustrieren, welche von dem Werftpersonal zur Verzögerung der Ausreise angestellt wurden. Außerdem scheint aber noch eine andere Bewegung vorhanden gewesen zu sein, welche ihren Herd in viel höheren Kreisen hatte. Natürlich ist darüber wenig und nur ganz Unbestimmtes in die Öffentlichkeit gedrungen und wir wollen uns deshalb nicht auf Einzelheiten einlassen. Als Tatsache darf man es nur betrachten, daß auch am Petersburger Hofe, ferner in den hohen politischen und maritimen Kreisen eine einflußreiche Partei eifrig beflissen war, die Ausreise des Geschwaders zu verzögern.

Auf die Zusammensetzung und Stärke des Geschwaders werden wir später ausführlich zurückkommen. Hier sei nur so viel gesagt, daß es aus vier ausgezeichneten großen Schlachtschiffen, denen der Slava-Klasse, bestand, außer-



Der russische Minendampfer „Jenissei".
(Nach einer Photographie.)

dem aus einer Anzahl älterer Schiffe, ferner Kreuzern und Torpedobooten. Auf den Lauf der Ereignisse zurückschauend, kann man wohl mit einiger Berechtigung sagen, daß die Ereignisse im fernen Osten unbedingt eine andere und zwar für Rußland bessere Wendung genommen hätten, wenn es gelungen wäre, jenes Geschwader unter einem tüchtigen Führer noch im Sommer 1904 nach dem Kriegsschauplatz zu entsenden. Allerdings, und wir haben diesen Punkt ja schon berührt, lag ja in der Personalfrage von Anfang an eine bedenkliche Schwierigkeit. Befanden sich an Bord des Port Arthur-Geschwaders mangelhaft ausgebildetes Personal und unerfahrene Offiziere, so war das auf dem Baltischen Geschwader, dessen Indienststellung ja weit über das gewöhnliche Maß der russischen Personalbeanspruchung hinausging, in weit höherem Maße der Fall. Das Personal an Heizern und Matrosen besteht zum größten Teil so wie so aus Nicht-Seeleuten und diese bedürfen bei der niedrigstehenden Bildung und Intelligenz des russischen Volks einer langdauernden Ausbildung. Um das Baltische Geschwader zu bemannen, mußte man naturgemäß die Ausbildung unterbrechen und die Leute mit ihren Offizieren und Unteroffizieren aus den Schulen am Lande und von den Schulschiffen herunternehmen.

So bot die Ausrüstung dieses Baltischen Geschwaders ein geradezu typisches Bild davon, zu was für Zuständen mangelhafte Verwaltung und Vorbereitung führen kann und erwies ferner, daß Improvisationen für den Seekrieg ganz

In einem Hospital des japanischen Roten Kreuzes.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

ausgeschlossen sind. Man muß es selbst als eine derart unmögliche Improvisation ansehen, wenn, wie hier, halbfertige Schiffe in größter Eile fertiggestellt werden sollen, wenn unausgebildetes Personal kurzer Hand in den Krieg geschickt wird. Die Ergebnisse solchen Handelns, wie es ja im vorliegenden Falle nötig war, müssen immer mangelhafte sein. So haben die Engländer auch ganz recht,

wenn sie sagten, der Seekrieg sei in diesem Falle schon vor dem ersten Kanonenschuß entschieden gewesen. Es ist ein altes und schon etwas abgedroschenes Wort: Bereit sein ist alles; es gilt aber heute mehr denn je und der Unterschied gegen früher besteht nur darin, daß bei der Kompliziertheit unserer Kriegsmittel das Bereitsein eine lange, konsequente und gewissenhafte Vorarbeit erfordert.

In Japan finden wir in dieser Hinsicht ja genau das Gegenteil. Das ganze staatliche Leben des Inselreiches während der letzten zehn Jahre war eigentlich nur eine einzige Vorbereitung auf den Krieg gewesen, man hatte keine Gelegenheit unterlassen, keine Kosten gescheut, um in anderen Staaten zu lernen. Man hatte ferner Gelegenheit gehabt, aus dem chinesischen Kriege, so leicht er auch war, wertvolle Erfahrungen zu gewinnen, und so haben wir während des Krieges kaum beobachten können, daß den Japanern irgend was an wichtigen Vorbereitungen fehlte. An eines hatten sie jedoch ebensowenig gedacht, wie nicht nur die Russen, sondern wie alle Marinen, auch die größten und am besten ausgebildeten; das war die große Rolle, welche die Seemine in diesem Kriege spielen sollte. Die Japaner besaßen zu Anfang des Krieges keinen einzigen Minendampfer und mußten ihre Minen zuerst mit Torpedobooten in höchst langwieriger und unvollkommener Weise legen. Nachher improvisierten sie sich einige Dampfer als Minendampfer. Merkwürdig ist es, daß gerade die Russen den Minendienst im Frieden immer gepflegt haben, im Gegensatz zu allen anderen Marinen. Ohne Zweifel hätten sie große Erfolge auf diesem Gebiet erreichen können, wenn die Ausbildung der Offiziere und Mannschaften im Minenlegen den Programmen und dem sehr reichhaltigen Material an Fahrzeugen usw. entsprochen hätte. Das war nicht der Fall, wie schon in den ersten Kriegstagen der Untergang des Dampfers „Jenissei" (s. S. 136) durch eine eigene Mine zeigte.

Die Hospitalschiffe der Japaner.

Der Leser wird diese kleine Abschweifung verzeihen. Sie sollte nur einen scheinbaren Widerspruch in meinen obigen Behauptungen ausschließen. Hier soll von einer anderen Einrichtung gesprochen werden, welche die Japaner mit großer Umsicht vorbereitet hatten, einer Einrichtung, von welcher unendlich viel geschrieben und gesprochen wurde, welche aber noch nie ernste Gelegenheit gehabt hat, ihre Leistungsfähigkeit zu zeigen. Es sind dies die sogenannten Hospitalschiffe im Seekriege. Nach der Genfer Konvention sind derartige Hospitalschiffe,

wenn man sie äußerlich nach den anerkannten Vorschriften gekennzeichnet hat, unverletzlich. Man wird aber leicht einsehen, daß ihre Tätigkeit im Seekriege eine weit beschränktere und weit schwierigere ist, als die des Sanitätsdienstes im Landkriege. Das zeigt schon die ganz einfache Überlegung, daß im Landkriege die Verwundeten auf dem Lande liegen bleiben, im Seekriege aber mit dem sinkenden Schiffe ertrinken müssen. Wie ferner, wenn ein kampffähiges Schiff ein paar Hundert Verwundete an Bord hat (es läßt sich das wohl mit der ersten Voraussetzung vereinigen), wie soll es möglich sein, daß vor Beendigung der Aktion das Hospitalschiff die Verwundeten aufnimmt? Das Panzerschiff darf, solange es bewegungsfähig ist, nicht liegen bleiben, es sei denn, und das ist ein seltener Ausnahmefall, daß wirklich der Feind vernichtet und bis auf weiteres nichts mehr zu tun ist. In einer Seeschlacht vollends selbst einzugreifen, ist für das Hospitalschiff vollkommen ausgeschlossen. Der Kampf zur See zeigt ja auch hier den charakteristischen Unterschied von der Landschlacht, daß sich nicht im wörtlichen Sinne zwei Parteien gegenüberstehen, sondern die Kampfrichtung, um sich so auszudrücken, in jeder Sekunde wechselt. Beide Gegner befinden sich fortwährend in schneller Fahrt, beide schwenken und drehen vollkommen unberechenbar umeinander herum, in wenigen Minuten kann ihre Entfernung voneinander sich um Kilometer ändern. Dementsprechend wechselt auch die Richtung und Flugweite der Granaten gänzlich unberechenbar. Es ist also ganz ausgeschlossen, daß sich hier Hospitalschiffe in der Nähe des sogenannten Schlachtfeldes, welches sich ja infolge der genannten Verhältnisse örtlich auch unberechenbar verschieben kann, aufhalten. Anders liegt die Sache in einem solchen Falle, wie im vergangenen Frühjahr, als die japanische Flotte alle paar Tage vor Port Arthur erschien und ein Bombardement eröffnete, welches dann von der Festung und dem unter ihrem Schutz liegenden Port Arthur-Geschwader erwidert wurde. Da kam es öfter vor, daß japanische getroffene Schiffe sich einfach aus dem Bereich der Festungskanonen zurückzogen und somit dann auch eventuell die Hilfe von Hospitalschiffen in Anspruch nehmen konnten; sonst aber dürfte es zu den Ausnahmefällen gehören, daß nur annähernd in der Weise wie zu Lande die Werke der Barmherzigkeit im Kriege geübt werden können.

Immerhin hatten die Japaner hier umfangreiche Vorbereitungen getroffen. Sie hatten vier Lazarettschiffe, von denen zwei schon vorher vorhanden waren, zwei bei Beginn des Krieges neu hergerichtet wurden. Organisatorisch gehört jedes dieser Schiffe zu einem Marinelazarett am Lande; solche befinden sich in

den Häfen von Jokosuka, Kure, Sassebo und Maidzuru. An der Spitze des ganzen Marinesanitätswesens steht als Generaldirektor des Medizinaldepartements der Baron Saneyoshi. Bei Beginn des Krieges waren vorhanden die beiden Lazarettschiffe „Kobe-Maru", welches übrigens bereits im chinesischen Kriege Dienste getan hat, und „Lachyo-Maru". Neu in Dienst gestellt wurden „Kostki-Maru" und „Hakui-Maru".

Japanische Sanitätskolonne bei der Verwundetenfürsorge.
(Nach einer Photographie.)

Das japanische Sanitätspersonal.

Neben verschiedenen anderen Lehrinstituten für die Marine besteht in Tokio zur Ausbildung und auch später zur wissenschaftlichen Fortbildung der Ärzte und des unteren Sanitätspersonals eine sogenannte marineärztliche Akademie. Über ihren Umfang mögen die folgenden Daten Aufschluß geben. Im Jahre 1903 waren zur Fortbildung dort neun Stabsärzte kommandiert und zur generellen Ausbildung 14 Kandidaten. Junge Ärzte, die in den militärärztlichen Dienst treten wollen, müssen, wenn sie nur das Staatsexamen gemacht, den

Doktorgrad aber nicht erreicht haben, während eines vollen Jahres den Kursus der Akademie mitmachen, ehe sie zum aktiven Dienst in der Flotte zugelassen werden. Dieser Unterricht befaßt sich natürlich in erster Linie mit der Anwendung der medizinischen Wissenschaft für den Krieg, also mit Kriegschirurgie und Verwundetentransport, ferner Militärmedizin und Hygiene, endlich als überall notwendig auch Pathologie. Die Akademie besitzt eine umfangreiche

Inneres eines russischen Krankenwagens auf der mandschurischen Bahn.
(Nach einer Photographie.)

Bibliothek fachlichen Charakters in japanischer, deutscher, englischer und französischer Sprache, Sammlungen ferner von chirurgischen Instrumenten, Geschossen und Geschoßteilen nebst Darstellung von deren Wirkung auf menschliche Körper. Das Institut steht in Verbindung mit einem Krankenhaus, welches gleichzeitig zur militärischen Ausbildung von Krankenpflegerinnen dient. Dies steht unter dem Protektorat der Kaiserin von Japan und sie widmet diesem wichtigen Gegenstande großes Interesse; dauernd pflegen ungefähr 90 Krankenpflegerinnen dort tätig zu sein. Die Zahl der Ausgebildeten außerdem ist ganz erheblich größer und diese werden analog den Reservisten unter den Soldaten jetzt im

Kriege zur Verwundetenpflege herangezogen, sei es auf den Schlachtfeldern der Mandschurei oder auf Kwantung oder aber in den heimischen Lazaretten. Bei dem ungemeinen Patriotismus der Japanerinnen haben sich außer diesen bereits ausgebildeten Pflegerinnen auch noch massenhaft Frauen und Mädchen freiwillig gemeldet, deren Väter, Söhne oder Männer im Kriege waren und noch sind. Diese erhalten eine kurze Vorbildung durch ausgebildete Schwestern und werden dann je nach Geschicklichkeit und sonstigen Eigenschaften für eine passende Verrichtung des Sanitätsdienstes zugeteilt.

Die japanische Gesellschaft vom Roten Kreuz hat den „Kosai-Maru" und „Hakuai-Maru" gekauft und schon im Frieden für den Sanitätsdienst des Krieges hergerichtet. Die Gesellschaft zählt zahlreiche Würdenträger, wie ehemalige Staatsmänner, hohe Offiziere und ihre Frauen, Prinzessinnen usw., also genau so wie bei uns, zu ihren Förderern. Sie hat schon in Friedenszeiten viel Wert auf die Heranbildung eines geeigneten Personals gelegt und während des Krieges mit diesem die besten Erfahrungen gemacht.

Die Verwundetenpflege im Seekriege.

Die beiden Dampfer waren allerdings während des Friedens zur Verfügung einer Dampfergesellschaft und fuhren zur Beförderung von Passagieren zwischen Jokohama und Tschanghai. Sowie aber die Spannung mit Rußland eintrat und die japanische Regierung die Hand sofort auf alle in japanischen Häfen befindlichen Dampfer legte, da traten auch die beiden Lazarettschiffe wieder zurück. Sie sind beide in England gebaut und haben mit 2300 Tonnen ungefähr die Größe eines kleinen Kreuzers, wie sie früher bei uns üblich waren. Nach den Vorschriften des Roten Kreuzes ist der Rumpf weiß gestrichen und mit einem breiten roten Streifen versehen. Am Schornstein erblicken wir das Rote Kreuz, ebenso im Top des Mastes. Die Einrichtung der Schiffe ist für ihren Zweck sehr praktisch. Sehen wir, worauf es bei einem Lazarettschiff hauptsächlich ankommt, um den Zwecken zu genügen. Zunächst müssen Einrichtungen vorhanden sein, welche gestatten, auch unbewegliche und schwerverwundete Patienten möglichst bequem und schonend an Bord zu nehmen. Man wird solche Leute nicht eine enge Schiffstreppe hinauftragen können, und es ist auch nicht unter allen Umständen angängig, sie mit einem Krahn aufzuheißen, obgleich es sehr viel geschieht.

Auch in unseren deutschen Flottenmanövern hat man diese Methode mit Erfolg erprobt. Es geschieht das zum Beispiel in der folgenden Weise: angenommen, es sollen Verwundete von einem Schlachtschiff auf den Hospitaldampfer gebracht werden, die See geht nicht hoch, ist aber gleichwohl so bewegt, daß ein direktes Anliegen des Dampfers an dem Schlachtschiff nicht möglich ist, ohne daß die Wände des ersteren durch das Schwanken und Gegenstoßen schwer beschädigt würden. Man muß sich also der Boote bedienen. Das Schlachtschiff läßt seine Boote ins Wasser hinab, und die Verwundeten werden, so gut oder so schlecht es eben geht, in Krankenhängematten (das sind solche, welche durch hölzerne Latten eine steife bettähnliche Form erhalten haben) gelegt und dann mittels der Bootskrähne möglichst vorsichtig in die großen Ruderboote hinuntergelassen. Minder schwer Verletzte geleitet oder trägt man die Schiffstreppe hinunter. Damit in den Ruderbooten genügend Platz ist, besonders bei einer größeren Anzahl von Verwundeten, läßt man sie nicht rudern, sondern durch Dampfboote, oder kleine Dampfer schleppen.

Diese Ausschiffung der Verwundeten eines Kriegsschiffes im Boote wird besonders nach einer schweren Schlacht, wie sie ja der Krieg zum Bedauern aller Fachleute noch nicht gebracht hat, entschieden recht lange dauern und mit manchen Schwierigkeiten verbunden sein. Warum, sei nur angedeutet: Selbst nach einer Schlacht ist auf jedem Kriegsschiffe alles aufs Äußerste beschäftigt und angestrengt. Die Leute sind todmüde, es müssen trotzdem hier und da einige Reparaturen an zerschossenen Teilen so schnell wie möglich ausgeführt werden; die Geschützmannschaften sind damit beschäftigt, ihre Kanonen gründlich zu reinigen und nachzusehen, ob keine Risse infolge der Anstrengungen sie gefechtsunbrauchbar machen usw. usw.

Nun sollen die Verwundeten abgegeben werden, da man sich in der Nähe des Hospitaldampfers befindet. Die Bootskrähne und Boote sind zerschossen, es ist jedenfalls vorläufig nicht möglich, auch nur ein einziges größeres Boot auszusetzen. Der Hospitaldampfer muß also seine eigenen Boote stellen und tut es natürlich bereitwillig. Während des hierauf bezüglichen Signalwechsels und während der Hospitaldampfer seine Boote zu Wasser bringt, versucht man an Bord des Schlachtschiffes eine Art Krahn zu improvisieren, mit Flaschenzügen zu versehen usw., um die Verwundeten direkt aussetzen zu können. In die Nähe der Aussetzstelle werden die Verwundeten nach den Anweisungen der Schiffsärzte hingetragen und niedergelegt. Während des Gefechtes hatte man

sie, soweit es irgend angängig war, in den unteren unter der Wasserlinie liegenden, also gegen Artilleriefeuer geschützten Räumen untergebracht. Nun müssen die Unglücklichen die schmalen steilen Treppen bis nach dem Oberdeck hinaufgebracht werden, wenn man nicht auch Vorrichtungen vorgesehen hat, um sie durch die engen Luks mittelst Flaschenzügen hindurchzureißen, aber auch dann geht es ohne fürchterliche Schmerzen nicht ab. Gewiß haben die Kameraden den besten Willen, ihnen nicht wehe zu tun, aber einmal sind sie keine geschulten Krankenpfleger und dann sind auch die örtlichen Raumverhältnisse in ihrer Enge zu ungünstig. Jeder, der ein Schiff kennt, und noch dazu ein Kriegsschiff mit seinen schmalen Luken und Gängen, seiner peinlichen Raumersparnis, der wird uns Recht geben.

Es gelingt nun also mit der Zeit, die Verwundeten sämtlich in die Boote des Hospitaldampfers zu befördern. Ein Schleppzug nach dem anderen setzt sich in Bewegung, nach dem Ziel, dessen menschenfreundliche Bestimmung durch die Flagge des Roten Kreuzes gekennzeichnet ist. Dort angekommen, sind die Verwundeten auszuladen. Da die Hospitaldampfer, wie gesagt, schon im Frieden für ihre Kriegszwecke gebaut oder jedenfalls nachträglich dafür eingerichtet sind, so ist für alle denkbare Erleichterung gesorgt worden. Nicht nur, daß eine große Anzahl von Krähnen vorne, hinten und in der Mitte des Schiffes zum Überheißen der Verwundeten vorhanden sind, nein, man hat auch dicht über der Wasserlinie große Türen nach außen hin in die Schiffswand geschnitten. Diese werden dann aufgemacht und an einer solchen Tür können die Boote mit den Verwundeten direkt anlegen und ihre Verwundeten hineinschaffen. Durch Gleitbretter und Planken, welche von der Außentür nach dem Boote herübergelegt werden, vermeidet man nach Möglichkeit jede Erschütterung, die für den Verwundeten schmerzhaft oder gefährlich sein könnte. Selbstverständlich muß für diese Art der Übernahme von Verwundeten die See recht ruhig sein, da sonst Wasser durch die Seitentüren in das Schiff dringen würde.

Im allgemeinen hat man das Schiff so eingerichtet, so einrichten müssen, wie es auf allen anderen Schiffen, sei es kriegerischer, sei es friedlicher Bestimmung, für ganz unrichtig gelten würde. Auf dem Hospitaldampfer finden wir nicht die peinliche Raumsparsamkeit und Enge, nicht die schmalen und winkligen Gänge, es ist vielmehr alles möglichst breit und geräumig, so daß zwei bis vier Menschen, eine Bahre mit einem Verwundeten tragend, überall bequem passieren können, ohne anzustoßen. Auch die Luken sind nicht so schmal wie auf anderen Schiffen, die

Japanisches Hospitalschiff „Mandschu Maru".

Treppen weniger steil. Durch Schlingerkiele und die äußeren Formen des Schiffes überhaupt hat man so viel wie irgend möglich eine ruhige Lage des Schiffes und sanfte stetige Bewegungen auch bei schlechtem Wetter zu erreichen versucht. Die innere Einrichtung basiert naturgemäß durchaus auf dem Gedanken, möglichst viele Verwundete und Kranke bequem und zweckmäßig unterbringen zu können.

Das Pfleger- und Arztpersonal des Dampfers ist nach seiner Stärke wechselnd und steht unter einem Oberarzt, welcher überhaupt den ganzen sanitären Betrieb regelt, während die navigatorische Führung des Schiffes naturgemäß in der Hand von Seeleuten liegt.

Die Stärke des Sanitäts- und Pflegerpersonals wechselt, je nach den Anforderungen, welche an das betreffende Hospitalschiff gestellt werden. Da wir in der deutschen Marine, obgleich sie die japanische bei weitem an Größe übertrifft, Hospitalschiffe nicht besitzen, sondern auf Improvisation solcher im Kriege angewiesen sind, so dürften einige Angaben über die inneren Einrichtungen der japanischen Schiffe nicht uninteressant sein.

Auf dem eigentlichen Oberdeck der Schiffe sind eine Anzahl von Aufbauten oder wie man auch sagt, von Deckshäusern, angebracht, derselben Art, aber nur zahlreicher und geräumiger, wie wir sie auf jedem Passagierdampfer sehen.

Diese Deckshäuser haben, beiläufig bemerkt, auf ein sehr stabiles Schiff die Wirkung, bei Seegang die Bewegungen sanfter und langsamer zu machen. Sie enthalten im wesentlichen den Wohnraum für den Kapitän und den dirigierenden Arzt, ferner zwei Salons, welche zum Aufenthalt für diejenigen Kranken dienen sollen, deren Befinden gut genug ist, um das Bett verlassen zu können. Ein Promenadendeck von verhältnismäßig großer Geräumigkeit gibt Gelegenheit, durch die Wirkung der Luft die Heilung zu beschleunigen. Ferner finden wir hier noch einen Raum zur Aufnahme von Kranken, Wohnräume für Offiziere und einen großen Dampfdesinfektionsapparat.

Steigen wir eine Etage tiefer nach dem sogenannten Hauptdeck und beginnen von vorne die Räume zu besichtigen. Ganz im Vorderteil des Schiffes ist da eine mit Elektrizität betriebene Waschanstalt und gleichfalls ein Raum zum Unterbringen von Wäsche. Dahinter gelangen wir in die eigentlichen Krankenräume. Diese, zwei an der Zahl, sind geräumig und wohl ventiliert. Sie enthalten eiserne Bettstellen, welche etagenweise übereinander aufgestellt sind. Im vorderen Raum befinden sich im ganzen 32 Bettstellen, 16 unten und 16 darüber, der hintere enthält sogar 128. Die Unterbringung dieser großen Zahl hat allerdings eine sehr enge Aufstellung der Betten notwendig gemacht und ihre Zugänglichkeit verhältnismäßig erschwert. Ist nun auch Tatsache, daß der Kranke nur ein einziges Mal in das Bett hineingebracht wird, dasselbe entweder gesund verläßt oder darin stirbt, so bleibt es doch ein entschiedener Mangel, wenn er auch auf den meisten Hospitalschiffen sich wohl immer finden wird. Außer den Betten enthalten diese Räume noch einen kleinen freien Platz mit Tischen und Stühlen, hauptsächlich für das Pfleger- und Aufsichtspersonal. Nach japanischer Sitte erblicken wir überall, wo nur ein kleiner Tisch hat Platz finden können, Blumen aufgestellt, in Töpfen oder in Gläsern. Auch der ödeste Raum erhält dadurch etwas Freundliches. Hinter diesen Schlafräumen liegt der Operationssaal, mit dem ersteren natürlich durch Türen verbunden. Im Frieden diente dieser Raum als Salon für die Passagiere zweiter Klasse. Der Operationssaal ist vollkommen weiß angestrichen, und zwar kann der Anstrich abgewaschen und leicht wieder erneuert werden; aus naheliegenden Gründen. Auf die Erleuchtung dieses Raumes ist natürlich besonders großer Wert gelegt. Große runde Seitenfenster geben die natürliche Beleuchtung, während die künstliche durch elektrische Lampen erfolgt. Der Zugang zu diesem Saal von der anderen Seite ist allerdings recht breit. Dagegen hat man den unglaublichen Fehler gemacht, daß

unmittelbar außerhalb desselben der äußere Gang rechtwinklig umbiegt. Wie man also da schwer Verwundete, ohne ihnen die größten Schmerzen zu bereiten und ihren Zustand zu verschlimmern, hindurchbringen will, ist nicht klar. Die Einrichtung des Raumes ist die übliche der Operationsräume: Ein eiserner Tisch, ein Sterilisator für Verbandmittel, alles zur Antiseptik dienende, Waschtische mit Wasserleitung für warmes und kaltes Wasser usw.; in einem Nebenraum sind die Instrumente untergebracht, ferner Verbandmittel. Neben den beiden Räumen hat man eine frühere große Passagierkammer als Röntgenkabinett in modernster Weise eingerichtet. Ihre Wände sind vollkommen schwarz gestrichen und die Verschlüsse derart, daß man jegliches Licht ausschließen kann. Der Röntgenapparat mit Induktor ist von der deutschen Firma Siemens & Halske hergestellt. Eine leichte Lagerstelle mit einem Stativ für die Röhren sind ebenfalls vorhanden. Die erforderliche Elektrizität liefert die in den Maschinenräumen des Schiffes befindliche elektrische Dynamomaschine.

Setzen wir unsere Wanderung nach hinten fort, so kommen wir zu einer Anzahl Kammern, welche früher für Passagiere erster Klasse bestimmt waren. Jetzt ist jede mit zwei Betten ausgerüstet und dient zur Aufnahme von Verwundeten, deren Zustand oder Rang das Zusammenlegen in den großen Sälen nicht als wünschenswert erscheinen läßt. Die genannten Kammern liegen an jeder Seite des Schiffes und sind durch schmale Gänge von dem in der Mitte befindlichen Hauptsalon getrennt. Sie selbst besitzen alle in der Längsrichtung des Schiffes zwei Türen, so daß man durch deren Öffnung einen zweiten und dritten durchlaufenden Gang zum Transport der Verwundeten herstellen kann. In dieser Gegend des Schiffes befindet sich auch eine Kammer zur Unterbringung Geisteskranker. Endlich ist noch der hinterste Teil des Hauptsalons durch eine improvisierte Wand abgetrennt und enthält eine Anzahl eiserner Betten. Für Badeeinrichtungen ist naturgemäß reichlich Sorge getragen worden, jedoch behaupten Augenzeugen, die Badewannen seien so klein, daß selbst der Normaljapaner sich nicht darin ausstrecken könne. In der nächstunteren Etage liegen vorne unter den großen Krankensälen die Räume für das Pflegepersonal, dessen normaler Bestand auf 20 männliche und 20 weibliche Pflegerinnen festgesetzt ist, außerdem zwei Oberpfleger und zwei Oberpflegerinnen, für welche zwei kleinere Räume vorhanden sind. Tief unter der Wasserlinie endlich befindet sich ein für Tote eingerichteter Raum; derselbe besitzt nur eiserne Wände, ist luft- und wasserdicht abzuschließen und kann durch Eis gekühlt werden.

In einem japanischen Feldlazarett.
(Nach einer Photographie.)

Im übrigen ist auf Ventilation, gute Heizung und Beleuchtung der größte Wert gelegt worden. Auf dem Oberdeck finden wir noch eine ebenso praktische wie originelle Einrichtung zum schnellen und leichten Transport Verwundeter von einem Schiffsende zum anderen. Es sind in das Deck Schienen eingelassen, wie Eisenbahnschienen, auf diesen laufen ganz niedrige Rollwagen oder vielmehr Rahmen mit Rollen darunter, auf welche der Kranke mit seiner Bahre oder Hängematte gelegt wird. Man spart dadurch auch Personal, denn ein einziger Mann genügt, um den Kranken schnell und leicht zu bewegen. Im ganzen soll der Dampfer ungefähr 250 Verwundeten und Kranken bequem Unterkunft gewähren.

Auf dem Kriegsschauplatz in der Mandschurei.

Kehren wir nun nach dem Kriegsschauplatz in der Mandschurei und zu den Bewegungen der noch nicht in der Mandschurei befindlichen japanischen Armeen zurück, deren Ziel gleichwohl die Mandschurei war.

Ich habe schon oben einiges vorweg genommen und angedeutet, in welcher Weise die drei Armeen Kuroki, Nodzu und Oku sich von Süden bis Südosten in nördlicher bis nordwestlicher Richtung derart auf Liaujang zu in Bewegung setzten, daß dieses den Mittelpunkt eines Kreises gebildet hätte, wenn man die drei japanischen Armeen als Peripherie oder als ein Stück davon betrachten will. Zunächst galt es für alle drei Armeen, sich der Gebirgspässe zu versichern und sie zu passieren, welche wie enge Tore in einer gewaltigen Mauer einzig und allein den Zugang zur westlichen Mandschurei gestatteten. Hierbei operierte jede Armee einzeln, wie es ja auch nicht anders möglich war. Der Widerstand der Russen war ein sehr verschiedener, und man kann sich jetzt, nachdem die Ereignisse etwas mehr geklärt sind, der Frage nicht erwehren, aus welchem Grunde die Pässe nicht nachdrücklicher verteidigt wurden. Schwerlich wird man Kuropatkin die Schuld zumessen können. Er ist ein viel zu kaltblütiger und umsichtiger Mann, als daß er eine solche Gelegenheit wirksamer Verteidigung außer Acht hätte lassen können, wo die Möglichkeit bestand, sie wirksam durchzuführen. Es bleiben also die Eventualitäten, daß er entweder nicht genug Truppen hatte, daß seine Unterführer Befehle falsch ausführten, oder ihre Ausführung unterließen, oder aber, daß die russische Aufklärung in diesem allerdings äußerst schwierigen Terrain versagte, und daß es den Japanern gelang, überraschend mit überlegenen Streitkräften einzutreten. Abgesehen von einigen bedeutenderen Gefechten, welche Erwähnung finden werden, müssen wir also diese Periode in einem gewissen Dunkel lassen.

Die Truppenbewegungen von Mai bis Anfang Juni 1904.

Fassen wir die vorhergegangenen Ereignisse noch einmal kurz zusammen, so war ja General Kuroki nach dem Jaluübergang am 1. Mai acht Tage später in Föngwangtschöng angekommen und hatte diesen Ort ohne wesentlichen Widerstand der Russen genommen und sofort befestigt. Gleichzeitig hatte er eine Abteilung von nicht bekannter Stärke weit nach Nordosten entsandt, um den Ort Kuantiensien zu besetzen. Im Laufe der nächsten Wochen schickte er dann auf den Straßen, die von Föngwangtschöng ausgehen und nach Liaujang, Haitschöng und Siujan führen, scheinbar gleichmäßig Truppen vor. Er selbst blieb mit seiner Hauptmacht in Föngwangtschöng stehen und hat ohne Zweifel während der der Besetzung von Föngwangtschöng folgenden Wochen Nachschub aller Art abgewartet.

Die vorgeschobenen Streitkräfte hatten also nur den Wert und Zweck der Sicherung und Aufklärung für die Hauptmacht. So wartete Kuroki bis Ende Juni auf den Anschluß der Armee Nodzu und nachher Oku nach dem linken Flügel. Von russischer Seite wurden große Kavalleriemassen vorgeschickt, um die Bewegungen der Japaner zu beobachten und nach Möglichkeit zu verhindern.

Eine unter dem Kommando des als sehr tüchtig und unternehmend angesehenen Generals Rennenkampf stehende Kosakendivision kam von Norden und versuchte den rechten Flügel der Armee Kuroki von der Flanke und von hinten zu fassen. Wir müssen uns ihre Tätigkeit ungefähr bei dem in jener Zeit gelegentlich kleiner Gefechte häufig genannten Orte Saimatse denken. Derselbe liegt nordnordöstlich von Föngwangtschöng und südöstlich von Liaujang, an einer nach Liaujang führenden Straße.

Das war schon im Mai und trotz mancher von russischer Seite als erfolgreich berichteten Gefechte sind tatsächliche Erfolge nicht erzielt worden. Vor der Mitte und dem linken Flügel Kurokis finden wir in jener Periode den General Mischtschenko mit einer Kosakenbrigade, weiter südlich eine sibirische Kosakendivision und eine Ussuri-Reiterbrigade. Letztere stützte sich auf die Küste und dehnte ihre Tätigkeit weit nach Liautung aus, wahrscheinlich in der Absicht, japanische Landungen zu verhindern oder festzustellen. Diese Aufklärungskräfte müssen einmal ungeschickt geleitet worden sein und ferner war die letztgenannte Zersplitterung ohne großen Nutzen. Hätte man diese Kavalleriemassen mehr

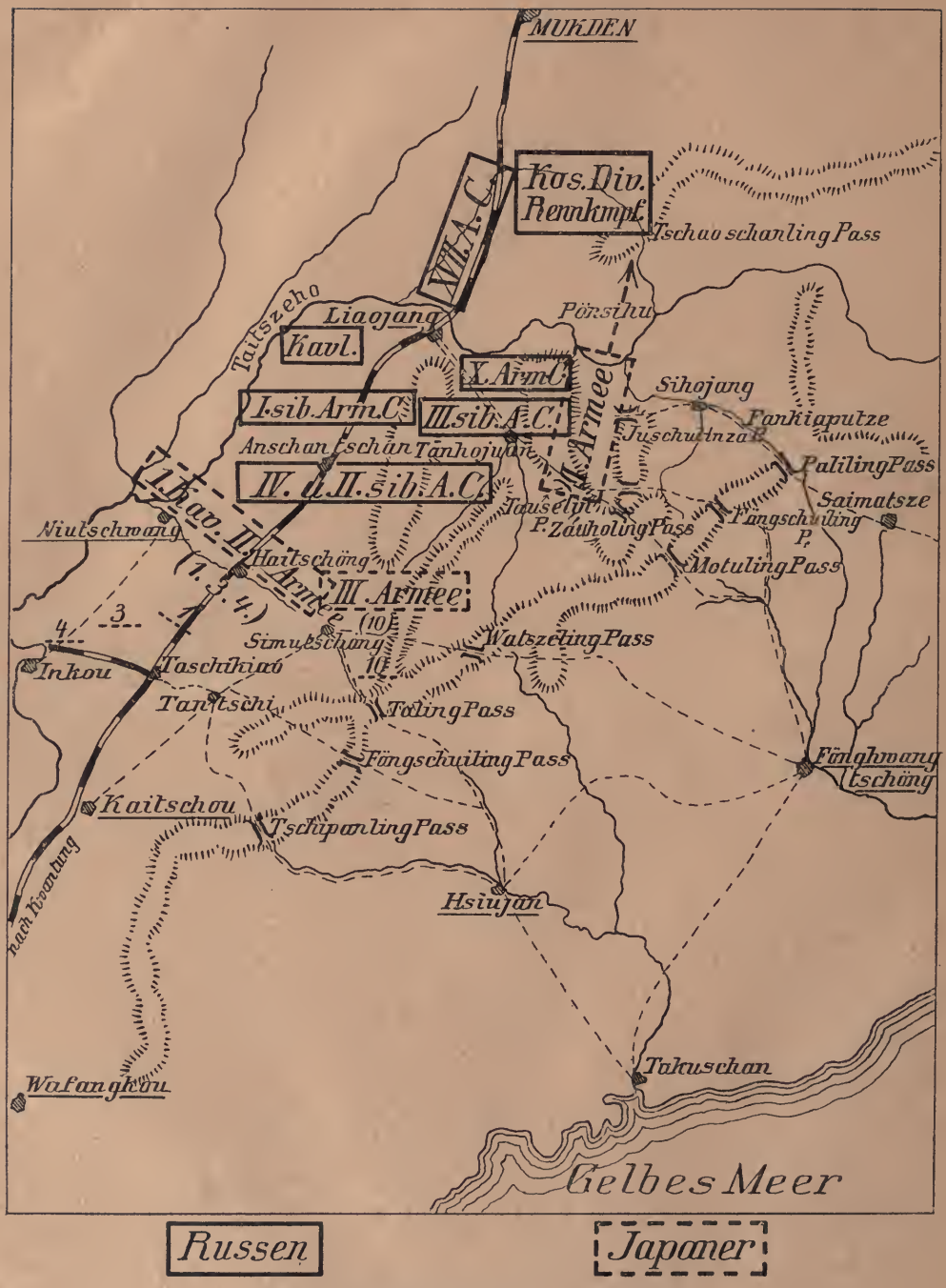
gesammelt gehalten, hätten sie sich unter einem einheitlichen Oberbefehl befunden, so wäre auch mehr geleistet worden.

Ende Mai landete dann die mehrfach erwähnte Armee des Generals Nodzu bei Takuschan. Sie bestand wahrscheinlich aus der 10., 6. und 9. Division. Ihrer Landung wurden und konnten keine Hindernisse entgegengesetzt werden und General Nodzu marschierte ungesäumt auf Siujan los, welches noch von Russen besetzt war, um danach seine Richtung nach Norden zu wenden und seinen Platz in der Mitte des konzentrischen Vormarsches der drei Armeen einzunehmen. Siujan wurde am 7. Juni von Nodzu besetzt und gleichzeitig machte die rechte Flügeldivision Kurokis, vielleicht ist es übrigens nicht die ganze Division gewesen, eine entschlossene Bewegung auf den Ort Saimatse, um von dort nunmehr über den Palilingpaß auf der Straße nach Liaujang vorzurücken.

Ungefähr acht Tage später begann ein enges einheitliches Zusammenwirken und gleichzeitiges Vorgehen, unter steter Fühlung miteinander, der Armeen Kuroki und Nodzu. Diese Einheitlichkeit erschien den europäischen Zuschauern damals so groß, daß man an das Vorhandensein einer selbständigen dritten Armee nicht glauben wollte, sondern stets nur von der Takuschanabteilung sprach und glaubte, es sei nur eine Verstärkung der Kurokischen Streitkräfte. Außerdem (allein das zeigt schon, wie vorsichtig man die damals berichteten Tatsachen behandeln muß) wurde der Name Nodzu zunächst nur in Verbindung mit Port Arthur genannt. Nodzu, so hieß es, habe den Befehl über die Belagerungsarmee übernommen; später sagte man, und englische Berichterstatter, von deren Nachrichten damals die Welt ausschließlich gespeist wurde, stellten es als Tatsache hin, daß Nodzu schwer erkrankt und dann, daß er gestorben sei. Später war es jedoch möglich, festzustellen, daß Nodzu von Anfang an den selbständigen Oberbefehl über die Takuschanarmee, die nachherige zweite Armee, hatte und daß nur das gemeinsame Operationsziel jenes enge und einheitliche Zusammenwirken erklären muß und auch genügend erklärt.

Kämpfe um die Gebirgspässe.

Die russischen Aufklärungstruppen hatten sich mittlerweile auf die Gebirgspässe selbst zurückgezogen und erwarteten dort die Vortruppen der japanischen Armeen. Diese trafen ungefähr am 25. Juni gleichzeitig an den verschiedenen Pässen des weit im Bogen sich streckenden Föngtschuilinggebirges ein und griffen ungesäumt die Russen an.



Skizze zu den Operationen in der Mandschurei.
(Stand zu Anfang August.)

Es begannen damit ungefähr achttägige Kämpfe, welche die Japaner in den Besitz der folgenden Pässe setzten. Ich zähle dieselben vom äußersten rechten Flügel der Japaner bezw. dem linken der russischen Vortruppen oder aber anders gesprochen, von Nordosten nach Südwesten auf. Es war vorher einer Truppenabteilung Kurokis Erwähnung getan, welche Saimatse genommen hatte, diese rückte nun auf der Straße nach Liaujang vor und setzte sich gegen den Widerstand Rennenkampfscher Kosaken in den Besitz des Palilingpasses. Weiter südlich rückten zwei andere Heersäulen Kurokis auf den Föngtschuiling- und den Matulingpaß vor. Diese liegen, wie die Karte zeigt, ebenfalls an zwei Straßen, deren Zielpunkt Liaujang ist. Ihre Entfernung voneinander ist nur gering und auf beiden Seiten des Gebirges, also, um mit einer marschierenden Truppe zu reden, vor und hinter den Pässen vereinigen sie sich zu einer einzigen Straße.

Auf dem linken Flügel der Kurokischen Armee endlich passiert noch eine von Föngwangtschöng ausgehende und bei Haitschöng mündende Straße. Haitschöng liegt an der Eisenbahn zwischen Taschikiao und Liaujang, dicht bei dem Hafenplatze Niutschwang. Um auf dieser Straße nach Haitschöng vorrücken zu können, muß der ebenfalls im Föngtschuilinggebirge liegende Watszelingpaß überschritten werden, die Richtung desselben ist beinahe genau westlich.

Damit sind wir in den Operationsbereich der Takuschanarmee gekommen und gleichzeitig dahin, wo der Föngtschuiling sich nach Westen biegt, infolgedessen ist die Richtung der Pässe etwas mehr nach Norden gerichtet und daraus wiederum ergibt sich die bogenförmige Anmarschrichtung der beiden Armeen. Die von Siujan auf der Straße Haitschöng vorrückende

Japanischer Kriegsbilderbogen: Das japanische Hauptquartier während einer Schlacht.

Takuschanarmee mußte zunächst den Talingpaß überwinden. Auf einer anderen Straße, südwestlich davon von Siujan nach Taschikiao, liegt der Tschipanlingpaß, und zwischen beiden Pässen an einer ungefähr gleichlaufenden Straße, die sich von der großen Siujan-Haitschöngstraße abzweigt, der Fönsinglingpaß.

Mit dem Tschipanlingpaß haben wir wiederum den linken Flügel der Takuschanarmee erreicht und sehen uns ganz in der Nähe von Kaitschu, auch Kaiping genannt, dem Marschziel der zweiten Armee unter Oku, nachdem General von Stackelberg am 15. Juni etwas weiter südlich bei Wafangku geschlagen worden war.

Überblicken wir dieses ganze Gebiet, so fällt auf, in wie außerordentlich überlegter und umsichtiger Weise die Japaner sämtliche Wege und Straßen, so schlecht oder so gut sie sein mochten, zu ihrem Vormarsche benutzten, welche von ihren Ausgangspunkten bei Föngwangtschöng bezw. Siujan auf Liaujang oder südlich davon nach der Bahnlinie führten. Dieser Straßenkomplex verbindet in Friedenszeiten hauptsächlich Korea mit den großen Plätzen der Mandschurei. In seinem westlichen Teile stellt er auch die Verbindung zwischen Liautung und der Mandschurei her. Nördlich von Saimatse finden wir in der Nähe keine Verbindungen mehr und so wurde dort praktischerweise der Abschluß der japanischen Aufstellung durch die rechte Flügeldivision Kurokis am Palilingpasse gebildet. Der linke Flügel Nodzus wiederum schloß mit der für die Einnahme des Tschipanlingpasses bestimmten Abteilung ab und konnte das auch ohne Bedenken tun, weil bekanntermaßen der siegreiche Oku auf der nächstfolgenden Straße bezw. der Bahnstrecke im Westen heranrückte und später so einen lückenlosen Zusammenhang herstellte. Nach der verhältnismäßig leichten Einnahme der Pässe rückten die japanischen Truppenteile zunächst nicht weiter vor. Die dort befindlichen Truppen richteten die Pässe sofort zur Verteidigung ein, um gegen plötzliche russische Angriffe gesichert zu sein. Es ist das ein Brauch, den die Japaner stets mit beinahe pedantischer Sorgfalt konsequent befolgt haben, und man kann ihn nur als ganz außerordentlich richtig anerkennen. Im vorliegenden Falle verloren sie zu dem durchaus keine Zeit durch die Befestigung der Pässe; man hat ihnen das sonst speziell in Deutschland vorgeworfen. Hier aber müssen wir uns die Lage so vorstellen, daß auf den unglaublich schlechten und ganz schmalen Gebirgswegen nur ganz dünne und unendlich lange in sich schwache Kolonnen langsam vorrücken können. Wenn die Spitze am Paß angekommen war und vielleicht genügte, die eben-

falls schwachen russischen Aufklärungskräfte nach der anderen Seite hinauszuwerfen, so genügten diese schwachen Kräfte aber doch nicht annähernd, um den Paß passieren und auf der anderen Seite eine Offensive beginnen zu können.

Die Situation der japanischen Truppen ist damals vielfach mit der der preußischen Armee im Kriege 1866 verglichen worden. Auch diese war, getrennt marschierend, gezwungen, in der Offensive aus engen Gebirgspässen heraus, wie der Militärfachmann sagt, zu debouchieren. Die Gefahr solchen Debouchierens liegt ja, wie jedem einleuchten dürfte, darin, daß der Feind mit einer kompakten starken Macht draußen vorsteht, ich selbst aber mit meinen Truppen wegen der engen Paßöffnung nur allmählich und in geringer Stärke zu gleicher Zeit herauskommen kann. Eine solche Stellung in Pässen ist aus diesem Grunde zwar für die Defensive ausgezeichnet, für die Offensive dagegen ungünstig, und wenn ein unternehmender geschickter Feind vorhanden ist, sogar höchst gefährlich.

Aus diesem Grunde blieb die Tete der japanischen Kolonnen in den Pässen stehen, befestigte diese und wartete dann, bis der lange hintere Teil mit allem was an Fahrzeugen, Artillerie usw. dazu gehört, herangekommen war. Das dauerte ungefähr bis Mitte des Monats Juli und ließ nach außen hin eine Pause in den Operationen in die Erscheinung treten, welche von unseren klugen und kritischen Strategen an deutschen Schreibtischen in verschiedenster und scharfsinnigster Weise beurteilt wurde. Tatsächlich war es keine Pause, wie wir gesehen haben, sondern nur ein Stillstand der Spitzen, um ein Sammeln der Truppen für die später zu beginnende Offensive möglich zu machen.

Eine Frage, die wir auch heute noch nicht beantworten können, ist die, in welcher Weise die beiden japanischen Armeen auf die verschiedenen Straßen bezw. Pässe verteilt worden waren, welche Stärke die einzelnen Abteilungen hatten, und wo sich die Führer befanden. Sehr wahrscheinlich, wenn auch nicht feststellbar ist, daß je nach den Bewegungen der Russen auch die Japaner ungesehen hinter den Pässen Verschiebungen ihrer Truppen vorgenommen haben. Schien es zum Beispiel, daß vor dem Palilingpasse sich zu starke russische Truppen ansammelten, so verstärkte Kuroki entsprechend seinen rechten Flügel usw. Es war das ein Schachspiel der beiden Parteien, in welchem derjenige gewinnen mußte, welcher sich am besten über die wechselnde Stärke und die Bewegung

des Gegners auf dem Laufenden hielt. Den Russen war jetzt eine solche Erkundung nicht mehr möglich, weil ihre Vortruppen aus den Pässen herausgeworfen waren. Immerhin zeigten sie sich so weit unterrichtet, daß sie die Notwendigkeit weiterer Verstärkungen einsahen. Von Liaujang aus schickte man zwei halbe Divisionen, außerdem noch die Hälfte der achten Schützendivision von Wladiwostock nach der südlichen Mandschurei, und im Laufe des Monat Juli finden wir das ganze vierte sibirische Armeekorps nicht weit von Kaitschu. Es war dies ein neu gebildeter Verband, bestehend aus der zweiten und dritten sibirischen Reservedivision. Diese Truppen waren es, welche für General von Stackelberg, als er seinen Vorstoß nach Liautung machte, seine rückwärtige Verbindung bildeten und später vielleicht seine Rettung gewesen sind. Das war, wie wir gesehen haben, kurz nach Mitte Juni.

General Oku rückte ebenfalls, aus welchen Gründen wissen wir nicht, sehr langsam nach Norden vor. Er kam erst nach der ersten Juliwoche bei Kaiping an und nahm dieses am 9.; merkwürdigerweise war der Ort von den Russen schon geräumt, obgleich man eben vorher, wie gesagt, ein ganzes Armeekorps zwischen Taschikiao und Kaiping geschoben hatte. Dicht dabei, nicht weit vom Fönsinglingpaß und Tschipanlingpaß, stand außerdem eine ganze sibirische Kosakendivision.

Um diese Zeit, ungefähr gegen Anfang Juli, muß der Marschall Oyama, welchem die Leitung der drei Armeen anvertraut war, seine Tätigkeit begonnen haben, natürlich nur im Sinne eben der einheitlichen Leitung. Jetzt war der Moment gekommen, wo alle drei Armeen in Fühlung miteinander standen und geschlossen ihre Vorwärtsbewegung beginnen konnten. Von demselben Zeitpunkt an beginnt eine Reihe kleinerer Gefechte, welche sämtlich für die Russen Mißerfolge bedeuteten. Waren diese auch wohl meist vorauszusehen, so sind sie vielleicht doch teils durch die Mangelhaftigkeit der Leistungen der Kosaken, welche schließlich auch von den Russen allgemein anerkannt worden ist, herbeigeführt, teils war auch viel unglücklicher Zufall dabei, indem zwei der tüchtigsten Führer verwundet, bezw. getötet wurden.

Die Reihe der Gefechte begann, als die erwähnte nördlichste Abteilung auf dem rechten Flügel der Kurokischen Armee in der Richtung auf Liaujang vorrückte. General Rennenkampf trat ihr mit einem Teil seiner Kosaken entgegen und wurde dabei am Bein verwundet, so daß er bis auf weiteres nicht mehr imstande war, an den Operationen teilzunehmen. Er ist einer der

wenigen Generale, welche, und wohl mit Recht, für tüchtige Kavallerieführer gehalten werden.

Ich erwähnte schon, daß die Leistungen der Kosaken in diesem Kriege jedenfalls während des ersten halben Jahres ganz außerordentlich enttäuscht haben. Deutsche Militärschriftsteller, welchen die russischen Verhältnisse bekannt sind, haben darauf schon seit Jahren hingewiesen und behauptet, daß der Kosak, wie ihn uns die Geschichte früherer Kriege darstellt, schon lange aus-

Japanische „Kaiserliche Garde".
(Nach einer Photographie.)

gestorben ist. Auch das früher so berühmte Pferdematerial der Kosaken ist nicht annähernd mehr das, was es noch während der Befreiungskriege war. Hauptsächlich kommt aber wohl dazu, daß in früheren Kriegen eine Aufklärung im großen Stil, wie sie heutzutage notwendig ist, eigentlich nie ausgeübt wurde. Es ist das eine Einsicht, welche sich erst sehr allmählich Bahn gebrochen hat, und in überzeugender Weise haben die bedeutendsten deutschen Kavalleristen gerade in den letzten Jahren darauf hingewiesen, wie außerordentlich wenig auch die deutsche Kavallerie während des deutsch-französischen Krieges im Aufklärungsdienst geleistet hat, wie unendlich viel mehr sie hätte leisten können. Daß dieses Versagen keine empfindlichen Rückschläge zur Folge

hatte, war eben nur dem glücklichen Umstande zu verdanken, daß die französische Aufklärung noch viel mangelhafter war. Nun vergleiche man mit den damaligen einfachen Verhältnissen die ungeheuren Räume und das überaus schwierige, teilweise weglose Gelände der Mandschurei. Die damals im Felde stehenden Kavallerieverbände bestanden größtenteils aus Reservisten und waren eben erst gebildet, alle aber waren ohne die kriegerische oder kriegsmäßige Vorbildung, welche gerade eine umsichtige und kühne Aufklärung gebieterisch verlangt.

Der einzige deutsche Kriegsberichterstatter im russischen Hauptquartier, Oberst Gädke, hat sich nach seiner Rückkunft äußerst abfällig über die russische Aufklärung während der ersten dreiviertel Jahre des Krieges ausgesprochen und diesem, hierin jedenfalls absoluten kompeteten Beurteiler gegenüber, muß ich natürlich meine im ersten Bande ausgesprochene vorteilhafte Ansicht von der russischen Aufklärung modifizieren. Ich habe damals gesagt, die russische Aufklärung habe insofern gut funktioniert, als sie beständig Fühlung mit dem Feinde gehabt habe. Das ist ja auch der Fall gewesen, Gädke meint jedoch richtig, daß sie bei ihrer großen Überlegenheit an Zahl der japanischen Aufklärung gegenüber weit mehr habe leisten und vor allem weiter ausholen, die Flanken des Gegners umgehen und seine Rückzugslinien bedrohen müssen. Die Japaner hatten verstanden, trotz ihrer weit unterlegenen Kavallerie, sich stets in musterhafter Weise des Geländes und ihrer geringen Kavalleriemengen zu bedienen. Aus russischer Quelle endlich kommt jetzt, wo die Zensur der Presse merklich nachgelassen hat, bittere Klage darüber, daß man für die südliche Mandschurei höchst unvollkommene Karten habe. Das ist natürlich gerade für die Tätigkeit, Aufklären der Kavallerie, das Nachteiligste was es geben kann und erinnert wiederum an die französischen Verhältnisse, wo, wie nachher bekannt geworden ist, die militärischen Führer wohl über vorzügliche deutsche Karten verfügten, nicht aber über solche des eigenen Landes.

Den Japanern trug ihre emsige Friedenstätigkeit hier wieder ausgezeichnete Früchte. Ich habe schon früher davon gesprochen, wie schon seit Jahren japanische Generalstabsoffiziere in allen möglichen Verkleidungen und die verschiedensten Gewerbe zum Schein treibend, sich in der Mandschurei aufhielten. Diesen sind die genauen Karten und die ausgezeichnete Ortskunde zu verdanken, welche allein schon genügten, um den japanischen Heerführern eine gewisse Überlegenheit zu garantieren. Nach einigen weiteren siegreichen kleinen Gefechten befand sich der rechte Flügel der japanischen Armee auf der westlichen Seite der Gebirgspässe.

Die Gefechte beim Motulingpaß und bei Taschikiao.

Kuropatkin scheint durch diese und vielleicht noch durch andere uns nicht bekannte Nachrichten zur Ansicht gelangt zu sein, daß auf dem rechten japanischen Flügel sehr große Truppenmassen zusammengezogen wären und daß man mit ihnen nun einen entschiedenen Vorstoß plane, um die russische Stellung vom Norden bis Nordosten zu umgehen. Er schickte deswegen den General, Graf Keller, mit dem dritten sibirischen Armeekorps, verstärkt um eine weitere Division, nach Osten vor und zwar gegen den Motulingpaß, über welchen die Straße von Föngwangtschöng nach Liaujang führt. Der Motulingpaß liegt, wie die Skizze zeigt, im Hauptkamm des Föngtschuiling-Gebirges und südwestlich vom Föngtschuilingpaß bezw. dem früher genannten Orte Saitmatse. Graf Keller sollte mit dieser ansehnlichen Streitmacht eine sogenannte gewaltsame Erkundung vornehmen, um zuverlässig die Stärke und die Absichten des Feindes dort festzustellen.

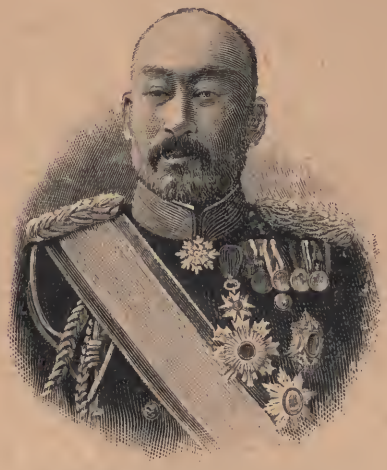
Trotzdem der General mit größter Schnelligkeit nachts mit seinen Truppen aufbrach und in dichtem Nebel bis an den Motulingpaß gelangte, vermochte er die Japaner nicht zu überraschen. Man hatte offenbar schon vorher Kunde von dem Plan erhalten und war vollkommen vorbereitet. Ich sagte schon, daß nach japanischem Brauch jeder Paß sofort nach seiner Einnahme befestigt worden war und so empfingen die Japaner die russischen Truppen mit starkem Artilleriefeuer. Der russische Angriff blieb nicht nur ohne Erfolg, sondern Graf Keller mußte mit seinen Truppen zurück und wurde von überlegenen feindlichen Truppen sogar bis zu dem Janselingpaß verfolgt. Hier erst gelang es ihm, wieder festen Fuß zu fassen und die Truppen Kurokis an weiterem Vordringen zu hindern.

Als Grund des Mißerfolges gaben die Russen später an, das gebirgige Gelände habe eine Verwendung der Artillerie gegen den Motulingpaß unmöglich gemacht. Sie verloren nach ihren Angaben ungefähr 1000 Mann und waren nicht imstande gewesen, ihre Aufgaben zu lösen.

Hier könnte man vielleicht dem General Kuropatkin vorwerfen, daß seine Maßnahme falsch war, weil sie eben zu spät kam. Ich wies schon vorher darauf hin, daß der Besitz der Pässe für die Defensive die größten Vorteile gewährte und gut befestigte Stellungen in ihnen beinahe uneinnehmbar seien. Wollte man wirklich ernstlich damals schon die japanischen Bewegungen auf-

halten, was ja stets und im großen und ganzen auch glaubhafter Weise von den Russen in Abrede gestellt wurde, dann muß man eben die Pässe selbst besetzen und ihre defensiven Vorteile gegen die Japaner ausnutzen. Dieser mißglückte Kellersche Vorstoß fand am 16. und 17. Juli statt.

Der äußerste rechte Flügel der Kurokischen Armee rückte an den folgenden Tagen wiederum weiter auf der Straße vor und bemächtigte sich des Ortes Sihojang, welcher von den Russen hartnäckig verteidigt wurde. Die Folge war, daß Kuropatkin seine Streitkräfte in jener Gegend weiter so weit ververstärkte, daß wir Ende Juli dort beinahe zwei ganze Armeekorps vorfinden. Wider Erwarten machte Kuroki jedoch hier Halt, während nun die Armee Oku, der linke Flügel der japanischen Stellung, von Kaiping kommend, eine offensive Tätigkeit entfaltete. Sie rückte zu beiden Seiten der Bahnstrecke vor und griff am 24. Juli die stark befestigte russische Stellung bei Taschikiao an. Hier stand ein sibirisches Armeekorps und hatte sich, den Berichten zufolge, auf den Höhen von Taschikiao sehr gut befestigt. Es entspann sich ein heftiger Artilleriekampf, welcher vom frühen Morgen bis zum späten Abend dauerte. Hier soll sich die russische Artillerie der japanischen gegenüber durchaus überlegen gezeigt haben. Sämtliche Angaben und Berichte, auch von unparteiischen Augenzeugen, stimmen darin überein. Trotzdem räumten am Abend des 24. Juli die Russen ihre Stellung und zogen sich längs der Bahn auf Haitschöng zurück. Die Ursache dieses Rückzuges ist noch nicht vollkommen geklärt. Nach russischen Angaben erfolgte er deswegen, weil man auf dem linken russischen Flügel Anzeigen einer Umgehungsbewegung der Japaner zu bemerken glaubte.



Der japanische Kriegsminister Terauchi.

Werfen wir einen Blick auf die Karte und vergegenwärtigen wir uns die japanische Stellung, welche sich um eben diesen linken Flügel in weitem Bogen herumzog, so muß man die Möglichkeit zugeben; wo allerdings damals die japanischen Streitkräfte standen, welche die Umgehung hätten ausführen können, wissen wir nicht.

Der Rückzug soll auf Befehl Kuropatkins erfolgt sein und würde ja seiner

konsequent befolgten Strategie des Zurückweichens nur entsprochen haben. Der Chef des Generalstabes bei Kuropatkin meldete ungefähr das Folgende an den Zaren, wobei allerdings zu bedenken ist, daß wir ja nicht wissen, ob der veröffentlichte Teil des Telegramms seinen ganzen Inhalt wiedergibt und auch nicht verändert ist: „Nach den Meldungen des Generals Sassulitsch" — es war dies der Befehlshaber des 4. Armeekorps bei Taschikiao — „begann der Kampf für die Russen sehr günstig, sie waren an Artillerie überlegen. Nachmittags mußte sich jedoch der rechte Flügel zurückziehen, da er umgangen war,

Gefangene Russen.
(Nach einer Photographie.)

nachdem die Japaner durch Längsfeuer aus ihren äußersten linken Batterien uns große Verluste beigebracht hatten. Sechs zerstörte Geschütze mußten zurückgelassen werden. Um die Aufmerksamkeit der Japaner von unserem rechten Flügel abzulenken, erhielt der Oberst Liepowatz gegen 5 Uhr nachmittags den Befehl, ohne Gepäck zum Angriff vorzugehen. Gleichzeitig richteten unsere Batterien ein heftiges Feuer auf die von den Japanern eingenommenen Bergkuppen; die Wirkung war eine furchtbare. Einigen mit großer Tapferkeit ausgeführten Bajonettangriffen unserer Schützenlinien hielten die Japaner nicht Stand und räumten unter großen Verlusten drei Bergketten, welche sie besetzt hatten. Um 7 Uhr wurde der Befehl zum Rückzug auf Haitschöng gegeben."

Wir treffen hier also auf die Darstellung, daß nicht der linke russische Flügel, sondern der rechte, umgangen wurde. Von anderen ist später das Gegenteil gesagt worden. Tatsache ist aber auf alle Fälle, daß die Japaner von einer, vielleicht von beiden Seiten die russische Stellung erfolgreich umgingen und die Flügel von der Flanke her unter Feuer nahmen. Es zeigt sich hier schon dasselbe wie in späteren Gefechten, nämlich, daß die Russen einer Umgehung deswegen immer ausgesetzt waren, weil sie an die Eisenbahn als Rückzugslinie gebunden waren. Sie konnten nicht nach einer oder der anderen Seite ausweichen und der Führer hatte nicht die Möglichkeit, lediglich in Rücksicht auf den Feind zu operieren. So können wir die Tatsache im großen und ganzen den Russen nicht zum Vorwurf machen, daß sie der Umgehungsgefahr nicht Herr wurden. Es wäre das nur mit sehr überlegenen Streitkräften einerseits und andererseits mit ganz ausgezeichnet funktionierender Aufklärung möglich gewesen. Diese funktionierte aber auch in rein taktischer Beziehung sehr viel besser bei den Japanern, und zwar, wie Berichterstatter glaubwürdig ausgesagt haben, hauptsächlich durch die spionierenden Chinesen. Wir haben das schon bei Wafangku gesehen. Die Russen haben sich von solchen Leuten, die zwischen den beiden Stellungen hin und her schlichen, öfters täuschen lassen, wenn jene ihnen Meldungen über die Japaner machten, welche falsch waren. Die Verluste im Gefecht bei Taschikiao waren bei beiden Parteien annähernd gleich, vielleicht beliefen sich die der Japaner etwas höher.

Der Tod des Generals Graf Keller.

Nach diesem Erfolge rückte Oku weiter vor und in Fühlung mit ihm auch General Nodzu mit seiner Takuschan-Armee, oder, wie wir sie von jetzt ab nennen wollen, der 3. Armee. Ihr Ziel bildete der Ort Simutschöng, welcher am Kreuzungspunkt der beiden Straßen von Taschikiao bezw. Kaiping und Siujang über den Talingpaß liegt. Letzterer war bekanntlich schon in den Händen der Japaner. Am 30. Juli griffen die beiden japanischen Armeen mit vereinten Kräften eine starke russische Stellung nicht weit vom Janselingpaß beim Ort Juschulintsa an. Nach dem Janselingpaß hatte, wie wir uns erinnern, sich General Keller zurückgezogen, nachdem die Truppen Kurokis ihn vom Motulingpaß zurückgeschlagen und nach Nordwesten gedrängt hatten. Es wurde mit großer Heftigkeit auf beiden Seiten gekämpft, besonders am 31. Juli. Am nächsten Tage zogen sich aber die Russen zurück und gingen

nach Norden bezw. Nordwesten bis Anping und Tanhojan, also in der Richtung auf Liaujang. General Sassulitsch mußte infolgedessen Haitschöng räumen, weil er sonst von den Japanern von hinten hätte abgeschnitten werden können. Die Japaner besetzten schon am 3. August Haitschöng und gleichzeitig Niutschwang. Die Gefechte am Janselingpaß sollen den Russen einschließlich Offiziere ungefähr 2000 Mann und acht Geschütze gekostet haben. Den Japanern etwas weniger. Einen besonders schweren Verlust erlitt aber die russische Sache durch den Tod des Korpskommandeurs Generals Grafen Keller. Graf Keller war ein naher Freund Kuropatkins und nahm auf seinen eigenen und dessen ausdrücklichen Wunsch am Kriege teil. Er galt für einen überaus edlen Charakter, einen Mann von großen militärischen Fähigkeiten, dem vor allem die Gabe in hohem Grade eigen war, seine Untergebenen mit Vertrauen zu erfüllen und sie mit sich fortzureißen. Sein Tod erregte in Rußland allgemeine Trauer, besonders weil er zu den wenigen gehörte, welche mit Begeisterung und Lust sich selbst freiwillig gemeldet hatten. Vor dem Kriege hatte er die Stellung eines Gouverneurs inne, und es lag für ihn keinerlei Zwang, auch nicht moralischer Natur vor, den Krieg anders als aus der Ferne zu verfolgen. Es hielt ihn aber nicht mehr, er mußte hinaus und für die Ehre seines Landes kämpfen. Wie man in Rußland über ihn dachte, mag der folgende Nachruf, von vielen einer, zeigen: „Graf Keller war ein Kriegsmann im besten Sinne des Worts. Er teilte mit den Soldaten alle Beschwerden und Entbehrungen des Lebens im Biwak und starb, indem er seine Soldaten vor dem mörderischen Feuer der Japaner bewahren wollte. Es ist nicht lange her, wo wir ihn in Petersburg sahen, strahlend vor Freude darüber, daß es ihm nach einigen mißglückten Versuchen endlich gelungen war, in die aktive Armee zu kommen. Er war bereit, in jeder beliebigen Stellung, als Chef einer Kompagnie, eines Bataillons oder Regiments ins Feld zu ziehen. Er besaß ja schon die Erfahrungen des vorigen Krieges, und in dieser Hinsicht erinnert er an Skobeleff, der im Range eines Generalmajors mit dem Georgskreuze am Halse die erste Affäre des Krieges von 1877 als Freiwilliger mitmachte, und dasselbe auch beim Donauübergang

tat. Nicht lange nachher erhielt er ein Kommando über einen Truppenteil und etwas Skobeleffsches lag auch darin, wie das junge zweite sibirische Armeekorps mit Begeisterung seinen neuen Kommandeur, den Grafen Keller begrüßte, der entblößten Hauptes seine Truppen umritt. Man fühlte es, daß das Korps und sein Kommandeur ein Ganzes bildeten, völlig miteinander verbunden waren."

Allgemeines über den mandschurischen Kriegsschauplatz.

Nach diesen Erfolgen war es den Japanern, wie aus der Skizze ersichtlich ist, möglich geworden, den Kreisbogen ihrer Truppen ganz bedeutend enger zu schließen und darin lag ja auch eine bedeutend größere Kraftkonzentration. Die Armeen, welche vorher nur durch ausgedehnteste Verwendung von Telegraph und Telephon verständnisvoll miteinander operieren konnten, gerieten nunmehr in immer engere Fühlung miteinander. Und auch aus diesem Grunde braucht man sich um so weniger zu wundern, daß die Russen sich stets, auch wenn sie nicht ausgesprochenermaßen geschlagen waren, zurückzogen. Auch die östlich von der Bahn befindlichen russischen Truppen, so z. B. am Janselingpaß, mußten einer erfolgreichen Umgehungsbewegung und Beschießung ihres rechten Flügels von der Flanke her weichen. Sie waren freilich nicht an die Bahn gebunden, wohl aber an ihre Rückzugsrichtung, deren End- und Zielpunkt, Liaujang, zugleich der Mittelpunkt war, um den sich der japanische Kreisbogen immer mehr verengte. Aus dieser mathematischen Überlegung geht schon hervor, daß Umgehungen für die Russen von vornherein die dauernde und meist nicht zu vermeidende Gefahr bildeten.

Die Truppen Kurokis konnten während dieser Kämpfe im Wesentlichen stehen bleiben, weil sie schon vor den beiden anderen Armeen energisch genug vorgegangen waren, um diese erst wieder herankommen zu lassen. Kurokis linker Flügel muß sich etwa bis nördlich vom Janseling-Paß bezw. der Straße Janselingpaß—Liaujang ausgedehnt haben, während der rechte sich an den Taitseho anlehnte. Von hier aus entsendete Kuroki besonders nach Norden auf das andere Ufer des Taitseho zahlreiche Aufklärungskräfte. Es entstand daraus das Gerücht, Kuroki beabsichtige eine Umgehung des Feindes von Norden her. Offensichtlich war es dem General aber darum nicht zu tun und zu einem solchen Unternehmen würden seine Streitkräfte auch gar nicht ausgereicht haben. Seine Absicht war, entweder nur die Aufklärung oder aber die eben genannte

Furcht bei den Russen zu erwecken und sie dadurch zu Truppenverschiebungen nach Norden über Liaujang hinaus, östlich von der Bahn, zu veranlassen, sich also nach Möglichkeit zu zersplittern.

Hauptstraße von Liaujang. (Nach einer Photographie.)

Bei Liaujang war, wie von Anfang an noch immer das Hauptquartier Kuropatkins und der Mittelpunkt seiner Truppenaufstellung. Hierhin strömten die Verstärkungen, hier waren ungeheure Vorräte aller Art in Massen aufgehäuft. Während der ganzen bisherigen Operation hatte Liaujang das unbewegliche Kraftzentrum aller russischen Truppen gebildet, wie weit sie auch in der Mandschurei oder bis nach Liautung hinein zerstreut waren. Nach den Schlachten von Taschikiao und am Fanselingpaß, nach der kampflosen Räumung von Haitschöng waren alle die Barrieren überwunden und niedergerissen, welche Kuropatkin zwischen Liaujang und dem Feinde aufgerichtet hatte, um dessen Kraft des Vordringens allmählich erlahmen zu lassen.

Wie weit ihm dies gelang, werden wir später sehen. Trotzdem ja entschieden diese Strategie durch mannigfache Fehler, die wir zum Teil nur ahnen können, nicht einwandfrei durchgeführt wurde, war sie doch im Prinzip für General

Kuropatkin die gegebene. Wir müssen uns immer vergegenwärtigen, daß er nicht über ein fertiges Feldheer verfügte, sondern über Truppenmengen, die zunächst noch kein geschlossenes Ganzes bildeten, deren Qualität nichts weniger als gleichwertig den einzelnen Truppenteilen nach war, und, was die Hauptsache ist: ein Heer, welches sich an Zahl auch nicht annähernd mit den japanischen Armeen messen konnte.

Ich habe schon früher gesagt, daß zu Anfang sich Kuropatkin nur mit ungefähr 40000 Mann in der Mandschurei befand. Gewiß wurde diese Zahl ständig und teilweise auch rasch vermehrt, aber man darf auch nicht außer acht lassen, welche Summe von Arbeit die feldmäßige Organisation und Dislokation dieser täglich eintreffenden Soldatenmassen erforderte. Zum größten Teil, wahrscheinlich höchst mangelhaft ausgebildet oder gar aus Reservisten bestehend, kamen diese Truppen von mangelhafter Intelligenz in ihnen ganz neue ungewohnte örtliche und militärische Verhältnisse. Diese Andeutungen schon geben eine weite Perspektive bezüglich der Arbeit und Schwierigkeit, mit welchen die Generäle zu kämpfen hatten. Man kann deswegen und aus den anderen schon oft hervorgehobenen Gründen die Strategie Kuropatkins im allgemeinen nur billigen, ja sie als die durch die Verhältnisse gegebene und einzig richtige bezeichnen. Ebenfalls war es richtig, daß er nicht ganz widerstandslos den Japanern die südliche Mandschurei überließ, sondern ihnen, wo angängig, Schwierigkeiten und damit Zeitverlust bereitete, um so mehr, je günstiger das Gelände hierfür war. Bis zu einem gewissen Grade wird man die teilweise überraschenden Erfolge der Japaner bei Uberwindung der Pässe und in den sich daran schließenden Gefechten auch auf einen klimatischen Einfluß schieben können: Die Regenzeit hatte Mitte Monat Juli voll in der Mandschurei eingesetzt, und die Russen litten unter ihr viel schwerer als die Japaner. Auch das war selbstverständlich, denn die japanischen Truppen waren im Gegensatz zu den Russen schon seit Monaten marschgewohnt, sie kannten Terrain und Klima, sie sind ferner überhaupt wie übrigens schon früher erwähnt wurde, zu enormen Marschleistungen imstande, sie sind zweckmäßiger gekleidet, weit weniger bepackt als die Russen und endlich: sie sind intelligenter, der einzelne Mann ist selbständiger und findiger, vor allem aber, sie hatten bisher keinen Mißerfolg gehabt und waren voll Unternehmungslust und Zuversicht.

Eine anschauliche Schilderung von den Regentagen in der Mandschurei und den jammervollen Zuständen, die sich in dieser Zeit einstellen, gibt der

Korrespondent des „New York Herald", Francis Mc Cullagh, in einem Briefe aus Liaujang vom 4. Juli:

„Die unaufhörlich herabstürzenden Regenströme haben den Boden aufgeweicht und alle Straßen in eine kotige dicke Masse verwandelt. Das Wasser macht das Pulver naß, löscht die Lagerfeuer aus und scheint die Kriegsführenden unter seinen Fluten fortschwemmen zu wollen. Auf den Wegen ist nicht durchzukommen; trübes schmutziges Wasser steht in großen tiefen Lachen in den Straßen von Liaujang. Durch die langen Transportzüge, die fortwährend hindurchziehen, ist der Boden zu einem sumpfigen, den Schritten stets nachgebenden Morast geworden. Das Überschreiten solch einer Straße ist mit Todesgefahr verknüpft, man muß fürchten, unterzusinken und auf immer zu verschwinden. Aber in der Stadt sind die Wege noch gut imstande gegenüber den Wegstraßen in der Umgegend. Ein Ausbessern und Instandhalten gibt es nicht. Ist eine einmal befahrene Chaussee so heillos mit Schmutz belastet, daß man darin zu ersticken meint, dann wird ein kühner Reisender einen neuen Weg bahnen, auf dem ihm dankbare andere nachfolgen, bis auch dieser neue Pfad unbrauchbar wird."

Mc Cullagh suchte sich auf einem Pferde von Liaujang nach der nächsten Eisenbahnstation durchzuarbeiten und entging nur mühsam dem Schicksal, in eine der tiefen Pfützen oder eines der Löcher zu sinken, die der schmutzige Spiegel des trüben Wassers heimtückisch versteckte.

„Nur die Fußstapfen, die in der zähen Masse haften, weisen auf Spuren früherer hin, die hier gewandelt. Dann liegt manches da, was von dem festhaltenden Schlamm ergriffen worden ist, so ein Militärwagen, tief eingesunken. Der Inhalt war zum Teil herausgefallen und die Soldaten mühten sich vergeblich, allerlei wieder herauszufischen. So kann man diese trüben Regenpfützen eigentlich nur umgehen, wenn erst ein oder zwei andere hineingefallen sind und die Merkmale ihres Unglücks als Warnungszeichen herumschwimmen.

Von den an der Straße wohnenden Kaufleuten und Chinesen ist kein Rat zu erhoffen. Die stehen in den Türen ihrer Häuser und freuen sich über jeden, der im Schlamm stecken bleibt. Und kommt man über die Felder, so wird der Schmutz immer zäher, immer tiefer, nimmt ungeheure Dimensionen an. Reitet jemand hindurch, so muß das Pferd die Füße einzeln und mit Mühe herausreißen, wie etwa einen Pfropfen aus einer Flasche; denn die klebrige Masse haftet fest und klammert sich gierig an. Einem Fußgänger aber, der sich in

dieses Morastmeer wagt, geht es wie einem Schneeball, der, zu Tal eilend, immer größer und größer wird, und sich endlich zur Lawine ballt. Der Mann wird dicker und dicker, der Schmutz hüllt ihn in eine feste Kruste und schwellt ihn auf; schließlich bleibt er erbarmungslos stecken und klebt fest wie eine Fliege an einer Leimrute. Auch die Soldaten kommen auf solch unwegsamem Terrain nur schwer vorwärts. Es werden große Truppenmassen in Liaujang zusammengezogen, und russische Regimenter ziehen unter dem regenschweren graudunklen

Stadttor von Liaujang.
(Nach einer Photographie.)

Himmel durch die schmutzigen Straßen. Auch ein Regiment marschiert daher, das mit als eines der ersten seine Kaserne in Port Arthur verlassen und den Kriegsschauplatz betreten hatte; seitdem war es in manchem Kampfe gewesen und hatte oft dem Tod ins Auge geblickt. Die Soldaten hielten sich gut und sahen kraftvoll aus, doch ihre Kleidung war in einem jammervollen Zustande.

Im ganzen Regiment gab es nicht ein halbes Dutzend Achselklappen mehr; die Stelle der Koppel vertraten meist Stricke; die Hosen waren völlig mit Kot bedeckt und die Röcke waren ganz zerfetzt. Viele von ihnen kauten mit vollen Backen Gurken, die sie von Chinesen am Wege gekauft hatten, eine Nahrung,

recht dazu angetan, um Ruhr davon zu bekommen. Die Leute zogen in zwei langen Reihen an den Seiten der Straße hin, den unergründlichen Kot der Mitte mieden sie wohlweislich, und obgleich die Regimentsmusik an der Spitze tapfer drauf los spielte, lag nichts von Glanz und Begeisterung und stolzem Kriegsgefühl über diesen müde dahertrottenden Menschen. Trotzdem waren sie nicht mutlos; der eine pfiff vor sich hin; der andere machte einen Witz über den ewigen Regen. Sie alle schienen gealtert und gereift, wenngleich nur kurze Zeit vergangen war, seit sie als junge Burschen ausgezogen waren. Damals waren sie frisch gewesen, rund und rosig, die kleinen Schnurrbärtchen

Straße in Liaujang.
(Nach einer Photographie.)

sproßten erst an der Oberlippe; nun waren sie gebräunt und gefurcht. Einer hatte einen Vollbart, der stark grau geworden war . . . .

So stapften sie alle durch den Schmutz dahin, wateten im Wasser, gleichgültig geworden gegen diese Unbilden und mit dem trostreichen Gefühl, schmutziger und abgerissener nicht mehr werden zu können. Plötzlich unterbrach ein Zwischenfall den trübseligen, von eintönigem Regen begleiteten Marsch. Ein sehr kleiner Unteroffizier, von einem Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett begleitet, schleifte einen jungen riesenhaften Soldaten herbei ohne Mütze, Koppel und Gewehr. Er hatte augenscheinlich etwas verbrochen und flehte mit schreckensbleichem Gesicht und sklavisch demütiger Gebärde um Gnade. Doch sein kleiner Peiniger war erbarmungslos, er überantwortete den Riesen den Gendarmen an der

Straßenecke, und nun brach der Riese verzweifelt in ein hysterisches und gräßliches Lachen aus. Er sah vor sich Qualen und Schrecken, die noch schlimmer sind als der Regen und der Schmutz in der Mandschurei . . ."

Kuropatkin war sich schon lange darüber klar, daß, wenn er in Liaujang blieb, es zu einem schweren Zusammenstoße kommen müsse. Er hatte von Anfang an gesehen, wie sich die drei Armeen Oyamas von langer Hand her konzentrisch um Liaujang als Operationsziel konzentrierten, er mußte sich den Zeitraum ungefähr berechnen, bis dieses Ziel erreicht war und wie dann nach durchschnittlicher Annahme der aus Europa eintreffenden Verstärkungen das Stärkeverhältnis seiner Armee zu der des Feindes war. Schon lange war er zur Offensive gedrängt worden, sei es von Europa aus oder von dem damaligen Oberkommandierenden der Land- und Seestreitkräfte, Admiral Alexejeff. Und als diesen Unverantwortlichen wohl mit der Zeit klar geworden war, daß man an eine Offensive nicht denken konnte, da hieß es fortwährend und immer energischer: wenigstens zurückgegangen dürfe nicht mehr werden. So stand denn Kuropatkin vor der schwierigen Frage, seine Rückzugsstrategie aufzugeben oder aber dem Feinde Stand zu halten und eine Schlacht zu wagen, welche eventuell den ganzen Feldzug entscheiden konnte.

Wahrlich, er stand vor einer ungemein schwierigen Entscheidung: Er war der einzig Verantwortliche, der einzige ferner, der die Lage tatsächlich beurteilen konnte, er wußte genau, daß ihm allein jeder Mißerfolg zur Last gelegt werden würde, ja, er sprach dies schon, wie wir wissen, bei seiner Ausreise nach dem fernen Osten prophetisch aus. Nun drängte man ihn von Stellen, welchen er Gehorsam und Ehrerbietung schuldig war, zur Entscheidungsschlacht! Mit welcher Geschicklichkeit er sich dieser komplizierten Aufgabe entledigte, werden wir in einem späteren Kapitel sehen und uns vorher nach Port Arthur zurückwenden, wo sich zur See Vorgänge abspielten, welche, wenn auch nicht unmittelbar, so doch für die Zukunft in gewissem Sinne entscheidend waren.

Ausbringen der Torpedonetze.

Die Belagerung von Port Arthur.

Die Umgebung von Port Arthur war inzwischen der Schauplatz heftiger Kämpfe gewesen. Noch dachten die Russen nicht daran, sich auf die eigentlichen Festungswerke zurückzuziehen, sondern hielten sich, wie ich schon früher angedeutet habe, in weit vorgeschobenen Stellungen rund um die Festung herum. Ja sogar einen Erfolg hatten die russischen Truppen Anfang Juli zu verzeichnen, indem sie nach heftigem Kampfe die Japaner an den kleinen Lungwang-Fluß zurückdrängten und sogar die Höhen auf dessen Ostufer einnahmen. Daran hatten die Japaner nicht gedacht, und da die Stellung andererseits sehr stark war, mußte, um sie nehmen zu können, erst schweres Belagerungsgeschütz von Dalny herbeigeschafft werden.

Das dauerte bis Ende des Monats Juli und bis dahin lagen sich die beiden Parteien in verhältnismäßiger Nähe abwartend gegenüber. Die russische Stellung reichte noch quer über die Halbinsel hinüber von Lungwangtöng im Osten bis Schanteifu östlich der Jopilasa-Berge im Westen.

Endlich, am 26. Juli genau, begannen die Japaner auf dieser ganzen Linie den Angriff und hatten für eine Verstärkung desselben von der Seeseite durch Kriegsschiffe gesorgt, nachdem sie hiermit bei Kintschau so gute Erfahrungen gemacht hatten. Östlich der Mündung des Lungwang-Flusses waren die mit vielen schweren Geschützen ausgerüsteten Schiffe „Tschinjen", „Itsukuschima", „Matsuschima", „Haschidate" und „Tschiyoda" stationiert, außerdem noch zwei kleine Kreuzer und etwa 30 Torpedoboote. Aber auch die Russen waren nach dieser Richtung hin vorbereitet und man stellte dem japanischen Geschwader die modernen Kreuzer „Bajan", „Askold", „Pallada" und „Nowik", sowie einige Kanonenboote entgegen. Bald entspann sich dann zu Land und zur See ein heftiger Kampf, welcher von beiden Seiten mit großer Hartnäckigkeit und Ausdauer geführt wurde.

Zur See waren die älteren Fahrzeuge der Japaner nicht besonders glücklich, sie hätten wohl vorzügliche Dienste getan, wenn sie ihre starke Artillerie

wirken lassen konnten, ohne ihrerseits dem Angriff von Schiffen ausgesetzt zu sein, hier aber hätte es offenbar modernerer Schiffe bedurft. Sicherlich war den Japanern dieser Umstand nicht verborgen, aber die Aufgaben der Blockade nahmen sie zu sehr in Anspruch bezüglich des anderen Schiffsmaterials. Dem russischen Kreuzer „Bajan", welcher mit den anderen Schiffen sich im Schutz der Küstenforts von Lungwangtung befand, gelang es, die „Itsukoschima" mit einer schweren Granate so empfindlich am Heck zu verletzen, daß sie den Kampf aufgeben mußte. Wahrscheinlich haben auch noch mehr japanische Schiffe ähnliche Havarien erlitten, denn die Schiffe gingen bald darauf, jedenfalls wie es scheint noch am 26. Juli, in See. Damit war das russische Geschwader frei geworden, um von See aus die Landangriffe der Japaner durch ihr Geschützfeuer zu stören.

Am 27. Juli besonders beteiligten sich die russischen Schiffe unter Führung des Admirals von Reitzenstein aufs lebhafteste am Kampfe. Es mag auffallen, daß die Japaner nicht einmal einen Versuch machten, mit überlegenen Seestreitkräften hier zugunsten des Landkampfes einzugreifen. Daß sie das nicht taten, kann verschiedene Gründe haben: Vielleicht erwartete man den nicht lange darauf erfolgenden Durchbruchsversuch des russischen Geschwaders, vielleicht scheute man sich auch, mit tiefgehenden Schiffen sich da der Küste zu nähern, wo man wohl mit Recht eine große Anzahl von Minen vermuten mußte. Admiral Togo wird sich überlegt haben, daß die Möglichkeit, ein wertvolles Schiff seines stark zusammengeschmolzenen Geschwaders noch durch Minen zu verlieren, für ihn ein weit schlimmeres Übel bedeuten würde als ein teilweiser Mißerfolg der japanischen Landtruppen wegen mangelnder Unterstützung von der Seeseite aus.

Die Russen hatten zudem noch, um anderen möglichen Eventualitäten gewachsen zu sein, das große Linienschiff „Retwisan" ebenfalls an das Kap von Lungwangtung geschickt. Aus der Möglichkeit dieser Bewegungen ihrer Schiffe geht hervor, daß die Russen ihre Minen an jenen Küstenteilen mit großer Geschicklichkeit gelegt hatten. Man wußte augenscheinlich genau, wo sie sich befanden und sie müssen in einer derartigen Entfernung von der Küste gelegen haben, daß zwischen ihnen und der letzteren sich ein genügend breiter Zwischenraum befand, um auf großen Schiffen ungehindertes Manövrieren zu gestatten. Gefahr war nur für feindliche Schiffe vorhanden, welche nicht, wie die Russen von Port Arthur aus, dicht an der Küste entlang dampfen konnten,

sondern gezwungen waren, von außen den Minengürtel zu durchbrechen. Es ist das ein Beispiel, eine wie große Hilfe die Seemine für eine, wenn auch defensive, so doch äußerst aktive und im rein taktischen Sinne auch offensive Tätigkeit der Macht sein kann, welche blockiert wird oder jedenfalls auf die Verteidigung beschränkt ist. Ganz unmöglich wäre die erfolgreiche Tätigkeit der russischen Schiffe am 26. und 27. Juli gewesen, wenn die Minen außerhalb ihrer Tätigkeitszone nicht gelegen hätten. Allerdings zeigte sich auch hier wieder die Zweischneidigkeit, welche immer in der Verwendung der Minenwaffen liegt. Der Kreuzer „Bajan", welcher sich mit seinem tapferen Kommandanten, dem Kapitän Wiren, stets während der Dauer des Krieges hervorgetan hatte, stieß auf eine Mine und mußte, wie es scheint ziemlich schwer verletzt, in den Hafen zurückkehren. Dieser Verlust wurde dadurch nicht ausgeglichen, daß auch das japanische Fahrzeug „Tschiyioda" auf eine Mine stieß und offenbar sehr schwere Verletzungen davontrug.

Trotz der heftigen und todesverachtenden Angriffe der Japaner gelang es den Russen, ihre Stellungen am Ostufer des Lungwang-Flusses zu halten und am 28. abends trat eine Pause in den Kämpfen ein. Während der nächsten Tage jedoch blieben die Japaner nicht müßig. Sie zogen von rückwärts erhebliche Landverstärkungen herbei und nun konnte auch Admiral Togo sich der Notwendigkeit, mit seiner Flotte Beistand zu leisten, nicht mehr entziehen. Systematisch ließ er aber vorher von einer großen Anzahl kleiner Fahrzeuge die Minen jener Gegend suchen und aufräumen.

Als die Russen die Übermacht des Feindes sahen, zogen sie sich am 30. Juli auf das andere Ufer des Lungwang-Flusses zurück, konnte doch unter diesen Umständen auch nicht mehr an die neulich so erfolgreiche Mitwirkung der russischen Kreuzer gedacht werden, denn die ganze japanische Flotte zeigte sich nicht weit von der Küste, um in solchem Falle sofort mit überwältigender Übermacht einzugreifen. Die Russen gingen nun auf der ganzen Linie zurück und räumten, besonders auf dem linken Flügel, ein großes Stück Gelände. Darüber darf man sich nicht wundern, denn wenn man eine Stelle räumte, so mußte man eben so weit zurückgehen, daß man eine andere vorher ausgesuchte und befestigte einnehmen konnte.

Die Einnahme der Wolfsberge durch die Japaner.

So finden wir denn am 1. August den rechten russischen Flügel auf den Höhen am rechten Ufer des Lungwang-Flusses, von da aus ziehen sie sich stark gekrümmt bis zu den Wolfsbergen und von diesen bis zur Luisa-Bucht. Ob es richtig war, ohne Widerstand die frühere Stellung zu räumen, vermögen wir, was die Landstreitkräfte anlangt, nicht zu entscheiden; daß die russischen Schiffe sich nur nutzloser Vernichtung ausgesetzt hätten, ist vollständig klar. Die Japaner zeigten, daß sie nicht gewillt waren, Zeit zu verlieren und gingen sofort zum Angriff vor und zwar auf der ganzen Linie. Es scheint jedoch, als ob man, für die Russen überraschend, jetzt in der Mitte anstatt auf dem linken japanischen Flügel die stärksten Streitkräfte konzentriert hatte, denn der Hauptangriff galt unerwarteterweise den sogenannten Wolfsbergen, dem erwähnten Mittelpunkte der russischen Stellung. Nach ganz kurzem Kampfe gelang es den Japanern, dieselben in Besitz zu nehmen. Näheres ist darüber nicht in die Öffentlichkeit gedrungen, es scheint aber, wie angedeutet, tatsächlich, als ob die Russen sich haben völlig überraschen lassen.

Gerade die Wolfsberge bildeten einen sehr wichtigen Punkt, wie aus der Skizze S. 177 hervorgeht. Sie liegen genau nördlich von Port Arthur, gerade vor einer Lücke zwischen den Bergzügen, welche die Stadt im übrigen wie gewaltige Mauern von allen Seiten umgeben. Von den Wolfsbergen ist es daher möglich, trotz der großen Entfernung, schon einen Teil der Stadt und des Hafens unter Feuer zu nehmen. Die Japaner befestigten ihre Stellung dort sofort und brachten eine große Anzahl schwerer Geschütze hinauf. Schon während der ersten Augusttage begannen sie das Feuer auf die erreichbaren Teile des Hafens und der sogenannten Neustadt von Port Arthur. Auch auf dem rechten Flügel waren sie nicht müßig, es landeten Truppen nördlich der Luisa-Bucht und machten sich, nachdem dieses nächtliche Unternehmen mit großer Kühnheit und Geschicklichkeit glücklich ausgeführt worden war, sofort an die russischen Stellungen heran. Am 8. August fanden wiederum auf dem linken Flügel sehr heftige Kämpfe statt, bei welchen die japanische Artillerie die Hauptrolle spielte. Für sie galt es, die russische Stellung bei Takuschan, westlich vom Lungwang-Flusse, zu erschüttern. Der Artilleriekampf dauerte vom frühen Morgen bis zum späten Abend und konnte deswegen von den Russen mit gleicher Heftigkeit fortgesetzt werden, weil die Stellung von Takuschan sich schon so dicht an der eigentlichen

Festung von Port Arthur befand, daß deren Geschütze mitwirken konnten. Am Abend des 8. August unternahmen die Japaner einen ihrer bekannten rücksichtslosen Sturmangriffe, und es soll ihnen auch gelungen sein, die Höhen von Takuschan zu nehmen. Tags darauf allerdings mußten sie sie wieder aufgeben, da es unmöglich war, sich unter dem rasenden Feuer der darunter liegenden russischen Forts zu halten. Es ist das ja auch ganz einleuchtend, ohne Zweifel ist der Sturm während der Dunkelheit erfolgt, als die russische Artillerie nicht imstande war, die Angreifer zu sehen und erfolgreich zu beschießen. Diese hatten es infolgedessen nur mit der ihnen an Zahl weit unterlegenen russischen Infanterie zu tun, und haben diese, wenn auch erst nach sehr schwerem Kampfe, verdrängt. Sowie aber am nächsten Tage die Helligkeit angebrochen war, konnten die südlich liegenden russischen Forts die Takuschan-Hügel derart unter Feuer nehmen, daß die Japaner wieder fort mußten, denn schweres Geschütz hatten sie natürlich noch nicht hinaufschaffen können. So dauerten auf der ganzen Linie die Kämpfe mit wechselndem Erfolge fort. Bevor wir uns dem weiteren Verlauf zuwenden, wollen wir ein in seiner Tragweite weit wichtigeres Ereignis betrachten.

Der Auslaufversuch des russischen Geschwaders aus der belagerten Festung am 24. Juni war mißlungen, aber, wie wir gesehen haben, er mußte nach Lage der Verhältnisse nicht mißlingen, sondern es ist vielmehr der überaus energielosen Führung und dem Mangel der Erkenntnis größerer Gesichtspunkte für die Verwendung des Geschwaders zuzuschreiben. Man sagt, daß Admiral Withöft von Petersburg die Weisung erhalten habe, sobald wie möglich wieder einen Durchbruch nach außen und womöglich nach Wladiwostock zu wiederholen. Ob es Tatsache ist, wissen wir allerdings nicht. Die Gründe, weshalb ein Durchbruch als das einzig Richtige betrachtet werden mußte, habe ich schon gelegentlich des mißlungenen Versuches erörtert. Schon damals, muß man sagen, war es eigentlich reichlich spät, viel früher hätten die Russen heraus müssen und es läßt sich wohl darüber streiten, ob der Zeitverlust dadurch aufgehoben wurde, daß die reparierten Schiffe „Retwisan" und „Zäsarewitsch" zum Geschwader treten konnten. Nach den tatsächlichen Begebenheiten wäre allerdings das Gleiche herausgekommen. Das ändert aber schließlich im Prinzip nichts, sondern beruhte vielmehr auf persönlichen Eigenschaften oder dem Mangel an solchen. Den eigentlichen Anstoß zu dem neuen Versuche, den Hafen zu verlassen, hat wohl die Einnahme der Wolfsberge durch die Japaner gegeben. Zum erstenmal schlugen japanische Geschosse von der Landseite aus in das Hafenbecken

von Port Arthur ein und der zaudernde Admiral Witthöft konnte sich nicht verhehlen, daß die Lage für seine Schiffe, wenn er sie in Port Arthur ließ, immer bedenklicher werden mußte. Es kam hinzu, daß man das Linienschiff „Sebastopol" von seiner Beschädigung am 24., wenn eine solche wirklich erfolgt ist, wieder repariert hatte, und somit alle sechs Linienschiffe brauchbar und aktionsfähig waren. Allerdings fehlte der „Bajan", aber das war schließlich nicht so wichtig. Es mögen sich ja auch russische Offiziere gedrängt haben, vor allem die Kapitäne Wiren und von Reitzenstein, das Geschwader aus dieser unwürdigen und am letzten Ende hoffnungslosen Lage zu befreien. So entschloß sich denn Witthöft am 10. August, den Versuch zu machen und das Geschwader nach Wladiwostok zu bringen.

Morgens um 5 Uhr begann das Auslaufen der russischen Flotte. Die Ebbe- und Flutverhältnisse machten es nicht anders möglich, wollte man diesen Tag benutzen. Wir wissen von früher her, wie schwierig und zeitraubend bei dem langen engen Ausfahrtskanal die Entwicklung einer Flotte vom Innenhafen nach der Reede ist. Als weiter hemmend waren jetzt noch hinzugekommen die Versenkung der japanischen Sperrdampfer zu verschiedenen Seiten eben außerhalb des Kanals und ferner die Notwendigkeit, die Reede im Bereich eines genügend breiten Streifens erst von Minen zu säubern. Für diese Tätigkeit scheint allerdings eine recht praktische und wirksame Methode gefunden zu sein, denn die Russen wurden stets schnell und glatt damit fertig, das heißt verhältnismäßig schnell, denn an und für sich betrachtet, war der Zeitverlust immer ein großer. Um 5 Uhr morgens begann das Auslaufen des Geschwaders; erst Torpedoboote und Fahrzeuge zum Aufräumen der Minen, dann Kreuzer und endlich Linienschiffe. Kurz vor 9 Uhr befand sich endlich das ganze Geschwader auf der offenen Reede und konnte nun mit dem Verlassen dieser beginnen. In entsprechend weitem Abstande fuhren voraus die zum Suchen und Aufräumen der Minen bestimmten kleinen Dampfer. Um Störungen durch japanische Torpedoboote zu verhindern, hatte man ihnen Kanonenboote und Torpedofahrzeuge beigegeben, welche vor der Front und auf ihren Flanken langsam mitdampften. Etwas dahinter folgte der schnelle und leichte Kreuzer „Nowik", dessen Tiefgang nicht so groß war, daß er die Minengefahr zu fürchten brauchte. Dahinter folgten die Linienschiffe, eins hinter dem andern geordnet, also dem Fachausdruck nach, „in Kiellinie". An der Spitze befand sich der „Zäsarewitsch", das neueste und beste der russisch-asiatischen Flotte. Hatten schon die

Aus den Vorpostenkämpfen in Nordkorea.
(Nach einer Zeichnung von M. Plinzner.)

Skizze der russischen Stellungen auf der Kwangtung-Halbinsel vom 26. Mai bis 8. August 1904.
(Nach „Marinerundschau".)

übrigen russischen Schiffe insofern einen gewissen Vorzug vor der japanischen Flotte, als sie weit weniger Anstrengungen ausgesetzt und durchweg im Hafen geblieben waren, so traf das auf „Zäsarewitsch" am meisten zu. Zum zweitenmal während des Krieges ging er am 10. August in See, denn vom 8. Februar bis zum 24. Juni hatte er als eins der ersten Opfer des japanischen Überfalls, welcher die Feindseligkeiten eröffnete, in Reparatur gelegen. Zieht man alles dieses in Betracht, so muß man sagen, daß das Schiff als solches jedem der japanischen Linienschiffe vollauf gewachsen war.

An Bord des „Zäsarewitsch" befand sich als Führer der ganzen Flotte der Admiral Witthöft. Vor Makaroffs Tode war er dessen Stabschef gewesen; in führenden Stellungen hatte er sich nie befunden. Als er nach jenem unglücklichen Ereignis, weil Admiral Skrydloff nicht mehr nach Port Arthur gelangen konnte, den Oberbefehl über die dortigen Seestreitkräfte übernommen hatte, zeigte er sich von Anfang an als sehr vorsichtig und ließ den Unternehmungsgeist Makaroffs vermissen. Das haben wir auch am 24. Juni gesehen. Hinter dem „Zäsarewitsch" folgte der „Retwisan", das zweitneueste und beste Schiff, dann die „Pobjeda" und „Pereswjet". Auf letzterem befand sich als zweiter Admiral des Geschwaders der Fürst Uchtomski. Die Pflichten des zweiten Admirals waren im allgemeinen beim Tode Witthöfts, anstatt seiner

den Oberbefehl zu übernehmen, ferner den speziellen Befehl über die eine Hälfte des Geschwaders zu führen. So standen außer dem „Pereswjet" auch die beiden dann folgenden Linienschiffe „Sebastopol" und „Poltawa" unter dem Fürsten Uchtomski. Nach hinten setzte sich die Reihe der Linienschiffe fort durch eine Kreuzerdivision unter Führung des Admirals von Reitzenstein, welcher sich an Bord des schnellen „Askold" befand. Dahinter folgten „Pallada" und „Diana". Der „Bajan" fehlte, war also doch zu schwer durch die Mine verletzt worden, um in See gehen zu können. Seitlich vom Flaggschiff „Zäsarewitsch" und ungefähr auf gleicher Höhe mit ihm fuhren endlich acht Torpedoboote.

Nachdem die Flotte diese Ordnung eingenommen hatte, fuhr sie ganz langsam und vorsichtig genau hinter den Minensuchschiffen her, während diese systematisch einen von der Hafenausfahrt über die Reede nach der freien See führenden Wasserstreifen absuchten. Nach russischen Angaben wurden mehrfach Minen gefunden und es wurde behauptet, die Japaner hätten diese in der Nacht vorher gelegt. Es ist das ja nicht ausgeschlossen, denn man kann wohl als möglich annehmen, daß die Japaner schon in der Nacht oder den Abend vorher von den Absichten des Generals Witthöft unterrichtet waren. Allein schon das Anzünden der Kesselfeuer in den Schiffen und die starke Rauchentwickelung der Flotte, während sie noch im Innenhafen lag, konnte darauf schließen lassen.

Der Minensuchdienst hat also sehr gut funktioniert und auch mit verhältnismäßig großer Schnelligkeit. Kurz nach 10 Uhr morgens hatte man das gefährliche Gebiet passiert und ein Signal des Flaggschiffs schickte die Minensuchschiffe unter Bedeckung kleinerer Torpedoboote in den Hafen zurück. Ein zweites, weit bedeutsameres Signal wehte einige Minuten später im Top des „Zäsarewitsch": Nach Wladiwostock!

Die Ereignisse des nun folgenden Gefechtes müssen wir stets unter diesem Gesichtspunkte beurteilen, daß es die Absicht war, und wahrscheinlich auf Befehl des Zaren, nach Wladiwostock durchzudringen. Sicherlich hatte während des Tages vorher Admiral Witthöft mit seinen Kommandanten eingehend über die Ausführung dieses Unternehmens beraten und hauptsächlich detaillierte Bestimmungen für Fälle festgesetzt, wenn das Geschwader zersprengt werden oder einzelne Schiffe so beschädigt werden sollten, daß sie sich dem Gros nicht anschließen konnten. Der Kurs, wie er durch die Fahrtrichtung des „Zäsarewitsch"

für das ganze Geschwader angegeben wurde, führte nach der freien See hinaus und wegen der Küstengestaltung zunächst in Richtung auf das gegenüberliegende Vorgebirge auf der anderen Seite der Enge von Liautung, dem Vorgebirge von Schantung. Sobald man wirklich die freie See erreicht hatte, mußte dann eine große Schwenkung über Osten nach Norden erfolgen, um Wladiwostock direkt oder auf irgendwelchen Umwegen zu erreichen. Die Geschwindigkeit des Geschwaders ließ Admiral Witthöft fortgesetzt vermehren, bis sie, nach Aussage der Russen, 13 Knoten erreicht hatten.

Es mögen vielleicht einige der Schiffe, ganz abgesehen von den Kreuzern, imstande gewesen sein, mehr zu laufen. Für ein Linienschiffsgeschwader handelt es sich aber darum, stets geschlossen zusammenzubleiben und deswegen muß sich die Geschwindigkeit nach der der langsamsten Schiffe richten. 13 Knoten ist ein recht niedriges Maß, im Frieden gilt es für moderne Schiffe bei Übungen als niedrige Marschgeschwindigkeit, im Kriege und gar unter solchen Umständen wie hier, wo Schnelligkeit eine der Hauptbedingungen des Erfolges für die Russen war, mußte ihre Niedrigkeit überraschen, umsomehr, als die Schiffe wahrscheinlich tatsächlich nicht einmal 13 Knoten gelaufen haben. Es wird das nur eine russische Schätzung nach der Zahl der Maschinenumdrehungen gewesen sein. Die können wohl einen Anhalt geben, aber in keiner Weise das absolute Maß der Geschwindigkeit. Unter diesen Umständen mußte sich Admiral Witthöft allerdings von vorneherein sagen, daß es ihm unmöglich sein würde, ohne Kampf nach Wladiwostock zu gelangen. Er mußte wissen, daß die Geschwindigkeit der japanischen Schiffe größer war; mochten sie auch durch die lange Dauer des Krieges stark strapaziert sein, so hatten sie doch ursprünglich ihre 18 Knoten laufen können und so war es mindestens sehr unwahrscheinlich, daß sie nicht jetzt noch bedeutend schneller als die Russen liefen. Daraus ergab sich schon die einfache Folgerung, daß Admiral Witthöft unter allen Umständen würde kämpfen müssen, und wenn das feststand, so war es zwecklos und auch falsch, die ganze Taktik auf Vermeiden des Kampfes einzurichten.

Die Seeschlacht vor Port Arthur.

Die Japaner hatten, wie am 24. Juni, auch jetzt den Hafen unter beständiger Beobachtung. Leichte Kreuzer und Torpedoboote standen Tag und Nacht außerhalb der Reede und Kanonenboote dampften an den Küsten auf und ab. In Dalny und auf den Elliot-Inseln, den beiden Operationsbasen der japanischen Geschwader, lagen für gewöhnlich die nicht zum Beobachtungs- und Patrouillendienst verwendeten Schiffe. Zwischen ihnen aber und den Vorpostenschiffen vor Port Arthur war eine Signalverbindung durch Funkentelegraphie vorhanden. Um diese unter allen Umständen zu gewährleisten, waren einige ebenfalls mit drahtloser Telegraphie ausgerüstete Schiffe zwischen den Beobachtungsposten und den genannten beiden Stützpunkten eingeschoben.

Ebensogut wie am 24. August funktionierte auch diesmal der Nachrichtendienst und die Beobachtung. Kurz nach 6 Uhr morgens erhielt bereits Admiral Togo durch Signal der drahtlosen Telegraphie die Nachricht, daß die Russen Anstalten machten, den Innenhafen zu verlassen. Togo ging sofort in See und ließ allen Hochseeschiffen der Flotte, soweit sie in erreichbarer Nähe waren, ein verabredetes Signal zugehen. Dieses sammelte dann die ganze Flotte zu dem schon lange vorher verabredeten Sammelplatz, welcher sich natürlich weit außerhalb der Reede von Port Arthur befand, aber ganz in der Richtung, welche die russische Flotte, wenn sie in die freie See gelangen wollte, durchaus nehmen mußte. Die japanische Flotte legte sich den Russen somit in den Weg, und deswegen, wie wegen der überlegenen Geschwindigkeit, war, wie gesagt, an ein Entkommen seitens des russischen Geschwaders von Anfang an unter keinen Umständen zu denken.

Das Sammeln der japanischen Schiffe erfolgte mit großer Geschwindigkeit und Präzision; bevor sich noch die Russen endgültig in Marsch gesetzt und bevor sie die oben beschriebene Formation eingenommen hatten, befanden sich bereits elf japanische Kreuzer und 17 Torpedoboote in Sicht, um erforderlichenfalls Fühlung zu halten. Auch jetzt signalisierten sie jede Bewegung der Russen einem Linienschiffsgeschwader des Admirals Togo, welches nunmehr langsam herankam. Es befand sich nicht weit von der kleinen Insel, welche der Reede von Port Arthur vorgelagert ist und den englischen Namen Round Island erhalten hat.

Dieser jetzige Kern der japanischen Flotte bestand aus den folgenden Schiffen: Flaggschiff des Admirals Togo war das Linienschiff „Mikasa", es

Der „Zäsarewitsch" im Hafen von Port Arthur.
(Nach einer Photographie.)

folgten dahinter die Linienschiffe „Asahi", „Fuji" und „Shikishima", ferner die beiden starken Panzerkreuzer „Nishin" und „Kassuga". So war also die japanische Flotte durch die Minen, ob es nun eigene oder russische waren, auf vier Linienschiffe zusammengeschmolzen, während die Russen deren sechs besaßen.

Allerdings waren die beiden Panzerkreuzer „Nishin" und „Kassuga", diese beiden so oft erwähnten und ursprünglich für Argentinien bestimmten Schiffe, verhältnismäßig sehr gut armiert und auch gepanzert, aber eine Unterlegenheit der Russen bezüglich der kampfkräftigen Schiffe wird man auch dann nicht herausfinden können.

Admiral Togo richtete den Kurs seiner Kiellinie so ein, daß er, auf allerdings sehr große Schußweiten, sich mit der russischen, deren Kurs ja bis zu einem gewissen Grade gebunden war, begegnen oder vielmehr kreuzen mußte. Nachdem die Russen sich nach See zu entwickelt hatten und mit höherer Geschwindigkeit fuhren, schlossen sich an ihre beiden Seiten die japanischen Kreuzer an, um dauernde Fühlung zu halten. Vor der russischen Kiellinie her fuhren japanische Torpedoboote und warfen treibende Minen in die Kursrichtung der Russen. Konnten diese das auch immer beobachten, so war es doch sehr unbequem, weil das russische Geschwader gezwungen wurde, den Minen auszuweichen und so Schlangenlinien zu laufen. Admiral Togo wollte ohne Zweifel durch diese wohlüberlegten Maßnahmen mehr Zeit für seine eigenen Manöver gewinnen. Was nun die Bewegungen der beiden Flotten während des Gefechtes selbst anlangt, so liegt eine einwandfreie Schilderung bis jetzt noch nicht vor. Die Japaner haben sich über den taktischen Teil überhaupt wenig geäußert, während von russischer Seite drei Berichte bezw. Erzählungen vorlagen, vom Fürsten Uchtomski, vom Kapitän Mattusewitsch und Admiral von Reitzenstein. Soweit diese amtlichen Äußerungen in die Öffentlichkeit gelangt sind, geben sie noch kein klares Bild, umsoweniger, als die Erzählungen russischer Offiziere, welche nach der Schlacht mit dem „Zäsarewitsch" in den deutschen Hafen von Kiautschu einliefen, sich im Widerspruch mit den anderen Schilderungen befinden. Immerhin steht der Verlauf der Schlacht in großen Zügen fest, während die Lücken und Widersprüche so rein fachlicher Natur sind, daß wir uns hier nicht darum zu kümmern brauchen.

Sobald Admiral Witthöft sah, daß sein Gegner entschlossen war, ihn anzugreifen, machte er durch Kursänderung seines Flaggschiffs, welchem ja dann die lange Linie folgen mußte, eine kleine Schwenkung nach Steuerbord, das heißt, nach rechts, wenn man das Gesicht nach deren Fahrtrichtung hinhält. Es führte diese Richtung nach dem Golf von Liautung, war also der ursprünglich beabsichtigten entgegengesetzt. Nach einiger Zeit, bevor noch ein Schuß gefallen war, änderte aber Witthöft wieder seine Absicht und nahm seinen alten Kurs wieder

auf. Bald darauf hat das Feuer begonnen und zwar auf Entfernungen von mindestens 8000 Meter. Man bedenke diese ungeheure Entfernung, 8 Kilometer, mehr als eine deutsche Meile!

Der Nichtfachmann muß sich fragen, was es überhaupt für einen Zweck habe, auf so weit, wo man Gegenstände, selbst große Schiffe nur klein und undeutlich sieht, Munition zu verschießen. Sicherlich kann es sich ja nicht darum handeln, den Panzer des Gegners auf so große Entfernungen zu durchschlagen, davon ist nicht im geringsten die Rede. Der Zweck dieses Fernfeuers ist vielmehr, die ungepanzerten Teile der Schiffe, und das sind ja meist die oberen, wie Masten, Schornsteine, Ventilatoren, Bootskrähne, Kommandobrücken usw., zu beschädigen und zu zerstören. Dann aber verfolgt man auch noch einen anderen Zweck damit, nämlich durch den moralischen Eindruck auf den Geist der gegnerischen Besatzungen entmutigend zu wirken, und darin liegt entschieden ein durchaus richtiger Gedanke. Man stelle sich nur die Lage vor, daß beide Parteien in gespannter und erregter Erwartung eines bevorstehenden schweren Kampfes sich befinden. Werden wir siegen, werden wir vernichtet werden, das ist der Gedanke, der Führer wie Mannschaften bewegt. Wir können nicht bezweifeln, daß die Russen von Anfang an das Gefühl der Unterlegenheit den Japanern gegenüber besaßen. Admiral Witthöft hat es ja schon in seinem Bericht nach dem verunglückten Ausfallsversuche am 24. Juni unumwunden ausgesprochen, quantitativ nun den Japanern ungefähr gewachsen, qualitativ aber, und das ist noch viel schlimmer, unterlegen zu sein. Mit diesem Gefühl hatte man Port Arthur verlassen, dann war der Feind in Sicht gekommen und seine ersten Granaten umflogen die Russen schon auf die genannte ungeheure Entfernung. Aber sie umflogen sie nicht nur, sondern sie trafen sie auch und dieses Ferngefecht war einer der Augenblicke, wo Admiral Togo mit Genugtuung auf die Früchte der mühevollen Friedensausbildung zurückblicken konnte.

Die Russen waren nach Aussage ihrer eigenen Offiziere überhaupt nicht in der Lage, das Feuer auf solche Schußweiten beantworten zu können. Ihre Entfernungsmesser reichten nicht aus. Sie waren also auf gänzliche Untätigkeit beschränkt und mußten die Treffer des Gegners über sich ergehen lassen, ohne nur einen Versuch zu wirksamer Erwiderung des Feuers machen zu können. Es bedarf keiner Begründung, daß etwas Deprimierenderes sich kaum denken läßt. Als dann Admiral Togo und das russische Geschwader einander näher kamen, immer noch aber die Schußweiten sehr große waren, schossen die Russen

Der russische Kreuzer „Askold".

wohl wieder, trafen aber nicht, da den Geschützmannschaften und Offizieren ja jede Friedensübung gefehlt hatte.

Es ist nicht möglich festzustellen, wenn wir gleichzeitig auf die Skizze Seite 209 blicken, in welchem Moment das Feuer begonnen habe. Russische Offiziere gaben, wie gesagt, deutschen Offizieren in Tsingtau gegenüber an, sie hätten, weil ihre Entfernungsmesser nicht so weit reichten, erst bedeutend später mit Schießen beginnen können. Man muß jedenfalls annehmen, daß dieses etwas beschämende Geständnis, welches, wie wenig anderes, den überaus mangelhaften Ausbildungsstand der russischen Artillerie verrät, wenigstens in gutem Glauben gemacht worden ist. Dagegen behauptet ein japanischer Seeoffizier, der sich an Bord des japanischen Flaggschiffes „Mikasa" während der Schlacht befand, einem englischen Berichterstatter gegenüber: die Russen hätten zuerst das Feuer begonnen und zwar auf die ungeheure Entfernung von 11000 Metern.

Wenn es ja nun auch möglich ist und in früheren Seeschlachten sogar üblich war, daß man schon auf Entfernungen, wo an ein Treffen gar nicht gedacht werden konnte, einige Schüsse auswechselte, gleichsam als Herausforderung, so kann das jedenfalls nicht im militärischen Sinne als Eröffnung des Feuers angesehen werden. Es scheint überhaupt, als ob die Japaner in ihren Schilderungen bestrebt sind, die Entfernungen möglichst groß darzustellen, jedenfalls

um ihre Schießkunst in ein um so helleres Licht zu rücken. Andererseits wieder muß man auf große Entfernungen den Russen die Möglichkeit, diese einigermaßen richtig anzugeben, absprechen, weil ja, wie sie selbst sagen, ihre Entfernungsmesser nur bis 6000 Meter überhaupt funktionierten.

Die Skizze Seite 209 der einzelnen Bewegungen und der Maßstab ist auf Grund der Darstellung eines englischen Berichterstatters angefertigt. Dieselbe ist die einzigste, welche den vollständigen Verlauf des Gefechtes gibt und zwar nach den Angaben des erwähnten japanischen Seeoffiziers, des Kapitän Osawa; mögen auch vielleicht verschiedene geringe Unrichtigkeiten darin sein, so stimmt sie doch in allen wesentlichen Punkten mit den verschiedenen lückenhaften Schilderungen überein.

Zur Erklärung der Skizze sei kurz das folgende bemerkt: die Vertikale gibt die Nordsüdrichtung. Wir haben zwei Linien zu unterscheiden, nämlich die eine, welche von dem eingezeichneten russischen Geschwader, die zweite, welche von dem japanischen Geschwader ausgeht. Diese beiden Linien bezeichnen die Bahn bezw. die verschiedenen Kurse der beiden Geschwader. Bei jeder Änderung der Fahrtrichtung bezw. jeder Kursänderung, sei es durch Wendung oder durch Schwenkung, ist die Uhrzeit an den betreffenden Punkt herangeschrieben. Dies ermöglicht stets festzustellen, an welchem Orte um dieselbe Uhrzeit beide Geschwader sich befanden und daraus geht wieder hervor, welche Stellung sie in jedem Moment zueinander einnahmen und in welcher Entfernung sie sich voneinander befanden. Beides ist von allergrößter Wichtigkeit, denn es zeigt, wie die artilleristische Stellung, z. B. der Japaner den Russen gegenüber und umgekehrt war und welcher von beiden sich in der artilleristisch günstigeren Position befand.

Aus den teilweise über 20000 Meter großen Entfernungen ersehen wir ferner, daß dieses Gefecht erhebliche Pausen gehabt haben muß, denn daß ein wirksames Feuer auf Entfernungen über 8000 Meter unterhalten werden kann, ist mehr als unwahrscheinlich, und um die Munition auf das Geratewohl fortzuwerfen, dazu ist sie einmal zu teuer und außerdem sind die Munitionsvorräte so gering, daß man auf größte Sparsamkeit in ihrer Verwendung angewiesen ist.

Die Anfangspunkte unserer graphischen Darstellung beginnen um 12 Uhr 10 Min. für die Russen, bezw. 12 Uhr 5 Min. für die Japaner. Erstere haben gerade die hohe See erreicht, letztere sich gesammelt und kommen nun

mit schrägem Kurse vorne vor den Russen vorbeigefahren. Der Kapitän Osawa sagt, Admiral Togo habe hauptsächlich gefürchtet, daß Witthöft wieder wie am 24. Juni versuchen werde, nach Port Arthur zurückzukommen, sobald er eine Schlacht bei weiterem Vordringen als unvermeidlich ansehen mußte. Deswegen habe der japanische Führer seine Manöver zunächst so eingerichtet, um die Russen hinauszulocken und dann seine überlegene Geschwindigkeit zu benutzen und sie von Port Arthur abzuschneiden.

In dieser Absicht fuhr er zunächst auf große Entfernung außer Schußweite vor der Spitze der russischen Kiellinie vorbei, wahrscheinlich wollte er dann nach Norden drehen, und sich so zwischen das russische Geschwader und seinen Hafen schieben. Da zeigte aber um 12 Uhr 35 eine Schwenkung der Russen nach Osten an, daß sie derartige Absichten jedenfalls im Augenblick nicht verfolgten, sondern vielmehr darauf ausgingen, möglichst schnell die freie See zu gewinnen und zugleich sich vom Feinde zu entfernen. Admiral Witthöft glaubte also jetzt noch, daß es ohne ein ernstliches Rencontre abgehen und er sein Geschwader nach Wladiwostock bringen könnte. Erklären kann man sich das dadurch nur, daß die japanische Flotte bisher mit verhältnismäßiger geringer Geschwindigkeit gefahren war und Witthöft dadurch zur Ansicht verleitet wurde, die Japaner könnten nicht schneller, und ihre Maschinen und Kessel seien durch die Anstrengung der Blockade zu sehr abgenutzt, um eine höhere Leistung zu erzielen. Ja, er mochte glauben, daß sein Geschwader das japanische an Geschwindigkeit überträfe. Wäre das der Fall gewesen, so hätte er allerdings unter Umständen auf Erfolg rechnen können. Dem war aber nicht so!

Sobald Admiral Togo die Absicht Witthöfts merkte, führte er mit seinem Geschwader eine Kehrtwendung aus, welche um eine 1 Uhr 8 Minuten beendet war und dampfte dann auf annähernd parallelem Kurs mit den Russen. Admiral Witthöft wechselte darauf um 1 Uhr 25 wiederum Kurs und zwar nach der anderen Seite, worauf Togo seinerseits eine Kehrtwendung ausführte und nun wieder entgegengesetzt fuhr. Dieses Manöver Witthöfts kann möglicherweise auf der Absicht beruht haben, nahe an den Feind heranzugehen, und ihn zum Nahkampfe zu zwingen. Es wäre das auch das richtige gewesen, denn nur durch sehr starke Verringerung der Entfernung war das artilleristische Übergewicht der Japaner annähernd auszugleichen. Admiral Togo wollte mit diesem seinem letzten Manöver ohne Zweifel zunächst eine solche Verringerung der Entfernung verhindern, indem er sie vergrößerte, weil er bei seinen vorzüg-

lich ausgebildeten Artilleristen die Überlegenheit im Ferngefecht zu wagen für vorteilhafter hielt. Ferner mochte er glauben, daß Witthöft noch weiter nach Süden und vielleicht nach Südwesten schwenken würde, und das wollte er verhindern, indem er sich immer vor der Spitze der russischen Kiellinie hielt. Diese Stellung gab gleichzeitig eine artilleristisch höchst günstige Position.

Im Gefechtsmars.

Wenn der Leser sich dies folgende an der Hand der Skizze vergegenwärtigen will, so ist es leicht einzusehen. Nehmen wir die beiden Positionen der Parteien um 1 Uhr 35 bezw. 1 Uhr 36. Da sehen wir, wie die Kiellinie der Japaner nicht mehr parallel zu der der Russen steht, sondern rechtwinkelig. Verlängert man die Kurslinie der Russen über den Punkt 1 Uhr 35 hinaus bis zur Position der Japaner um 1 Uhr 36, so würde diese Verlängerung die letztere annähernd rechtwinkelig schneiden. Es stimmt das auch mit dem ohne weiteres nicht ganz verständlichen Ausdruck in dem Togoschen Bericht überein, welcher sagt, seine Flotte hätte mit der russischen ein lateinisches T gebildet. Hiernach dürfte es aber vollkommen klar sein. In dieser Stellung können nun, wie wir auf der Skizze sehen, sämtliche japanische Schiffe mit ihren Breitseiten die russische Linie von vorne beschießen. Diese andererseits kann nur mit den Geschützen der vordersten Schiffe das Feuer erwidern, weil sie ja hintereinander fahren, und das vordere Schiff immer das des hinteren bis zu einem gewissen Grade maskiert. Die Folge ist, daß die Japaner eine viel größere Anzahl von Geschützen zugleich gegen das russische Geschwader ins Feuer bringen können, als diese gegen sie. Darin liegt der Vorteil einer solchen Position.

Auf dem russischen Flaggschiff scheinen die Entschlüsse häufig gewechselt zu haben, denn zehn Minuten später ändert Admiral Witthöft wieder seinen Kurs, gibt damit seine Absicht, sich den Feinden zu nähern, auf und fährt in annähernd ostsüdöstlicher Richtung. Admiral Togo läuft nun außer Schußweite bis 2 Uhr 8 und schwenkt dann auf südöstlichem Kurs. Die Gründe dieses Manövers sind nicht ganz klar, jedoch entbehrt es nicht einer gewissen Wahrscheinlichkeit, daß er den Feind damit im Glauben, daß er den Japanern

weglaufen könnte, bestärken wollte und sich deswegen etwas zurückhielt. Mit langsamer Fahrt legte er darauf die Strecke 2 Uhr 8 bis 2 Uhr 25 zurück und schwenkte dann annähernd auf Südosten, nachdem der Feind plötzlich eine Schwenkung um beinahe 90 Grad nach Süden ausgeführt hatte und nun auf der Strecke 2 Uhr 20 bis 2 Uhr 50 lief.

Nun vermehrte Togo wieder die Fahrt seines Geschwaders erheblich und wir sehen ihn wieder in der günstigen Stellung wie vorher vor der russischen Spitze. Da schwenkte dann Admiral Witthöft wieder auf den alten Kurs zurück, also annähernd ostsüdost, und von nun an sehen wir die Gegner zunächst annähernd parallel nebeneinander herfahren, dann sich immermehr einander nähernd. Für den Fall, daß unsere Leser an der Hand des Maßstabes die einzelnen Entfernungen zu den verschiedenen Zeitpunkten feststellen sollten, möchte ich noch besonders bemerken und wiederholen, daß ich, abgesehen davon, daß es nur eine rohe Skizze sein kann, auch die Entfernungen für zu groß halte. Sie sind so gelassen worden, weil eben alle sicheren Angaben fehlen und dann auch das ganze Bild verzerrt worden wäre.

Verfolgen wir die beiden Fahrtrichtungen der Flotten während dieses letzten Verlaufs des Gefechts, so geht allein daraus schon hervor, daß die Japaner über die höhere Geschwindigkeit verfügten. Trotzdem Admiral Togo durch seine Kehrtwendungen, welche ihn zu den Punkten 12 Uhr 58 und 2 Uhr 8 geführt hatten, weit hinter die Russen geraten war, gelang es ihm in kurzer Zeit, wieder in gleiche Höhe mit ihnen zu kommen. Diesen Moment sehen wir um 5 Uhr erreicht. So fuhren denn die Geschwader nebeneinander her und beschossen sich gegenseitig mit großer Heftigkeit, beide richteten ihre Geschütze hauptsächlich auf die Flaggschiffe, aus dem naheliegenden Grunde, weil auf ihnen sich die Admirale befanden, denen die Führung des Geschwaders oblag. Die Entfernung mochte jedoch noch 6000 bis 7000 Meter betragen.

Zwischen 5 und 6 Uhr erhielt das Flaggschiff „Mikasa" einen Treffer gegen einen seiner Panzertürme. Es war eine 30,5 cm Granate, sie krepierte an dem harten Panzer, welchen sie nicht zu zerschlagen vermochte und brachte dem Prinzen Fuschimi, welcher den Turm kommandierte, eine leichte Verwundung bei. Auch wurde der Turm für kurze Zeit außer Gefecht gesetzt, wahrscheinlich hatten sich Splitter zwischen seine Gleitbahnen geklemmt, kurz, es war nicht möglich, ihn zu drehen. Erst durch äußerste und aufopfernde Anstrengung der Mannschaften wurde es möglich, das Hindernis wieder zu beseitigen.

Weit schlimmer war ein zweiter Treffer, welchen ebenfalls die „Mikasa" erhielt und der vielleicht für die Japaner hätte verhängnisvoll werden können. Wieder sauste eine große russische Granate heran, traf die „Mikasa" eben vor der vorderen Kommandobrücke und krepierte dort. Ein Hagel von Sprengstücken flog nach allen Seiten mit ungeheurer Gewalt und auch nach rückwärts gegen die Brücke, wo Admiral Togo, der Kommandant der „Mikasa", der Chef des Stabes und noch fünf andere Personen standen. Unter der Brücke, in dem sogenannten Kartenhause, befand sich der Signaloffizier mit seinen Leuten. Die Sprengstücke durchschlugen die ungepanzerten Wände des Kartenhauses und in einer Sekunde war der Signaloffizier mit seinen Leuten nicht mehr unter den Lebenden. Von den acht Personen, die auf der Kommandobrücke standen, wurden vier sofort außer Gefecht gesetzt, darunter der Chef des Stabes und der Kommandant der „Mikasa"; beide waren schwer verwundet. Zum Glück für die japanische Sache blieb Admiral Togo vollkommen unverletzt.

Aber trotz dieses offenbaren Zufalls und trotz der Gefahr bedurfte es langen Zuredens von den anderen Offizieren, um ihn zu überreden, daß er sich in den gepanzerten Kommandoturm hineinbegab. Beiläufig sei dazu bemerkt, daß diese Kommandotürme auf der Kommandobrücke stehen und schwer gepanzert sind. Von ihnen aus kann der Kommandant oder Admiral das Schiff oder Geschwader leiten, weil er die sämtlichen Maschinentelegraphen und sonstige Befehlsleitungen, sowie das Steuerrad enthält. Um die Umgebung dauernd beobachten zu können, müssen natürlich Gucklöcher oder Öffnungen vorhanden sein. Bei älteren Türmen (für die „Mikasa" wie für die russischen Schiffe traf das zu) erhebt sich über den vertikalen Turmwänden ein leicht gewölbter Deckel. Derselbe bildet aber zwischen den ersteren und ihm einen freien Raum, denn er liegt nicht fest auf, sondern ist durch besondere Träger einige Centimeter höher gehalten. Auf neueren Kommandotürmen ist der Deckel fest aufgelegt und die eigentliche Panzerwand besitzt schmale Schlitze zum Hindurchsehen. Natürlich ist von der freien Brücke aus für den Admiral eine Übersicht weit vollständiger zu erreichen, als in dem engen und unbequemen Turm. Außerdem gibt das Gefühl des Eingeschlossenseins, wie sich denken läßt, manche moralische Nachteile. Dagegen hat, wie wir auch noch weiter unten sehen werden, auch dieses Gefecht wieder gezeigt, daß der Geschwader- oder der Flottenchef den Turm benutzen muß, weil die Gefahr zu groß ist, daß die Brücke getroffen wird.

Inzwischen waren die Japaner an ihren Geschützen nicht müßig und ihr Feuer war von außerordentlicher Wirkung. Ihre überlegene Schießkunst ermöglichte es ihnen, selbst auf diese großen Entfernungen ihre Ziele genau zu wählen. Sie wußten ebensogut wie die Russen, daß von einem Durchschlagen des Panzers auf diese Entfernungen nicht die Rede war und richteten ihre Kanonen so nach den oberen Schiffsteilen, hauptsächlich den Masten, Kommandobrücken, Schornsteinen usw.

Um dieselbe Zeit, wo jener Schuß vor der Kommandobrücke der „Mikasa" traf, verlor eins der russischen Schiffe seine beiden Masten. Nach englischer Darstellung soll es der „Pereswjet" gewesen sein. Im übrigen sind wir über diese Phase des Gefechts noch sehr im Dunkeln und die Offiziere des „Zäsarewitsch" haben darüber wenig und zum größten Teil Widersprechendes gesprächsweise erzählt. Jedenfalls war die Entfernung der beiden Flotten voneinander während dieser Periode am geringsten, unter 3500 Meter ist sie jedoch nicht heruntergegangen, indem die Japaner es durch ihre Bewegungen verhinderten und der russische Admiral nicht die Initiative besaß, kurz auf den Gegner loszudrehen und ihm entschlossen auf den Leib zu rücken. Nur dann hätten die Japaner auch den Nahkampf annehmen müssen, während sie bei dem unentschlossenen Hinundher der russischen Bewegungen, welche tatsächlich ausgeführt wurden, bei ihrer Überlegenheit an Geschwindigkeit mit Leichtigkeit die von Togo für günstig gehaltene Distanz einhalten konnten; man nennt das den Gegner distanzieren.

Da, zwischen 6 und 7 nach den meisten Versionen, nach anderen soll es früher gewesen sein, schlug eine 30,5 cm Granate auf den „Zäsarewitsch" ein. Sie traf den Kommandoturm an seiner senkrechten Wand, vermochte ihn nicht zu durchschlagen, sondern zersprang mit furchtbarem Krachen in viele Stücke, welche ihrerseits mit ungeheurer Geschwindigkeit, jedes wie ein Geschoß, umhersausten. Die Spitze der Granate, welche, um nicht gar zu wenig widerstandsfähig zu sein, massiv gehalten ist, prallte gleichfalls vom Turmpanzer ab, flog senkrecht in die Höhe gegen den überstehenden Rand des Turmdeckels, prallte von diesem wieder nach unten ab und flog auf diese Weise zwischen dem Turm und dem Turmdeckel horizontal durch. Der Zwischenraum beträgt ungefähr 40 cm. Nun sind die senkrechten Turmwände so niedrig, daß die Köpfe der dahinterstehenden Leute herausragten. So konnte es denn kommen, daß dem Navigationsoffizier, einem Schiffsfähnrich, dem Mann am Ruder und drei

anderen Leuten die Köpfe abgerissen wurden. Zwei andere Offiziere wurden betäubt infolge des Luftdrucks. Außerdem wurde der Kompaß zerschlagen, die unter der Turmdecke entlangführenden elektrischen Kabel wurden abgerissen und die mechanische Verbindung durch die sogenannten Maschinentelegraphen mit der Maschine zerstört.

Der Tod des Admirals Witthöft.

Fast zu gleicher Zeit, eben vorher oder eben nachher, traf ein zweiter Schuß, ebenfalls einer 30,5 cm Granate, den unteren Teil des vorderen Mastes und zwar der Höhe nach zwischen der oberen und der unteren Kommandobrücke. Zur Erklärung sei bemerkt, daß der Fockmast unmittelbar hinter den beiden Kommandobrücken steht, welche sich gleichsam an ihn anlehnen. Die Granate drang durch die eine Wand des hohlen eisernen Mastes durch, ohne zu krepieren, traf auf die gegenüberliegende auf und krepierte an deren Innenseite. Der Mast wurde infolgedessen beinahe zu Fall gebracht, und als der „Zäsarewitsch" in Tsingtau einlief, sah man, daß die Eisenplatten an dieser Stelle beinahe vollkommen abgerissen waren und nur noch einige schmale stählerne Streben dem Mast eine schwache Stütze gaben. Damit war aber die Wirkung der Granate nicht zu Ende. Die Sprengstücke flogen auf die Kommandobrücke und töteten dort sofort den Geschwaderchef, Admiral Witthöft, einen Stabsoffizier und 15 Mann, während der Chef seines Stabes, Admiral Mattussewitsch, und der Kommandant, Kapitän Iwanoff, sehr verwundet und jedenfalls bis auf weiteres außer Gefecht gesetzt wurden. Admiral Mattussewitsch hat nachher im Lazarett von Tsingtau lange schwer krank gelegen, ist aber wieder genesen. Hier sehen wir also ein Beispiel, wo wieder der Admiral mit dem Kommandanten des Schiffs und dem Stabschef nicht im Kommandoturm, sondern daneben standen. Ohne weiteres ist das erklärlich, wenn der ersterwähnte Treffer erst nach diesem kam, lag er dagegen vorher, so würde es ein Zeichen sein, daß Admiral Witthöft ebenso wie Togo es vorzog, sich völlig ungeschützt auf der Brücke aufzuhalten. Der Mann, welcher im Turm am Ruder stand, hatte willkürlich oder unwillkürlich mit seiner letzten Bewegung das Ruder hart nach der einen Seite gelegt, so daß der „Zäsarewitsch" auf einmal mit großer Geschwindigkeit nach Backbord, das ist links, zu drehen begann. Die Leute im Turm waren tot oder betäubt, die führenden Offiziere ebenfalls, soweit sie außerhalb des Turmes standen, und so fuhr der „Zäsarewitsch" mit hoher Fahrt im Kreise herum. Der dicht hinter ihm fahrende „Retwisan" wußte im Moment nicht, was er aus dieser Bewegung

machen sollte, mußte aber schleunigst ausweichen, weil er sonst vom „Zäsarewitsch“ gerammt worden wäre. Die dahinter fahrenden Schiffe begriffen diese beiden

„Zäsarewitsch“ und „Retwisan“ im entscheidenden Augenblick des Kampfes am 10. August.
(Nach einer Skizze von E. Schön.)

Bewegungen noch weniger, die einen glaubten, der Admiral wolle mit dem Geschwader Kehrt machen, die anderen sahen nur die Stockung der Vorwärts-

General Kuropatkin verteilt Verdienstmedaillen an seine Truppen.
(Nach einer Zeichnung von M. Plinzner.)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg. Intern. Weltverlag, Berlin-Schöneberg.

bewegung und trachteten vor allem auszuweichen, um Kollisionen mit ihren Vordermännern zu vermeiden. So löste sich in wenigen Minuten die russische Schlachtordnung, welche wahrscheinlich schon vorher nicht mit sehr peinlicher Genauigkeit innegehalten worden war, in eine allgemeine Verwirrung auf. Um diese noch zu vermehren, brach plötzlich der „Retwisan" mit hoher Fahrt aus der Linie aus und fuhr direkt auf die japanische Linie allein los. Admiral Togo glaubte, der Kommandant des „Retwisan" beabsichtige einen Rammangriff und ließ seine sämtlichen Schiffe sofort linksum machen, so daß sie dem „Retwisan" anstatt der Breitseite den Bug zukehrten. So waren sie besser in der Lage, der Ramme des Gegners auszuweichen und ihn eventuell ihrerseits zu rammen. Zugleich eröffneten sie sämtlich mit ihren Buggeschützen ein rasendes Feuer auf den „Retwisan", welcher denn umkehrte, um den nun, wie es scheint regungslos daliegenden „Zäsarewitsch" herumfuhr und Kurs auf Port Arthur nahm, ihm folgte die hinter ihm fahrende „Pobjeda", während die drei hintersten Schiffe der Linie „Pereswjet", „Poltawa" und „Sebastopol" nach der anderen Seite umdrehten und direkt auf Port Arthur zufuhren. Die Japaner hatten sich während dieser Zeit keinen Moment aus der Fassung bringen lassen, sondern im Gegenteil, ein allgemeines Massenfeuer auf die russischen Schiffe eröffnet, welche während der genannten Manöver nur noch einen wüsten Knäuel bildeten. Von einer einheitlichen Leitung ihrer Artillerie war nicht im entferntesten die Rede mehr und ein Schiff hinderte durch seine Lage das andere am Schießen.

Was den Kommandanten des „Retwisan" zu diesem gänzlich unerwarteten und selbständigen Manöver bewog, ist nicht klar geworden. Möglicherweise hatte er die Ansicht, daß er mit seinem Schiff nunmehr anstatt des „Zäsarewitsch" an der Spitze der Kiellinie stehend, bis auf weiteres die Führung des Geschwaders zu übernehmen habe. Wäre das der Fall gewesen und wollte er nunmehr einen Verzweiflungskampf auf nahe Entfernungen beginnen, so war das, wie ich schon sagte, unstreitig das Richtige. Vom militärischen Gesichtspunkt aus konnte er aber nicht hiermit rechnen, denn hinter ihm an Bord des „Pereswjed" befand sich der zweite Admiral des Geschwaders, der Fürst Uchtomski, und dieser mußte nun von rechtswegen den Oberbefehl übernehmen. Der verwundete Admiral Mattussewitsch hat behauptet, es sei dem Fürsten Uchtomski nach dem Außergefechtsetzen des „Zäsarewitsch" das Signal gegeben worden, die Führung zu übernehmen. Vom „Pereswjed" ist aber keine Antwort gekommen, daraus läßt sich aber noch nicht ohne weiteres entnehmen, daß man

dies Signal an Bord des „Pereswjed" nicht verstanden habe, denn wenn das Schiff, wie oben erwähnt, seine Masten verloren hatte, so standen ihm optische Signalmittel, durch die er dem „Zäsarewitsch" sein Verständnis anzeigen konnte, nicht mehr zur Verfügung. Ob die funkentelegraphischen Apparate noch funktioniert haben und wenn, ob von ihnen mit Erfolg Gebrauch gemacht wurde, entzieht sich gleichfalls unserer Kenntnis. Daß es andererseits für den „Retwisan" zwecklos war, allein und auf eigene Faust gegen die ganze japanische Schlachtlinie vorzubrechen, liegt auf der Hand, wenn es ihm nicht gelang, bis in die nächste Nähe des Feindes zu gelangen, eins seiner Schiffe zu rammen und auf diese Weise wenigstens, wenn auch mit eigener Aufopferung, ihm Schaden zuzufügen. Immerhin wäre der „Retwisan" dann wenigstens mit Ehren untergegangen. Daß er aber umkehrte, beweist, scheint mir, die anfängliche Ansicht des Kommandanten, die dahinter fahrenden Schiffe würden ihm folgen. So herrschte dann völlige Auflösung im Linienschiffsgeschwader und es bleibt sonderbar, daß Admiral Togo diese nicht besser ausnutzte und sein Feuer aus größerer Nähe zur Geltung brachte. Es wäre das auch ohne Zweifel militärisch das Richtige gewesen, denn er konnte nicht voraussehen, wie es Monate später gekommen, daß die Reste des Geschwaders schmachvoll im Hafen von Port Arthur geendet haben. Wäre es ihm damals gelungen, einen großen Teil der Flotte zu vernichten, die Schiffe zur Übergabe zu zwingen oder zum Sinken zu bringen, so hätte er nicht nur einen glänzenden Seesieg erfochten, sondern es wären auch die späteren Blockadeaufgaben sehr viel einfacher gewesen. Togo tat es nicht, sondern hielt sich, wie während des ganzen Verlaufs der Schlacht, in so großer Entfernung, daß der schwere und mittlere Panzer der Russen nicht durchschlagen werden konnte.

Der Durchbruch der russischen Kreuzer.

Als die Verwirrung der russischen Linie durch den Unfall des „Zäsarewitsch" begann, übersah der Führer der vier Kreuzer „Nowik", „Askold", „Pallada" und „Diana" die Lage und beschloß, unter allen Umständen aus dem Wirrwarr herauszugelangen. Er machte seinen vier Schiffen das Signal, ihm zu folgen und die Maschinen so hohe Fahrt laufen zu lassen, wie möglich und brach aus der Kiellinie mit ihnen aus, er auf dem „Askold" voran. Mit äußerster Kraft rannten die Kreuzer an den Linienschiffen vorbei, um nach vorne die freie See zu gewinnen, als ihnen die japanischen Kreuzer „Matsuschima",

Demolierte Bordwand eines der russischen Kreuzer nach dem Kampf am 10. August.
(Nach einer Photographie.)

„Itsukuschima„ und „Haschidate", auch der Panzerkreuzer „Asama" den Weg zu verlegen versuchten. Nach Angabe des Admirals von Reitzenstein gelang es dem „Askold", dem „Asama" eine Granate beizubringen, so daß dieser von seinem Vorhaben ablassen mußte, und mit einem zweiten Schuß ein japanisches Torpedoboot in den Grund zu bohren. Wie dem nun auch gewesen sein mag — es existieren über diesen interessanten Durchbruch nur ganz oberflächliche Daten — es gelang den vier russischen Kreuzern, trotz heftigsten Feuers von angeblich sieben japanischen Kreuzern die freie See zu gewinnen und sich der Verfolgung zu entziehen. Bei den geschützten kleinen Kreuzern „Askold" und „Nowik" ist es ohne Zweifel ihre sehr überlegene Geschwindigkeit gewesen, welche sie aus dieser Lage rettete. „Diana" und „Pallada" liefen aber erheblich weniger und es muß eigentlich Wunder nehmen, daß die Japaner diese entkommen ließen. Sie blieben denn auch ganz erheblich hinter „Askold" und „Nowik" zurück.

Diese beiden liefen nach dem Bericht des Admirals von Reitzenstein zunächst bis zur Dunkelheit noch mit 20 Knoten Fahrt weiter. Als sie sich durch letztere gegen Verfolgung und Torpedobootsangriffe genügend gedeckt glauben konnten, signalisierte Admiral von Reitzenstein dem „Nowik", er möchte so

schnell laufen, wie er könnte und versuchen, Wladiwostock zu erreichen. „Askold" selbst konnte die hohe Geschwindigkeit nicht mehr einhalten, weil zwei seiner Schornsteine vollkommen weggeschossen und ein Teil der anderen durchlöchert waren, außerdem war einer seiner Kessel unbrauchbar geworden und zwar infolge des Falles des vordersten Schornsteines. Infolgedessen war das Schiff auch bei langsamer Fahrt genötigt, unter Anwendung künstlichen Zuges, das heißt eines Gebläßes, zu fahren und dadurch wurde der Kohlenverbrauch in einer Weise erhöht, daß der Vorrat nicht annähernd ausgereicht hätte, um Wladiwostock zu erreichen. Es kamen noch verschiedene Verletzungen durch feindliche Treffer in der seitlichen Schiffswand hinzu, von denen ein Teil unter Wasser lag. Es drang Wasser in die Schiffsräume ein und wenn es auch gelang, durch Schließen der wasserdichten Schotten und die Arbeit der Pumpen das Eindringen des Wassers zu beschränken, so kam doch eins zum andern und man kann es dem Admiral wohl glauben, wenn er sagt, ein Fortsetzen der Fahrt sei aussichtslos gewesen.

Der „Askold" schleppte sich nach Schanghai, also einem neutralen Hafen, wo er am 13. August ins Dock ging. Reitzenstein hatte die Absicht, innerhalb der 24 Stunden, die ihm nach den Neutralitätsbestimmungen gestattet waren, den „Askold" notdürftig auszubessern, Kohlen zu nehmen und wieder in See zu gehen. Es dauerte aber länger als er gedacht hatte, die 24 Stunden wurden überschritten und nach längeren diplomatischen Verhandlungen wurde „Askold" auf Befehl des Zaren desarmiert. Das war am 25. August und der „Askold" schied also für den Rest des Krieges aus.

Der „Nowik" gelangte bereits am 11. August, also am Tage nach dem Gefecht, nachmittags nach dem deutschen Hafen Tsingtau, füllte mit größter Geschwindigkeit seinen Kohlenvorrat auf und ging schon in aller Frühe am 12. August in See, um nach Wladiwostock zu dampfen. Es schien dem Kommandanten mit Recht zu gefährlich, die Straße von Korea zu passieren, und so ging er die van Dimen-Straße, südlich der Insel Kiuschu, in den Stillen Ozean hinein und lief dann östlich von den japanischen Inseln nach Norden bis zur Insel Sachalin. Hier liegt am südlichen Ende die Bucht von Korsakoff, wo eine Kohlenstation für die russischen Schiffe vorhanden war. Der „Nowik" hatte seinen Kohlenvorrat, welcher nur 350 Tonnen beträgt, erschöpft und mußte erst seine Bunker füllen, ehe er nach dem nur gar nicht mehr weit gelegenen Wladiwostock gelangen konnte. Dieser kurze und notgedrungene Aufenthalt sollte

ihm zum Verderben gereichen. Als das Schiff in der Bucht von Korsakoff lag, erschienen plötzlich am Nachmittag des 20. August die beiden japanischen Kreuzer „Tsuschima" und „Tschitose", welche sofort das Feuer auf den „Nowik" eröffneten. Der „Nowik" wehrte sich gegen die Übermacht so gut wie er konnte während dreiviertel Stunden lang, und es gelang ihm, der „Tsuschima" einen empfindlichen Treffer in den Kohlenbunker beizubringen. Seinerseits wurde er aber derart im Hinterschiff leck geschossen, daß die ganzen dort befindlichen Räume voll Wasser liefen. Unter den Umständen handelte der Kommandant vollkommen richtig, wenn er das wehr- und bewegungslose Schiff auf den Strand setzte und mit seiner Besatzung verließ. Es waren inzwischen auch noch einige japanische Torpedoboote eingetroffen, welche ihm nach Unbrauchbarmachen seiner Artillerie völlig den Rest gegeben haben würden. So war auch der „Nowik" verloren.

Der Kreuzer „Diana" gelangte unangefochten nach dem französischen Hafen in Saigon, nachdem er bei dem Vorgebirge Schangtung, also gar nicht weit vom Orte der Schlacht, von japanischen Torpedobooten angegriffen worden war. Glücklicher- und merkwürdigerweise wurde die „Diana" von keinem einzigen der neun nach ihr geschossenen Torpedos getroffen. Sie soll überhaupt nur eine einzige Verletzung durch eine Granate erhalten haben. Gleichwohl blieb das Schiff in Saigon und erhielt zugleich mit dem „Askold" am 25. August den Befehl zum Abrüsten.

Nicht besser als diesen Kreuzern ging es einer Anzahl Torpedobooten, welche versuchten, vermöge ihrer überlegenen Schnelligkeit zu entkommen. Der „Burni" strandete am Vorgebirge von Schantung, jedoch konnte die Mannschaft sich retten und begab sich nach Weihaiwei. Nach Tsingtau gingen die Torpedofahrzeuge „Beschungni", „Bespotschatni" und „Bestraschni". Der große „Woi" endlich begab sich nach Schanghai. Alle wurden im Laufe der nächsten Tage auf Befehl des Zaren entwaffnet.

Der große Kreuzer „Pallada" hat, aus welchen Gründen wissen wir nicht, sofort jeden Versuch, die freie See oder einen anderen russischen Hafen zu erreichen, aufgegeben. Möglich, daß seine Geschwindigkeit dem Kommandanten nicht ausreichend schien, oder daß das Schiff zu starke Verletzungen erlitten hatte, um eine längere Seefahrt riskieren zu können. „Pallada" zog es vor, nach Port Arthur zurückzukehren und langte entweder am nächsten Tage oder kurz danach dort wieder an.

Das Ende des Kampfes.

Wir haben die Linienschiffsflotte in dem Moment verlassen, wo durch den Tod des Admirals Witthöft und das steuerlose Umherfahren des „Zäsarewitsch" die ganze russische Schlachtlinie in Unordnung geriet. Es steht jetzt noch nicht ganz fest, in welche Tageszeit wir diesen kritischen Moment verlegen müssen, wahrscheinlich war es bei Einbruch der Dunkelheit, denn einer Nachricht zufolge mußten die Japaner bald darauf wegen Eintritt der Dunkelheit das auf große Entfernungen unterhaltene Feuer unterbrechen. Um so auffallender ist es, daß die Japaner aus diesem Grund nicht einfach näher an die Russen herangingen, oder aber unter ihrem Schutz sofort die Torpedoboote angreifen ließen. Diese hätten dann entschieden sehr große Chancen gehabt, denn es ist klar, daß die russischen, in voller Verwirrung befindlichen Schiffe weit weniger imstande gewesen wären, sich gegen die Torpedobootsangriffe zu verteidigen, wenn außerdem und zugleich auch noch die japanischen Linienschiffe ein Artilleriemassenfeuer auf sie unterhielten.

Dem Fürsten Uchtomski ist es allem Anschein nach nicht gelungen, das Geschwader wieder unter eine einheitliche und zwar seine eigene Führung zu bringen. Die Russen haben als Erklärung angegeben, wegen der zerschossenen Masten und Signalapparate sei ein Signalverkehr nicht mehr möglich gewesen. Man habe versucht, optische Signalapparate — diese werden sonst hoch an den Masten geheißt — unten längs der Bordwand anzubringen, der Erfolg sei aber ein mangelhafter gewesen. Auch die Funkentelegraphie scheint nur anfangs funktioniert zu haben. Nach dem Unfall des „Zäsarewitsch" soll Admiral Uchtomski zuerst signalisiert haben, er übernähme die Führung und dann, man wolle nach Port Arthur zurückkehren. In welcher Weise diese Rückkehr nun ausgeführt worden ist, darüber hat die Geschichte bis jetzt völlig geschwiegen. Es scheint aber so, als ob sich die Schiffe des Geschwaders nicht wieder zusammengefunden haben, sondern jeder Kommandant nach Gutdünken den Hafen von Port Arthur aufsuchte. Die Nachricht von der Ankunft der Schiffe dort langte erst drei bis vier Tage nach der Schlacht an. Ein Datum ihrer Ankunft wurde nicht angegeben, und es ist wahrscheinlich, daß sie nacheinander in den Hafen eingelaufen sind, nachdem sie sich vielleicht vorher einige Zeit auf der Reede unter dem Schutze der Küstenkanonen aufgehalten hatten.

Admiral Togo gab, wie gesagt, mit Eintritt der Dunkelheit nicht nur den Kampf auf, sondern hat auch wohl keine Fühlung mehr mit dem Feinde zu

halten versucht. Er hielt ihn augenscheinlich für sehr stark beschädigt und glaubte, seine Torpedoboote würden bei ihrer großen Anzahl und weit überlegenen Geschwindigkeit leichtes Spiel haben. Darin sollte er sich irren.

Selten hat sich wohl gerade für Torpedoboote eine bessere und verlockendere Gelegenheit geboten als in jener Nacht vom 10. auf den 11. August. Alle Vorbedingungen für einen Erfolg waren vorhanden; die Boote wußten, wo der Feind war und die größte Schwierigkeit gerade für Torpedoboote, das nächtliche Suchen eines Feindes, war nicht vorhanden. Sie wußten ferner, daß die russischen Linienschiffskommandanten und ihre Besatzungen höchst mangelhaft geschult waren, daß sie eben ein schweres Gefecht hinter sich hatten und fast alle Schiffe eine geringe Geschwindigkeit besaßen und teilweise auch verhältnismäßig schwere Beschädigungen davongetragen hatten.

Die japanischen Boote teilten sich, wie auch schon aus dem Vorhergesagten hervorgeht. Die einen griffen den „Zäsarewitsch" an, die anderen die „Pallada" und weitaus der größte Teil die übrigen nach Port Arthur zurückkehrenden Schiffe. Es ist einwandfrei festgestellt worden, daß in jener Nacht über 100 Torpedos verschossen worden sind, ohne daß auch nur ein einziger sein Ziel getroffen hätte. Bei einer Zahl von 30 Booten müssen diese danach also beinahe ihren gesamten Torpedovorrat nutzlos ins Wasser geworfen haben. Es ist das ein sehr bemerkenswertes Ereignis, besonders in Anbetracht der großen Überschätzung, zu welcher die europäische Zuschauerwelt nach dem ersten Torpedobootsangriff am 8. Februar neigte. Ich habe schon damals gesagt, daß eine militärische Leistung mit dem ersteren kaum verbunden war. Hier in der Nacht vom 10. auf den 11. August wurde allerdings eine gewisse Leistung verlangt, wenn auch, wie ausgeführt, unter ganz außerordentlich günstigen und erleichternden Umständen. An dieser Aufgabe sind nun die japanischen Torpedoboote merkwürdigerweise vollkommen gescheitert. Nicht, daß sie den Feind nicht gefunden hätten, das beweist die große Anzahl der verfeuerten Torpedos, nein, im Gegenteil, sie fanden ihn, es gelang ihnen, sich unverletzt auf Schußweite zu nähern, aber sie schossen vorbei.

Während wir also in allen übrigen militärischen Dienstzweigen, sei es zu Wasser, sei es zu Lande, die Japaner ausgezeichnet vorbereitet und ausgebildet sehen, finden wir hier ein völliges Versagen vor. Es muß das entweder auf schlechtes Funktionieren des Torpedomechanismus zurückgeführt werden oder aber auf eine mangelhafte Vorbildung der Torpedobootskommandanten. Wahrschein-

lich war es das letztere, wie auch speziell von den Russen, in diesem Falle wohl einwandfrei, behauptet wird. Der Angriff bei Nacht auf ein fahrendes Schiff muß gelernt und geübt sein, speziell das Schätzen der Entfernung ist außerordentlich schwierig und sich durch das Licht des feindlichen Scheinwerfers nicht vollständig blenden und in Verwirrung setzen zu lassen, verlangt ebenfalls große praktische Gewöhnung. Beides hat den Japanern gefehlt und im Kriege läßt sich so etwas nicht einbringen, das muß im Frieden gelernt sein, dann kann man im Kriege die sich bietenden Chancen und Gelegenheiten benutzen. Zum Lernen aber können letztere nicht mehr dienen, sondern da heißt es Erfolg oder Mißerfolg.

So war nun der zweite Durchbruchsversuch des russischen Geschwaders vollständig gescheitert, der Admiral tot und die Flotte zersprengt. Kein einziges der Schiffe hatte sein Ziel erreicht. Schreiben wir auch hier ohne Abneigung oder Wohlwollen für eine der beiden Parteien, so muß es doch jedem Fachmann in der Seele weh tun, wenn er, wie Goethe sagt, sieht, wie ein großer Aufwand schmählich ist vertan. Und das ist hier wahrhaftig in einer Weise geschehen, wie sie die Kriegsgeschichte selten gesehen hat. War schon die Führung durch Admiral Witthöft unentschlossen, energielos und von ganz falschen Gesichtspunkten ausgehend, so machte es Fürst Uchtomski nicht besser. Er signalisierte nur seinen Schiffen Rückkehr nach Port Arthur, was unter den augenblicklichen Verhältnissen so viel bedeutete, wie, rette sich wer kann. Nun haben die Russen später gesagt, die Beschädigungen hätten es unmöglich gemacht, diese Schiffe noch weit über See, etwa nach Wladiwostock zu bringen. Das mag sein. Aber dann hätte man eben entschlossen den Nahkampf aufsuchen und völlige Selbstaufopferung riskieren sollen. Wären sämtliche russischen Linienschiffe gesunken und nur zwei japanische, so hätte das Baltische Geschwader nach seiner Ankunft in den ostasiatischen Gewässern eine überwältigende Überlegenheit und alle Chancen besessen, die Seeherrschaft ohne große Mühe zu erringen. Ja selbst ein einziges vernichtetes japanisches Schiff wäre von diesem Gesichtspunkt die größten Opfer wert gewesen. Nach Port Arthur zurückzukehren, der belagerten Festung, an deren Entsatz schon damals niemand mehr ernsthaft glauben konnte, hieß, sich dem sicheren Untergang weihen, und zwar einem Untergange, welcher nicht nur der russischen Sache nicht den mindesten Nutzen brachte, sondern auch militärischerseits schmachvoller sich kaum denken ließ. So ist es denn ja, wie wir wissen, auch einige Monate später geworden.

Russischer Verwundetentransport.
(Nach einem Originalaquarell von M. Pinzuer.)

Was die Beschädigungen der verschiedenen Schiffe anbelangt, so wissen wir über die auf japanischer Seite bis jetzt nicht das geringste. Wie immer haben die Japaner mit Erfolg verstanden, die Außenwelt in völliger Dunkelheit darüber zu lassen. Auf russischer Seite sind wir etwas besser orientiert und zwar durch Erzählungen der russischen Offiziere, welche mit dem „Zäsarewitsch" nach Tsingtau gekommen waren. Natürlich sind daher auch über den „Zäsarewitsch" die Angaben am ausführlichsten. Von jenen beiden verhängnisvollen Granattreffern, welche das Schiff manövrierungsunfähig machten und den Admiral mit einem großen Teile seines Stabes töteten, haben wir schon vorher gesprochen. Als der „Zäsarewitsch" in Tsingtau einlief, stand sein vorderer Mast schief und drohte zu fallen. Was sonst von außen auffiel, waren die beiden total durchlöcherten und teilweise vollkommen abgerissenen Schornsteine. Die Schornsteine bestehen bekanntlich aus verhältnismäßig dünnen Blechen und sind nicht gepanzert. Die Folgen solcher Schornsteinverletzungen bestehen hauptsächlich in enormem Kohlenverbrauch, sehr schwierigem Kesselbetrieb und indirekt starker Verminderung der Geschwindigkeit. Insofern sind sie sehr schädlich, wenn sie auch auf die unmittelbare Gefechtsfähigkeit des Schiffes einen Einfluß naturgemäß nicht ausüben. Im ganzen hat der „Zäsarewitsch" 15 Treffer von schweren Granaten, das heißt Kalibern von 30,5 cm oder 20 cm, erhalten. Der Panzer wurde kein einziges Mal durchschlagen. Ein Beweis, wie groß die Entfernungen bezw. wie verhältnismäßig gering die Durchschlagskraft der Sprenggranate ist. Auf Sprengwirkung kam es aber den Japanern vor allem an, und wie der Erfolg gezeigt hat, war diese Berechnung Togos auch richtig. Die überlegene Schießausbildung der Japaner zeigt sich unter anderen darin, daß mit einer einzigen Ausnahme alle diese 15 schweren Treffer auf der vorderen Hälfte des Schiffes trafen und verhältnismäßig dicht nebeneinander saßen. Man ging von Anfang an zielbewußt darauf aus, die Kommandobrücke des „Zäsarewitsch" zu treffen und dem Schiff die Führung zu nehmen. Das Ziel wurde ja auch in glänzender Weise erreicht. Kleinere Granaten und Splitter haben das Schiff natürlich in sehr großer Anzahl getroffen, aber ohne, wie sich denken läßt, schwere Beschädigungen anzurichten.

Einen Begriff von der gewaltigen Wucht einer durch die Luft fliegenden schweren Granate gibt übrigens das folgende Beispiel: Eine 30,5 cm-Sprenggranate flog über die Decke eines schweren Panzerturms hinweg und traf dann eine ungefähr in der Turmmitte befindliche Erhöhung, die sogenannte Zielhaube,

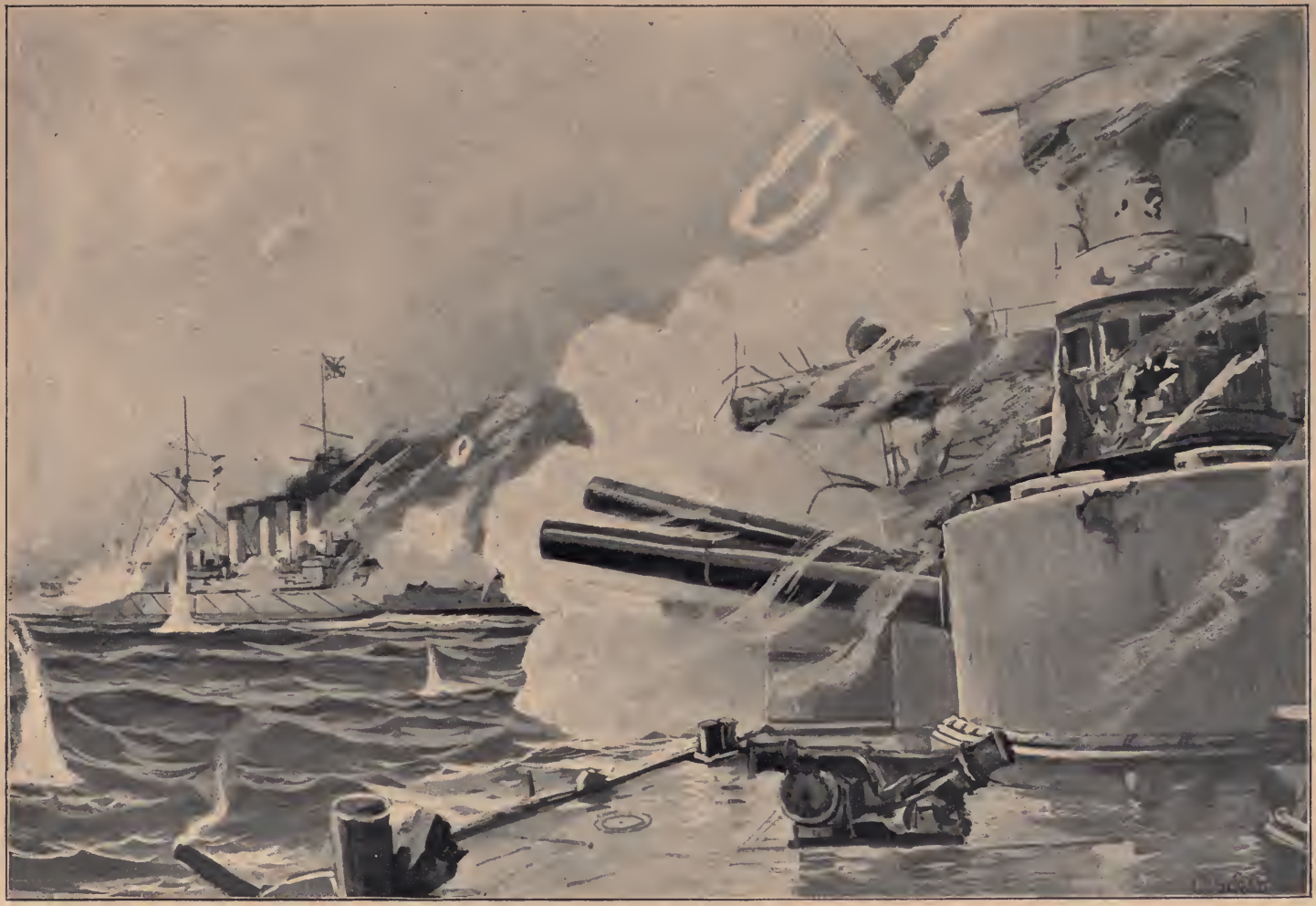
aus welcher der Turmkommandeur durch Sehschlitze einen Rundblick des Horizonts erlangen kann. Die horizontale Decke, welche eine ganz ansehnliche Panzerstärke besitzt, wurde lediglich durch den Luftdruck der über sie wegfliegenden Granate so tief eingebeult oder durchgebogen, daß man dies selbst auf einer kleinen Photographie deutlich unterscheiden kann. Dann traf das Geschoß auf und explodierte. Durch die Erschütterung flogen im Innern des Turmes einige Nietbolzen heraus und töteten einen Mann. Merkwürdigerweise wurde der dem Explosionspunkt zunächst befindliche Mann in der Zielhaube gar nicht verletzt, sondern verlor nur das Bewußtsein.

An den Seitenwänden der Türme prallten die großen Sprenggranaten völlig wirkungslos ab und krepierten ebenfalls ohne Schaden zu tun, da die Sprengstücke nach hinten flogen und so wirkungslos ins Wasser fielen. Im ungepanzerten Teil des Vorderschiffes wurden einige Löcher gerissen, auch der dort liegende Anker weggeschlagen. Beides Sachen ohne jede Bedeutung. Von prinzipieller Bedeutung, um sich so auszudrücken, ist dagegen der Treffer aus einem japanischen 15 cm-Geschütz. Diese Granate schlug seitlich vom „Zäsarewitsch" zunächst aufs Wasser auf, durchdrang die Wasseroberfläche und traf in schräger Richtung nach unten weiter fliegend die Bordwand des „Zäsarewitsch" in einer Tiefe von reichlich zwei Metern unter der Wasserlinie, und zwar eben unter dem Gürtelpanzer auf die völlig ungepanzerte Schiffswand. Die Verletzung bestand in einem Leck, es drang Wasser in das Schiff ein, konnte aber ohne große Anstrengung durch Schließen der wasserdichten Abteilungen und durch Pumpen in unschädlichen Grenzen gehalten werden. Wichtig ist allerdings die Tatsache überhaupt in hohem Grade, daß auch Granaten so tief unter Wasser den Rumpf des feindlichen Schiffes noch treffen können. Hätte dieses Geschoß ein größeres Kaliber, ein wenig mehr Wucht gehabt und wäre es unter einem etwas anderen Winkel aufgetroffen, so konnte anstatt des kleinen ein sehr großes und gefährliches Leck entstehen. Wir müssen die Lehre daraus ziehen, daß der Gürtelpanzer der jetzigen Linienschiffe und Panzerkreuzer nicht tief genug unter die Wasserlinie reicht, sondern hier unbedingt für die Zukunft Wandel geschaffen werden muß. Brände sind bemerkenswerterweise an Bord des „Zäsarewitsch" gar nicht vorgekommen, auch ist die gefürchtete Splitterwirkung beinahe gar nicht eingetreten.

Über ihren Munitionsverbrauch während der Schlacht gaben die Offiziere des „Zäsarewitsch" an, daß die schweren Geschütze ihres vorderen Turmes

76 Schuß, die des hinteren 45 verfeuert hätten, während die 15 cm-Geschütze im ganzen eine Munitonsmenge von 600 Granaten verschossen haben. Angesichts der großen Entfernungen ist dieses so schnelle Feuern der schweren Geschütze auffallend, denn man ist im allgemeinen darauf angewiesen, sparsam mit ihnen umzugehen. Einmal aus dem Grunde, daß die Munitionsvorräte an schweren Granaten verhältnismäßig gering sind, und dann, daß die Geschützrohre den bisherigen Erfahrungen nach höchstens 100 bis 120 scharfe Schüsse überhaupt aushalten, von dem Zeitpunkt an gerechnet, wo sie neu aus der Werkstatt kommen. Jeder von da abgefeuerte Schuß, sei es zur Übung, sei es im Gefecht, vermindert die Leistungsfähigkeit und Haltbarkeit des Rohres. Und wenn deren Grenze erreicht ist, so muß das Rohr gegen ein anderes ausgewechselt werden; jedenfalls ist es unmöglich, weiter damit zu schießen, wenn man ein Zerspringen vermeiden will. Auf dem „Zäsarewitsch" wurden 4 Offiziere und 8 Mann getötet und 50 Offiziere und Mannschaften verwundet. Wie seinerzeit nach dem Gefecht bei Tschemulpo, so klagten auch hier die Offiziere und Mannschaften über die höchst unangenehmen Folgen der Gase, welche sich beim Krepieren der Sprenggranaten entwickeln. Noch einen vollen Tag nach der Schlacht klagten ganz unverletzte Leute über Gefühle der Betäubung, des Schwindels, heftige Kopfschmerzen und sogar völligen Verlustes jeglicher Erinnerung von einem bestimmten Zeitpunkt an. Leute, die sich in der Nähe einer so krepierenden Sprenggranate befunden haben, waren Haare und Bart völlig gelb gefärbt worden. So hat die Sprenggranate eine im militärischen Sinne doppelt günstige Wirkung, einmal durch ihre Sprengstücke, und dann durch die Gase, insofern sie die Gefechtsleistung auch unverletzter Mannschaften zeitweilig ganz erheblich vermindern.

Die Russen sprachen mit größter Bewunderung von den ausgezeichneten Schießleistungen der Japaner auf diese ungeheuren Entfernungen. Niemals hatten sie gedacht, daß man so weit mit Erfolg ein Artilleriegefecht beginnen und durchführen könne. Auf russischer Seite hatte man denn auch zuerst mehr aufs Geratewohl geschossen. Ein weiterer Beweis dafür, daß diese russischen Mißerfolge in erster Linie der mangelhaften Vorbildung zuzuschreiben sind, geht aus der offenherzigen Angabe eines russischen Offizieres hervor, sie hätten am 10. August überhaupt zum ersten Male mit den schweren Geschützen des „Zäsarewitsch" scharf geschossen. Faßt man diese unglaublichen Verhältnisse ins Auge, so kann allerdings vieles nicht wunderbar erscheinen. Der „Zäsarewitsch"



Während des Kampfes.
(Nach einer Skizze von C. Schön.)

war freilich ein neues Schiff und noch nicht lange in Ostasien, aber zu Schießübungen hätte die Zeit schon reichen müssen. Was konnte man so von Leuten, was von Offizieren verlangen.

Was die sonstigen Menschenverluste anlangt, so verloren die drei Kreuzer „Askold", „Nowik" und „Diana" zusammen an Toten 2 Offiziere und 16 Mann, an Verwundeten 4 Offiziere und 67 Mann. Von letzteren kamen die 4 Offiziere und 44 Mann auf den „Askold", wodurch die übrigen Angaben des Kommandanten einigermaßen bestätigt werden. Über die Verluste der nach Port Arthur zurückgekehrten Schiffe wissen wir zuverlässig nichts, nur die ungefähre Angabe von 40 Toten, darunter 2 Offiziere, und 307 Mann Verwundete, darunter 21 Offiziere.

Über die Beschädigungen dieser letztgenannten Schiffe ist ebenfalls nichts Näheres bekannt geworden, außer den schon genannten Verlusten von Masten, Bootskrähnen usw. Schwer und gefährlich können sie jedenfalls im ganzen nicht gewesen sein, jedenfalls sind die sogenannten vitalen Teile nicht verletzt worden, sonst hätten die Schiffe nicht sämtlich mit eigener Maschinenkraft nach Port Arthur zurückkehren können.

Auf japanischer Seite ist uns nur die Anzahl der Toten und Verwundeten nach den offiziellen veröffentlichten Listen bekannt. An erster Stelle steht da das Flaggschiff „Mikasa", welches, wie wir schon berichteten, auch in der Nähe der Kommandobrücke getroffen wurde. „Mikasa" verlor an Toten vier Offiziere und 29 Mann, an Verwundeten zehn Offiziere und 78 Mann, sonst werden Verluste nur auf den beiden Kreuzern „Nishin" und „Kassuga", welche in die Schlachtlinie der Panzerschiffe während des Kampfes eingereiht waren, genannt, ferner auf dem Kreuzer „Jakumo" und einigen Torpedobooten. Der „Nishin" hat sieben Offiziere verloren, im ganzen wurden die Toten und Verwundeten auf 225 Köpfe angegeben, ohne daß wir auch nur den geringsten Anhalt haben, ob diese Zahl der Wahrheit entspricht oder nicht.

Es ist ganz unmöglich, auf Schiffen aus den Menschenverlusten auch nur annähernd auf die Beschädigungen des Schiffskörpers zu schließen. Der Panzer wird auf den japanischen Schiffen ebensowenig durchschlagen sein, wie auf den russischen und die wenigen wirksamen Treffer kommen jedenfalls auf die ungepanzerten Oberbauten. Jene Granate, welche die japanische Flotte beinahe ihres bewährten Führers beraubt hätte und im Moment eine verhältnismäßig große Menschenmenge außer Gefecht setzte, hat vielleicht nur einen ganz ver-

schwindend geringen Materialschaden verursacht. Auf anderen Schiffen wiederum wo Verluste an Menschen nicht angegeben werden, ist möglicherweise die Gefechtsfähigkeit des Schiffes erheblich herabgesetzt worden.

Ob die russische Behauptung zutrifft, daß Admiral Togo nur deshalb den Kampf abgebrochen habe und nach der Havarie des „Zäsarewitsch" nicht näher herangegangen sei, weil seine Schiffe zu stark beschädigt gewesen wären, läßt sich einwandfrei auch nicht konstatieren; wahrscheinlich ist es jedoch nicht, denn wir haben gesehen, daß alle russischen Schiffe mit eigener Maschinenkraft noch verhältnismäßig weite Strecken zurücklegen konnten und fest steht ferner, daß die Japaner unvergleichlich viel besser schossen, als die Russen, woraus dann wieder hervorgeht, daß aller Wahrscheinlichkeit nach die Beschädigungen der japanischen Schiffe auch weit geringer waren.

Die Kreuzerschlacht in der Meerenge von Korea.

Schon bei dem Durchbruchsversuch am 24. Juni waren Gerüchte verbreitet, daß die drei in Wladiwostock liegenden Panzerkreuzer „Rossija", „Gromoboi" und „Rurik" von dem Oberbefehlshaber der gesamten Seestreitkräfte, Admiral Skrydloff, den Befehl erhalten hätten, sich mit den Linienschiffen von Port Arthur zu vereinigen und zwar so, daß sie gerade dann vor Port Arthur erschienen, wenn Admiral Witthöft den Durchbruch versuchte. Es lag dieser Gedanke ja nahe von Anfang des Krieges an, da die Dislokation der Schiffe in zwei so weit auseinanderliegenden Häfen ein grober Fehler in den Dispositionen des derzeitigen mandschurischen Statthalters, Admirals Alexejeff, war. Richtiger wäre es allerdings gewesen, wie ich schon mehrfach andeutete, daß die Linienschiffe von Port Arthur nach Wladiwostock gingen, denn Port Arthur war vom Eintritt der Blockade an für die Russen eine lebensgefährliche Falle. Das hat ja auch das Ende gezeigt. Ob tatsächlich die angedeutete Kooperation der Kreuzer beabsichtigt war, können wir nicht erkennen, ebensowenig wissen wir, ob die Japaner damals, nämlich am 24. Juni, ein entsprechendes Schiffskontingent in der Meerenge von Korea stationiert hatten.

Eine Verbindung zwischen Port Arthur und dem russischen Hauptquartier in Liaujang ist ja immer vorhanden gewesen, teils über Land und teils über Tschifu. Ja, die Aufrechterhaltung und Durchführung der Blockade in diesem Sinne war schon vor Monaten so wenig möglich, daß, wie wir gesehen haben, das Torpedofahrzeug, „Leutnant Buriakoff", unangefochten von Port Arthur nach Niutschwang, und nach eintägigem Aufenthalt dort wieder wohlbehalten in Port Arthur anlangen konnte. Um ein derartiges Auftreten der drei Wladiwostockkreuzer gerade in dem Moment in Szene zu setzen, wo das Port Arthur-Geschwader auslief, hätte natürlich eines sorgfältig berechneten Arrangements bedurft. Die Kreuzer durften weder zu früh noch zu spät eintreffen. Nun war das ja nicht so schwer wie es aussieht; Admiral Witthöft konnte die Zeit seines Auslaufes ganz genau festsetzen, aus dem einfachen Grunde, weil er nur von der Ebbe und Flut abhängig war und am Auslaufen selbst nicht gehindert werden konnte. Wollten die Kreuzer zu rechter Zeit kommen, so mußten sie unbedingt und vor allem trachten, nicht vorher von japanischen Kreuzern be-

merkt zu werden, andererseits lag es ja auf der Hand, daß die Japaner jetzt, nachdem die Küsten Japans durch die Fahrten der Russen in eine förmliche Panik versetzt worden waren, wenigstens in der Meerenge von Korea eine Vorpostenlinie von Schiffen auslegen würden. Daraus ergab sich für die Russen meiner Auffassung nach die Notwendigkeit, nicht durch die Meerenge von Korea zu gehen, sondern außen um die japanischen Inseln herum, um dann von Süden her in das Gelbe Meer zu gelangen. Sicherlich war das ein sehr großer Umweg, aber die drei Kreuzer verfügten über genügende Kohlenvorräte und hätten nur nötig gehabt, den Zeitpunkt ihrer Abreise aus Wladiwostock richtig festzusetzen. Daß eine Kooperation auch diesmal beabsichtigt war, halte ich für zweifellos.

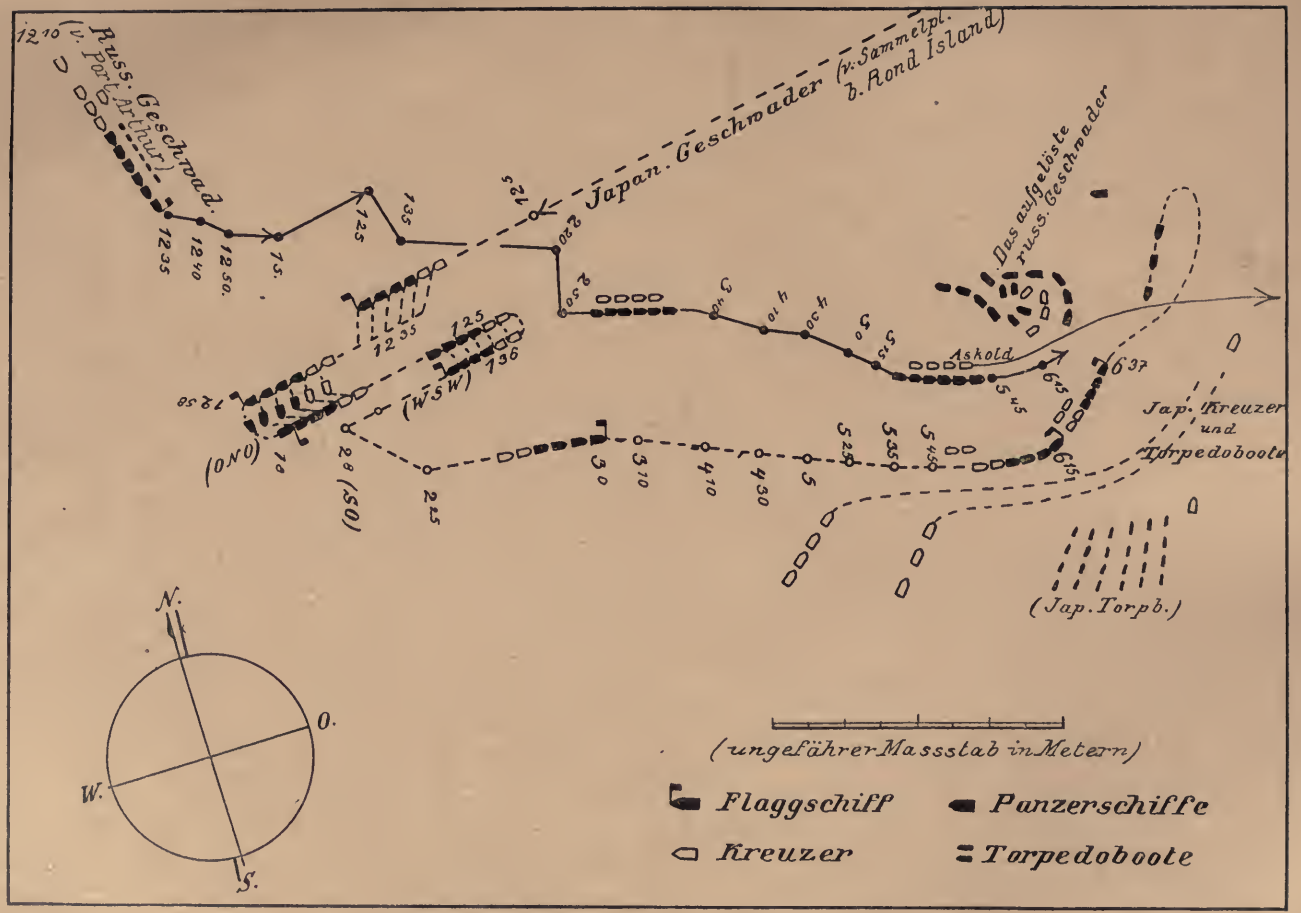
Ob nun ein Mißverständnis schuld war oder andere uns nicht bekannte Umstände, genug, die Wladiwostock-Kreuzer verließen ihren Stützpunkt erst am Morgen des 10. August und dampften, wie es scheint, sehr gemächlich durch die japanische See nach Süden. Erst vier Tage später, am Morgen des 14. August, erschienen sie, von Norden kommend, an der Meerenge von Korea. Was sie inzwischen gemacht haben, entzieht sich völlig unserer Kenntnis, vielleicht suchte Admiral Jessen, welcher die Kreuzer befehligte, nach Handelsschiffen oder anderes.

Die Japaner hatten sich durch frühere Erfahrungen, wo sie vergeblich die russischen Kreuzer gesucht hatten, belehren lassen und alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, welche nach Maßgabe ihrer geringen Streitkräfte möglich waren. Admiral Kamimura, den wir schon von früher her durch diese vergeblichen Jagden kennen gelernt haben, verfügte jetzt über die folgenden Kreuzer: die Panzerkreuzer „Idzumo", „Tokiwa". „Adzuma", „Iwate", ferner über eine zweite Kreuzerdivision unter dem speziellen Befehl des Admirals Uriu, welcher jedoch Kamimura unterstand. Dies waren die Kreuzer kleinen Deplacements „Takatschio" und „Naniwa", welche über geringen Panzerschutz, jedoch je zwei schwere Geschütze verfügen, und ferner die kleinen Kreuzer „Niitaka" und „Tschuschima". Dazu kamen eine Anzahl von Torpedobooten.

Jetzt wie früher war Kamimura die Aufgabe gestellt, die russischen Kreuzer abzufangen, ehe sie in das Gelbe Meer gelangten. Kamimura hatte früher gesehen, daß es völlig aussichtslos war, mit seinen wenigen Schiffen vor Wladiwostock selbst Wache zu halten, noch zweckloser erschien es, auf hoher See kreuzend den Feind zu suchen, und so tat er das was richtig war, er hielt seine gesamten

Nächtlicher Seekampf vor Port Arthur.
(Nach einer Skizze von C. Schön.)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg. Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg.



Skizze zur Seeschlacht vor Port Arthur (S. 207 u. ff.).

Schiffe zusammen und postierte sich in der Meerenge von Korea. Diese ist ja an und für sich schon schmal und ihre Bewachung war durch die in der Mitte liegende Insel Tsuschima noch leichter. Selbstverständlich waren auf ihr, sowie an der japanischen und koreanischen Küste gegenüber, Küstensignalstationen eingerichtet, von welchen ständig Ausguck gehalten wurde und die dauernd mit Kamimura in telegraphischer Verbindung standen. Ebenfalls telegraphisch verbunden war er mit den Stationen an der Tsugarustraße, welche bekanntlich die beiden nördlichsten japanischen Inseln voneinander trennt. Hier mußten nämlich die Russen passieren, wenn sie außen um die japanischen Inseln herumfahren wollten. Diese Straße ist sehr schmal und ein unbemerktes Durchfahren von Schiffen auch bei Nacht ausgeschlossen. Möglich, daß man dort auch für alle Fälle Minen gelegt hatte und die Russen deswegen nicht durchgingen. Sonst hätten die letzteren nur nördlich von der nördlichsten japanischen Insel durch die Straße La Perouse gehen können und dann wäre der Umweg allerdings noch ein bedeutend größerer gewesen. Hätte man trotzdem den Weg außen herum gewählt, so mußten die Kreuzer, um nachher von Süden in das Gelbe Meer wieder zu gelangen, durch die Kette der Liukiu-Inseln passieren. Diese Inseln sind nun sehr klein, sie bilden eine lange Reihe mit sehr vielen Zwischenräumen; mochten auf ihnen auch Beobachtungsstationen sich befinden, so war doch immer eine nicht kleine Chance vorhanden, unbemerkt durchzukommen. Für alle Fälle war aber auch hier telegraphische Verbindung mit Kamimura hergestellt, so daß er sich auf die entsprechenden Nachrichten hin einmal nach Süden begeben und dann möglichst dort die richtige Stellung einnehmen konnte, um die Russen abzufangen. Immerhin war das letztere bei den sehr großen Räumen und der Ungewißheit des Ortes eines schnellen Durchbruchs höchst unsicher. Die Russen machten es ihm auch so leicht wie möglich.

Am 10. August, nach der Schlacht vor Port Arthur, telegraphierte Admiral Togo an Kamimura, daß die Port Arthur-Flotte ausgelaufen sei und ein Teil sich wahrscheinlich bemühen werde, durch die Meerenge von Korea nach Wladiwostock zu gelangen. Wahrscheinlich sei auch, daß das Wladiwostock-Geschwader von Norden entgegenkommen würde. Kamimura verteilte daraufhin die ihm zur Verfügung stehenden kleineren Fahrzeuge über die ganze Breite der Enge und begab sich mit den vier Panzerkreuzern zwischen die Inseln Tsuschima und die koreanische Küste. Hier kreuzte er in Erwartung des Feindes hin und her.

Die Russen fuhren mittlerweile gemächlich und mit geradem Kurse eben auf

diesen Teil der Meerenge los und kamen gegen 4 Uhr morgens, am 14. August, in Sicht der japanischen Panzerkreuzer. Der Kurs der Russen war ungefähr Südsüdost und die Entfernung soll über 10 Kilometer betragen haben. Kamimura steuerte damals gerade ungefähr denselben Kurs wie die Russen, machte jedoch zunächst keine Anstalten, näher heranzugehen, sondern vermehrte nur seine Geschwindigkeit, um möglichst weit nach vorne zu kommen und sich dann quer vor die russische Kiellinie zu ziehen. Wir sehen also hier dasselbe Manöver, wie das, welches Togo vor Port Arthur machte, nämlich seine Schiffe so zu legen, daß sie sämtlich zugleich auf den Feind feuern konnten, während dieser mit seinen hintereinander fahrenden Schiffen nur imstande war, einen sehr kleinen Teil seiner Geschütze zum Feuern zu bringen. Die Russen begünstigten das Manöver noch mehr dadurch, daß sie ihren Kurs noch etwas nach Westen änderten und infolgedessen nun gerade in die nördliche Durchfahrt der Koreastraße hineinhielten. Damit begaben sie sich selbst in die Stellung, welche für sie ungünstig, für die Japaner aber günstig war und liefen nunmehr direkt auf Kamimuras Geschwader los. Kurz darauf bemerkten sie ihn und nunmehr machte Admiral Jessen sofort eine Kehrtschwenkung, um mit nordöstlichem Kurse wieder in das freie Wasser der japanischen See zu kommen. Eine Schwenkung, besonders mit Kreuzern, welche schlechter drehen als Linienschiffe, dauert immer ziemlich lange und während dessen kommt man nicht vorwärts oder jedenfalls sehr langsam. So verloren die Russen viel Zeit und umsomehr, weil sie offensichtlich nicht darauf gerechnet hatten, dem Feinde hier zu begegnen und die Ingenieure nicht angewiesen waren, die höchste Dampfspannung für schnellste Fahrt zu halten. Kamimura benutzte diese Zeit, um sich etwas zu nähern, jedoch beabsichtigte er keineswegs, in den Nahkampf einzutreten, sondern zog es vor, ebenso wie Admiral Togo bei Port Arthur, auf größere Entfernungen die ausgezeichnete Schießausbildung seiner Offiziere und Mannschaften auszunutzen.

Die Russen sahen jedenfalls bald ein, daß ihre Geschwindigkeit nicht ausreichte, um zu entkommen, denn die Entfernung zwischen ihnen und den Japanern wurde nicht größer, allerdings auch nicht kleiner, denn die Japaner hielten mit Bedacht ihre Schiffe so, daß sie genau dieselbe Geschwindigkeit liefen, wie die russischen. Es erleichtert das den Artilleristen das Schießen ganz ungemein, auch der Laie wird das unschwer einsehen: wenn zwei Schiffe genau dieselbe Geschwindigkeit besitzen, so ändert sich ihr Abstand voneinander nicht, der Artillerist kann also jedenfalls annähernd stets auf genau dieselbe Entfernung das

Rückkehr eines Kommandanten von der Befehlsausgabe.
(Nach einer Skizze von C. Schön.)

Visier seines Geschützes eingestellt halten und braucht weder dieses noch den Haltepunkt ständig zu ändern. Das ist natürlich sehr viel einfacher, als wenn Entfernung und Richtung des Schiffes, welches man beschießen will, fortwährend und schnell sich verändern. Es dauerte denn auch nicht lange, da erhielt das am weitesten hintenfahrende Schiff, der „Rurik", die ersten Treffer und zwar hinten. Vergegenwärtigen wir uns immer wieder, daß die Russen in Kiellinie fuhren, also nur das hinterste von ihren Schiffen, der „Rurik", einen erheblichen

Kohlenübernahme auf hoher See.
(Nach einer Skizze von C. Schön.)

Teil seiner Geschütze ins Feuer bringen konnte. Dagegen war er dem Feuer sämtlicher japanischer Kreuzer ausgesetzt, welche mittlerweile auch durch „Naniva" und „Takatschio", die von der anderen Seite gekommen waren, eine Verstärkung erhalten hatten. Der „Rurik" ist nun noch dazu hinten nicht gepanzert und so schlugen auch leichte Geschosse, welche das Heck trafen, sofort durch. Es strömte Wasser ein, das Ruder wurde beschädigt und eine Maschine wurde durch Beschädigung der Schraube außer Betrieb gesetzt. Der „Rurik" konnte deswegen nur noch mit einer Maschine steuern und war nicht mehr imstande, dieselbe Geschwindigkeit zu halten, wie seine beiden Vordermänner. Er signalisierte, daß

er nicht mehr steuerfähig sei, worauf der Admiral Jessen die Antwort gab, er möge mit seinen Schrauben steuern. Das ist nämlich möglich, natürlich nur, wenn beide Schrauben betriebsfähig sind, indem man die eine langsamer, die andere schneller gehen läßt, genau so, wie wenn man in einem Ruderboot sitzt und durch schwächeres oder kräftigeres Rudern auf der einen oder anderen Seite die Richtung des Bootes ändert. Das war aber nicht mehr möglich, weil eben die eine Maschine nicht mehr funktionierte. Admiral Jessen mochte glauben, der „Rurik" könnte, wenn er für kurze Zeit dem feindlichen Feuer entzogen würde, seine Havarien so weit ausbessern, um imstande zu sein, mit den anderen Schiffen zu folgen. Er drehte deswegen mit dem „Rossija" und „Gromoboi" um, fuhr zuerst ein kleines Stück den Japanern entgegen und fuhr dann zwischen dem „Rurik" und den japanischen Kreuzern durch, den ersteren gleichsam mit seinem eigenen Leibe deckend. Danach setzte er sich wieder vor den „Rurik" und dampfte weiter, wie vorher, in nördlicher Richtung.

So war es 8 Uhr morgens geworden und sämtliche russischen Schiffe waren schon beschädigt, am schwersten der „Rurik", dessen Fahrt eine immer langsamere wurde. Dabei kann man dem Admiral Jessen den Vorwurf nicht ersparen, unentschlossen und ungeschickt manöveriert zu haben. Um die genannte Zeit, um 8 Uhr, sah er sich plötzlich so nahe der koreanischen Küste, daß er wieder seinen Kurs ändern mußte, um in die freie See zu gelangen. Dabei verlor er wiederum Zeit und die japanischen Schiffe verminderten die Entfernung noch etwas mehr. Admiral Jessen mochte der Ansicht sein, daß schleunigste Flucht um jeden Preis nötig sei, ganz einerlei, ob die Ordnung aufrecht erhalten wurde oder nicht. Er signalisierte deswegen an „Gromoboi" und „Rurik": „Nach Wladiwostock fahren" und ließ die Maschinen seines Schiffes mit äußerster Anstrengung arbeiten. „Rurik" blieb denn auch immer weiter zurück und nun teilten sich die japanischen Streitkräfte. Die kleinen Kreuzer „Naniva" und „Takatschio" fuhren fort, mit ihren schweren Geschützen den „Rurik" aus großer Entfernung zu beschießen, während Kamimura mit seinen vier Panzerkreuzern „Rossija" und „Gromoboi" verfolgte.

Diese Verfolgung dauerte bis 10 Uhr und nach Aussage der Russen hatten sich die japanischen Schiffe ungefähr auf 3500 m genähert. Eine Entfernung, welche man zum Unterschied von der großen Entfernung artilleristisch als mittlere zu bezeichnen pflegt. Da gab Kamimura plötzlich die Verfolgung auf und kehrte um. Warum, ist schwer erklärlich, denn es lag eigentlich kein Grund dazu vor,

vielmehr hätte der japanische Admiral wahrscheinlich mit seiner großen Übermacht auch diese beiden Kreuzer außer Gefecht setzen können. Es wird umso auffallender, weil der „Rurik" bereits dem Untergange geweiht war, als die vier Panzerkreuzer zurückkehrten. Von allen seinen Geschützen waren nur noch zwei brauchbar, und, was das Schlimmste war, das Hinterschiff füllte sich immer mehr mit Wasser. Es sank tiefer ein und ein Vorwärtskommen war auch kaum mehr möglich. Der stellvertretende Kommandant des „Rurik" faßte, als er sich in dieser hoffnungslosen Lage von unendlich überlegenen Feinden umgeben sah, den Entschluß, sein Schiff zu versenken. Er ließ die Seitenfenster und Bodenventile aufmachen und die Mannschaften sich bereit halten, um über Bord zu springen. Ein Teil band Schwimmwesten um, ein Teil entledigte sich der Kleider gänzlich. Der „Rurik" sank darauf, mit dem Heck zuerst, und zwar damit so schnell, daß das Vorderschiff sich senkrecht in die Höhe richtete. Der größte Teil der Besatzung wurde gerettet.

An Menschenleben haben die Japaner für sich nur 46 Mann tot, darunter 2 Offiziere, und ungefähr 70 Mann verwundet angegeben. Wie stets, ist diese Zahl völlig unkontrollierbar. Die Russen behaupten, wie der folgende Bericht zeigt, die Japaner rechneten nur die schwer Verwundeten, was ja allerdings die Sache bedeutend ändern würde. Was die Russen anlangt, so wurden zirka 600 Mann vom „Rurik" durch die japanischen Boote gerettet, auf der „Rossija" wurde der Kommandant erschossen und 6 Offiziere verwundet. Auf dem „Gromoboi" waren 4 Offiziere tot, 4, darunter der Kommandant, verwundet, und an Mannschaften hatten beide Schiffe zusammen 135 Tote und 307 Verwundete. „Rossija" und „Gromoboi" langten unbehelligt in Wladiwostock an und mußten sich schleunigst einer gründlichen Reparatur unterziehen.

Bevor wir weiter über das Gefecht und seine Folgen sprechen, möge der folgende Bericht eines russischen Seeoffizieres hier Platz finden. Derselbe ist ohne Zweifel in manchen Dingen sehr einseitig, wie es ja auch ganz natürlich, wenn nicht notwendig ist, immerhin ist die Schilderung anschaulich und lebhaft, und die erste, welche in dieser Ausführlichkeit über das Gefecht bei Tsuschima, wie es neuerdings genannt wird, in die Öffentlichkeit gedrungen ist. Als unrichtig wird man wohl die Ansicht des scheinbar noch jungen russischen Seeoffiziers bezeichnen müssen, wenn er sagt, es habe sich zuerst um die Möglichkeit gehandelt, die japanischen Kreuzergruppen zu durchbrechen. Nun war bei der Übermacht der Japaner, ihrer, den Russen gegenüber sehr günstigen Stellung

und der vollständig ausreichenden Geschwindigkeit an das Gelingen eines Durchbruchs gar nicht zu denken. Es handelte sich tatsächlich nur um zwei Möglichkeiten: Flucht oder Kampf bis zum Untergange.

Was der russische Offizier ferner über den Grund des Auslaufens aus Wladiwostock sagt, muß man, wie wir oben gesehen haben, vorläufig noch als zweifelhaft betrachten. Es wäre doch höchst merkwürdig, daß am 11. August, also nach dem unglücklichen und gänzlich gescheiterten Durchbruchsversuch, erst das Telegramm aus Port Arthur abgegangen sei. Wenn aber, so ist es wiederum völlig unerklärlich, daß, wie der russische Offizier berichtet, die Kreuzer erst am 12. August in See gingen. Die offiziösen Mitteilungen darüber gaben, wie ich oben erwähnte, den 10. August an. Für den Gang der Handlung ist es ja gleichgiltig angesichts der Tatsache, daß am 14. August das Gefecht in der Meerenge von Korea stattfand. Immerhin wirft es aber ein höchst unvorteilhaftes Licht auf den Dienstbetrieb und die Übersicht der höheren Führer. War man in Wladiwostock der Ansicht, daß der Durchbruch des Port Arthur-Geschwaders vorläufig gelungen war, so mußten sich doch die Admirale Skrydlow und Jessen von vornherein darüber klar sein, daß die Ankunft der Kreuzer beim Geschwader so schnell und früh wie möglich erfolgen mußte, jedenfalls noch im Gelben Meer und bevor die Linienschiffe die Enge von Korea passierten. Die Saumseligkeit bleibt, wie gesagt, unerklärlich und die Entrüstung unseres Briefschreibers auch nicht unbegreiflich, daß Skrydloff selbst ruhig am Lande blieb, während er doch der Befehlshaber der Seestreitkräfte war. Stand eine Vereinigung der Kreuzer mit den Linienschiffen in Aussicht, und das hat man ja angenommen, so mußte Skrydlow den Oberbefehl über die vereinigte Flotte übernehmen. Er hat es nicht getan.

Hören wir nun die lebendige und ebenso subjektive Schilderung des ungenannten Seeoffiziers:

„Am 11. August traf in Wladiwostock die telegraphische Nachricht ein, daß das Port Arthur-Geschwader tags zuvor ausgebrochen sei und nach Wladiwostock segeln werde. Zu diesem Zwecke solle das Wladiwostock-Geschwader ihm entgegendampfen. Statt mit der ganzen verfügbaren Macht und persönlich auszulaufen, begnügte sich Vizeadmiral Skrydlow damit, dem Kontreadmiral Jessen die drei flotten Panzerkreuzer zu übergeben und die sechs Torpedojäger und fünf Torpedoboote im Hafen zu lassen. (Wozu wir eigentlich in Ostasien Torpedoboote haben, weiß ich nicht; denn bisher haben wir sie noch niemals

Seegefecht am 14. August 1904 zwischen dem Wladiwostock-Geschwader und dem Geschwader Kamimuras bei Tschuschima.
(Nach einem Originalaquarell von E. Schön.)

In einem Seefort von Wladiwostock.
(Nach einer Photographie.)

in Aktion treten lassen!) Am 12. August um $^1/_2$7 Uhr stachen die Panzerkreuzer in See. Zwei Tage später, am 14. August um $^1/_2$5 Uhr früh, befanden wir uns an einer Stelle, welche von den Städten Ulsan und Fusan auf Korea und von der Nordspitze der Insel Tsuschima etwa gleichweit entfernt ist, als wir hinter uns, etwa acht Seemeilen nordwestlich, vier große Panzerschiffe in Sicht bekamen, die auf uns loshielten. Es waren die Panzerkreuzer „Idzumo", mit der Flagge des Admirals Kamimura, „Iwate", „Tokiwa" und „Azuma". Diese vier Schiffe sind bis auf Kleinigkeiten einander gleich und neuester Konstruktion. Ihre Größe schwankt zwischen 9456 und 9906 t, ihre Schnelligkeit zwischen 20,5 und 22 Knoten, ihre Bewaffnung beträgt im ganzen 16 40 Kaliber lange 20 cm-Geschütze, 54 ebenso lange 15 cm-Geschütze, 48 75 mm-Schnellfeuerkanonen und 34 kleinere solche. An Lancierrohren verfügen sie zusammen über 18. Ihr Panzer beträgt an den Türmen 152, an der Wasserlinie 178, am Deck 63 mm — alles Kruppstahl, dessen Widerstandskraft fast dreimal größer ist als jene des Eisens. Was unsere Schiffe anbelangt, so waren diese etwas älter und langsamer, wenn auch größer. Ihre Größe schwankte zwischen 11 930 und 13 675 t, ihre Schnelligkeit zwischen 18,8 und 20,25 Knoten, ihre Bewaffnung bestand im ganzen aus acht 45 Kaliber langen 15 cm-Geschützen, sechs 12 cm-Geschützen, 36 75 mm-Schnellfeuerkanonen und 92 kleineren ebensolchen Mitrailleusen. An Lancierrohren waren 15 vorhanden, die Bemannung zählte 2300 Köpfe. (Jene der Japaner 2700.) Die Panzerung des „Gromo-

boi" allein bestand aus Kruppstahl von einer Stärke von 120 mm an den Türmen, 152 mm an einem schmalen Streifen der Wasserlinie und 63 mm an Deck, die „Rossija" (Flaggenschiff des Admirals Jessen) und der „Rurik" hatten nur Compoundpanzer, dessen Widerstandskraft nur die Hälfte des Krupp-Panzers beträgt, und zwar erstere 203 bis 127 mm an der Wasserlinie, 225 mm an den Türmen, 63 mm am Deck, letzterer 254 mm an der Wasserlinie, 203 mm an den Türmen und 60 mm am Deck. Schon diese zuerst in Sicht gekommenen vier Panzerkreuzer waren also den unsrigen in jeder Beziehung überlegen. Wie Sie aber gleich hören werden, kamen bald darauf auch noch zwei japanische Panzerdeckkreuzer, „Takatschio" und „Naniwa", und zuletzt fünf Torpedoboote in Sicht und nahmen am Kampfe teil. Diese Schiffe sind wohl älter (von 1885) und infolgedessen nicht ganz modern, aber immerhin keine zu verachtenden Gegner. Je 2709 t groß und von 18,75 Knoten Schnelligkeit, führen sie je zwei 35 Kaliber lange 26 cm-Geschütze, sechs 40 Kaliber lange 15 cm-Geschütze, zwölf kleine Schnellfeuerkanonen und vier Lancierrohre. Die Torpedoboote eingerechnet, stellt sich also das beiderseitige Stärkeverhältnis folgendermaßen:

Russen: drei Schiffe mit zusammen 38825 t, 47504 Pferdekraft, 2300 Mann, 12 20 cm-, 48 15 cm-, 6 12 cm-, 36 75 cm-Geschützen, 92 kleinen Schnellfeuerkanonen, 15 Lancierrohren, 18,8 bis 20,25 Knoten, schwacher Panzer.

Japaner: 11 Schiffe mit zusammen 47291 t, 101722 Pferdekraft, 3600 Mann, 4 26 cm-, 16 20 cm-, 36 15 cm-, 48 75 mm-Geschützen und 61 kleinen Schnellfeuerkanonen, mit 41 Lancierrohren, 18,75 bis 29 Knoten, starker Panzer.

Wie Sie sehen, war in jeder Beziehung die Übermacht auf Seite der Japaner, und Jessen kann deshalb nicht getadelt werden, daß er dem ungleichen Kampfe ausweichen wollte, indem er sich gegen Norden wendete. Da aber Kamimura hinter uns schief herankam und bedeutend schneller dampfte, verlegte er uns den Weg und eröffnete um 5 Uhr 23 Minuten morgens das Feuer auf uns. Dabei kam er in der Form eines T gegen uns heran, während gleichzeitig von Süden her die oben erwähnten Panzerdeckkreuzer „Naniwa" und „Takitschio" auftauchten. Diese scheinen aus Fusan gekommen zu sein, während Kamimura von Ulsan her kam. Auf diese Weise waren wir in der Mitte, und es hieß jetzt, durch den Feind durchbrechen. Es wurde Volldampf gegeben und durch zweieinhalb Stunden schien auch alles so weit gut zu gehen, als die Japaner trotz ihrer überlegenen Schnelligkeit uns nicht einzuholen vermochten. Da

nicht anzunehmen ist, daß alle vier Panzerschiffe derart an Schnelligkeit eingebüßt hatten um nicht mehr als 17 Knoten zurückzulegen (welche Schnelligkeit unsere Schiffe mit Rücksicht auf den langsamen „Rurik" einhalten mußten), haben wir den Verdacht, daß es Kamimura überhaupt nicht darum zu tun war, uns einzuholen, sondern daß er (gleich Togo) den Kampf auf große Schußweiten vorzieht, selbst wenn er bedeutend in Übermacht ist. Dieses Fernhalten vom Feind haben wir bei allen Seegefechten feststellen können, folglich kann es kein Zufall sein. Nun hält man sich vom Gegner zur See nur dann in großer Schußweite, wenn man entweder über Artillerie verfügt, die im Gegensatz zu jener des Gegners auch noch auf große Entfernung wirksam ist, so daß man ihn mit Erfolg beschießen kann, ohne selbst viel Schaden zu erleiden, oder wenn man sich zu schwach fühlt, es auf den Kampf Schiff gegen Schiff ankommen zu lassen. Beides traf aber auf die Japaner bisher noch in keinem Seetreffen zu. Stets hatten sie die physische Übermacht und ihre Artillerie ist der unserigen gleich. Unter diesen Umständen kann man weder für Kamimura noch für Togo in die Bewunderung einstimmen, welche ihnen in Europa gezollt wird, denn nach meiner Ansicht verdienen sie eher Tadel, weil sie die beiden guten Gelegenheiten, die sie am 10. und 14. August hatten, uns durch den Nahkampf zu vernichten, nicht benützten. Wie ganz anders handelte in solchen Fällen ein Teggetthoff, Farragut, Nelson!

Um 8 Uhr geriet der „Rurik" in eine schlimme Lage. Schon waren sein Kommandant und der erste Offizier gefallen, so daß Leutnant Ivanov den Befehl übernahm, und nun traf eine feindliche 26 cm-Granate im Heck, sowohl eine Schraube als das Steuer havarierend. Dadurch sank erstens die Schnelligkeit des „Rurik" auf 14 oder $14^1/_2$ Knoten und zweitens wurde er steuerunfähig. Auf sein Signal: „Ich bin steuerunfähig!" signalisierte Jessen: „Mit den Maschinen steuern!" weil ihm nicht bekannt war, daß dies wegen der Schraubenhavarie unmöglich sei.

Sonderbarerweise klärte Ivanov den Admiral über diesen Punkt nicht auf, sondern signalisierte nur zurück, daß er nicht imstande sei zu folgen. Darauf signalisierte Jessen: „Nach Wladiwostock fahren!" und schlug nordwestlich Kurs ein, während „Rurik" sich bemühte, gegen die koreanische Küste abzufallen. Durch zweieinhalb Stunden (bis $^1/_2$11 Uhr) wurden „Rossija" und „Gromoboi" von den vier Panzerkreuzern auf 6000 bis 8000 m Entfernung verfolgt, während die beiden Panzerdeckkreuzer dem „Rurik" auf dem Halse blieben. Bei

der Überlegenheit desselben über seine Gegner konnte Jessen mit Recht voraussetzen, daß es jenem gelingen werde, sich derselben zu erwehren und, längs der koreanischen Küste steuernd, später nachzukommen, weshalb er sich weiter nicht mehr um ihn kümmerte. Seine beiden Schiffe unterhielten aus ihren Rückzugs-Geschützen (4 20 cm-, 15 15 cm- und 9 75 mm-Geschütze) ein lebhaftes Feuer auf die vier Japaner, welche ihrerseits ihre Jagdgeschütze (8 20 cm-, 22 15 cm- und 22 75 mm-Geschütze) mit ihrer Überlegenheit entsprechendem Erfolge auf „Gromoboi" und „Rossija" richteten, von denen namentlich letztere, weil am Heck ganz ungeschützt, stark litt. Es zeigte sich dabei, wie nützlich die Panzerung der japanischen Geschütze und wie töricht die ungepanzerte Aufstellung unserer Geschütze war.

Admiralitätslandungsbrücke in Wladiwostok.

Die Folgen dieses Feuergefechtes waren, daß auf der „Rossija" von den Rückzugs-Geschützen nur noch drei kampffähig blieben und elf Lecke geschossen waren, wiederholt Feuer ausbrach, wobei einmal acht Mann verbrannten, der Kommandant fiel, sechs Offiziere verwundet wurden und überhaupt die Zahl der Getroffenen fast ein Drittel der Bemannung betrug. Von den vier Kaminen waren drei zerschossen und die Kessel beschädigt, so daß die Schnelligkeit sank und der Admiral schon mit der Möglichkeit zu rechnen begann, eingeholt zu werden, weshalb er Sorge trug, das Schiff eventuell in die Luft zu sprengen. Sonderbarerweise bemühten sich die Japaner durchaus nicht,

an die doch so leicht einzuholenden Schiffe heranzukommen! Auch der „Gromoboi" litt unter dem Feuer, wenngleich weniger, weil seine Hauptrückzugsgeschütze durch

Vor Port Arthur aufgefischte Seeminen.
(Nach einer Photographie.)

Panzer geschützt waren. Immerhin wurde durch eine 20 cm-Granate die Offiziersmesse zertrümmert und fast pulverisiert (merkwürdigerweise blieb einzig und allein

ein Käfig mit einem Papagei unversehrt!). Der Kommandant, Kapitän Dabitsch, wurde gleich anfangs durch einen Granatsplitter im Rücken getroffen. Von der Mannschaft war auch schon ein Fünftel getroffen, darunter vier Offiziere tot, drei leicht verwundet und sechs Lecke geschossen. (Im ganzen hatten die beiden Kreuzer 135 Tote, 307 Verwundete.)

Als daher unter diesen Umständen die Japaner kurz vor 10 Uhr etwas näher herankamen und ihr Feuer verstärkten, wurde die Lage sehr kritisch. Hätten die Japaner sich ganz genähert und weiter geschossen, so wären die Schiffe wohl kaum entkommen, so aber brachen die Japaner um $^1/_2$11 Uhr plötzlich das Feuer ab und wendeten! Bei den großen Verlusten und dem schlechten Zustande der Schiffe war nicht daran zu denken, den Japanern zu folgen, welche sich jetzt wohl gegen den zurückgebliebenen „Rurik" wendeten, um wenigstens ihm den Garaus zu machen. Mit schwerem Herzen mußte ihn Jessen seinem Schicksal überlassen und nach Wladiwostock zurückkehren, wo er am 15. August abends eintraf.

Unterdessen war der „Rurik", welcher um $^1/_2$9 Uhr noch 3 bis 4 Meilen hinter seinen Kameraden zurück war, immer weiter zurückgeblieben, so daß die Entfernung schon 30 Seemeilen betrug. Immer hatte er die beiden Panzerdeckkreuzer hinter sich, welche ihm namentlich mit ihren schweren 26 cm-Geschützen furchtbaren Schaden taten. Während er nur 20 cm-, 15 cm- und 12 cm-Geschütze gegen sie verwenden konnte, brachten dieselben vier 26 cm- und acht 15 cm-Geschütze gegen ihn ins Feuer. Es war deshalb ein Fehler des Kommandanten Ivanov, daß er das ungleiche Feuergefecht fortführte, statt den verzweifelten Versuch zu machen, keck gegen die Verfolger zu wenden und sie aus nächster Entfernung anzugreifen. Denn dann konnte er ihnen seine geschützten Breitseiten zukehren und seine ganze Artillerie in Tätigkeit bringen. Auch hatte er dann vielleicht Hoffnung, von Ramme oder Torpedo Gebrauch zu machen. So aber ließ er sich nur zwecklos zerschießen und seine Bemannung dezimieren.

Um Mittag war von den Rückzugsgeschützen nicht eines mehr kampffähig. 6 Offiziere waren gefallen, 7 verwundet, von der Mannschaft waren 168 verwundet, etwa 110 gefallen. Um diese Zeit erschienen die vier Panzerkreuzer im Norden, welche von der Verfolgung zurückkamen, während im Süden die fünf Torpedoboote, geschützt von weiteren drei Panzerdeckkreuzern, auftauchten und sich zu den bisherigen Feinden gesellten. An Entrinnen oder Vernichten eines Gegners war jetzt nicht mehr zu denken. Da von den Lancierrohren nur noch eines dienst-

fähig war, sandte man auf gut Glück einen Torpedo gegen das nächste Schiff, doch blieb dies wegen der zu großen Entfernung erfolglos. Ivanov beschloß daher, das Schiff in die Luft zu sprengen. Dies erwies sich aber unausführbar, weil die Zündschnüre teilweise durch ein explodiertes Geschoß vernichtet waren, teilweise sich aber in einem durch ein Leck vollgelaufenen Schiffsraum befanden. Ivanov befahl daher, die Bodenventile und wasserdichten Türen zu öffnen, um das Schiff volllaufen zu lassen. Nachdem dies geschehen war, erhielt die Mannschaft Rettungsgürtel, soweit solche vorhanden waren, der Rest Bretter in die Hand und es wurde befohlen, daß alles über Bord springen solle, weil sämtliche Boote zerschossen waren. Die Rettung gelang umso leichter, als die Japaner das Feuer eingestellt hatten, sobald „Rurik" nicht mehr schoß. Um 1 Uhr sank der „Rurik", Heck voran, in sein nasses Grab. Die Japaner setzten Boote aus und retteten die 605 Überlebenden (darunter 19 Offiziere, von denen 7 verwundet), welche nach Saseho gebracht wurden.

Die Japaner wollen nur 46 Tote und 68 Verwundete verloren haben, was um so unglaubwürdiger erscheint, als Kamimura selbst erwähnt, daß der „Iwate" 40 Tote und 35 Verwundete gehabt habe, dieses Schiff aber nicht am meisten engagiert war. Auch ist es höchst unwahrscheinlich, daß die beiden ungeschützten Kreuzer zusammen nicht mehr als 3 Tote und 16 Verwundete gehabt haben sollen. Ein anderer japanischer Bericht beziffert die Gesamtverluste auf 220 Mann, und das dürfte der Wahrheit näher kommen, denn das Spitalschiff allein schiffte in Saseho 77 Schwerverwundete, darunter den Prinzen Kapseho, aus. Es scheint somit, daß die Japaner immer nur die Schwerverwundeten zählen, während bei unseren Verlustlisten auch alle, wenn auch noch so leicht Verletzten, mitgezählt werden."

Ohne in der Lage zu sein, diese Darstellungen an einem einwandfreien Tatbestande messen zu können, wollen wir gleichwohl versuchen, einen Blick mehr allgemeiner Natur auf die Ereignisse dieser Kreuzerschlacht zu werfen. Da ist zunächst unbestreitbar, daß die Russen es an Aufmerksamkeit haben fehlen lassen; sie ließen sich überraschen und befanden sich schon in einer artilleristisch ungünstigen Position, als sie die Japaner bemerkten. Diese hatten sogar Zeit genug gehabt, sich auf beiden Seiten der russischen Kreuzerlinie zu gruppieren, nämlich auf der einen Seite die vier Panzerkreuzer, auf der anderen die geschützten Kreuzer „Naniva" und „Takatschio". Eine zweite schwere Unterlassungssünde der Russen bestand, wie schon gesagt, darin, daß ihre Maschinen und

Kessel nicht zu sofortiger Höchstleistung bereit waren. Nach den Nachrichten, welche man in Wladiwostock erhalten hatte, mußte Admiral Jessen gleichwohl auch in jener Gegend der Meerenge von Korea mit der sofortigen und plötzlichen Notwendigkeit rechnen, von der äußerst erreichbaren Schnelligkeit Gebrauch zu machen. Admiral Jessen hat tatsächlich sofort die Kehrtschwenkung ausgeführt, sowie er die Überlegenheit des Feindes bemerkt hatte. Auch das muß als ein Fehler bezeichnet werden. Erfolg verhieß ein solches Mannöver eigentlich nur, wenn seine Kreuzer den japanischen erheblich überlegen waren. Um die Richtigkeit dieser Behauptung zu erkennen, muß man bedenken, daß in dem Augenblick, wo der Admiral die Kehrtschwenkung ausführte, die Japaner sich bereits beinahe in Schußweite befanden. Nun war ja ohne Zweifel der russische Admiral nicht darüber orientiert, welche Geschwindigkeit die japanischen Kreuzer noch würden entwickeln können; voraussichtlich hat er sie unterschätzt und geglaubt, die Kessel und Maschinen der Japaner seien durch die anstrengenden Blockadedienste abgebraucht. In dieser Täuschung bestärken mochte ihn während des Gefechtes zu Anfang noch die Wahrnehmung, daß die japanischen Kreuzer sich immer in verhältnismäßig weiter Entfernung hielten und nicht nahe herankamen. Unser berichterstattender Offizier vermutet ganz richtig, daß dieses Abbleiben planmäßig geschah und seinen ganz bestimmten Zweck hatte. Betrachten wir nun die Formation der beiden Geschwader, oder verständlicher ausgedrückt, ihre Schlachtordnung.

Die Russen fuhren einer hinter dem anderen, „Rossija" voran, „Rurik" am Ende. Hinter dem „Rurik" fuhren die japanischen Schiffe, auch eins hinter dem anderen, zunächst war aber ihre Kursrichtung senkrecht zu der der Russen. So entstand denn dieselbe unglückliche Situation für die letzteren, wie bei Port Arthur, daß sie von allen japanischen Schiffen zugleich beschossen wurden, während von ihren Geschützen nur ein geringer Bruchteil zum Tragen gebracht werden konnte. Nun wäre es allerdings Admiral Jessen ein Leichtes gewesen, diese Situation, jedenfalls artilleristisch, für sich zu verbessern. Er brauchte, wenn er die Absicht zu fliehen auch weiter durchführen wollte, nur aus der Kiellinie eine sogenannte Dwarslinie zu formieren und es hätten dann wenigstens alle drei Schiffe mit ihrer ganzen Heckarmierung den Feind beschießen können. Bei der überlegenen Schießfertigkeit der Japaner mochte er sich aber davon wenig versprechen, zumal das Heck der „Rossija" und des „Gromoboi" ebensowenig vertikale Panzer besitzen, als das des „Rurik". Es ist mehr als

Wegnahme des englischen Dampfers „Malakka“ durch den russischen Hilfskreuzer „Petersburg“.
(Nach einer Skizze von C. Schön.)

wahrscheinlich, daß bei einer solchen Taktik auch die beiden anderen Kreuzer durch Treffer im Heck bald lahm geschossen worden wären.

Später übrigens, als man den „Rurik" zurückließ, scheint es, als ob „Rossija" und „Gromoboi" in Zickzacklinien gelaufen sind, um dem Feinde wenigstens immer einen Teil ihrer Breitseite zeigen und ihn mit einer größeren Geschützzahl beschießen zu können. Sobald die geschützten Kreuzer „Naniwa" und „Takatschio" herangekommen waren, mußte die Lage für die Russen als eine verzweifelte angesehen werden. Der Versuch Jessens, für einige Minuten den „Rurik" gegen das feindliche Feuer zu decken, war wohl unzweckmäßig. Dem „Rurik" konnte es bei seinen schweren Verletzungen nichts nützen, während er sich selbst und die „Rossija" mit den Breitseiten dem Feuer der Japaner aussetzte. Es waren Minuten, während derer „Gromoboi" und „Rossija" sehr große Menschenverluste erlitten. Die an sich sehr starke Breitseitenarmierung der „Rossija" entbehrt gänzlich des Panzerschutzes, die des „Gromoboi" ist ungenügend geschützt. Der Panzerschutz der beiden Kreuzer in der Wasserlinie besteht nur aus ganz schmalem Gürtel und läßt das Vor- wie das Hinterschiff ungedeckt. So war denn die Wirkung der japanischen Artillerie eine ähnliche, wie am Tage von Tschemulpo, als der „Askold" zusammengeschossen wurde.

Russischer Torpedobootszerstörer Rästelnd.
(Nach einer Photographie.)

Völlig ungeschützt standen die Leute an ihren Kanonen und unterhielten pflichttreu das Feuer. Aber was für Leistungen konnten von den ohnehin wenig ausgebildeten Schützen verlangt werden, wenn sie sahen, wie eine Granate nach der anderen neben und hinter ihnen platzte, ihre Kameraden

in Stücke riß und durch betäubende Dämpfe ihnen Entschlußkraft und Bewußtsein beeinträchtigte.

Man muß sich eigentlich wundern, daß „Rossija" und „Gromoboi" keine schweren Verletzungen in der Wasserlinie erhalten haben. Unaufgeklärt bleibt endlich, wie ich schon andeutete, weshalb die vier japanischen Panzerkreuzer die Verfolgung der „Rossija" und des „Gromoboi" aufgaben.

Wegzulaufen ohne überlegene Geschwindigkeit ist auch für den Kreuzer eine höchst mißliche Sache und hier lag einer der wenigen Fälle vor, wo es für den angegriffenen Kreuzer geboten war, auf jede Flucht zu verzichten und den Verzweiflungskampf mit allen Kräften anzunehmen. Dann hätten wenigstens die Japaner eine Einbuße erlitten und im Laufe der folgenden Monate würden die Russen die Richtigkeit des alten englischen Prinzips an sich erfahren haben, daß es unter allen Verhältnissen, wie widrig sie auch sein mögen, nützlicher ist, nur an Schädigung des Feindes zu denken als an die eigene Verteidigung. Die erstere schließt beinahe immer die letztere indirekt in sich, während das Umgekehrte nicht der Fall ist. Der Schiffbau muß aus diesem Gefecht die Lehre ziehen, daß Artillerie und Rumpf des Panzerkreuzers besser geschützt werden müssen, hauptsächlich aber die Schiffsenden, welche man sehr fehlerhafterweise bisher vernachlässigen zu dürfen glaubte.

Eine weitere sehr wichtige Erfahrung haben die beiden Gefechte am 10. und 14. August ergeben in dem schon erwähnten häufigen Vorkommen von Artillerietreffern tief unter Wasser. Auch hier sind entsprechende schiffbauliche Schlüsse zu ziehen.

Es war ein trauriges Schauspiel, als „Rossija" und „Gromoboi" wieder in den Hafen von Wladiwostock einliefen. Stolz hatten sie ihn vor wenigen Tagen mit dem „Rurik" verlassen und die Bevölkerung von Wladiwostock war voll Stolz und freudigen Jubels auf den Hafenmolen versammelt gewesen, um den Scheidenden guten Erfolg zu wünschen. War doch gerade das Wladiwostock-Geschwader bisher das einzigste gewesen, welches Rußlands Ehre zur See hochgehalten hatte und nun handelte es sich ja, wie man hörte, gar um ein Ereignis von höchster Wichtigkeit, nämlich das durchgebrochene Port Arthur-Geschwader einzuholen und mit ihm nach Wladiwostock zu fahren. Man glaubte sich am Vorabend großer und günstiger Ereignisse: Wladiwostock als Basis der gesamten russischen Flotte, einer siegreichen Flotte, nach langen Mißerfolgen und ungeheuren Schwierigkeiten in der belagerten Festung Port Arthur. Mit gespann-

tester Aufmerksamkeit spähte man jeden Tag auf das Meer hinaus, um die erfolgreiche Flotte möglichst früh zu erblicken und große Menschenmengen waren beständig unterwegs.

Da, eines Abends näherten sich langsam zwei Kreuzer, die man bald als „Rossija" und „Gromoboi" erkennen konnte. Aber sie waren allein, sie begleiteten kein mächtiges Panzergeschwader, sie waren zu dreien ausgelaufen und nur zwei kehrten zurück. Wie sahen diese zwei aber aus. Die Masten beschädigt und teilweise nicht mehr vorhanden, die Schiffe stark nach der Seite überliegend, Dampf quoll aus ihren Breitseiten heraus und je näher sie kamen, desto deutlicher waren die furchtbaren Verwüstungen auf den Oberdecks zu übersehen. Neben den Geschützen lagen Verwundete, Leichen und abgerissene Gliedmaßen, alles war mit Blut bespritzt, durch Pulver geschwärzt oder durch die giftigen Gase krepierender feindlicher Granaten mit grellem Gelb gefärbt. Die Reeling war durchlöchert und zersplittert, große Lappen Eisenblechs hingen herunter wie Papierfetzen. Auch die Schornsteine hatten wieder stark gelitten und waren teilweise durchlöchert. Der Kommandant der „Rossija" war tot, des „Gromoboi" verwundet. Merkwürdigerweise war der Admiral Jessen unverletzt geblieben.

Was die weiteren Beschädigungen der Schiffe anlangt, so wurde im Hafen festgestellt, daß die „Rossija" elf Lecks erhalten hatte, der „Gromoboi" fünf, und daß während dieses Gefechtes auf so große Entfernungen, während dessen größten Teils der unglückliche „Rurik" das Hauptziel gebildet und seine beiden Vordermänner bis zu einem gewissen Grade gedeckt hatte. Immerhin konnten sich die Offiziere und Besatzungen der beiden Kreuzer mit Recht sagen, daß sie den ungleichen Kampf tapfer geführt hatten. Sie waren für die Fehler des Admirals nicht verantwortlich. Admiral Skrydlow mag wohl keine Gefühle der Genugtuung empfunden haben, wo er, der verantwortliche Oberbefehlshaber, während zweier unglücklicher Seegefechte, am Lande geblieben war.

Der Eindruck des Erfolges in Japan.

So hatte der kurze Zeitraum von vier Tagen Japan von zwei großen Sorgen befreit und in der Hauptstadt Tokio herrschte großer Jubel. Was das Gefecht am 10. August angeht, hätte man allerdings wohl einen größeren Erfolg lieber gesehen und hatte ihn wohl auch erwartet. Das Versagen der Torpedoboote erschien rätselhaft. Immerhin war ja viel erreicht und was angesichts

der ungewissen Zukunft nicht unterschätzt werden durfte, die japanische Flotte hatte keinen einzigen Schiffsverlust zu beklagen. Das russische Geschwader war auseinandergesprengt worden. Ein nicht unbeträchtlicher Teil rüstete in neutralen Häfen ab und kam somit nicht mehr in Rechnung; die anderen lagen in Port Arthur und man konnte schon damals annehmen, daß diese Schiffe dem Admiral Togo keine großen Schwierigkeiten mehr bereiten würden.

Das Lazarett der Kaiserin von Rußland in Mukden.
(Nach einer Photographie.)

Weit größer war aber die Freude über den Sieg Kamimuras in der Meerenge von Korea. Diese Wladiwostockkreuzer hatten, wie ich schon sagte, durch ihre kühnen Streifzüge die größte Beunruhigung erregt, es war ihnen bisher immer gelungen, sich jener Verfolgung zu entziehen, und gerade, wenn man sie am wenigsten erwartete, tauchten sie plötzlich wieder auf. Wir haben mit der Schilderung des Gefechts in der Koreaenge etwas vorgreifen müssen, da sie in ursächlichem Zusammenhang stand mit dem verunglückten Ausfall des Port Arthur-Geschwaders, und so seien kurz die früheren Fahrten der Wladiwostockkreuzer in folgendem nachgeholt.

Kosakenangriff in d
(Nach) einer Originalz

Schlacht bei Waiangku.
ung von M. Plinzner.)

Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg.

Von Mitte Juli bis Anfang August hatte Admiral Jessen mit der „Rossija", „Gromoboi" und „Rurik" zwei Kreuzfahrten unternommen, deren Durchführung man als kühn und geschickt geleitet voll anerkennen muß. Mitte Juli gingen die Kreuzer durch die enge Straße von Tsugaru durch, welche die japanischen Inseln Yeddo und Nippon voneinander trennt, um in den Stillen Ozean zu gelangen. Dort liefen sie nach Süden an der Küste Japans herunter

Im Lazarett der Kaiserin von Rußland in Mukden.
(Nach einer Photographie.)

und erschienen vor den großen japanischen Hafenstädten, ja, sie trieben ihre Kühnheit so weit, daß sie, allerdings aus weiter Entfernung, einige Granaten nach Yokohama hineinwarfen. Ihre Absicht war, wie immer, nach Japan bestimmte Handelsdampfer abzufassen, und sie mochten Nachricht davon haben, daß zwei mit großen Geldsummen in Gold beladene Dampfer während jener Tage aus Amerika erwartet wurden. Diese faßten sie allerdings nicht ab, dagegen drei andere Dampfer, unter anderen den deutschen, an eine japanische Gesellschaft vermieteten Dampfer „Thea", endlich noch einen kleinen japanischen Küstendampfer und vier Dschunken. Sämtliche Fahrzeuge, mit Ausnahme eines

Dampfers, wurden versenkt, da sie nicht genug Kohlen an Bord hatten, um mit diesen nach Wladiwostock gelangen zu können. Wägt man den materiellen Verlust, so war er nicht groß, dafür aber zeigte sich, wie groß der moralische Eindruck speziell auf die Hafen- und Küstenbevölkerung war. Die ganze Schiffahrt an der Ostküste Japans stockte während jener Zeit und hauptsächlichste Ursache mag wohl gewesen sein, daß tatsächlich keine japanischen Kriegsschiffe in jenen Gegenden zur Verfügung waren, welche den Kreuzern hätten entgegentreten können. Nicht einmal Küstentorpedoboote scheint man in den Häfen zurückbehalten zu haben, denn sonst wäre es unmöglich gewesen, daß die russischen Kreuzer sich längere Zeit vor Yokohama aufhielten.

Man wußte in Japan, daß Admiral Kamimura schon seit Monaten den Auftrag hatte, mit seinem überlegenen Kreuzergeschwader die Russen zu verjagen oder zum Kampfe zu zwingen. Die Schwierigkeit dieser Aufgabe wurde natürlich verkannt und es richtete sich eine allgemeine Empörung gegen den unschuldigen Admiral. Japanische Zeitungen schrieben bereits ganz unumwunden, nach so viel Mißerfolgen müsse ein anderer an die Stelle Kamimuras treten und ihm selbst bleibe nichts übrig, als sich das Leben zu nehmen. Sein Haus wurde durch den wütenden Pöbel zerstört und seine Familie mußte flüchten. Da kann man sich nun den Umschwung der Stimmung und den Jubel denken, als die Nachricht von dem glücklichen Gefecht am 14. August in Japan anlangte. Der geschmähte und beleidigte war während einiger Zeit der gefeiertste Mann in Japan und wir müssen ihm zugestehen, daß er es verdient hatte. Admiral Togo hatte ihn vor eine schwierige und undankbare Aufgabe gestellt, und es war ihm, wenn auch nach langen Mühen, gelungen, sie in ausgezeichneter Weise zu lösen. Denn gelöst war sie: Das russische Geschwader war um ein Drittel vermindert und die beiden entkommenen Schiffe hatten so schwere Verletzungen erlitten, daß man schon damals ihre Tätigkeit bis auf weiteres als beendet ansehen konnte.

Admiral Kamimura gehört dem alten japanischen Kriegsadel, den Samurais, an und ist aus dem Stamme der Satsuma. Er nahm schon an jenen ersten Kämpfen teil, welche dem jetzigen Mikado die Alleinherrschaft sicherten. Im Kriege gegen China zeichnete er sich als Kommandant des Kreuzers „Akitsuschima" besonders aus und zwang in der Schlacht am 25. Juli 1894 ein chinesisches Kriegsschiff zur Übergabe. Auch in der Hauptschlacht jenes Krieges bei Haijangtau, oder wie sie auch vielfach genannt wurde, der Seeschlacht am Jalu,

zeichnete er sich besonders aus, kurz er hatte bereits eine ruhmvolle Laufbahn hinter sich und bei dem brennenden Ehrgeiz der Japaner läßt sich denken, wie schwer er unter den ungerechten Angriffen seiner Landsleute litt, bis der Erfolg am 14. August ihn so glänzend rehabilitierte. Kamimura hat, wie alle höheren japanischen Seeoffiziere, lange Zeit in England geweilt und war hauptsächlich mit dem Studium schiffsbautechnischer Fragen betraut worden. Auf den Bau der modernen japanischen Flotte hat er dann einen entscheidenden Einfluß gehabt.

Das Schicksal des „Räschitelni".

Wir wissen nicht, wie das besiegte und ohne Ruhm zurückkehrende Geschwader in Port Arthur empfangen wurde, es scheint aber eine allgemeine Enttäuschung und von seiten des Generals Stössel große Unzufriedenheit vorhanden gewesen zu sein. Es verbreitete sich das Gerücht, Stössel habe den Admiral Fürst Uchtomski, welchem ja nach Witthöfts Tode die Führung des Geschwaders oblag, vor ein Kriegsgericht gestellt, oder aber ihn in Arrest gesetzt. Genaues ist darüber nicht bekannt, und vielleicht, um diesen Tatbestand zu verheimlichen, gelangte kurz darauf die Nachricht nach Europa, Fürst Uchtomski sei erkrankt. Tatsache ist, daß ihm das Geschwaderkommando genommen wurde und an seiner Stelle der bisherige Kommandant des Kreuzers „Bajan", Kapitän zur See Wiren, trat. Dieser verdiente Offizier, dessen Tätigkeit wir schon verschiedentlich erwähnten, wurde gleichzeitig zum Admiral befördert. Leider sollte er keine Gelegenheit mehr haben, die Scharte des 10. August wieder auszuwetzen.

Eines bemerkenswerten Vorgangs, welcher allerdings militärische Bedeutung nicht hatte, müssen wir noch kurz gedenken. Am selben Tage, als Admiral Witthöft mit seinem Geschwader Port Arthur verließ, wurde das russische Torpedoboot „Räschitelni" von Port Arthur mit wichtigen Depeschen nach dem naheliegenden Hafen von Tschifu entsandt. Tschifu ist bekanntlich ein chinesischer Hafen und somit neutral. Der „Räschitelni" gelangte unbelästigt bis dorthin, vermutlich, weil alle vor Port Arthur vorherbefindlichen japanischen Schiffe durch das Auslaufen des russischen Geschwaders voll in Anspruch genommen waren. Vor Tschifu wurde er aber von einigen japanischen Torpedobooten bemerkt, welche dort kreuzten, jedenfalls mit der Aufgabe, gerade den Depeschenverkehr mit Port Arthur zu verhindern. Der „Räschitelni" hatte von dem Festungskommandanten in Port Arthur von vornherein den Befehl erhalten, keinen Versuch der Rückkehr dorthin mehr zu machen, sondern sofort nach seiner

Ankunft in Tschifu abzurüsten. Er handelte dementsprechend und meldete dem chinesischen Admiral Sah, welcher dort mit drei Kreuzern lag, er werde sofort mit der Abrüstung beginnen. Die Chinesen überzeugten sich, daß die Russen auch dementsprechend handelten und so wäre die Sache korrekt erledigt und in Ordnung gewesen. Da plötzlich, während der folgenden Nacht, erschienen zwei japanische Torpedoboote der „Kasumi" und „Asaschiwo", im Hafen von Tschifu, legten in der Nähe des „Räschitelni" an, und ein Teil ihrer Mannschaften begab sich, geführt von ihren Offizieren, an Bord des „Räschitelni". Der chinesische Admiral protestierte, ohne allerdings Gewalt anzuwenden, während der russische Kommandant mit seinen Leuten einen tapferen aber nutzlosen Widerstand leistete. Er berichtet, er habe den ersten japanischen Offizier, der den „Räschitelni" betrat, in Ermanglung einer Waffe mit der Faust in das Gesicht geschlagen und dann über Bord ins Wasser geworfen. Die Japaner hatten aber die Übermacht und machten kurzen Prozeß, sie verjagten die russische Besatzung, nahmen den „Räschitelni" in Schlepp und verließen den Hafen.

Es war dies also ohne Zweifel ein ganz eklatanter Bruch, eine Verletzung der chinesischen Neutralität und der Vorgang zeigt wieder, wie illusorisch die Neutralität ist, wenn der betreffende neutrale Staat nicht die Macht hat, sie zu verteidigen. Allerdings hätte der chinesische Admiral wohl die genügende Macht besessen, die Mannschaften der beiden japanischen Boote mit Erfolg abzuwehren, aber hinter ihnen stand eben Japan, und dem gegenüber, fürchtete Admiral Sah, würden er und seine Regierung den kürzeren ziehen. Möglicherweise hatte er auch tatsächlich gar nicht die Absicht, energisch zu handeln und sein Einspruch geschah nur, um den Eindruck zu erwecken, als ob er zwar versucht habe, die Neutralität geltend zu machen, jedoch gezwungen worden sei, der Gewalt zu weichen. Die Diplomatie nahm sich darauf der Sache an, aber gleichfalls ohne Erfolg. Ein durch die französische Regierung der japanischen übermittelter russischer Protest blieb unbeachtet. Die japanische Regierung behauptete, die Russen hätten bereits längst selbst die Neutralität von Tschifu verletzt, indem sie es zu ihrer ständigen Nachrichtenstation gemacht hätten. Es habe dort eine Station für drahtlose Telegraphie bestanden. Proviant sei von Tschifu nach Port Arthur gegangen, kurz, als neutrales Gebiet hätte die japanische Regierung diesen Hafen nicht mehr ansehen können. Somit habe man auch das volle Recht gehabt, den „Räschitelni" wegzunehmen. Ganz unbeachtet blieb natürlich auch das Verlangen der chinesischen Regierung auf Rückgabe des „Räschitelni".

Ein Augenzeuge stellt den Vorgang folgendermaßen dar; er sagt in manchen Einzelheiten anders als die offiziösen Berichte, scheint aber im allgemeinen sich an die Wahrheit zu halten:

„Beim Dunkelwerden beobachteten wir das Eintreffen zweier Torpedoboote im Hafen; beim Näherkommen erkannten wir, daß es Japaner waren.

Der chinesische Admiral Sah schickte seinen Flaggleutnant zu ihnen an Bord mit der Anweisung, den Hafen zu verlassen. Sie versprachen dies auch, unterließen die Ausführung aber vorläufig. Eine halbe Stunde später schickte sich der Admiral an, persönlich mit ihnen in Verbindung zu treten, um eine Verständigung und die Ausführung seiner Befehle zu erwirken. Sie versprachen wiederum, zu gehorchen, dampften jedoch in Richtung auf das russische Kriegsschiff, wo sie dann auch ankerten.

Ein Dampfpinasse wurde abgesandt, um einzuschreiten; ein Boot mit einer bewaffneten Schutzwache war bereits seit 4 Uhr nachmittags des vorhergegangenen Tages bei dem entwaffneten Schiff stationiert.

Feldgottesdienst der russischen Truppen.
(Nach einer Photographie.)

Die Japaner machten nicht die geringsten Anstalten, den Hafen zu verlassen, sondern schickten etwa um 3 Uhr morgens mehrere Boote mit bewaffneter Mannschaft und einem Offizier aus, die sich dem Russen näherten. Die

chinesische Schutzwache machte den Japanern bekannt, daß sie nicht an Bord des Schiffes dürften, da es entwaffnet sei und unter chinesischem Schutz stehe. Sie beachteten diese Warnung nicht, sondern schickten sich an, mit dem russischen Kommandanten zu verhandeln, um die Erlaubnis, an Bord eines Schiffes zu gehen, zu erhalten. Der chinesische Offizier protestierte dagegen, doch die Japaner nahmen gar keine Rücksicht auf die Wache. Sie gingen dann an Bord des Schiffes, wo ihr Offizier mit dem russischen Kommandanten sofort handgemein wurde; beide fielen über Bord. (Der japanische Offizier biß dabei den Russen in den Finger.) Die chinesische Wache war unfähig, irgend etwas dagegen zu tun.

Die Japaner kletterten dann an Deck und begannen zu feuern. Ein allgemeiner Kampf entspann sich, dem eine laute Explosion folgte.

Die chinesische Wache, unfähig irgend etwas zu unternehmen, machte sich von dem Russen los und stand der Besatzung dadurch bei, daß sie die einzelnen Mannschaften ihres Schiffes aus dem Wasser zog.

Ich sah den russischen Kommandanten auf die chinesischen Dschunken zu schwimmen, verfolgt durch japanische Boote, von denen aus auf ihn gefeuert wurde.

Ein japanisches Torpedoboot befestigte dann ein Schlepptau an dem russischen Schiff und schleppte es fort. Unser Flaggschiff wurde benachrichtigt und als das Torpedoboot mit dem Russen in Schlepptau vorbei kam, gab ersteres den Befehl zu halten.

Das andere Torpedoboot manöverierte in Nähe der chinesischen Kreuzer und ging längsseit des Flaggschiffes. Sie erhielten von dem Flaggschiff das Signal, daß sie den Hafen nicht mit dem russischen Schiff verlassen dürften, wobei ersteres „Klar zum Gefecht" machte und seine Geschütze auf das zweite japanische Torpedoboot richtete. Letzteres antwortete, falls man Feuer gebe, werde es sämtliche im Hafen befindlichen chinesischen Kreuzer mit Torpedos beschießen.

Das Flaggschiff seinerseits antwortete, falls man darauf bestehe, den Russen aus dem Hafen zu schleppen, werde es feuern. Das Torpedoboot versicherte dann, es werde versuchen, sein anderes Schiff einzuholen, werde ihm des Admirals Befehl überbringen und es veranlassen, zurückzukehren.

Es dampfte dann fort in Begleitung des anderen Torpedobootes mit dem Russen in Schlepptau und beide gewannen die hohe See.

Es war die Absicht des chinesischen Admirals, die Ausführung seines Befehls zu erzwingen, er wurde aber getäuscht durch die lügnerischen Angaben des zweiten Torpedoboots; er fürchtete außerdem, durch etwaiges, vielleicht unnötiges Schießen Handelsschiffe zu beschädigen. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Japaner über die Entwaffnung des russischen Schiffs genau unterrichtet waren, hatte der Admiral sie doch zweimal am Abend davon benachrichtigt und mit dem japanischen Konsul über die Angelegenheit mehrfach verhandelt.

Die Entwaffnung war vollendet, die Geschütze in meinem Dampfboot verstaut um $4^1/_2$ Uhr nachmittags am vorhergegangenen Tage.

Zweifellos haben die Japaner einen groben Verstoß begangen."

Russische Kriegsschiffe in Tsingtau.

Die Ankunft der russischen Schiffe in Tsingtau schildert uns ein dort ansässiger Deutscher in lebhaften Farben; die Äußerungen der russischen Offiziere entsprechen, wie wir früher gesehen haben, wenn auch wohl unbeabsichtigterweise, nicht ganz dem tatsächlichen Verlauf des Gefechts.

„Vorgestern trug uns die Flut der Ereignisse im Norden ein Stück des Krieges in unsere stille Tsingtau-Bucht. Es war am 11. August am Spätnachmittage, als ein russisches Kriegsschiff, die „Nowik", gefolgt von russischen Torpedobooten, einlief. Gegen Abend tauchte am Horizont ein schwerer russischer Panzer auf. Langsam kam er näher, dunkel ragte er auf. Etwas schien nicht in Ordnung zu sein in dieser schwimmenden Festung. Durch die Stadt liefen Gerüchte von einer großen Seeschlacht im Norden. Besonders die zahlreich hier wohnenden Japaner waren in höchster Aufregung und jagten an den Strand, um die Bewegungen der Schiffe des Erbfeindes zu betrachten und dann wieder auf das Telegraphenamt, um Botschaft in alle Winde zu senden.

Da donnert der „Nowik" seinen Salut, und von den Höhen klingt die Antwort zurück. Es wurde Nacht und die Finsternis entzog den noch immer in weiter Entfernung langsam sich nahenden Panzer den Blicken.

Am nächsten Morgen lag heller Sonnenschein auf den Wassern. Der „Nowik" ist verschwunden. Dort liegt der schwarze, späte Gast. Wir treten in eine kleine Dschunke an der Arkonabrücke. Der chinesische Bootsmann zieht das kümmerliche Segel hoch, und ein frischer Wind treibt uns hinaus.

Blendendweiß liegen der „Tiger" und die „Hansa" vor uns. Wie das alles glänzt und blitzt auf den deutschen Kriegsschiffen. Dort liegt das Ungetüm, dem wir uns nähern, kommt aus grimmer Seeschlacht. Dorthin wenden sich auch die Blicke. Man sieht schon aus der Ferne, wie schwere Geschütze gestern, vorgestern Tod und Verderben auf das Schiff gespien. Im Schornstein klafft ein Riß, der Mast steht schief und je näher man kommt, desto mehr zeigen sich die Greuel der Verwüstung.

Endlich halten wir am Fallrepp. Wo man hinfaßt, wo der Fuß hintritt, das Geländer, die Stufen zeigen noch die frischen Spuren der Geschosse. Ernst, mit schweigender Höflichkeit empfangen uns die Offiziere. Am Deck stehen die

In den russischen Schanzen.
(Nach einer Photographie.)

Mannschaften. Etwas Müdes nach einem harten Todesringen, etwas Grimmiges, etwas wie wilde Entschlossenheit liegt auf den Gesichtern; ein Etwas, was man mit einem Blicke liest und nie wieder vergißt. Die Leute haben dem Tode stundenlang ins Auge geschaut und sind entschlossen, im nächsten Augenblick wieder den Kampf aufzunehmen. Die ärgsten Spuren des Kampfes sind noch kaum entfernt. Nur die Toten hat man bestattet. Die Schwerverwundeten hat man an Land gebracht.

Wir treten zu den einzelnen Gruppen. Wo einer der Offiziere oder der Mannschaften etwas Deutsch oder Französisch spricht, ist er von den Fragern umringt. „Wir sind durchgebrochen, aus Port Arthur, morgens um 6 Uhr kam das Kommando. Bald sahen wir am Horizont die japanischen Torpedoboote. Alles stürzte sich schließlich auf uns. Gegen vier japanische Kreuzer

und sechs größere und kleinere Kreuzer hatten wir drei Stunden lang stand zu halten. Ein Hagel von Geschossen schlug gegen die Eisenwände. Wir haben uns gewehrt nach allen Seiten. Um 6 Uhr abends riß eine Granate den ersten Admiral weg. Nur die Beinstumpfe zeigten, wo er gestanden." „Auf der Kommandobrücke sind alle tot oder schwer verwundet, nur ich bin verschont," sagte ein schlanker Offizier. Mit tötlicher Sicherheit waren die Granaten gerade hier auf die Kommandobrücke und in die umliegenden Räume gefahren. Am Schornstein klaffte von oben bis unten ein zwei Meter breiter Riß. Alles war zertrümmert, verbogen, zusammengeschmolzen. Eisen und Granatsplitter lagen überall umher. „Ich sah die „Iltis" bald nach dem Kampf," erzählte ein Herr, „aber das war doch wenig im Vergleich zu diesen Verwüstungen." Überall zeigten sich die Spuren größerer und kleinerer Geschosse.

„Wie lange wir hier noch bleiben und wohin wir gehen?" antwortete mir ein Balte auf meine Fragen: „Wir wissen nichts. Wir warten, bis uns der Kaiser Befehl gibt." „Die „Nowik" ist schon wieder „draußen" ", fügte er mit grimmigem Lächeln hinzu.

Da draußen fallen noch die eisernen Kriegswürfel. Vae victis!

Siegesjubel in Japan.

Der folgende Brief aus Tokio, welcher ungefähr eine Woche nach dem Gefecht in der Meerenge von Tsuschima geschrieben wurde, möge endlich als Charakteristik der damaligen Stimmung und zugleich als Schluß dieses so wichtigen Abschnittes, welcher die russische Flotte zertrümmerte, im Wortlaut folgen:

Ganz Yokohama rüstet immer weiter zum großen Banzai. Auf allen Brücken sind große Holztore errichtet, mit Grün umwunden, mit den japanischen Farben, rot und weiß, angestrichen, mit elektrischen Glühbirnen besteckt. Überall sieht man die gekreuzten Fahnenstangen mit den dicken roten Bällen in die Luft ragen. Die Banken schmücken ihre ganzen Fassaden. Einzelne Firmen bereiten Fackelzüge vor, jeder Japaner bekommt ein Kostüm. Die Lampions sind bedeutend im Preise gestiegen, Feuerwerk ist kaum noch zu haben. Nun braucht nur Port Arthur noch zu fallen, und es geht los. Aus Sorge, daß es inzwischen noch einmal regnet und die schönen Farben abgewaschen werden könnten, hat man breite buddhistische Dächer über die Arrangements aufgespannt. Ein Engländer, einer von denen, die immer weiser sind als andere Leute, macht in einer Zuschrift an eine Zeitung den Vorschlag, man solle doch das schöne Geld

nicht so verpulvern, sondern es lieber zur Unterstützung der Witwen und Waisen usw. verwenden. Man könnte ja einen Zettel an die Häuser derer kleben, die für solche Zwecke wöchentliche oder monatliche Beiträge zahlen, und die brauchten dann nicht zu illuminieren. Schön gedacht! Wer seine Fensterscheiben lieb hat, wird aber doch illuminieren. Der patriotische süße Pöbel könnte solch ein Zettelchen leicht übersehen, oder auch denken: Geld allein macht es nicht!

Sir Claud Macdonald, der englische Gesandte, der sich vergnügungshalber im kühleren Nikko aufhielt, ist am Dienstag, den 23. August, wieder in Tokio eingetroffen. Alles wird zum Siegeszeichen! Man meint, daß diese Rückkehr mit dem bevorstehenden Fall von Port Arthur zusammenhängt.

Admiral Kamimura ist jetzt wieder von dem Mob Tokios in Gnaden aufgenommen. Als er die drei flinken Wladiwostocker Kreuzer, die die „Sadomaru" und die „Hitachi Maru" versenkt hatten, nicht fassen konnte, rottete sich, wie erinnerlich sein wird, der Pöbel zusammen, um sein Haus zu vernichten und seine Familie zu lynchen. Jetzt, nach dem siegreichen Gefecht, in dem der „Rurik" unterging und nach der Vernichtung des „Nowik" hat er nicht nur von hoher Stelle Auszeichnungen und Anerkennungen empfangen, sondern in seiner Wohnung in Tokio sind auch eine Menge von Briefen, Postkarten, Telegrammen eingetroffen, etwa fünfzig davon waren anonym. Einige trugen nur das eine Wort „Banzai", die Zeitungen veröffentlichen einige Proben:

„Ich freue mich, daß mein Sohn gerächt ist. Ich bitte Sie (d. h. die Frau des Admirals), Ihrem Gatten meinen ehrfürchtigen Dank zu übermitteln.

Die Mutter eines Soldaten von der „Kinshu Maru"."

„Endlich ist das Wladiwostocker Geschwader gefaßt. Japan hat gesiegt. Wir alle danken Ihnen." (Unterschrieben von einem neunjährigen Knaben und einem siebenjährigen Mädchen, vermutlich Kinder von Opfern vom „Tsuschima".)

Die Schlacht bei Liaujang.

Aufmarsch und Stellungen der Gegner.

In der Mandschurei hatten mittlerweile die mehr oder weniger wichtigen Vorpostengefechte aufgehört und beide Gegner rüsteten sich zu dem großen Schlage. Kuropatkin hatte, seinen anfänglichen Dispositionen getreu, die gesamten ihm zur Verfügung stehenden Streitkräfte bei Liaujang zusammengezogen und erwartete hier nunmehr den Gegner. An und für sich war das dortige Gelände zur Verteidigung außerordentlich geeignet. Wie die Skizze zeigt, liegt Liaujang, das heißt der Ort selbst, da, wo sich der Taitseho und die Eisenbahnlinie kreuzen. Nach Süden und Südosten ist eine Hügelkette vorgelagert, welche zunächst beinahe in der Richtung Ostwest verläuft und danach nach Norden umbiegt und bis zum Taitseho verläuft, welcher sie durchschneidet. Auf der anderen Seite des Flusses setzt sie sich, niedriger werdend, fort, nimmt zugleich eine nordöstliche Richtung und läuft dann südöstlich von dem nachher viel genannten Orte Jentai, ein Stück in beinahe paralleler Richtung, zum Taitseho. Jenen erstgenannten Teil des Bergzuges zwischen der Bahnlinie und dem Tait-

seho hatten die Russen als gegebene Verteidigungsstellung zur Anlage von Befestigungen benutzt. Wir wissen, daß seit der Ankunft Kuropatkins auf dem Kriegsschauplatz Liaujang das Hauptquartier und auch das Verproviantierungszentrum der russischen Mandschurei-Armee gebildet hatte. Seit dem Sommer waren die russischen Ingenieure ununterbrochen tätig gewesen, hier ausgezeichnete Befestigungen zu schaffen. Tausende von Chinesen hatten die Arbeiten ausführen müssen, welche von dem Generalmajor Welitschko geleitet worden waren. Dieser galt und gilt für einen ausgezeichneten Ingenieur-Offizier und hatte seinerzeit vor der Abschneidung Port Arthurs dort mit großem Geschick die letzte Hand an die Befestigungswerke gelegt. Auch die Stellung von Kintschau, welche ja als solche sich den Anforderungen vollkommen gewachsen gezeigt hatte, war nach seinen Plänen und unter seiner Anleitung erfolgt. Näheres über die Befestigungen und hauptsächlich die Artillerie, mit welcher sie armiert waren, ist nicht bekannt geworden. Da aber nach allem, was man erfahren hat, die Russen noch nicht Zeit gehabt hatten, schwere Geschütze mit der Bahn nach Liaujang zu befördern — die Bahn war ja vor allem durch die Truppentransporte und die direkten Bedürfnisse der Armee in Anspruch genommen — kann man annehmen, daß es meist nur Feldgeschütze waren, welche sich in den Stellungen von Liaujang befanden. Deutsche Militärautoritäten glauben außerdem, daß noch einige Mörser vorhanden waren.

Wie wir sehen, laufen nun im Süden dieser Stellung zwei bis drei Hügelketten ungefähr senkrecht zu der Stellung, und da diese höher sind als die befestigte Stellung, so lag darin von vorneherein ein erheblicher Nachteil. Außerhalb der Befestigungen waren im Bereich der Eisenbahn bis zum Flusse Tanho, einem Nebenflusse des Taitseho, drei russische Armeekorps nach Süden bezw. Südosten vorgeschoben. Zunächst der Eisenbahn, am Oberlaufe des Schaho, stand das erste Armeekorps, direkt südlich von Liaujang das dritte und am Tanho das zehnte Armeekorps. Hinter diesen auf der anderen Seite des Taitseho und nicht weit von seinem Kreuzungspunkte mit dem Tanho stand das siebzehnte Armeekorps. Um Liaujang selbst oder vielmehr dahinter waren das zweite, vierte und fünfte Korps in Bereitschaftsstellungen gruppiert. Das fünfte Korps war erst in der letzten Zeit an Ort und Stelle eingetroffen, außerdem stand bei Liaujang noch die ganze russische Kavallerie, soweit sie nicht in der Vorpostenstellung Verwendung gefunden hatte. Unmittelbar südlich und teilweise südwestlich von Liaujang, also mehr eine direkte Befestigung des Ortes,

Koreaner.
(Nach einem Holzschnitt in „Tour du monde".)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg.

Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg

lag noch eine zweite stark befestigte und auch armierte Verteidigungslinie. Die russischen Vorposten bildeten den Teil eines Kreisbogens, welcher von Anschangschan über den Tanho und Anping bis an den Taitseho reichte, da wo sich von ihm ein anderer südwärts gerichteter linker Nebenfluß, der Lanho, abzweigt. Nehmen wir Liaujang als Mittelpunkt dieses Kreisbogens, so war die Vorpostenkette durchschnittlich ungefähr dreißig Kilometer davon und ungefähr zwanzig von dem äußeren Befestigungsgürtel entfernt. Natürlich sollen diese Zahlen

Russisches Feldhospital bei Liaujang.
(Nach einer Photographie.)

und können auch keine genauen sein, sondern nur einen ungefähren Begriff von den Entfernungen geben.

Die japanischen Armeen hatten nach den Gefechten Anfang August und nach der Einnahme von Haitschöng Halt gemacht und der Marschall Oyama alle Vorbereitungen zu einem großen konzentrischen Angriff getroffen, von welchem er sich offenbar entscheidenden Erfolg versprach. Schon deswegen mußte er eine längere Pause machen, weil bei den durch die Regenzeit grundlos gewordenen Wegen die Nachschübe sonst seine Armee nicht rechtzeitig erreicht hätten. Man muß stets im Auge behalten, daß, je weiter die japanischen

Armeen in das Innere der Mandschurei vordrangen, desto länger auch die Verbindungslinie nach rückwärts wurde. Proviant, Munition und vor allem auch Ersatztruppen brauchten unverhältnismäßig lange Zeit, um nachzukommen, jedenfalls verglichen mit europäischen Geländeverhältnissen. Außerdem mußte zur Ausführung eines nicht nur konzentrischen, sondern einheitlich geleiteten Angriffs der Zusammenhang der drei Armeen ein absolut gesicherter sein. Es handelte sich nicht nur, wie bis dahin, um eine lückenlose Nachrichtenverbindung durch Telegraph und Telephon, sondern es war außerdem unbedingt erforderlich, daß die einzelnen Truppenteile eine so dichte Kette bildeten und so direkte Fühlung miteinander besaßen, daß eine Verschiebung während der Schlacht, also schnelle Verstärkung an einer Stelle und entsprechendes Wegnehmen von Truppen an einer anderen, sich sicher und schnell ausführen ließ. Die japanische Stellung ist ebenfalls aus der Skizze deutlich ersichtlich. Auf dem rechten Flügel beginnend, finden wir hier zunächst die Armee Kuroki, deren Marsch von Korea über den Jalu über Föngwangtschöng und die nordöstlichen Gebirgspässe des Föngtschuiling wir verfolgt haben. Sie setzte sich bekanntlich zusammen aus der Garde, der zweiten und zwölften Division und lehnte sich mit ihrem rechten Flügel an den Lanho bezw. das linke Ufer des Taitscho. Die Pfeile in der Skizze deuten ihre nachherige Rechtsbewegung an, welche auf Überflügeln und Abschneiden der russischen Armee von ihren rückwärtigen Verbindungen gerichtet war. Auf dem linken Flügel der zwölften Division und auf der anderen Seite der Straße folgt in einiger Entfernung der rechte Flügel der Armee Nodzu, welchen wir auch unter dem Namen Takuschan-Armee kennen gelernt haben. Es waren dies von rechts nach links die fünfte, zehnte und vierte Division, an welche letztere sich dann unmittelbar die Armee Oku in Gestalt der vierten, dritten und sechsten Division, außerdem einer Kavalleriebrigade westlich der Bahn anschloß. Die japanischen Vorposten lagen ungefähr sieben Kilometer von den russischen entfernt.

Was nun die Stärke der beiden Armeen anlangt, so ist sie, wenn wir nur die tatsächlich zum Kampf verwendbaren Truppen rechnen, wohl annähernd gleich und betrug gegen 200000 Mann auf jeder Seite. An Geschützen verfügten die Russen über 650 Feldgeschütze, die Japaner um etwa 50 mehr.

Werfen wir nun einen Blick auf die beiden Stellungen im ganzen, so fällt unmittelbar auf, daß trotz der starken russischen Verteidigungsstellung im Süden von vornherein die Gefahr einer Überflügelung von Südosten bezw. Osten

her durch die Armee Kuroki bestand. Diese befand sich nicht nur in gefahrdrohender Nähe der Eisenbahn, dieser stets gefährdeten und so unendlich wichtigen einzigen Rückzugslinie der Russen, sondern sie ragte von vornherein schon erheblich nach Nordosten oder vielmehr beinahe Norden über Liaujang hinaus. Andererseits wäre es sehr bedenklich für Kuropatkin gewesen, wenn er von Anfang an seinen eigenen linken Flügel verlängert und weiter vorgeschoben hätte, da man nicht wissen konnte, an welcher Stelle Kuroki vorstoßen werde und ein schnelles Hin- und Herbewegen der russischen Streitkräfte über den Taitseho und Tanho bei der Schwerfälligkeit der russischen Truppen von ihm nicht für ausführbar gehalten werden mochte. Man muß deswegen die anfängliche Verteilung seiner Streitkräfte auf dem linken Flügel unbedingt billigen. Hier bildete den äußersten vorgeschobenen linken Flügel das 10. Armeekorps und erheblich dahinter in Bereitschaftsstellung nach verschiedenen Seiten das 17. und endlich dahinter das 5. Korps. Dieses, wie hier gleich bemerkt sei, wurde kurz vor Beginn der Schlacht noch über die Bahnlinie nach Nordosten in der Richtung auf die nachher so heiß umstrittenen Kohlengruben von Jentai hinausgezogen. Auch hier, wie wir sehen werden, zeigte Kuropatkin richtigen Blick.

Die Lage der japanischen Armeen war nicht so günstig, wie es auf den ersten Moment den Anschein haben mag. Sie verfügten nur über gleiche Streitkräfte, befanden sich einer befestigten Stellung gegenüber und zu einer Einschließung von zwei Seiten reichten die Truppen nicht aus. Marschall Oyama konnte somit von vornherein nicht darauf rechnen, Kuropatkin ein Sedan zu bereiten, wie es schon seit Monaten nicht nur die japanischen, sondern auch englische und deutsche Zeitungen prophetisch verkündet hatten. Gemäß der Örtlichkeit und der Stellung ihrer Armeen war Oyama also darauf angewiesen, die Armeen Oku und Nodzu vorwiegend zum Festhalten und Beschäftigen der ihnen gegenüberstehenden russischen Truppen zu verwenden, auch zur Erschütterung der russischen Verteidigungsstellung durch die überlegene japanische Artillerie, während dem rechten Flügel unter Kuroki dann naturgemäß die Aufgabe zufiel, durch energisch ausgeführte Umgehungsbewegungen und Angriffe

bis zur Bahnlinie vorzudringen. Gleiche Qualitäten der Truppen und der Führung vorausgesetzt, kann man also die Chancen der Russen nicht für ungünstig erklären. Diese Gleichheit war aber entschieden nicht der Fall, speziell verfügte Kuropatkin nicht über eine Anzahl tüchtiger und selbständiger Untergenerale, wie Oyama es tat, und so hat der russische Oberbefehlshaber schon

Skizze zur Schlacht bei Liaujang.

vor der Schlacht alle Vorbereitungen getroffen, um bei ungünstigem Verlaufe rechtzeitig den Rückzug anzutreten. Schon Tage vor der Schlacht befand sich der Troß und die ungeheuren seit vielen Monaten aufgestapelten Vorräte auf dem Marsche nach Norden. Gewiß eine kluge und vorsichtige Maßnahme, welche aber andererseits nicht geeignet war, das Selbstvertrauen der russischen Truppen und Unterführer zu erhöhen.

Vorrücken der Japaner längs der Eisenbahn. (Nach einer Photographie.)

Vorrücken der Japaner.

Am 24. August begann die japanische Stellung langsam vorzurücken und es kam zunächst naturgemäß zu mehr oder minder heftigen Kämpfen zwischen den Vortruppen. Die Bewegungen endeten nach fünf Tagen mit dem Rückzug der übrigens wie immer tapfer kämpfenden Russen auf die äußere Befestigungsstellung. Während dieser Kämpfe gelang es den Japanern, eine russische Batterie zu erobern, welche derart im Morast versunken war, daß sie nicht mehr weiter gebracht werden konnte. Um diese acht Geschütze entspann sich am 28. August ein wütender Kampf und zwar standen sich Teile des 1. russischen Armeekorps und die Truppen Okus gegenüber. Der Führer der russischen Nachhut, Generalmajor Rutkowski, warf sich mit seiner Brigade den überlegenen japanischen Streitkräften entgegen, um die Batterie zu retten. Er fiel, von mehreren Kugeln durchbohrt, und anstatt seiner übernahm der

Oberstleutnant von Raben den Oberbefehl. Aber so hartnäckig und heldenmütig die Russen sich auch wehrten, sie konnten dem wütenden Ansturm der Asiaten nicht Stand halten, und mußten unter verhältnismäßig ungeheuren Verlusten zurückgehen.

Mit nicht geringerer Tapferkeit kämpfte zwei Tage vorher ein Teil des zehnten russischen Armeekorps gegen die Truppen Kurokis. Es handelte sich um die Verteidigung eines kleinen Dorfes Hegon, nicht weit von Anping durch das Regiment Tamboff mit einer Batterie. Von Mitternacht bis 4 Uhr nachmittags leistete die kleine Truppe den heldenmütigsten Widerstand und konnte erst überwältigt werden, als japanische Artillerie auf ihrem Flügel aufgefahren war und sie nun der Länge nach mit ihrem vernichtenden Feuer bestrich. Stark zusammengeschmolzen und unter Zurücklassung seiner Geschütze gelang es dem tapferen Regiment mit genauer Not, sich zurückzuziehen. Kuroki hatte seine Aufgabe richtig angefaßt und es war ihm gelungen, die Russen so weit zurückzudrängen, daß er mit der Hauptmasse seiner Truppen, ohne von der russischen Aufklärung bemerkt zu werden, nun nach Norden bis an den Taitseho heranrücken konnte. Mit der Umsicht und Überlegtheit, welche die Japaner stets bei ihren Unternehmungen auszeichnete, hatte er sich mit Pontons und sonstigem Brückenmaterial reichlich ausgerüstet, um den infolge der Regenzeit hoch angeschwollenen Fluß zu überschreiten. Augenscheinlich und sehr fehlerhafterweise hatten die Russen mit dieser Möglichkeit nicht gerechnet und eine Gegenbewegung ihres linken Flügels, um Kuroki am Übergange zu hindern, unterblieb. Diese Unterlassung sollte verhängnisvoll sein. Den Nachteil allerdings nahm Kuroki in Kauf, daß er sich mit seinen Truppen auf diese Weise weit von der Armee Nodzu entfernte, und somit ein lückenloser Zusammenhang keineswegs mehr vorhanden war. Auch davon machte Kuropatkin bezw. die betreffenden Unterführer keinen rechtzeitigen Gebrauch.

Am 30. August begann Oyama mit entscheidendem Vorgehen, und zwar nach japanischer Weise, zuerst mit einem furchtbaren Artilleriefeuer, um die Stellung des Gegners zu erschüttern. Auf beiden Seiten wurde mit beispielloser Heftigkeit und Wut gekämpft, aber es gelang nicht, den wilden Ansturm der Japaner aufzuhalten, und je mehr sie sich der russischen Stellung näherten, je mehr sich diese also auf einen engeren Raum zusammenzog, desto drohender wurde eine Umgehung von der westlichen Seite, also durch den linken Flügel der Armee Oku. Hier gingen die Japaner mit so unwiderstehlicher Energie

vor, daß Kuropatkin einen Teil seiner hinter Liaujang befindlichen Reserve an seinen rechten Flügel, westlich der Bahn, ansetzen mußte. Es ist bemerkenswert, daß sich auch hier unter der direkten Leitung des Oberbefehlshabers, wie in früheren Gefechten stets, zeigte, daß die russischen Truppen trotz ihrer unleugbaren Tapferkeit niemals auf die Dauer den Angriffen der Japaner Widerstand zu leisten vermochten. Nicht nur die japanischen Führer zeigten ohne Ausnahme absolute Nichtachtung der Menschenleben und völlige Schonungslosigkeit ihrer Truppen, sondern auch diese ließen sich durch die größten Terrainschwierigkeiten, das fürchterlichste Feuer und die schwersten Verluste nicht einen Moment zum Halten bringen. Im gleichen Eilschritt stürmten sie über ihre getöteten und verwundeten Kameraden hinweg, ohne Aufhören das den Russen so unheimliche leise und wilde Gebrüll ausstoßend.

Währenddessen überschritt die Armee Kurokis unangefochten den Taitseho und von diesem höchst wichtigen Ereignis erfuhr Kuropatkin erst am folgenden Tage, dem 31. August. Der General erkannte sofort, wenn auch zu spät, die Gefahr und mochte sich darüber klar sein, daß an einen Sieg jetzt nicht mehr zu denken war. Um dem Schlimmsten vorzubeugen, nahm er sämtliche noch verfügbare Truppen zusammen und rückte nach Nordosten Kuroki entgegen. Am Abend des 31. August waren diese Bewegungen noch im Gange und die übrigen Teile der russischen Stellung konnten sich nunmehr, an die Befestigungen gelehnt und durch deren Feuer unterstützt, halten. Man darf annehmen, daß der Marschall Oyama um diese Zeit keine Fühlung mehr mit seiner rechten Flügelarmee Kuroki besaß.

In der Nacht vom 31. August auf den 1. September zog General Kuropatkin seine gesamte Kavallerie und das erste sibirische Armeekorps von Liaujang nach Norden über den Taitseho zurück und die übrigen Truppen folgten am nächsten Tage, während zwei Armeekorps, das vierte und das zweite, außerdem eine Infanteriedivision, sich nunmehr auf die unmittelbare Verteidigung der zweiten befestigten Stellung eben südlich Liaujang beschränkten. Die japanischen Truppen befanden sich somit im unbestrittenen Besitz des äußeren mit so großer Hartnäckigkeit verteidigten Vorgürtels. Daß es so kam, war das Verdienst Kurokis, dessen kühne Bewegung, wie gesagt, Kuropatkin veranlaßte,

alle verfügbaren Kräfte aus der Hauptstellung zurückzuziehen und der japanischen Umgehungsarmee entgegenzurücken. Die Armeen Oku und Nodzu nutzten zunächst ihren Erfolg nicht aus; die fürchterlichen Anstrengungen der letzten Kampftage waren selbst ihrer Ausdauer und Energie zu viel geworden. Zum Tode ermattet sanken die japanischen Soldaten in den gewonnenen russischen Stellungen zu Boden und an eine Verfolgung war nicht zu denken. Sobald es der Zustand der Truppen erlaubte, begann Oyama nun die hochgelegene Be-

Japanische Offiziere.
(Nach einer Photographie.)

festigungsstellung der Russen zu benutzen, um von ihr aus Liaujang unter Artilleriefeuer zu nehmen. Die Russen befanden sich um diese Zeit von dort schon in vollem Abzuge.

Schon am Morgen des 1. September erging an alle Nichtkämpfer der Befehl, Liaujang zu verlassen. Die Händler verkauften in Eile ihre Waren auf der Straße oder versuchten, sie noch auf Wagen zu verladen, aber schon krepierten die japanischen Granaten über den Straßen, Häuser brannten und stürzten zusammen, so daß alles in rasender Eile aus der Stadt hinausdrängte.

Kosakenposten in der Mandschurei.
(Nach einer Photographie.)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch japanische Krieg.

Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg.

Rast eines japanischen Streifkorps.
(Nach einer Photographie.)

Die fremden Militärattachees wurden unter Bedeckung nach Norden geführt und konnten beobachten, wie ein ununterbrochener Strom von Transportmaterial und Soldaten die Eisenbahnbrücke über den Taitseho passierte. Ein englischer Korrespondent skizziert diesen Moment folgendermaßen: Als die erste Granate in die Fremdenniederlassung fiel, waren in 15 Minuten die Truppen- und Lazarettzüge und auch andere Züge, gefüllt mit den Einwohnern, zur Abfahrt bereit. Nur die Chinesen blieben zurück. Hals über Kopf stürzten die Menschen aus den Restaurants, Offiziere und Ordonnanzen suchten Schutz unter dem nördlichen Wall der Stadt, die Chinesen fingen sofort an zu plündern, aber man machte kurzen Prozeß mit ihnen. Inzwischen füllten sich die Schützengräben im Westen und Süden der Stadt mit neuen russischen Truppen, während das Gros sich zurückzog. Man konnte die Japaner in vorzüglicher Haltung herankommen sehen, wie sie dem tödlichen Feuer die Stirn boten. Über die Hügel im Süden, wo die Russen zum besseren Schießen die Entfernungen abgesteckt hatten und ihre Geschütze gräßliche Verheerungen anrichteten, kamen die Japaner glänzend herüber.

Unterdessen drang Kuroki energisch vor und geriet zunächst mit dem siebzehnten russischen Armeekorps zusammen, dessen Stellung vorher erwähnt wurde und aus der Skizze ersichtlich ist. Diese Truppen sollten zunächst mit aller Kraft die Japaner so lange aufhalten, bis Kuropatkin mit den übrigen Truppen nachgerückt war. Erstere hatten eine, wie es scheint, recht vorteilhafte Stellung auf den Hügeln von Schikwangtung eingenommen. Weiter nach Norden war eine Division, die 54., gegen Jentai vorgeschoben und hatte dort ebenfalls eine vorteilhafte Stellung eingenommen. Gleichwohl gelang es Kuroki, am Abend des 1. September die Hügel von Schikwantung zu erstürmen, und um sie entspann sich am nächsten Morgen wieder ein mörderischer Kampf. Der Führer der erwähnten 54. Division, General Orloff, fühlte sich in seiner Stellung sicher und schickte einen Teil seiner Truppen der bedrängten Vorhut des siebzehnten Korps zu Hilfe. Er selbst übernahm die Führung. Dies war eine vorschnelle und unüberlegte Maßnahme, denn Orloff war entschieden zu schwach und hätte warten müssen, bis Kuropatkin mit seinen drei Armeekorps herangekommen war, dann, so ist es ohne Zweifel auch Kuropatkins Absicht gewesen, wollte man sich mit überlegenen Kräften auf Kuroki werfen und ihn vernichten. Es wäre das auch in jeder Beziehung aussichtsreich gewesen, denn Kurokis Truppen waren nunmehr völlig von dem japanischen Zentrum abgetrennt und für diese bildete es eine Unmöglichkeit, zumal in Ansehung der völligen Ermattung der Truppen, in absehbarer Zeit dem rechten Flügel Hilfe zu leisten. General Orloff hatte keinen Erfolg. Seine Truppen kamen im Vormarsch durch das mit hohem Getreide bewachsene Gelände in Unordnung und die Japaner warfen sich sofort mit Ungestüm auf die Division. General Orloff wurde als einer der ersten verwundet, im selben Moment ging seinem Stabschef das Pferd durch, der Generalmajor Fomin fiel, und so war die Truppe ohne Führer. Sie wäre gänzlich vernichtet worden, wenn nicht General von Stackelberg gerade mit dem ersten sibirischen Armeekorps angelangt wäre und sie aufgenommen hätte. Bei diesem wütenden Vorstoß warfen die Japaner ebenfalls die Truppen des siebzehnten Korps zurück und befanden sich nun im unangefochtenen Besitze der Schikwantung-Hügel. Zum Stehen wurde ihr Vordringen erst durch das Korps des Generals von Stackelberg gebracht. Diese Truppen waren aber nach beinahe sieben Tage ununterbrochen dauernden Kämpfen derart ermattet, daß sie zur Offensive nicht mehr fähig waren.

Unter diesen Umständen und bei der ausgezeichneten Stellung, welche Kuroki

nunmehr auf den Hügeln einnahm, hielt Kuropatkin eine weitere Offensive nicht mehr für ausführbar. Er konzentrierte Kurokis Truppen gegenüber eine genügende Truppenmacht, um Angriffen zu begegnen auf der Linie Schikwantung-Jentai und ordnete am Abend des 2. September nunmehr den allgemeinen Rückzug seiner ganzen Armee an. Die Schlacht bei Liaujang war hiermit entschieden und der Erfolg insofern entschieden auf Seiten der Japaner, als Kuropatkin die Stellung räumen mußte.

Eben südlich von Liaujang hatten die russischen Verteidiger allerdings während der letzten Tage mit außerordentlicher Tapferkeit und Ausdauer gekämpft und es war weder Oku noch Nodzu möglich gewesen, sie aus ihren Stellungen zu verdrängen. Ja einige russische Regimenter machten sogar nach Westen erfolgreiche Vorstöße gegen den linken japanischen Flügel.

Kuroki ging dagegen in der Nacht vom 2. auf den 3. September zum Angriff vor und drängte die russischen Truppen weiter nach Westen gegen die Bahnlinie zurück, ungefähr in die Linie Liaujang-Jentai. Weiter vorzudringen mochte Kuroki sich nicht getrauen, entweder weil er sich dafür zu schwach hielt, oder aber, und das ist wohl das Wahrscheinliche, weil seine Truppen ebenfalls zu sehr erschöpft waren. Verstärkungen scheinen allerdings von Oyama während dieser Tage an ihn abgesandt zu sein, wir wissen aber nicht, ob er sie rechtzeitig erhielt und ihre Marschfähigkeit kann nach den Anstrengungen der letzten Wochen ebenfalls nur sehr gering gewesen sein. Auf diese Weise war es dann möglich, daß Kuropatkin nicht nur die Truppen selbst, sondern auch den allergrößten Teil des Trosses und sämtliche Feldgeschütze unangefochten nach Norden bringen konnte, denn auch am 3. September gelang es den japanischen Truppen unter Oku und Nodzu nicht, bei Liaujang den heldenmütigen Widerstand der Russen unter General Sarubajeff zu überwinden.

Die Räumung von Liaujang.

Am 4. September gab Kuropatkin den Befehl, die Stadt Liaujang zu räumen. Sie wurde in Brand gesteckt und ebenso zerstörten die Russen die Brücken über den Taitseho und setzten die Eisenbahnbrücke in Flammen. Die russische Armee war gerettet und bis zum letzten Augenblick blieb General Sarubajeff mit seiner glänzenden Truppe in der Stadt, welche er um 9 Uhr morgens am 4. September räumte. Am Abend des 4. September befand sich auch diese russische Nachhut schon außerhalb Liaujang ungefähr in der Höhe von Jentai.

An eine Verfolgung konnten die Japaner nicht denken. Sie begnügten sich mit dem errungenen Siege und das Hauptquartier Oyamas blieb bis auf weiteres in Liaujang. Nur Kuroki besetzte am 5. September ohne Kampf die Kohlengruben von Jentai, nachdem sie von den Russen geräumt waren.

Am 5. September schickte General Kuropatkin das folgende Telegramm an den Zaren ab: „Heute kam die sich erfolgreich nach Norden bewegende Armee aus der schwierigen Lage, in der sie sich bei schmaler Front in der linken Flanke und in der Front bedroht befunden hatte; den ganzen Tag über fanden bei den Arriergarden, namentlich an der linken Flanke, unbedeutende Scharmützel statt. Unsere Verluste am heutigen Tage betragen etwa 100 Mann."

Zwei Tage darauf war beinahe die gesamte russische Armee bei Mukden versammelt, während das japanische Gros bei Liaujang stehen geblieben war. Nur die Vortruppen waren etwas nördlich Jentai vorgedrungen.

Die Schlacht bei Liaujang war für beide Parteien außerordentlich verlustreich gewesen und es kann nicht verwundern, daß die Japaner als die Angreifer die größten Verluste aufzuweisen hatten. Die Zahl der Toten und Verwundeten auf ihrer Seite belief sich einschließlich der Offiziere auf über 21000, und zwar waren hauptsächlich die Armeen Okus und Nodzus davon betroffen worden, denn ihnen hatte ja die Aufgabe obgelegen, durch beständige Angriffe gegen die befestigte Stellung der Russen sie aus der letzteren zu verdrängen.

Im Verhältnis zu früheren großen Schlachten der Kriegsgeschichte können diese Verluste dagegen prozentual nicht sehr bedeutend genannt werden. Sie betragen im Maximum 12 Prozent, während im deutsch-französischen Kriege auf deutscher Seite Verlustziffern von 13, ja 22 Prozent vorkamen. Die Zahl der Gefangenen war sehr gering, so daß sie gar nicht zu rechnen sind. So meldete General Oku z. B. die Zahl von 13 russischen Gefangenen. Im übrigen haben wir ja gesehen, daß die Russen 14 Geschütze verloren, das war aber auch alles, und wir haben von genommenen Feldzeichen weder auf der einen noch auf der anderen Seite vernommen.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf diese Riesenschlacht und ihre Bedeutung. Wir haben gesehen, daß das von den Japanern gehoffte und nach Maßgabe ihrer Mittel auch vorbereitete Sedan nicht eintraf. Oyamas Truppen reichten eben dazu nicht und ein mit dem von Sedan vergleichbarer Erfolg hätte nur eintreten können, wenn es Kuroki gelungen wäre, nördlich von Liau-

jang und dem Taitseho bis zur Bahnlinie vorzudringen, so die Russen von ihrer Verbindung abzuschneiden und ihren Rückzug unmöglich zu machen. Daß dies nicht gelang, ist wohl hauptsächlich der gänzlichen Ermüdung der japanischen Truppen zuzuschreiben und dann auch den richtigen Maßnahmen Kuropatkins, nachdem er die Absichten Kurokis bemerkt hatte. Man muß schon glauben, daß Kuroki durch frühere Erfahrungen die Zuversicht gewonnen hatte, einen Erfolg erringen zu können, denn im Grunde genommen war sein Unter-

Russisches Feldlazarett nach der Schlacht.
(Nach einer Photographie.)

nehmen mehr als gewagt, wenn er nicht von vornherein russische Fehler oder Unterlassungssünden in seine Rechnung einstellte. Deren sind ja nun nicht so viele begangen worden, daß er seinen Zweck erreichte, aber doch genug, um bis zu einem gewissen Grade erfolgreich zu sein. Offenbar hätte Kuropatkin viel früher die Nachricht von den Bewegungen Kurokis und zumal dessen Überschreitung des Taitseho erfahren müssen. Es hat hier also ohne Zweifel ein Versagen der russischen Aufklärung stattgefunden. Wäre die letztere dauernd über Kurokis Bewegungen auf dem Laufenden geblieben, so hätte in Anbetracht der starken Truppenmassen, welche Kuropatkin eben nördlich von Liaujang in

Reserve hatte, und da außerdem die südlich von Liaujang befindlichen Truppen mit heldenmütigster Ausdauer gegen Oku und Nodzu standhielten, Kuropatkin die größten Chancen gehabt, den völlig isolierten Kuroki nicht nur zurückzuwerfen, sondern zu vernichten. Schnelle Hilfe von Nodzus Armee konnte der General nicht erwarten. Es kam ja nun anders und höhere Gewalt lähmte die Angriffskraft der ermatteten Japaner.

Es ist seinerzeit viel darüber gestritten worden, ob Kuropatkin von Anfang an mit der Wahrscheinlichkeit eines Rückzuges nach Norden gerechnet habe oder nicht. Es dürfte das doch wohl unbedingt feststehen, denn sonst wäre eine Improvisation des völlig geordneten Rückzuges nicht nur der Truppen selbst, sondern auch der ungeheuren Vorräte und des Trosses völlig ausgeschlossen gewesen; außerdem hat ein Berichterstatter bei der japanischen Armee die Kopie eines Rückzugsplanes, und zwar eines genau ausgearbeiteten, in Liaujang gefunden, dessen Datum vor Beginn selbst der ersten Vorpostenkämpfe lag. Man kann also als sicher annehmen, daß Kuropatkin von Anfang an mit zwei Möglichkeiten rechnete, die eine war der Sieg, die andere der Rückzug. Das klingt ja zwar ganz plausibel, aber andererseits kann man sich doch nicht verhehlen, daß bei einer so großen Armee die Schwierigkeiten plötzlichen Rückzuges derartige sind, daß man ihn nicht von heute auf morgen befehlen oder gar ins Werk setzen könnte. Tatsache scheint auch zu sein, daß schon mehrere Tage vor der Schlacht Truppenmassen von Liaujang nach Norden abrückten. Solch eine Maßnahme war sicher klug und vorsichtig, wenn Kuropatkin nur mit dem Rückzuge nach einem gewissen Widerstande rechnete. Dagegen machte diese Schwächung und überhaupt die auf sofortiges Beginnen des Rückzuges gerichteten allgemeinen Dispositionen einen russischen Sieg von vorneherein sehr unwahrscheinlich. Denn dazu gehörte nicht nur gesammelte physische, sondern auch die ganze moralische Kraft aller Führer, dazu gehörte der unbeugsame vorwärtsdrängende Wille. Gewiß sind noch eine große Menge von Lücken vorhanden, welche uns hindern, die japanischen wie die russischen Maßnahmen im einzelnen zu beurteilen. Aber im allgemeinen gewinnt man doch den Eindruck, als wenn Kuropatkin hätte siegen müssen, wenn er mit allen Kräften, und durch eine gute Aufklärung unterstützt, rechtzeitig gegen den rechten japanischen Flügel vorgegangen wäre, denn, wie gesagt, das Verhalten der russischen Verteidiger im Südosten und Süden von Liaujang war über alles Lob erhaben und ihr Widerstand wurde bis zum letzten Augenblick nicht gebrochen. Scharf

getadelt wurde allseitig das nach den offiziösen Schilderungen kopflose Verhalten des Generals Orloff, und man erwartete allgemein, daß er abberufen werden würde. Es geschah das aber nicht, sondern er muß sich irgendwie rehabilitiert haben, denn einige Monate darauf sehen wir ihn in der nächsten Umgebung Kuropatkins.

Das Ergebnis der Schlacht war, rein militärisch betrachtet, ein entschiedener Mißerfolg der Russen, denn mit den bisherigen Rückzugsgefechten läßt sich Liaujang doch schließlich nicht vergleichen, dazu waren die sich gegenüberstehenden Truppenmengen zu groß und ebenso die Verluste. Andererseits kann man nicht behaupten, daß Kuropatkin imstande war, sich dieser Schlacht zu entziehen; es wäre das, wenn er nämlich vorher ohne Kampf Liaujang geräumt hätte, ein noch viel größerer Mißerfolg gewesen. Er hatte so wenigstens die Genugtuung, dem Feinde sehr schwere Verluste zugefügt zu haben und waren die seinigen schon ziffermäßig geringer, so konnten sie auch leichter durch die aus Rußland dauernd zuströmenden Truppen wett gemacht werden.

Kuropatkin hat sich als ein Meister im Rückzuge bewiesen. Das ist von allen militärischen Autoritäten, welcher Richtung und Partei sie auch angehörten, unumwunden anerkannt worden. Wenn man bedenkt, welch ein Maß kaltblütiger Überlegung und Übersicht dazu gehört, nach einer mehrtägigen fürchterlichen Schlacht und mitten während des Kampfes eine große Armee mit allem was dazu gehört, über schmale und teilweise primitive Brücken und nachher auf schlechtesten Wegen und dabei doch geordnet aus der Schlacht zu führen, so ist diese Leistung des höchsten Lobes wert. Besonders aber gilt das wieder von den öfter genannten Truppen, welche standhaft kämpfend aushielten, um den Feind von einer Verfolgung abzuhalten, während hinter ihnen der Rückzug durchgeführt wurde. Dazu gehört die schon aus früheren Jahrhunderten sprichwörtlich gewordene Standfestigkeit und pflichttreue Aufopferung des russischen Soldaten, ohne welche die Folgen unabsehbare gewesen wären.

Der Erfolg war aber auf Seiten der Japaner. Sie zogen siegreich in die verwüstete Stadt Liaujang ein und auf den von Welitschko so kunstreich befestigten Höhen erklang ihr Banzai. Nicht anders aber, wie einige Monate früher die siegreiche Armee Okus auf den Höhen von Nanschan, so sanken auch hier die Japaner zum Tode ermattet zusammen, ohne imstande zu sein, in Gestalt einer energischen Verfolgung die Früchte ihres Sieges zu pflücken. Aber es war nicht nur das, was ihre Offensivkraft auf längere Zeit lähmen sollte,

sondern vor allem auch ihre ungeheuren Verluste und die Notwendigkeit erneuter Verproviantierung; auch die Munitionsvorräte waren ausgegangen und die Bahnlinie mußte um das letzte Stück von Liaujang bis zur letzten südlichen

Straßenbild aus Liaujang.
(Nach einer Photographie.)

Stellung der Japaner verlängert werden. Besonders nachteilig empfand man, daß an rollendem Bahnmaterial in Liaujang beinahe gar nichts erbeutet war. Es gelang den Russen also, alles mit nach Norden fortzunehmen. An Vor-

Japanischer Torpedobootszerstörer im Blockadekampfe vor Wladiwostock.
(Nach einem Originalaquarell von C. Schön.)

räten allerdings wurde manches erbeutet, wie die nachfolgende Übersicht nach einer Meldung Oyamas zeigt.

Marschall Oyama meldete dem Mikado, daß die bei Liaujang gemachte Beute so groß war, daß genaue Angaben noch nicht gemacht werden können.

Bis zum 17. September wurde folgende Beute gezählt:

Gewehre	3578	
Munition (Patronen)	1638730	
Granaten	10056	
Munitionswagen	129	
Spaten	15985	
Grabscheite	5639	
Äxte	2570	
Optische Signal-Apparate	3	
Reflektoren	3	
Feldtelephone	6	
Ochsenfleisch in Büchsen	18915	
Bauholz ($1^1/_2$ Fuß Durchmesser)	2500	
Reis	2000	Kokus
Futtermittel	13620	„
Mehl	1000	„
Mäntel	6400	
Gefangene	13	
Gerste	3000	„
Kleie	6000	„
Chinesischer Reis	1000	„
Geschrotete Gerste	1000	„
Hirse	5000	„
Petroleum	1300	Kisten
Brennholz	100000	Kuan
Kohle	110	Tonns
Stückenzucker	1800	Kisten

353 russische Häuser und 214 Lagerschuppen in der Nähe des Bahnhofs fielen ebenfalls in unsere Hände. Wie groß die Kohlenmenge ist, die General Kuroki erbeutete, ist noch nicht bekannt.

Immerhin kommen diese Vorräte für eine so große Armee kaum in Betracht.

Nach ihrer Gewohnheit machten sich die Japaner sofort daran, Liaujang in Verteidigungszustand nach Norden und Nordosten zu setzen, und der Marschall Oyama beschloß in richtiger Erkenntnis der Verhältnisse, während der nächsten Monate den Ort und seine Umgebung für den Aufenthalt der Armee während des Winters einzurichten. Liaujang wurde so die neue und feste Operationsbasis und der Endpunkt der japanischen Nachschübe von Niutschwang und Föngwangtschöng. Weit schob man lückenlose Vorpostenlinien nach vorne vor, eines russischen Angriffs gewärtig, denn Oyama wußte nur zu gut, daß trotz seines Erfolges jetzt leicht ein Wendepunkt des Krieges eintreten konnte. Er war nicht imstande gewesen, seinen Sieg auszunutzen, sondern gezwungen, mit dem Verdrängen des Gegners aus seiner Stellung sich zu begnügen. Er mußte auf Nachschub warten und wußte, daß das gleiche Bedürfnis auf russischer Seite schneller befriedigt werden konnte. Er mochte auch vermuten, wie es ja auch den Tatsachen entsprach, daß diese erste große Schlacht des Krieges die moralische Zuversicht der Russen eher gehoben als beeinträchtigt haben würde, unzählige Male während des bisherigen Verlaufes des Feldzuges war die allgemeine Meinung gewesen, daß die beständigen Rückzüge der Russen nach leichten Gefechten auf der Unfähigkeit ihrer Führer beruhten. Bei Liaujang dagegen konnte man vielleicht hier und da, wie ich ja auch schon angedeutet habe, von einem Fehler auf russischer Seite sprechen, aber im allgemeinen bestritten die Japaner am allerwenigsten, daß die Russen sich ausgezeichnet geschlagen hatten und keineswegs unfähig geführt waren. Der vorzüglich geleitete Rückzug mochte sie in dem Glauben bestärken, daß nunmehr das beinahe müheloſe Vordringen von früher zu Ende sei und der Rückzug Kuropatkins eine wohlüberlegte Maßnahme gewesen sei, daß sie aber in ihm selbst einen Führer vor sich hätten, mit welchem man anders rechnen müsse, als mit Stackelberg und Sassulitsch.

In Rußland war man allerdings teilweise wegen dieses neuen Mißerfolges höchst deprimiert. Es war nachgerade zu einer Art verzweifelten Aberglaubens geworden, daß man sich vorher fest eingebildet hatte, alle Schlappen hätten nichts auf sich und Kuropatkin werde sie mit einem einzigen großen Schlage wieder gut machen. Der Name Kuropatkin war zu einer Art Fetisch geworden und man erwartete von ihm dementsprechend Übermenschliches. Rückten die Japaner von einem Ort zum andern vor, so hieß es in Rußland: ja, das werde sich alles im Nu wenden, sobald erst Kuropatkin persönlich den Oberbefehl führe. Tauchten Besorgnisse auf um das Schicksal der belagerten Festung Port Arthur,

betrauerte man voll Bitterkeit den schmählichen Rückzug und die Niederlage der Flotte Witthöfts, dann hieß es wieder: Kuropatkin wird das alles mit Zinsen wieder gut machen und Port Arthur entsetzen, sobald er erst Oyama aufs Haupt geschlagen hat. Nun war es anders gekommen und das war schwer zu verschmerzen. Selbst diejenigen, welche bisher die Rückzugsstrategie des russischen Oberfeldherrn gebilligt hatten, wurden jetzt zweifelhaft an ihn und machten ihm die herbsten Vorwürfe. Sie vergaßen, daß dieser Mann sich niemals hervorragender Eigenschaften gerühmt hatte, sondern nur dem Befehl des Kaisers gefolgt war, sie vergaßen ferner die ungeheuren Schwierigkeiten richtig zu bemessen, mit denen er dauernd zu kämpfen hatte. Auch jetzt, Ende Februar 1905, wo noch die schwersten Vorwürfe gegen Kuropatkin erhoben werden, vermag ein gewissenhafter Beurteiler tatsächlich noch nicht zu sagen, ob er ein fähiger oder ein unfähiger Feldherr ist. Verurteilen ist sehr leicht und gerecht sein sehr schwer.

Merkwürdig und auch bei deutschen militärischen Autoritäten damals vorhanden war die Ansicht, daß Kuropatkin die Festung Port Arthur nach einem Siege bei Liaujang sofort hätte entsetzen und retten können. Viele betrachteten die damaligen Operationen in der Mandschurei überhaupt nur aus diesem einen Gesichtspunkte. Nun hätte doch dazu zunächst eine vollständige Zersprengung, wenn nicht Vernichtung der drei japanischen Armeen erfolgen müssen, und damit konnte man doch wohl unter keinen Umständen mit Wahrscheinlichkeit vorher rechnen. Gesetzt aber, sie wäre erreicht worden, so war von diesem Sieg bis zum Entsatz Port Arthurs noch ein sehr, sehr weiter Weg. Es kam aber noch eine und wahrscheinlich unüberwindliche Schwierigkeit hinzu, nämlich die Seeherrschaft der Japaner. Nie wäre es auch der mächtigsten russischen Armee gelungen, die Landenge von Kintschau zu überschreiten, denn sie konnte von beiden Seiten durch Schiffsgeschütze völlig bestrichen werden. Japanische Schiffsgeschütze waren es ja auch, welche die Schlacht bei Kintschau schließlich gewannen. Außerdem hätten die Russen doch damit rechnen müssen, daß sich auch in ihrem Rücken eine japanische Armee ansammelte und zwar sehr schnell, denn die Beherrschung des Meeres und damit die Möglichkeit, Truppen über See zu führen, setzte die Japaner mit großer Schnelligkeit dazu in den Stand.

Schlimm mußte allerdings der moralische Eindruck der Schlacht von Liaujang auf die Verteidiger von Port Arthur wirken, und es scheint, als ob man sich des vielleicht anfechtbaren Mittels bedient hat, General Stössel überhaupt nicht

von der Schlacht bei Liaujang in Kenntnis zu setzen. Nicht widerlegten Nachrichten zufolge erfuhr er es erst viel später durch ein paar waghalsige ausländische Journalisten, welche von Tschifu in einer chinesischen Dschunke sich in den Hafen der belagerten Festung hineingeschlichen hatten.

Marschall Oyama mit seinem Stab und Kriegskorrespondenten.
(Nach einer Photographie.)

An Einzelheiten ist die Schlacht von Liaujang natürlich reich, wenn auch wie in allen andern so auch hier, die Beschreibungen einer Szene usw. nur von russischer Seite kommen.

Eine der packendsten Schilderungen von Augenzeugen der Schlacht bei Liaujang, die bis jetzt veröffentlicht worden ist, gibt ein Mitglied des roten Kreuzes, Koslowsky, der den Angriff Kurokis auf Kuropatkin schildert: „Den ganzen 1. September fast stand ich im Feuer und beobachtete Angriff auf Angriff. Wie eine unheilvolle Wolke in dichtgeballten Scharen kamen die Japaner heran, und erst gegen Abend wurden die Formationen loser und flatterten ein wenig auseinander. Ein furchtbares Schrapnell- und Kugelfeuer

Japanische Schützenlinie.
(Nach einer Photographie.)

empfing sie auf unserer Seite, so schrecklich und verheerend, daß ich selbst sah, wie die japanischen Offiziere ihren Leuten Zeichen machten, zurückzugehen. Die Wirkung der Granaten war entsetzlich: nicht mehr als die Hälfte der Sprenggeschosse explodierte, doch diese rissen tiefe Löcher in die Reihen, ein Schaudern ging durch die Glieder bei jeder Explosion. Verstümmelte Glieder, blutige Körper lagen auf dem Boden, bis Erde über sie hingescharrt wurde.

Wir hatten sieben deutsche „Kolonisten" aus Südrußland im zweiten Glied, und diese Leute sangen den ganzen Morgen Kirchenlieder, zum großen Vergnügen für ihre Kameraden von der orthodoxen Kirche, die sagten: „Diese Deutschen haben Furcht, daß sie sterben werden." Und wirklich wurden sie alle noch vor Abend getötet, bis auf einen, der seine Lieder ruhig weiter sang.

Um 1 Uhr ging uns auf einige Zeit der Vorrat an Gewehrmunition aus und das Feuer der Maschinengewehre konnte den Feind nicht mehr aufhalten. Die Japaner sammelten sich nun, suchten Deckung hinter den Hügelwellen des Bodens und stürmten dann plötzlich in dichten Massen vor. Mit furchtbarem Heulen und Stöhnen verstrickten sie sich in den aufgespannten Drahtnetzen, stürzten in die Wolfsgruben, aus denen sie sich mühsam wieder herauszuarbeiten suchten. Unsere Leute hielten grimmig ihre Bajonette vor, doch sie waren nicht ohne Furcht, da sie nicht feuern konnten. Leider wurden die Japaner durch

die Drahtgitter nicht aufgehalten; mit Drahtzangen zerschnitten sie die Netze und bahnten sich einen Durchgang, aus dem sie in einer dichten, unförmigen Masse laut schreiend herausquollen. Auf diesen Knäuel richteten unsere Maschinengewehre ihr Kreuzfeuer, und die ganze Masse brach zusammen wie ein Kartenhaus. Doch die Feinde waren zu wild, zu zäh, um abzulassen. Aufs neue strömten sie vorwärts und richteten ihr Feuer gegen unsere munitionslosen Soldaten. Wie immer feuerten sie in geschlossenen Massen, während unsere Leute vorstürmten und sie mit dem Bajonett angriffen. Der Anblick, der sich bot, war wirklich entsetzlich. Die Gesichter unserer Soldaten verzerrten sich in einem teuflischen Blutdurst, und die nervös erregten, zuckenden Gesichter der Japaner verrieten ähnliche gräßliche Leidenschaften. Einer unserer Soldaten, ein Sibirier, namens Alexandrow, sprang wie wahnsinnig empor und schrie: „Gebt ihnen keinen Pardon!" Kaum eine Minute später stürzte er nieder, von einer Kugel getroffen, und ein Japaner, wie wenn er den Schrei verstanden hätte, stieß ihm kaltblütig das Bajonett in die Rippen, so daß er zu stöhnen aufhörte. Doch im nächsten Augenblick brach auch er zusammen, von einem Bajonett aufgeschlitzt, und im Fallen klammerte er seine Arme um den toten Körper des Russen, indem er auf ihn niedersank.

Manche Japaner verwickelten sich in die mit Widerhaken versehenen Netze und blieben an ihnen hängen, wie Fische, die an der Angel zappeln; mit den wenigen Patronen, die man noch hatte, wurden sie nun niedergeschossen, während sie ohnmächtig sich krümmten und wanden. Das Gesicht eines japanischen Offiziers war ganz mit Blut überströmt, doch er hieb wütend blindlings um sich, bis ein Pistolenschuß ihn niederstreckte und er nun niederstürzte über die Drähte hin, die Arme ausgebreitet, wie wenn er schwimmen wollte. Aus irgend einem Grunde, den man nicht kennt, sprangen Japaner vor und versuchten, die Leiche fortzutragen, aber sie wurden alle niedergeschlagen. Schließlich stürzte der Leutnant Grimsby in dem Glauben, daß der gefallene Offizier irgend einen wichtigen Gegenstand bei sich haben müßte, mit vier Mann vor und versuchte ihn fortzuschleppen. Doch als die Japaner das sahen, da rannten sie heran, wütend feuernd, und spießten zwei Mann auf die Bajonette. Der Körper lag da vier Stunden, niemand konnte sich ihm nähern. Als unsere Soldaten ihn schließlich doch forttrugen, fanden wir in den Taschen nichts, außer Privatpapieren und einer merkwürdigen Stahlscheibe mit einer Inschrift, die vielleicht ein Talisman für sein Regiment war.

Nachdem der Angriff abgeschlagen war, beschossen uns die Japaner zwei Stunden lang; sie fügten uns schwere Verluste bei, doch konnten sie uns keines unserer Geschütze nehmen. Dann unternahmen sie einen neuen Infanterieangriff. Obwohl Hunderte von ihnen fielen, kamen sie doch heran und füllten den Graben mit Toten fast aus, bis sie mit den Unseren Mann gegen Mann standen. Unsere Soldaten standen fest; fluchend, schreiend schossen sie und stachen sie darauf los, bis fast alle Leute getötet waren. Die Japaner fuhren fort, heranzustürmen und eroberten endlich zwei Drittel der ganzen Gefechtslinie. Da begannen unsere Soldaten von Norden her die ganze Linie zu bestreichen und brachten die Japaner wieder in Verwirrung.

Ein furchtbares Gemetzel begann, da sie sich zurückzogen. Sie konnten nur durch die Breschen der Drahtvergitterung zurück, und auf diese Stellen richteten wir ein solches Feuer, daß kein Mann unverwundet hindurchkam. Nach drei Minuten waren diese Öffnungen von Toten und Verwundeten völlig verstopft und die Zurückweichenden mußten über blutige Leichenhaufen hinwegklettern. Die Feinde hatten keine Möglichkeit, in diese Drahtnetze größere Öffnungen zu bringen. Unsere Soldaten, obgleich ermüdet und hungrig, waren so ruhig und kaltblütig wie Eis, ja sie lachten und scherzten, während sie niedermetzelten. Einige begannen sich sogar zu streiten, wieviel Japaner sie erschossen hätten, und einer, der sich rühmte, er hätte „dreißig zur Hölle befördert", brach bald darauf nieder; eine Kugel hatte ihm den Kinnbacken fortgerissen. Ströme Blutes flossen von den Körpern in den Graben, und in den Zwischenräumen zwischen den einzelnen Salven machten die Soldaten kleine Abflußkanäle, um es fortzuleiten.

Abgesehen von den ingrimmigen Wutausbrüchen während des Bajonettkampfes, waren unsere Soldaten ruhig, ja fast lustig, lachten bei den gräßlichsten Dingen, so, wenn in dem mit Leibern angefüllten Breschen eine Granate explodierte und alles zu Stücken zersprengte. Ich bekenne, daß ich während dieses Gemetzels hart wurde, und wenn ich einem Menschen die Glieder amputierte, mir so wenig dabei dachte, als wenn ich eine Kinderkrankheit behandelte. Als ich den nächsten Morgen mich wusch, da war ich von Kopf bis zu den Füßen ganz mit Blut besudelt; ich hatte die ganze Nacht dumpf und besinnungslos im Schlaf gelegen."

Folgende Aufzeichnungen eines Berichterstatters in Liaujang sind vom 4. September datiert:

„Die Futtermagazine und ein Teil der Russenstadt Liaujangs brennen noch. Der Bahnhof ist eine Masse von Trümmern. Die Japaner haben sehr

Identifizierung der Gefallenen.
(Nach einer Photographie.)

wenig Eisenbahnwagen und gar keine Lokomotiven erbeutet. Das Fehlen der letzteren hindert die Japaner außerordentlich in der Benutzung der Eisenbahn für Transportzwecke. Es sind nur wenige russische Verwundete in Liaujang geblieben.

Sturm der Japaner auf ein Außenfort von Port Arthur.
(Nach einem Originalaquarell von E. Hanetzog)

Während der Räumung der Stadt, die nachts erfolgte, plünderte ein Teil der Soldaten die Hotels, Häuser und Läden und feierte geradezu bacchanalische Orgien. Eine Anzahl betrunkener Plünderer feuerte auf die Japaner, andere töteten einige Chinesen.

Die zurückgehenden Russen verbrannten die Eisenbahnbrücke sowie sämtliche Pontons.

General Kuropatkins Hauptstellung war eine halbmondförmige Linie von Befestigungen auf den leicht geneigten Höhen westlich und südlich von Liaujang.

Diese Linie war von einem bis zum anderen Ende sieben Meilen lang und bestand aus einer Kette von Redouten, die sehr geschickt angelegt waren, sowie mehreren kleinen Forts. Eines der letzteren hatte den Namen „Klein Port Arthur", da man es für uneinnehmbar hielt. Die Werke waren gegen einen japanischen Angriff durch Drahtverhaue, Wolfsgruben und Pallisaden geschützt. Die Versuche der zweiten japanischen Armee, diese Befestigungen zu stürmen, brachten ihr furchtbare Verluste. Die Russen hatten in der ganzen Ausdehnung ihrer Linie alle Getreidefelder in der Front zerstört. Infolgedessen gab es keine Deckung für die vorgehende Infanterie. Die Abteilungen der angreifenden japanischen Armee hatten über richtige Glacis vorzugehen. Die Verluste waren dementsprechend hier schrecklich. Ganze Kompagnien wurden vom russischen Feuer niedergemäht. Die Szenen, die sich später in den Laufgräben abspielten, waren eine entsetzliche Schlächterei. Pardon wurde nicht verlangt und nicht gegeben. Stundenlang wogte das Handgemenge hin und her, wobei die Kämpfenden sich der Gewehrkolben oder des Bajonetts bedienten. An verschiedenen Stellen waren die Laufgräben so mit russischen und japanischen Leichen angefüllt, daß diese buchstäblich eine Brücke bildeten. Wer sein Gewehr verloren hatte, kämpfte in diesem blutigen Gewirr mit dem Messer oder dem abgenommenen Bajonett. Man fand später viele Leichen in Todesumarmung aneinander gepreßt, wobei einer die Gurgel des anderen umklammerte. Die Soldaten beider Armeen lagen unentwirrbar durcheinander, ein Beweis von der grenzenlosen Wildheit des Kampfes, der dort stattgefunden hatte. Sieben Russen kämpften, nachdem sich das Gros zurückgezogen hatte,

noch fünfzehn Stunden in einer geschützten Schanze, bis sie sich ergaben. Der Heroismus auf beiden Seiten hat seinesgleichen nicht.

Die Japaner waren zu erschöpft, um den Rückzug der Russen zu verfolgen. In der Zeit nach der Räumung Liaujangs durch die Russen, in der Nacht zum 3. September und nach der Besetzung der Stadt durch die Japaner, herrschte unbeschreiblicher Schrecken. Die Japaner, die nicht mehr unter dem Zwang der Disziplin standen, liefen wie wahnsinnig herum; überall herrschten Mord, Brandstiftung und Plünderung. Die Gebäude der russischen Verwaltung, einschließlich General Kuropatkins Haus, wurden vollständig zerstört. Überall wurden Möbel auf die Straße geschleudert und beim Suchen nach verborgenen Schätzen in Atome zerschlagen.

Infolge des Fehlschlages des japanischen Versuchs, den Feind einzuschließen, konnte General Kuropatkins Gros sich vom Feind unbelästigt zurückziehen. Das macht die früher erwartete baldige Beendigung der diesjährigen Operationen unmöglich und kann die Dauer des Feldzugs sehr verlängern.

Die schweren Regenfälle werden noch einige Zeit anhalten. Die Russen haben wenig Proviant, da ihre Bagage zuerst fortgesandt wurde. Die japanischen Truppen befinden sich wegen des Regenwetters in schlechter Verfassung, ihre Vorräte an Uniformen sind gering.

Dem Sanitätskorps sowie dem roten Kreuz gebührt für ihr Arbeiten während und nach der Schlacht die vollste Anerkennung; das Menschenmöglichste, wenn nicht mehr, wurde hier geleistet, und Tausende und Abertausende werden es dem roten Kreuz zu verdanken haben, daß sie mit dem Leben davonkommen. Ernst sind eigentlich nur die Verwundungen durch Granatsplitter, während den Wunden durch die japanischen Infanteriegeschosse von den Ärzten wenig Bedeutung beigemessen wird. Das japanische Infanteriegeschoß ist wohl eines der humansten, wenn man so sagen darf; es mißt sechs Millimeter im Durchmesser und schlägt vollkommen glatt durch, ohne irgendwelche Fasern zu zerreißen oder Knochen zu zersplittern. Mir wurde von einem der ersten Ärzte bedeutet, daß die durch diese Geschosse erhaltenen Wunden am besten heilen — und zwar meistens nach Verlauf von nur 36 Stunden — wenn die Wunde gar nicht ausgewaschen, sondern einfach am Eingang und Ausgange des Geschosses ein Pflaster angebracht wird. Es ist bezeichnend und es spricht für die Wahrheit der vorhin aufgestellten Behauptung, daß hier zwei Fälle vorgekommen sind, wo das Geschoß eine Verletzung des Herzens bewirkte, ohne die beiden Patienten

in Lebensgefahr zu bringen. Ein anderer Fall wurde mir folgendermaßen berichtet: Einem Offizier drang eine Kugel in den Nacken und fand am Hinterkopf ihren Ausgang. Der Patient befindet sich bei vollem Verstande, hat keine besonderen Schmerzen, ißt und trinkt mit gutem Appetit, hat indessen sein Gesicht vollkommen verloren, da der Sehnerv lädiert worden ist. Aus alledem ergibt sich nun, daß die wirklich gefährlichen Verletzungen überaus selten sind und einen ganz verschwindenden Prozentsatz der oben angeführten Gesamtverluste von zehntausend ausmachen."

Die Japaner im Felde.

Im folgenden sei eine Schilderung des japanischen Heeres gegeben, welche aus den Mitteilungen und Beobachtungen russischer Offiziere wie ausländischer Kriegskorrespondenten kombiniert ist. Das letzte Mal, und zugleich das erste Mal, war es gelegentlich der Schlacht am Jalu, wo die Berichte eines deutschen Kriegskorrespondenten im japanischen Lager einige Streiflichter auf die Gebräuche dieses uns so fremdartigen Volkes in Waffen warfen, das seine Zivilisation in jedem Sinne und auch seine militärische Bildung ausschließlich europäischen Lehrmeistern verdankt und darin eine fabelhafte Lern- und Anpassungsfähigkeit gezeigt hat, gleichwohl aber in seinem ganzen Wesen allen europäischen Völkern so unendlich fern geblieben ist.

„Ein Hauptgrundsatz der Japaner scheint es zu sein, bei den Märschen Schluchten und Täler zu vermeiden und hauptsächlich Gebirgspfade zu benutzen. Die Vorteile dieses Grundsatzes sind augenfällig folgende: Man braucht niemals Flüsse zu überschreiten, wozu wir zu wiederholten Malen gezwungen sind. Man vermeidet die Gefahr, umgangen oder überfallen zu werden. Der Marsch ist für den Gegner nicht so leicht zu erkennen. Im allgemeinen marschieren die Japaner sehr langsam, was sich daraus erklärt, daß sie nicht an das Schuhwerk gewöhnt sind — es sind einzelne Fälle beobachtet worden, daß die Leute aus Stroh geflochtene Sandalen als Schuhe trugen — und dadurch, daß sie möglichst vorsichtig vorgehen und ihre Leute nicht ermüden wollen. Der Truppe voran bewegen sich Chinesen, die jeden Busch absuchen. Die Chinesen

Aus dem Hinterhalt!

tun dies sehr sorgfältig, da sie für jede Pflichtvergessenheit zu gewärtigen haben, in die bessere Welt hinüber zu wandern. Den Chinesen folgen kleinere Patrouillen, denen Infanterie beigegeben wird; sie bestehen aus drei bis fünf Reitern und vier bis fünf Infanteristen. Die Kavalleristen bewegen sich im Trabe, die Infanteristen eilen ihnen wie Schatten nach. Den Patrouillen folgen die Spitzen der Kolonnen, diesen in kleinen Abteilungen mit großen Zwischenräumen die übrigen Truppen. Gewöhnlich reitet die Kavallerie nicht vor, sondern hinter der Infanterie und dient als Artillerieschutz. Die Bagage ist meist sehr weit rückwärts. Wir haben sie noch in keinem Treffen zu sehen bekommen. Sie wird gewöhnlich durch Kulis auf Mauleseln befördert. Als Kulis dienen Koreaner und Chinesen. Der Soldat trägt auf dem Marsche möglichst wenig: Gewehr, Patronen, Feldflasche mit Wasser und gepreßten Reis. Es werden oft kurze Rasten gemacht. Bei Regen und Hitze zu marschieren, vermeiden die Japaner nach Möglichkeit, ebenso Nachtmärsche, da der Asiate auf keinen Fall den Schlaf entbehren kann. Nicht selten schlafen die Posten ein, so daß es vielen gefangenen Russen gelang, zu entfliehen.

Japanische Kavallerie überschr
(Nach einer Zeichnun

t einen Paß bei Liaujang.
n M. Plinzner)

Die Japaner geben den Biwaks den Vorzug und quartieren sich nur selten in Städten und Dörfern ein. Sie vermeiden Biwakplätze an den Hauptstraßen und richten sich an versteckt liegenden Orten im Gebirge ein. Von diesem Grundsatz weichen sie nur bei der Besetzung von Pässen ab, wo sie an der Hauptstraße bleiben. Die Biwaks werden mit allem Komfort eingerichtet; Offiziere und Soldaten haben aus Stroh geflochtene Möbel, Sessel, Feldbetten, Teppiche und sogar ganze Häuser für die höheren Führer. Der Armee folgen eine Menge Frauen, die das Essen zu kochen haben und sich mit der Pflege der Verwundeten befassen. Die Japaner vermeiden es, Feuer anzuzünden und sitzen lieber die ganze Nacht im Dunkeln. Die Biwaks werden außerordentlich stark gesichert durch Infanterie- und Kavallerieposten, die schachbrettartig vorgeschoben werden. Die japanischen Führer machen möglichst oft Ruhetage. Fouragierungen werden möglichst vermieden, dagegen werden die Chinesen gezwungen, Stroh, Korn, Hafer usw. zu liefern. Die Japaner zahlen schlecht, und geben oft Scheine aus, die auf die zu zahlende Kriegskontribution der Russen lauten. Bei den Beziehungen zu den

Vorrückende japanische Infanterie.
(Nach einer Photographie.)

Chinesen werden folgende Grundsätze beobachtet: Felder und Häuser sind zu schonen, Plünderung ist verboten, Vergewaltigungen von Frauen sind verboten, dagegen sind die Chinesen verpflichtet, gegen Bezahlung alles Erforderliche zu stellen. Die Behörden werden in japanische Gewalt gebracht oder bestochen. Alle, die sich weigern, einen Befehl auszuführen oder dies zu spät tun, werden unverzüglich getötet.

Alle Erkundungen und Patrouillen sind auf die Spionage begründet. Chinesen, wenn auch nur drei Mann, werden jeder Patrouille vorausgeschickt. Bei der Annäherung an den Gegner geht eine dichte Kette chinesischer Kundschafter, die sehr gut bezahlt werden, der Truppe voraus und verteilt sich nachher auf die Flügel. Sie haben die Pflicht, jede Bewegung der Russen zu beobachten.

Nähert sich eine japanische Abteilung einer Stellung, die besetzt werden soll, so werden eingeborene Chinesen, die das Gelände genau kennen, vorausgeschickt, um Nachrichten hierüber zu sammeln. Wenn sie bei ihrer Rückkehr melden, daß keine Russen in der Nähe sind, so werden die vordersten Teile in Schützenlinie aufgelöst und besetzen schleunigst die Stellung, wobei nicht selten verdächtig erscheinende Höhen sogar von Artillerie unter Feuer genommen werden. Erst wenn sich der Führer der Abteilung überzeugt hat, daß nichts Verdächtiges in der Nähe ist, werden die Hauptkräfte herangezogen. Unverzüglich beginnt man mit dem Ausheben der Schützengräben, die von den Japanern äußerst sorgfältig und mit großer Sachkenntnis hergerichtet werden. Dann werden die Entfernungen nach besonders erkennbaren Geländegegenständen in der Front und auf den Flanken festgelegt. Die ganze Verteidigungszone wird auf vorher vorbereiteten Täfelchen in Quadrate eingeteilt, in diese Quadrate werden Nummern eingetragen, die die Visierhöhe angeben. Diese Täfelchen werden in der Stellung an einer für Offiziere und Mannschaften weit sichtbaren Stelle aufgeführt und den Leuten erklärt, so daß für den Fall, daß die Führer abgeschossen werden, die Leute genau über das zu wählende Visier orientiert sind.

Gleichzeitig heben Pioniere im Rücken Verbindungsgräben aus, verbessern Wege, schlagen Brücken, legen Telephonleitungen und richten auf den Bergen Signalstationen zur Verbindung mit den Vorposten ein. Der Signaldienst wird durch Heliographen, Leuchtfeuer, Rauch, Laternen und Winkerflaggen ausgeübt. Als Signalisten für die letzten vier genannten Arten werden Chinesen verwandt, die mit Revolvern ausgerüstet sind und monatliche Löhnung erhalten. An der

Anmarschstraße des Gegners werden Truppen in den Hinterhalt gelegt, was mit großer Geschicklichkeit ausgeführt wird. Jeder Hinterhalt besteht aus zwei Teilen, dem sogenannten T-Korps und den Hauptkräften. Das T-Korps besteht aus nur wenigen Schützen, die den Gegner ruhig vorbeimarschieren lassen und sich auf keinen Fall verraten dürfen. Die russische Patrouille reitet ruhig vorbei und stößt auf die Hauptkräfte, von denen sie mit Salven, die nachher in Schützenfeuer übergehen, empfangen wird. Sucht die Patrouille, in ihrer Verwirrung überrascht, durch eiligen Rückzug zu entkommen, so wird sie von den Mannschaften, die sie vorher haben passieren lassen, mit erneutem Feuer empfangen.

Die Japaner greifen stets nur mit überlegenen Kräften an und niemals ohne genügende Vorbereitung durch Artillerie. Als untrügliche Anzeichen eines beabsichtigten Angriffes der Japaner haben wir folgendes kennen gelernt: Das Erscheinen bedeutender Mengen chinesischer Kundschafter auf allen benachbarten Bergen; das Verlassen aller an der Marschstraße belegenen Dörfer und einzelnen Häuser durch die Einwohner; die Einrichtung von Signalstationen durch die Chinesen auf den benachbarten Höhen. Den Schwerpunkt der Schlacht selbst legen die Japaner hauptsächlich auf das Artilleriefeuer. Nicht selten wenden die japanischen Batterien Strichfeuer an und beschießen unsichtbare Ziele, indem sie einen großen Raum unter Feuer nehmen. Mit Hilfe des Signaldienstes wird eine Gabel gebildet, dann gehen sie zum Salvenfeuer über, indem sie zunächst die russische Artillerie niederkämpfen und dann die Infanterie unter Feuer nehmen.

Meist ist das Feuer der Japaner sehr heftig, und man merkt, daß sie auf jeden Fall die Überlegenheit behalten wollen, indem sie eine Unmenge Munition verschwenden. Sie schießen stets äußerst schnell, so daß oft Munitionsmangel eintritt. Die Trefferprozente sind im Verhältnis zur eingesetzten Munition gering. Oft beschießt die Artillerie einen einzelnen Reiter mit Salven, während eine Reitergruppe das Feuer einer ganzen Artillerielinie auf sich ziehen kann. Die Japaner versuchen möglichst nahe an unsere Batterien heranzukommen, da ihre Gebirgsgeschütze nicht so weit reichen, wie unsere Schnellfeuerbatterien. Als Beispiel hierfür dienen die Schlachten von Wafangku und Ai-jan-jamyn. Die Japaner greifen niemals an, ohne eine Umfassung der Flanken zu versuchen. Die Verfolgung nach der Schlacht ist immer wenig energisch, da die Leute meistens übermüdet sind. Ich möchte hier gleich erwähnen, daß ein vor allem

charakteristischer Zug der japanischen Taktik äußerste Vorsicht und wenig energisches Anfassen ist. Sie müßten sonst schon bedeutend größere Erfolge errungen haben, wenn es ihre Unterführer verständen, jede sich bietende, günstige Gelegenheit auf eigene Verantwortung auszunützen.

Ein weiterer Beweis für ihre außerordentliche Vorsicht ist der, daß sie bisher ihre Kavallerie noch nie verwandt haben, da sie wissen, daß die russische Kavallerie in ihrer Gesamtzahl ihnen überlegen ist, wenn auch im einzelnen Falle das Übergewicht auf Seiten der Japaner war. In geradezu hervorragender Weise verstehen es die Japaner, das Gelände auszunutzen. Nicht nur die Reserven sind in den Schlachten unsichtbar, nicht einmal die Sprünge der Schützenlinien sind zu erkennen. Sie sind scheinbar vom Erdboden verschwunden, und in einzelnen Fällen haben sie sich zehn und zwanzig Kilometer weit in dieser Weise vorbewegt.

In allen Schlachten haben die Japaner ihre Flanken besonders gut beobachten lassen, was bei dem gebirgigen Gelände zur Vermeidung von Umfassungen auch unbedingt notwendig ist. Daher haben sie stets ihre Reserven auf den Flügeln, um selbst nicht umfaßt zu werden, und andererseits umfassend vorgehen zu können. Ungern werden Reserven in die Schlachtlinie geworfen, nur wenn es das Gelände erfordert, werden sie gedeckt herangezogen. Die Deckung verstehen die Japaner in vollendeter Weise auszunutzen, und wenn wir sie auch, ihrer Taktik folgend, unter Strichfeuer nähmen, würden ihre Verluste doch nicht größer sein. Treten die Reserven ins Feuer, so wenden sie nur Salven an, teils wegen des moralischen Einflusses auf ihre eigenen Truppen, teils um die Russen über ihre wirkliche Stärke zu täuschen. Den Kampf mit dem Bajonett vermeiden die Japaner, da sie die Überlegenheit der Russen fürchten. Sie machen den mit dem Bajonett vorgehenden russischen Regimentern Platz und lassen sie durch das Salvenfeuer der Reserven empfangen. Als Beispiel hierfür dient der Angriff des elften Regiments am Yalu.

Die Japaner ziehen sich äußerst ungern zurück, da sie alle überzeugt sind, daß sie den Russen bei weitem überlegen sind. Ist aber einmal der Rückzug angetreten, so ist es nicht schwer, bei der mangelnden Initiative ihrer Kavallerie, sie zu umfassen und den Rückzug in eine Niederlage zu verwandeln. Wenn die Russen erst einmal numerisch gleich oder überlegen sein werden, wird dies allein eine Gewähr für entscheidende Erfolge der Russen geben. Alles Gepäck werfen die Japaner beim Rückzuge weg, wie Mäntel, Tornister, Brotbeutel usw.

Japaner in einer Erdhütte.
(Nach einer Photographie.)

Nach diesen Betrachtungen, scheint es, daß die Japaner, die ja zweifellos ein nicht zu verachtender Gegner sind, keinen wunden Punkt in ihren Grundsätzen haben, und doch gibt es einen, und dies ist das Schematische, was allen ihren Manövern anhaftet. Sie haben die Taktik in ihren Formen vorzüglich studiert und erlernt und verstehen diese Formen auch mit großer Energie anzuwenden, dagegen fehlt ihnen der Geist und die Überlieferung langer kriegerischer Erfahrungen, so daß sie, wenn einmal die Schablone versagt und die Regeln der Taktik nicht mehr ausreichen, mit ihrer Weisheit zu Ende sind. Auch hierfür lassen sich Beweise erbringen, besonders aus den Operationen des Generals Mischtschenko. — —

„In einer Unterredung," — sagt ein russischer Offizier — „die ich mit dem General Kuropatkin über die Ursachen unserer bisherigen Mißerfolge hatte, sagte dieser: „Wir haben unser Lehrgeld dafür zahlen müssen, daß wir die Taktik unseres Gegners nicht kannten. Doch ich hoffe, daß wir uns unser Lehrgeld bald und mit Prozenten zurückholen werden. Bedenken Sie, daß schon Scharnhorst, einer der größten Kenner des Krieges, sagte, daß man nicht durch Kriegskunst allein die Feldzüge gewinnt, sondern durch den Geist, der die Truppe beseelt. Der Geist meiner Leute aber und ihre Siegeszuversicht ist unerschüttert, und die ganze Armee bis zum niedrigsten Kosaken ist überzeugt, daß wir die Waffenehre Rußlands voll und ganz wieder herstellen werden, selbst wenn es zwei oder drei Jahre dauern sollte."

Einiges über die japanischen Ersatzmannschaften.

Ich habe schon früher verschiedentlich darauf hingewiesen und damit auch die allgemein zu Anfang des Krieges herrschenden Ansichten wiedergegeben, daß die Japaner im Laufe des Krieges Schwierigkeiten haben würden, ihrem Feldheere die nötigen Nachschübe zuzuführen. Jedenfalls aber glaubte man allge-

mein, daß die Vermehrung der mandschurischen Armeen, bezw. die Aufrechterhaltung ihrer Stärke nach erheblichen Verlusten bald die Grenze des Möglichen erreicht haben würde. Die Ereignisse haben aber in ähnlicher Weise wie früher in den Kriegen Preußens gezeigt, daß bei einem praktisch durchgeführten Wehrsystem beinahe Unglaubliches hierin erreicht werden kann. Dabei darf man im übrigen eins nicht vergessen, daß das als kleiner Inselstaat bezeichnete Japan immerhin eine Einwohnerzahl von 48 Millionen hat.

Schon im Monat Juni war man in Japan eifrig beschäftigt, das zweite Aufgebot der Landwehr mobil zu machen, das heißt einzukleiden und speziell zu Marschübungen heranzuziehen. Ein Deutscher, namens Grautoff, gibt darüber die folgende lebendige Schilderung: „Meistens waren es Leute in den 30er Jahren, kräftige stramme Gestalten, welche fast alle den chinesischen Krieg 1894 mitgemacht haben, wie die vielen Denkmünzen und Orden selbst der gemeinen Soldaten zeigen. Es ist auffallend, wenn einer in der Kolonne keine Medaille auf der Brust trägt.

Unsere sonst garnisonlose Stadt Kobe schien für vierzehn Tage in ein militärisches Lager kleineren Stils umgewandelt zu sein. Überall stieß man auf Kaki-Uniformen, die in diesem Jahre zum erstenmal seit Eintritt in die heiße Jahreszeit den Truppen ausgegeben wurden. Man kann nicht gerade sagen, daß dieselben den Soldaten sehr gut stehen. Es scheint das hauptsächlich an dem kurzen Waffenrock zu liegen, der dicht unter dem Kreuz, ähnlich wie bei einem Dienerjackett, aufhört und knapp von dem Leibriemen bedeckt wird. Außerdem sind die Uniformen nicht egal und noch dazu schlecht gefärbt, viele mit aufgenähten Taschen, aus hellerem Stoff als die Uniform. Die Leute aber sind durchweg kräftige Gestalten in ihren besten Jahren, keine runden Biertonnen oder Kartoffelbäuche. Man hat das Gefühl, daß diese Leute ihren Offizieren durch dick und dünn folgen werden. Das Verhältnis zwischen Offizier und Soldat scheint das denkbar beste zu sein. Nicht zu strenge Disziplin, eher ein gewisser Grad von Gemütlichkeit. Ich habe verschiedentlich die Appells mit angesehen und mich über das Grinsen der Leute gefreut, wenn ihnen ein freundschaftlicher Vorwurf über eine schlechtsitzende Mütze oder einen schmutzigen Stiefel gemacht wurde. Das alles ging in so ruhigem Tone vor sich und der Gescholtene grinste dabei so freudig, daß man das Ganze mehr als freundliche Ermahnung, denn als schroffe Mißbilligung eines unzufriedenen Vorgesetzten auffassen mußte."

Die Marschdisziplin, so meint unser Gewährsmann, scheine aber eine sehr gute und strenge zu sein. Das Betragen der Leute sei ausgezeichnet, sie benehmen sich stets mit außerordentlicher Ruhe und niemals habe er einen Betrunkenen gesehen. Es ist das, wie ich hier hervorheben möchte, ja überhaupt ein Faktor in diesem Kriege, welcher bei uns die allerhöchste Beachtung verdient. Wir können die beiden Armeen direkt unter dem Gesichtspunkt betrachten, indem der Japaner überhaupt keinen Alkohol zu sich nimmt, der Russe bekanntlich sehr viel, und, was die Hauptsache ist, gewohnheitsmäßig stark alkoholhaltige Getränke. Ich meine speziell die große Beweglichkeit der japanischen Soldaten, ihre ungeheuere Ausdauer und die beispiellose Marschgeschwindigkeit der Infanterie, welche selbst bei Aufklärungsaufgaben die minderwertige oder geringe Kavallerie vollständig ersetzte und der russischen die Wage hielt, wenn nicht sie übertraf, ferner die außerordentliche Langsamkeit in allen Bewegungen der Russen; alles das, sollte man denken, muß jedenfalls zu einem gewissen Teil der Enthaltung in alkoholischen Getränken oder im anderen Falle ihrem regelmäßigen Genusse zugeschrieben werden. Auch für uns Deutsche verdient die Sache Beachtung. Wenn man bei uns auch nicht in erster Linie stark alkoholhaltige Getränke gewohnheitsmäßig zu sich nimmt, so sehen wir doch bei einem leider sehr großen Prozentsatze der Männer aller Bevölkerungsschichten von etwa 25 Jahren an die runden Biertonnen und Kartoffelbäuche, welche Herr Grautoff offenbar zu seinem Erstaunen bei den japanischen Landwehrmännern vermißt. Ich glaube, daß diese Verhältnisse im Kriege von 1870—71 bei uns noch bedeutend besser lagen, vielleicht abgesehen von den Bayern. Erst Jahre nach dem Kriege ist der Biergenuß und die Gelegenheit sich ihm hinzugeben, in ganz Norddeutschland so ausgiebig geworden. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß der Bierbauch speziell für einen Mann in mittleren Jahren ein sehr ernstliches Hindernis für ausreichende Marschfähigkeit ist und das durch ihn bekanntlich sehr oft bedingte Bierherz schon sehr bald ein völliges Versagen des betreffenden Mannes zur Folge hat. Es würden z. B. bei uns diese Erscheinungen um so verhängnisvoller werden und in um so größerem Maßstabe eintreten, je geringer die Zeit der Vorbereitung auf den heimischen Exerzierplätzen für die eingezogenen Landwehrleute bemessen werden kann. Das hängt natürlich von der Kriegslage und überhaupt den gesamten Umständen ab. Im übrigen bitte ich den Leser, mir diesen allerdings naheliegenden Ausflug auf das alkoholische Gebiet gütigst nachsehen zu wollen.

Unser Gewährsmann fährt fort: „Solange die Infanterie im Tritt marschiert, sieht sie nicht sehr günstig aus. Man hat das Gefühl der Gedrücktheit oder der Ungewohntheit wegen des nichtjapanischen Kostümes und der unbequemen Stiefel. Auch der reglementarische Schritt scheint kurz und dabei langsam, der Fuß zögernd den Boden zu berühren. Sobald aber ohne Tritt marschiert wird, ändert sich das Bild mit einem Schlage. Der Schritt wird elastischer und länger und dabei wiegt sich der geschmeidige Körper des Soldaten mit einer gewissen Eleganz in den Hüften und der Eindruck des Steifen, der dem Marsch im Tritt anzuhaften scheint, ist sofort verschwunden. Der letzte Zweifel, beobachtet Herr Grauthoff, schwinde aber, wenn man im Manövergelände die Leute hätte laufen sehen. Geradezu unglaublich sei es, was der japanische Soldat im Dauerlauf zu leisten vermöge.

Das einzige, was die Kriegsbereitschaft dieser Landwehrleute verzögere, beruhe in dem Umstande, daß der Soldat seit Jahren, d. h. seit seiner aktiven Dienstleistung, niemals Stiefel getragen habe, diese sind ihm natürlich dann während der ersten Wochen nach der Einziehung höchst unbequem, vielfach passen sie auch nicht, oder er kann bei der Anprobe eben wegen seiner Ungewohntheit des Stiefeltragens überhaupt nicht sagen, ob sie ihm passen; genug, es kommen während dieser ersten Wochen häufig Fußleiden vor und deswegen war man genötigt, mindestens drei Wochen lang mit den Landwehrmännern erst Marschübungen zu machen, ehe sie nach dem Kriegsschauplatz befördert werden konnten.

Die Einberufung dieser Leute ist nach preußischem Muster organisiert worden. Der Mann erhält seine Einberufung auf einem roten Zettel mit der Angabe, wohin er sich zu stellen hat, wann und bei welchem Truppenteil. Die Frist ist natürlich je nach der Entfernung des Wohnortes vom Gestellungsort eine ver-

schiedene. Wir haben früher gesehen, daß der Versammlungsort der Armee im südlichen Japan nahe den Einschiffungshäfen sein mußte und die Länge der japanischen Inseln ist verhältnismäßig sehr groß, während das Bahnnetz ein sehr primitives ist. Im wesentlichen führt nur ein Bahnstrang der Länge nach über alle Inseln und die Verbindung zwischen diesen wird durch Fähren hergestellt.

Vor einem Nachrichtenbureau in Tokio.
(Nach einer Photographie).

Kommt der Landwehrmann am Gestellungsorte an, so meldet er sich bei seinem Bataillon und wird sofort eingekleidet. Seine Zivilkleider wickelt er in Ölpapier ein, welches mitzubringen ihn die im Gestellungsbefehl enthaltene Vorschrift veranlaßt hat, schreibt dann die Adresse seiner Angehörigen bezw. seines Heimatsortes auf und die Beförderung wird von der Militärbehörde veranlaßt. Sofort beginnen dann die Marschübungen und bevor er nach dem Kriegsschauplatz expediert wird, kleidet man ihn noch einmal neu ein, während er dieselben Waffen natürlich behält. Die Nachahmung des deutschen Systems zeigt sich übrigens auch darin, daß die Tornister, Brotbeutel und Stiefel fast genau so sind, abgesehen von einigen den Verhältnissen mehr angemessenen Änderungen. Wir haben früher gesehen, daß jeder Soldat in einem kleinen Korbe ständig eine Reisportion bei sich trägt. Die Kopfbedeckung des japanischen Soldaten ist bekanntlich auch eine andere und soll außerordentlich praktisch sein. Die Löhnung beträgt im Frieden je nach dem Jahrgang drei bis fünf Yen, was in deutschem Gelde dem Betrage von sechs bis zehn Pfennig entspricht, im Kriege dagegen erhalten die im Felde befindlichen Soldaten die Hälfte mehr, die zurück-

bleibenden ein Viertel über die Friedenslöhnung. Der Unteroffizier erhält als Friedenslöhnung fünfzehn Yen, der Sergeant zwanzig bis vierzig Yen. Zu der Geldverpflegung kommt natürlich, wie bei uns, die Naturalverpflegung.

Der Abfahrtstag des Landwehrmannes von seinem Heimatsort nach der Garnison gestaltet sich stets und überall zu einer großen patriotischen Feier. Alle wollen ihm, der vielleicht nie wieder zurückkehren wird, das Geleit geben, ihn ehren und zuletzt noch eine Freude machen. „In Kobe," so schreibt unser Gewährsmann, „vereinigten sich die einzelnen Straßenviertel zu gemeinsamen Demonstrationen, Freunde und Bekannte trugen ihr Scherflein dazu bei, um Fahnen und lange an Bambusstangen befestigte Inschriften in schwarzer und bunter Tusche auf weißen Schirting gemalt anzukaufen. Diese Stangen mit den Inschriften und anderen patriotischen Emblemen wurden vor den Häusern der Landwehrmänner aufgepflanzt. Allerdings konnten sie nur dem Teil der Bevölkerung, welcher des Lesens kundig war, durch ihre verschnörkelten Zeichen mitteilen, welches der Name und Stand des Landwehrmannes war und zu welchem Regimente er sich zu begeben habe. Vor der Abfahrt zur Garnison wurden verschiedene Umzüge gemacht, zunächst durch das betreffende Straßenviertel und dann zum Tempel. Hier bleiben die Reservisten mit den Priestern allein. Diese sind in ihren feierlichsten Prunk gekleidet und sprechen ihre unverständlichen Gebete unbekümmert um die lärmende Menge, welche rund um den Platz der Andacht herumsteht und mit lauten Banzai-Rufen jeden neuen Landwehrmann begrüßt. Es ist ein beständiges Gehen und Kommen, aber gleichwohl ist die ganze Feier außerordentlich eindrucksvoll. Man wird sich beim Anblicke dieser ernst dreinschauenden Krieger und der würdigen in gemessenen Tönen fast eintönig ihre Gebete halb singenden halb sprechenden Priester plötzlich inmitten all der Feststimmung des Ernstes der Lage und der schweren Pflicht der Reservisten in vollstem Maße bewußt.

Zum Schluß möchte ich noch einer eigentümlichen Sitte gedenken, die eines gewissen Reizes nicht entbehrt. Kurz vor der Abfahrt der Reservisten zur Front konnte man in den Straßen überall eine Menge junger Mädchen beobachten mit einem Stück gelben Schirting und einer Nadel und vielen Fäden in der Hand. Auf dem Zeug sind unzählige kleine Kreise in Erbsengröße aufgedruckt, fast alle der vorübergehenden Passanten weiblichen Geschlechts machten bei diesen Mädchen Halt, ließen sich von ihnen eine Nadel und einen Faden reichen und nähten nun mit ein paar Stichen einen Faden durch einen

der aufgedruckten Ringe. Die Erklärung für diese Sitte ist die folgende: Jedes dieser Mädchen ist die Verwandte oder die Geliebte eines der Reservisten, welchen das Vaterland zur Front sendet und dieses Tuch, nachdem es durch tausend Hände gewandert ist, wie die tausend verknüpften Fäden beweisen, wird ihm als letztes Angebinde von ihr überreicht, damit er es sich um die Lenden winde und so gegen die Kugeln des Feindes gefeit sei —, denn ist er nicht unter dem Schutze von tausend guten Wünschen, ausgesprochen von tausend verschiedenen Personen des anderen Geschlechts? Gewiß ist die Sitte eine Art Aberglaube, aber ist es nicht ein Aberglaube, dessen Reiz selbst die siegreiche Macht der Aufklärung nicht ganz zerstören kann? Sicher glauben manche der Krieger, welche sich dieses Tuch umwinden, nicht mehr an die Macht des verheißenen Zaubers und doch, daß es durch tausend weibliche Hände gewandert ist, begleitet von ebensovielen freundlichen Wünschen, muß für den Empfänger dieser Gabe aus ihm lieber Hand als letztes Angedenken ein erhebender und tröstlicher Gedanke sein."

Die eben von einem genauen Kenner des Landes im Auszuge gegebene Schilderung dieser Gebräuche hat tatsächlich etwas ungemein Sympathisches. Wir können ihr aufs neue die Tatsache entnehmen, daß die Gemütlosigkeit, wegen derer der Japaner vielfach verschrieen ist, nur auf seiner äußerlichen Unbewegtheit speziell in Gegenwart Fremder beruht. Trotzdem so unendlich viel gerade in den letzten Jahren über Land und Volk geschrieben worden ist, kennen wir den Japaner, was sein Innenleben anlangt, ja eigentlich gar nicht und noch weniger die japanische Frau, welche im Gegensatz zu den Gepflogenheiten anderer asiatischer Völker in Japan in hohen Ehren steht, auch ihre Bildung wird von den Japanern besonders gepriesen. Sie ist vorwiegend eine ästhetische, wie überhaupt die ganze Geselligkeit der Japaner ästhetischen Charakter hat. Daß auch die Männer im Felde diesen Sinn sich bewahren, zeigt die dort selbst während der Schlacht stets zum Ausdruck gebrachte Liebe für die Blumen. Was uns als Europäer frappiert, ist der scheinbare Gegensatz zwischen diesen in großer Zartheit ausgebildeten Eigenschaften mit dem ausgesprochen kriegerischen Charakter des Japaners, seiner wilden Todesverachtung und seiner Wortkargheit und Religionslosigkeit.

In einem recht scharfen Gegensatz zu den geschilderten Abschiedsszenen steht die Seite 288 folgende Beschreibung der Abreise eines russischen Artillerietransportes von Smolensk nach dem fernen Osten. Er fand im Spätherbst

statt, die Schilderung möge aber des Vergleichs halber schon an dieser Stelle Platz finden. Sie zeigt, wie ich vorausschicken möchte, die den Russen eigentümliche Schärfe und Härte in der Beobachtung, welche das Trübe und Unsympathische mehr hervorhebt, als die lichteren Seiten des Lebens. Demgemäß haben wir also auch unser Urteil nach der milderen Seite etwas zu korrigieren.

Russische Einzelbilder.

Stimmung in Rußland.

Merkwürdig unfrei und parteiisch war die Haltung in der russischen Presse jener Periode. Es ist ja vollkommen begreiflich, daß man völlige Unparteilichkeit von der Presse eines kriegführenden Landes nicht zu erwarten hat, welchem der Krieg bisher anstatt sicher erhoffter Siege nur Mißerfolge brachte. Aber gleichwohl machen die folgenden Aussprüche, welche sehr angesehenen Zeitungen entnommen sind, einen ganz befremdenden Eindruck. Die Zeitung „Strannik" spricht sich nach der Schlacht bei Liaujang folgendermaßen aus: „Rußland hat von der Vorsehung die Aufgabe übernommen, den orthodoxen Glauben über die ganze Welt zu verbreiten. Wenn die Mandschurei in den Händen der Chinesen geblieben wäre, so würden diese nicht die Überzeugung gewonnen haben, daß es notwendig sei, das Christentum anzunehmen; ewig wären sie in der Finsternis Japans geblieben. Daher war es göttliche Bestimmung, daß die Rückgabe der Mandschurei an China nicht erfolgen sollte." Eine andere Zeitung bezeichnet den Mikado sogar als den Antichristen und eine dritte sagt, Rußland führe diesen Krieg genau ebenso nach Gottes Willen wie früher die Juden, als sie das Land Kanaan eroberten und die Kananiter vertilgten. Die Kananiter des 20. Jahrhunderts seien aber die Japaner.

Es entzieht sich meiner Kenntnis, ob derartige Versuche, eine Kriegsbegeisterung mit religiöser Beziehung zu entfachen, in Rußland auch nur die mindeste Aussicht auf eine gewisse Wirkung haben. Es könnte jedenfalls nur in den unteren Volksschichten sein und diesen wiederum liegt aus anderen, im

Japanisches Sanitätspersonal.
(Nach einer Photographie. Copyright: Underwood and Underwood.)

Russische Maschinengewehrabteilung.
(Nach einer Photographie.)

ersten Bande erörterten Gründen, der Krieg ja ganz außerordentlich fern! Was weiß in Rußland die Bauernbevölkerung von Ostasien oder gar von der Mandschurei und der Wichtigkeit von Port Arthur. Diese armen Leute denken in erster Linie an ihren persönlichen Lebensunterhalt, welcher ihnen ja schwer genug ist.

Der heiligste Synod ordnete kurz nach der Schlacht von Liaujang Gebete im ganzen Lande an Feiertagen an, um den Beistand des Himmels für die Armee zu erflehen, welche einen grausamen und hinterlistigen Feind zu bekämpfen habe. Was die Grausamkeit anbetrifft, so kann man nach vorurteilsloser Prüfung der in die Öffentlichkeit gelangten Nachrichten den Russen hierin allerdings nicht Recht geben. Wie wir auch schon im ersten Band erwähnten, haben sich die Russen verschiedentlich über Mißhandlung von Verwundeten beklagt. Es kam die in jedem Kriege auftauchende Legende wieder zum Vorschein, daß die Japaner Dum-Dum-Geschosse verwendeten, oder die Flagge des Roten Kreuzes nicht achteten. Von japanischer Seite wurde das geleugnet oder von den Russen ähnliches behauptet. Als tatsächlich festgestellt kann man diese Dinge nicht betrachten und ich enthalte mich daher eines näheren Eingehens auf verschiedene seiner Zeit in der Presse sehr ausführlich besprochener Fälle.

Wenn zwei große Armeen einen langen erbitterten Krieg gegeneinander führen, so ist es ganz selbstverständlich, daß trotz größtmöglicher Ordnung und Disziplin viele Dinge vorkommen, welche den Anschauungen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit widersprechen. Falsch ist es aber, daraus allgemeine Schlüsse zu ziehen, oder gar der Heeresleitung und der Regierung Vorwürfe zu machen. Genau ebenso falsch, als wenn man den betrügerischen Bankerott eines Bankiers zum Anlaß nehmen wollte, alle Bankiers des betreffenden Landes für Schufte zu erklären. Immerhin möge die Tatsache registriert sein, daß russische Heerführer entrüsteten Einspruch gegen derartige Übergriffe erhoben und die Japaner mit gleicher Münze zurückzahlten. Psychologisch ist es vielleicht erklärlich, daß die Siege der Japaner in Rußland ein Gefühl der Beschämung hervorriefen, und man, um dieses zu verbergen, in Worten um so agressiver und auch ungerechter wurde.

So schrieb eine angesehene Moskauer Zeitung das folgende: „Als unser großer General Suwaroff gegen die zivilisierten Franzosen kämpfte, gab er auch den Befehl, daß kein Pardon gegeben werden sollte. Dies war nicht grausam oder barbarisch, es war nur notwendig. Heute zwingt uns die Notwendigkeit,

mit einer halbwilden und barbarischen Nation Suwaroffs Regel zu befolgen. In unserem Kriege mit Japan stehen wir genau so da, wie ein Mann, der von einer Viper angegriffen wird. Es ist nicht genug daran, sie zu erschrecken und ihr zu erlauben, daß sie sich im Busch verkriecht, sondern sie muß vernichtet werden, und wir müssen das tun, ohne uns darum zu kümmern, ob dies England und der internationalen Plutokratie paßt oder nicht. Es würde vielleicht den Prinzipien der Humanität entsprechen, aber sehr unklug sein, wenn wir Tausende von Japanern Rußland aufbürden wollten, damit sie Dyssenterie, Typhus und Cholera unter dem russischen Volke verbreiten. Kein Pardon und keine Gefangenen, das müßte unsere Losung sein."

Die Bedeutung der Presse wird ja vielfach sehr überschätzt und besten Falles illustriert sie nur die Stimmung in einem beschränkten Kreise des Volkes, und wo diese so verschieden ist, ist von einer politischen Bedeutung wohl kaum die Rede. Aus Petersburg schrieb man einer deutschen Zeitung:

„Die hauptstädtischen Blätter bemühen sich, den Rückzug Kuropatkins mit möglichster Ruhe zu betrachten. Sie warnen davor, die Bedeutung der großen Schlacht für den weiteren Verlauf des Krieges zu überschätzen; von entscheidendem Werte sei sie nicht und der Krieg würde fortdauern, auch wenn noch mehrere solcher Schlachten geliefert werden sollten. Man glaubt allgemein, daß der Krieg sich sehr lange hinschleppen wird. In dem gegenwärtigen Kampfe handelt es sich, so sagen die „Nowisti", nicht mehr um ein Stück Land, auf das Japan und Rußland Anspruch erheben, sondern um Interessen von ganz anderer Wichtigkeit. Die Würde, die Ehre, der politische Einfluß Rußlands im fernen Osten stehen auf dem Spiel. Unter diesen Umständen bleibt nichts übrig, als den Krieg so lange fortzusetzen, bis alle diese Güter in gehöriger Weise sichergestellt sind." Sehr ernst spricht die „Nowje-Wremja" aus: „Wir stehen jetzt Tatsachen gegenüber und haben nicht mehr mit den furchtbaren Prophezeihungen einer zeitgenössischen Kassandra, sondern mit einem erschütternden Faktum zu tun. Der Standhaftigkeit und Pflichttreue des russischen Soldaten hat der Gegner aktivere Eigenschaften entgegengesetzt. Das ganze japanische Volk ist von einer Flamme böser, haßerfüllter Erregung gefaßt, wie sie die Geschichte der Völker selten verzeichnet. Es hält schwer, anzunehmen, daß die gelbe Hälfte der Menschheit sich für immer mit ihrer untergeordneten dienenden Stellung begnügen wird. Das Bewußtsein ihrer Zahl und Stärke muß sie einmal in einen verzweifelten Kampf hineintreiben. Womit werden wir nun zu Felde

ziehen? Es ist wohl geboten, von der Zukunft zu reden, da ein halbes oder auch ein ganzes Kriegsjahr nur den Anfang eines langen, hartnäckigen, unerhörten Völkerkampfes bedeutet, das Wiedererstehen der Epoche Tamerland, den räuberischen Angriff auf die geistigen Güter, den der deutsche Kaiser in seinem bekannten allegorischen Bilde so prophetisch vorausgesagt hat."

Die Angst vor diesem furor japanicus hat sich schon wiederholt in der russischen Presse gezeigt. Es scheint, als besorge die „Nowje-Wremja", daß der russische Geist auf die Dauer nicht standhalten werde, eine Besorgnis, die bei der schon jetzt herrschenden Stimmung nicht ganz ungerechtfertigt ist.

Bemerkenswerter sind schon für die damalige Stimmung in den maßgebenden politischen Kreisen Rußlands die Anschauungen eines hervorragenden russischen Staatsmannes, welche in einer deutschen Zeitschrift zur Veröffentlichung gelangten. Die letztere hatte den Diplomaten gefragt, ob es nicht möglich sei, dem schrecklichen Blutvergießen bald ein Ende zu machen. In seiner Antwort betont der russische Staatsmann zuerst seine Friedensliebe im allgemeinen, muß dann aber zu seinem Bedauern zugeben, daß er am politischen Horizont noch gar nichts von der Morgenröte des Friedenstages sähe, sondern das Gegenteil. Das entsetzliche mandschurische Klima, meint er, werde noch mehr Opfer verlangen, als Stahl und Blei der mörderischen Geschütze. Er führt darauf aus, daß ja nicht Rußland, sondern Japan den jetzigen Krieg vom Zaune gerissen habe und daraus folge, daß Japan auch die ersten Schritte zum Frieden tun müsse. „Nun, wenn von Japan aus die ersten Friedensschritte getan werden müssen, so ist es begreiflich, daß, solange das japanische Volk in Siegen schwelgt, es nicht ernstlich an den Frieden denken wird, und daß andererseits, solange nicht die russischen Heere geschlagen und aus der Mandschurei vertrieben sind,

die japanische Regierung sich nicht erdreisten wird, Friedensvorschläge zu machen." Letztere müßten vor allem annehmbar sein, und genügende Garantien für die Zukunft bieten. Für beides sei aber augenblicklich nicht die mindeste Aussicht. Er geht dann auf einige, allerdings für Rußland unannehmbare Bedingungen eines Friedensschlusses ein, wie sie nach der Schlacht bei Liaujang in der japanischen Presse erörtert wurden und meint: „Armes Japan, es hat den Bären noch nicht erlegt, aber es teilt schon seine Haut", und weiter sagt der russische Staatsmann, ernstlich könne Japan derartige Bedingungen überhaupt nur dann fordern, wenn die japanische Armee in Moskau eingerückt sei. Vorher würden dergleichen Bedingungen überhaupt wahnsinnig sein. Der Krieg könne vier Jahre lang dauern und Rußland werde auf demselben Standpunkte bleiben. Ja, je länger der Krieg dauere, je mehr Opfer er verschlinge, desto unmöglicher gestalte sich die Lage der japanischen Streitkräfte, während Rußland alle Mittel habe, um den Krieg ungeschwächt fortzusetzen. Für Japan bedeute dagegen eine lange Dauer den finanziellen Ruin. Friedensvermittlungen seien absolut schädlich für den Weltfrieden und gefährlich für eine schleunige Beendigung des Krieges.

Der Russe schließt mit den folgenden Worten: „Der Zweikampf, den Japan in so frevelhafter Weise heraufbeschworen hat, muß mit einer vollständigen Niederlage Japans endigen, wenn der Weltfrieden in nächster Zukunft gesichert sein soll. Nicht russischer Patriotismus, sondern kaltblütige Schätzung der politischen Sachlage diktiert mir diesen Grundsatz meiner unerschütterlichen Überzeugung."

Vom russischen Standpunkt konnte man damals der Lage der Verhältnisse nach diesen Ansichten nur beipflichten, allerdings unter der Voraussetzung, daß man den endlichen Sieg Rußlands nicht für

Russische Offiziere auf dem Bahnhof von Liaujang.
(Nach einer Photographie.)

möglich, sondern auch für sicher hielt. Jetzt, wo diese Zeilen geschrieben werden, ein halbes Jahr nach der Schlacht bei Liaujang, kann man vielleicht etwas anderer Ansicht sein, ohne allerdings sich imstande zu sehen, diese Meinungsänderung mit unanfechtbaren Beweisen zu belegen.

In Japan erregte die Schlacht bei Liaujang gemischte Gefühle. Man hatte so fest auf ein Sedan und damit eine baldige Beendigung des Krieges gehofft und anstatt dessen hatten die japanischen Führer nur einen Erfolg unter ungeheuren Verlusten errungen, welcher weit entfernt war, irgend eine definitive Entscheidung zu bringen. Trotz der im höchsten Maße rühmenswerten Begeisterung des ganzen japanischen Volkes und seiner Bereitwilligkeit zu den größten Opfern, lastete, wie man sich denken kann, der Krieg sehr schwer auf dem Lande. Eine Anleihe nach der anderen mußte aufgenommen werden, ein unverhältnismäßig großer Prozentsatz der waffenfähigen Bevölkerung war im Felde, die Familien daheim verarmten und die Steuerlast wurde immer drückender. Wie konnte man sich wundern, daß man sehnsüchtig einen großen Schlag erwartete und zwar am ersten gegen die bisher stets zurückgewichene russische Mandschureiarmee. Möglich, daß deren bisherige Strategie in Japan auch eine ungerechtfertigte Unterschätzung der russischen Führer und Soldaten hatte aufkommen lassen.

Die japanische Regierung allerdings war sich wohl von Anfang an darüber klar, daß man noch lange nicht am Ende des Krieges angekommen sei. Das zeigt auch der folgende Erlaß des Mikados an seine Armeen in der Mandschurei unmittelbar nach der Schlacht bei Liaujang: „Der Feind hatte Liaujang als einen Punkt von höchster strategischer Wichtigkeit bezeichnet, die Russen widmeten diesem Orte von Anfang an große Aufmerksamkeit, befestigten und bewachten ihn sorgfältig und häuften dort viel Munition auf. Unsere mandschurischen Armeen haben während eines verzweifelten, mehrere Tage und Nächte andauernden Kampfes, die Mühseligkeiten und Anstrengungen überwindend, diese Stellungen dem Feinde abgenommen. Wir erkennen diese vorzügliche und tapfere Tat voll und ganz an. Sie hätte ohne die Umsicht und das Geschick, mit denen die Operationen geleitet wurden, ohne das zielbewußte und allgemein sachgemäße Handeln, ohne die Opferfreudigkeit und Tapferkeit aller Offiziere und Mannschaften, niemals ausgeführt werden können. Der weitere Verlauf des Feldzuges ist aber noch ungewiß, das Ende noch nicht abzusehen, so daß alle Offiziere und Soldaten ihrer Gesundheit, Ausdauer und Begeisterung für größere und entscheidendere Taten noch bedürfen werden."

Diese maßvollen und dabei sympathischen Worte trafen meines Erachtens das richtige. Sie unterscheiden sich vorteilhaft von dem Ton ähnlicher russischer Publikationen, welche voll von persönlichen Invektiven gegen den Feind sind. Allerdings hat es ja auch, wie man nicht vergessen darf, der Erfolgreiche leichter gerecht zu sein wie der Geschlagene.

Ein Berichterstatter schrieb damals aus Tokio, die Schlacht bei Liaujang und die in Massen eintreffenden japanischen Verwundeten hätten einem großen Teil der japanischen Bevölkerung erst einen Begriff von den Schwierigkeiten dieses Krieges gegeben. „Noch jubelt Japan und jeden Abend ziehen Scharen geputzter Menschen durch die bunt geschmückten Städte, aber eine starke Unterströmung ist dort bemerkbar. . . . Es bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß der Krieg nicht bloß aus lauter Banzai, aus fortgesetztem Siegesjubel besteht, vielmehr, daß ein schreckliches Blutvergießen auf beiden Seiten die Versorger ihrer Kinder, die Hoffnungen ihrer Familien dahinrafft und noch ist kein Ende abzusehen. Noch immer hält sich die widerspenstige Feste Port Arthur und an einen Angriff auf Wladiwostock ist in diesem Jahre nicht zu denken. Was hat der Sieg bei Liaujang, das große Sedan der ersten Septembertage dieses Jahres, gebracht? Verluste, die sich ausgleichen, allerdings einen Sieg der Japaner. . . ."

Ein anderer Berichterstatter beschreibt die japanische Stimmung anders, und kann damit ebensogut eine richtige Beobachtung gemacht haben. Er betont hauptsächlich die felsenfeste Zuversicht der Bevölkerung auf einen endlichen Sieg Japans. „Und wenn der Krieg hunderttausend Menschen kosten, noch Jahr und Tag dauern wird, wir sind entschlossen, jedes Opfer zu bringen." So hätte ihm jeder Japaner auf seine Fragen versichert. Allerdings meint er auch, die überschwenglichen Siegesfeste der ersten Zeit seien im Abnehmen begriffen, nachdem man gesehen habe, wie ungeheuere Opfer der Krieg fordere. „Seitdem bei dem ersten Banzai-Umzug in Tokio in der Nähe des Kaiserlichen Palastes gegen vierzig Menschen im Gedränge ums Leben gekommen sind, werden nur noch kleinere Umzüge gestattet, so können sich Vereine und Einzelne auf eigene Faust amüsieren. Das Volk macht jede Woche einige Umzüge, die Kriegsbegeisterung wird rege erhalten und allzugroßes Gedränge vermieden. Einsichtigen Japanern ist das ewige Siegesfeiern freilich längst unangenehm, sie finden, das dafür ausgegebene Geld könne besser verwandt werden und mit der Siegesfeier solle man lieber warten bis man den Krieg siegreich beendet habe.

Als am 2. September nachmittags Raketen, Feuerwerkskörper und sonstiger Radau verkündete, daß Liaujang eingenommen sei, glaubten viele, Port Arthur sei gefallen. Nun konnte man endlich die dafür seit Wochen errichteten Triumphbogen usw. verwenden. Überall in Yokohama formierten sich sofort Züge mit Fahnen und Musik. . . ."

Hiermit dürfte ein ungefähres Bild über die Stimmung auf beiden Seiten nach der großen Schlacht gegeben sein und eine bisher noch wenig erwähnte Quelle heimlicher aber großer Besorgnis in Japan deutete der Korrespondent eben an, als er von der vermeintlichen Einnahme der Festung Port Arthur sprach. Diese zeigte allerdings eine Widerstandskraft, die sich weder die japanische Bevölkerung noch auch der Generalstab hatten träumen lassen Soldaten über Soldaten wurden über See nach dem eroberten Dalny gefahren und Tausende und Abertausende meldeten die Verlustlisten als gefallen und verwundet.

Die Abreise eines Artillerietransportes.

(Nach der Schilderung eines Augenzeugen.)

„Auf dem Bahnhof von Smolensk habe ich einen mehrstündigen Aufenthalt. Es ist ein äußerst ungemütliches Wetter; Nebel, Regen, untermischt mit Schnee, so daß meine Wintergalloschen im Nu durchweicht sind, und ich nach einer kurzen Exkursion in die Stadt schleunigst mit der elektrischen Bahn, die sich zwischen den rundlichen Bauern und Bäuerinnen und ihren Wagen, deren Konstruktion an Urväter Hausrat erinnert, recht seltsam ausnimmt, nach dem Bahnhof zurückkehre. Der Kondukteur der elektrischen Bahn erregte meine Heiterkeit. Die scharf gebogene Nase, das glattrasierte Kinn — im Gegensatz zu den meist Vollbärte tragenden Russen — und der darauf gedrehte Schnurrbart verrieten sofort den Polen; noch mehr konnte ich diese seine Herkunft an der herablassend stolzen Art erkennen, mit der er den gutmütigen Bäuerlein, die hilflos um sich schauend, in ihren riesigen weißen Filzstiefeln und weißen Pelzjacken, unerlaubt viel Platz wegnehmend und auch nicht gerade gut riechend, im Innern des Wagens hockten, ihre Fahrscheine verabfolgte. Letzteres vollzog sich immer mit einem recht intensiven Geschrei von beiden Seiten.

Als ich auf den Bahnhof zurückkehrte, war ein Militärzug auf das erste Geleise geschoben worden. Die Mannschaften waren ausgestiegen und umstanden in dichten Gruppen eine Anzahl Frauen, die mit Wurst und Backwerk handelten. Teils trugen die Leute Halbpelze, die nur durch die aufgenähten Achselklappen

Russische Feldartillerie.
(Nach einer Photographie.)

verrieten, daß sie ein militärisches Kleidungsstück waren, teils trugen sie auch die schwarz-grünen Artillerielitewken. Es fiel mir auf, sehr viele Leute mit Blechkannen zu sehen. Wie ich nachher sah,. waren am Ende des Bahnsteiges Kessel mit heißem Wasser aufgestellt, die von den Leuten sehr eifrig benutzt wurden. Die Mannschaften machten einen gut disziplinierten Eindruck; einen Kanonier sah ich mindestens zehnmal an den Offizieren vorbeigehen, er grüßte aber das letzte Mal genau so stramm, wie das erste Mal.

Der Zug war einige vierzig Wagen lang. Zunächst an der Maschine waren die Pferde verladen, zu sechs in jedem Wagen. Da man bei der langen Reise Krippen schwerlich entbehren kann, waren solche aus Säcken, die, an der Decke angebunden, beutelförmig herabhingen und an den Kopfbarrieren angenagelt waren, hergestellt. In dem freien Raum in der Mitte lagen Sättel, Packtaschen, Riemen und anderes Gerät, zum Teil auch Futtervorräte, die jedoch wohl nur für den täglichen Bedarf bestimmt waren, da ich außerdem noch mit Heu beladene Futterwagen sah. Erleuchtet waren die Pferdewagen durch geschlossene Laternen, ein bis zwei Pferdepfleger waren in jedem Wagen untergebracht. Dann folgten die Wagen mit den Geschützen, Munitionswagen und mit dem Batteriebaumaterial. In einer Bremserbude, so daß er den ganzen Zug übersehen konnte, war ein Posten mit gezogenem Säbel aufgestellt. Die mit Stricken verschnürten Geschütze waren mit gelben Plantüchern bedeckt, und hier und da sah eine Rohrmündung heraus. In dem nächsten Wagen, an den ich herantrete, befindet sich das Brigadebureau. Eine Menge Kisten stehen

durcheinander, einstweilen möglichst breit aufgebaut; die Herren Schreiber verstehen es überall in erster Linie für sich zu sorgen. Der Brigadeschreiber sitzt an der Schreibmaschine; als er sieht, daß ich stehen bleibe, wirft er mir einen vernichtenden Blick zu und hört in seiner Tätigkeit auf. Ich lasse mich jedoch dadurch nicht stören. An dem Wagen des Schreibers und seiner Kameraden — dieselben sind durch die am unteren Rande des Kragens aufgenähte Tresse als „Nichtstreitbare" kenntlich — folgen einige Mannschaftswagen. Es ist genügend Platz darin, anscheinend haben sich die Leute auch schon ganz häuslich eingerichtet. Die Artilleristen in ihren schwarzen Pelzmützen sehen bei dem aus dem Ofen dringenden roten Feuerschein im Halbdunkel unheimlich aus. An den Wänden sind in zwei Etagen übereinander die Betten angebracht, darüber für jeden sein Gepäckhalter.

Ein Wagen zweiter Klasse ist für die Offiziere bestimmt, auch Einjährige, Junker und Ärzte dürfen denselben benutzen. Der Offizierswagen ist etwa in der Mitte des Zuges, davor und dahinter sind die Pferde der Offiziere. Verwundert sieht ein großer Brauner mit weißer Bläße aus der halbgeöffneten Tür, während ein Schimmel stumpfsinnig kauend vor sich hinblickt. Auch die Zugpferde sind durchweg schöne, starke Tiere. Einige sind noch etwas unruhig und schlagen an die Wände, wenn ein Zug auf einem Nebengeleise rangiert.

Aus dem Wartesaal dritter Klasse höre ich eine Ziehharmonika. Ein Trainsoldat sitzt auf einer Bank und spielt eine eintönig traurige Weise. Im Kreise um ihn herum stehen zwanzig bis dreißig Bäuerinnen und Bauern, sie tragen helle Schafspelze, die unten mit bunten Kanten besetzt sind, um den Kopf haben sie Tücher in grellen Farben — meist rot und grün — geschlungen. In der Mitte des Kreises tanzt ein junger Bauer nach der Melodie der Harmonika, es ist der bekannte russische Tanz, bei dem sich der Tänzer tief, so daß er beinahe den Boden berührt, in das eine Knie herabläßt, während das andere Bein nach vorn gestreckt wird —. Am Ende des Tanzes wird die Musik schneller, die Bewegung des Tänzers heftiger und heftiger, bis er sich schließlich ermattet auf eine Bank wirft und den Schweiß abwischt. Es ist gleichsam eine Abschiedsgabe des einfachen Volkes an ihre ins Feld ziehenden Brüder.

Ich gehe wieder auf den Bahnsteig hinaus, es ist noch eine Viertelstunde bis zur Abfahrt des Militärzuges. Der Stationskommandant, ein Stabskapitän der Infanterie, hat noch einmal die Wagen revidiert und spricht mit dem Transportführer, einem älteren Kapitän. Dieser läßt ein Trompetensignal

geben, worauf aus allen Wagen Unteroffiziere heraus- und auf ihn zukommen. Er läßt sich von jedem einzelnen melden, ob sein Wagen in Ordnung ist. Einer meldet, daß die Leute mit der Beleuchtung nicht zufrieden sind. Der Kapitän tritt an einen Wagen heran und fragt die Mannschaften: der Unteroffizier du jour muß sofort Kerzen kaufen, von denen je drei auf einen Mannschaftswagen kommen. Ein anderer Unteroffizier hat gemeldet, daß das Brennholz für seinen Wagen kaum für die ganze Nacht reichen wird. Der Kapitän wendet sich an den Stationskommandanten und ersucht um Abhilfe. Dieser bedauert, daß er nicht helfen kann, es wird daher sofort an die nächste Station telegraphiert, daß Brennholz bereit zu halten ist. Auch einige Beschädigungen der Wagen werden notiert und vom Transportführer und Stationskommandanten bescheinigt. Im allgemeinen ist eine weitgehende Fürsorge des Offiziers für den Mann zu erkennen; wo es irgend möglich ist, wird für sofortige Abhilfe von Mängeln Sorge getragen. Ein zweites Trompetensignal heißt für die Mannschaften einsteigen, Abschied ist nicht zu nehmen, alles vollzieht sich also glatt und ordnungsgemäß. Der Kapitän hat zwei Bahnarbeitern befohlen, noch einmal heißes Wasser in Kochkesseln, die an einer auf der Schulter getragenen Stange hängen, am Zuge entlang zu tragen. Aus allen Türen kommen noch einmal die blauen und weißen Blechkannen zum Vorschein, in denen sich die Leute den Tee bereiten.

Die Offiziere verabschieden sich voneinander, sie küssen sich hierbei dreimal auf die Wangen. Dann steigen auch sie ein. Da es schon sehr dämmrig ist, zünden die Burschen die Wachskerzen an, so daß die Coupees von außen recht gemütlich aussehen. Freilich, in vier Wochen, am Ende der Fahrt, werden wohl alle froh sein, wenn sie wieder an die frische Luft kommen. Die Ventilation ist bekanntlich in den sonst mit recht viel Bequemlichkeit eingerichteten Wagen sehr mangelhaft, man empfindet dies schon nach einer kurzen Tour, umsomehr natürlich nach vierwöchentlicher Fahrt in einem solchen Wagen.

In einem Mannschaftswagen steht ein dicker, vollbärtiger Reservist in der Tür, er scheint der Witzbold des ganzen Transports zu sein; ein Schreiber hat dem Kapitän noch einige Unterschriften vorgelegt und kommt gravitätischen Schrittes zurück, um in diesen Wagen einzusteigen. „Halt, hier kommen nur Streitbare herein. Raus mit dem Schreiber" — ruft der Reservist komischernst. Der Schreiber will einsteigen, wird aber immer wieder von dem Dicken zurückgestoßen. Die anderen Insassen des Wagens sieht man nicht, nur eine schwarze

Pelzmütze sieht durch den Schlitz, der sich oben an der Decke befindet; dagegen schallt auf jede flehentliche Bitte des Schreibers und die unmittelbar darauf folgende Antwort des Reservisten ein dröhnendes Gelächter aus dem dunklen Innern des Wagens. Auch das hohe Brigadebureau hat längst seine Pforten geschlossen. Der Stationskommandant sieht der Szene einige Minuten lächelnd zu, dann befiehlt er, den Unglücklichen hineinzulassen. Der Reservist macht sich weiter im Kreise seiner Kameraden dadurch beliebt, daß er Tier- und Menschenstimmen imitiert. Von gedrückter Stimmung ist nichts zu merken, wenn auch in den anderen Wagen nicht so ausgelassene Fröhlichkeit wie in dem eben beschriebenen herrscht, so machen doch alle Leute einen frischen und munteren Eindruck, es wird gesungen, Harmonika gespielt, der eine oder der andere hantiert an dem Ofen herum.

Ankunft eines russischen Truppennachschubes.
(Nach einer Photographie.)

Der Zug setzt sich langsam in Bewegung, wobei er noch einmal in seiner ganzen Länge an mir vorbeifahren muß; ich stehe mit dem Stationskommandanten zusammen. Die Leute grüßen ihn durch Schwenken ihrer Mützen, was man ihnen gewiß, wenn es auch unmilitärisch ist, gern verzeiht, wenigstens winkt der Stabskapitän lächelnd allen wieder zu; andere stehen in den Wagentüren still und salutieren, auch ihr Gruß wird erwidert. Die herzliche offene Art, wie sich die Mannschaften von den Offizieren verabschieden, gefiel mir sehr gut. Zuletzt kam auch mein Freund, der Reservist, vorbei; er mußte wohl schon vorher gemerkt haben, daß ich besondere Freude an ihm hatte, denn als er mich sah, rief er mir zu: „Leb wohl, Barin, wir fahren jetzt in den fernen Osten, wo die kleinen gelben Japonzen sind.“ Ich griff in die Tasche und gab ihm meine

letzten Zigarretten mit dem Wunsche: „Kommt alle in eure Dörfer heim als Sieger und womöglich mit dem Kreuze des Heiligen Georg!“ Langsam verschwand der Zug im Nebel. Wie viele von den einfachen, braven Burschen werden heimkehren und wie vielen wird man andererseits ein Grab mit vielen Kameraden draußen in der fremden Mandschurei schaufeln?

Der russische Sanitätsdienst.

Bis wenige Jahre vor dem Kriege hatten die Einrichtungen des russischen Heeres zu sanitärer Hilfeleistung im Kriege große Mängel aufgewiesen, hauptsächlich den einer schwerfälligen Organisation, sowie ein zu starkes Überwiegen des militärischen Elementes gegenüber dem ärztlichen. Schon im Türkenkriege zeigte sich, daß das System den tatsächlichen Anforderungen des Krieges in keiner Weise genügte, ganz abgesehen von furchtbarer Mißwirtschaft durch zu selbständig gestellte und tatsächlich niemandem verantwortliche Leute, welche in die eigene Tasche gewirtschaftet hatten. Erst ganz kurz vor dem ostasiatischen Kriege nahm sich Kuropatkin als Kriegsminister der Sache an und berief eine Kommission aus Ärzten und Offizieren gemischt, welche über eine durchgreifende Neuorganisation beraten sollte.

Inzwischen, während die Kommission noch mitten in ihren Arbeiten war, brach der Krieg aus, alles war im Werden und unfertig, die alten Mißstände waren sicherlich noch im vollen Umfange vorhanden, denn wir wissen ja, daß nichts so fest sitzt, sich so schwer beseitigen läßt, als gerade das, was nichts taugt. Wir haben also Grund anzunehmen, wenn auch so gut wie gar nichts darüber in die Öffentlichkeit gedrungen ist, daß bei Beginn und während der ersten Monate des Krieges die Verhältnisse im russischen Militär-Sanitätswesen ganz außerordentlich mangelhafte gewesen sind.

Transportpferde einer Sanitätskolonne.
(Nach einer Photographie.)

Dann allerdings ging man mit großer Energie an die Organisation heran und versuchte so gut wie es ging den Anforderungen zu genügen. Man muß sagen, daß hier gerade der Verlauf des Krieges nicht ungünstig war, denn das Sanitätswesen wurde nicht, wie z. B. im deutsch-französischen Kriege, schon wenige Tage nach Ausbruch des Krieges vor große und schwierige Aufgaben und Anforderungen gestellt. Es vergingen vielmehr bis zu den ersten nennenswerten Gefechten Monate, bis zur ersten großen Schlacht über ein halbes Jahr.

Auf der anderen Seite trafen die Schwierigkeiten und die Unvollkommenheit der Bahnverbindung zwischen dem europäischen Rußland und dem Kriegsschauplatz in Ostasien das Sanitätswesen deswegen besonders, weil die direkten Kriegsbedürfnisse, wie Truppen, Munition usw. zuerst hingeschickt werden mußten. Eine zweckmäßige Organisation für den Augenblick, sowie eine praktische Vorbildung des Personals war aber wiederum nur auf dem Kriegsschauplatze selbst möglich. Es soll außerdem beinahe an allem Material gefehlt haben, ja selbst in Port Arthur, und das ist für die russische Sorglosigkeit höchst charakteristisch, waren die Lazaretteinrichtungen völlig ungenügend.

Kuropatkin nahm auch auf dem Kriegsschauplatze die Organisation in die Hand und übertrug die gesamte Verwaltung der Feldlazarette und des Feld-Medizinalwesens einem Armee-Sanitätschef als selbständigen Leiter. Ihm unterstand auch das Personal des Roten Kreuzes. Was sonst das ärztliche Personal anlangte, so war dessen Zahl nach Ansicht eines deutschen Sachverständigen, des Generalarztes Dr. Körting, ausreichend, unter der Voraussetzung allerdings, daß der vorgeschriebene Etat tatsächlich aufgefüllt war. Daran mag man allerdings leise Zweifel hegen, da während der ersten Monate des Krieges die übrigen Etats, selbst an Soldaten und Offizieren, gar nicht zu reden von ausgebildeten Unteroffizieren, durchweg große Lücken aufwiesen.

Vorgeschrieben sind für jedes Regiment fünf Ärzte und ein Apotheker und 31 Mann Unterpersonal, mitgeführt werden ferner 32 Krankenpfleger und das Material zur Einrichtung eines Regimentslazaretts von 16 Betten. Bei jeder aktiven und bei jeder Reservedivision steht ein Divisionshospital und zwei Feldhospitäler. Ersteres zu fünf Ärzten mit einer Krankenträger-Kompagnie von 200 Mann, 17 Unteroffizieren und 27 Wagen, letztere zu je vier Ärzten, 107 Köpfen sonstigen Personals und 4 etatsmäßigen Schwestern und 25 Wagen. Zwei weitere Feld-Hospitäler gleicher Zusammensetzung können jeder Division nach Bedarf vom Generalkommando zugeteilt werden.

Außerdem auf den Etappenlinien 240 Kriegslazarette zu je fünf Ärzten und vier Schwestern und einem den Feld-Hospitälern analogen Personal, aber ohne Fuhrwerk. Jedes der genannten Lazarette ist für 10 Offiziere und 200 Mann ausgestattet.

Die Gesamtheit der verfügbaren Betten bei der mandschurischen Armee wurde im September, also zur Zeit der Schlacht bei Liaujang, auf rund 27000 veranschlagt. Russischen Nachrichten zufolge, von denen ich oben eine wiedergegeben habe, hat die Tätigkeit des Sanitätswesens selbst bei den ungeheuren Verlusten von Liaujang den Anforderungen genügt; allerdings war daran das Rote Kreuz auch in hervorragendem Maße beteiligt. Die zahlmäßigen Angaben hierüber, wie die vorher gegebenen, entnehme ich Ausführungen der genannten deutschen militär-ärztlichen Autorität.

Zu Beginn des Krieges schätzte man den Bestand des russischen Roten Kreuzes auf 636 verschiedenartige Institute, 2500 Pflegerinnen, ein entsprechendes männliches Personal, mit einem Vermögen von ungefähr 12 Millionen Rubel. Als nun der Krieg ausgebrochen war, nahm das Rote Kreuz sofort die Unterstützung der Militär-Sanitäts-Anstalten durch Ärzte, Pfleger und Schwestern mit aller Energie in die Hand, besonders die Ausbildung der Pfleger und Schwestern wurde mit allen Mitteln gefördert. Man stellte ferner fünf Desinfektionskolonnen und zwei Wäschereikolonnen auf. Letztere scheinen sich so gut bewährt zu haben, daß im weiteren Verlaufe des Krieges in den Städten Irkutsk, Omsk und Scheljabinsk große Bade- und Desinfektionsanlagen eingerichtet wurden. Wann diese allerdings in Funktion getreten sind, entzieht sich bis jetzt noch unserer Kenntnis, ebenso ob es überhaupt je der Fall sein wird.

Lazarette wurden ferner in den folgenden Städten errichtet: Mukden, Tieling, Charbin, Charborowsk und Blagowechtschenschk. Hieran beteiligten sich außer dem Roten Kreuz noch die Adelsgenossenschaften, ferner zahlreiche Stadtverwaltungen und Landschaften. Ende Juli befanden sich bei der Mandschurei-Armee, also um Liaujang, 32 Lazarette, in Port Arthur 2, in der Nähe von Wladiwostock 15, zwischen Charbin und dem Baikalsee 10, also im ganzen 59 Lazarette mit 7000 Betten. Außerdem 17 fliegende Sanitätskolonnen und 2 Desinfektionskolonnen.

Zur Zeit der Schlacht bei Liaujang standen 7243 ständige und 9460 zeitweilige Betten zur Verfügung der Armee. An Barmitteln war durch Sammlung

Futtertransport.

die Summe von acht Millionen Rubeln aufgebracht worden. Ob diese Summe in voller Höhe für den beabsichtigten Zweck verbraucht worden ist, darüber läßt sich allerdings wenig sagen, im Gegenteil, es sind darüber sehr üble Gerüchte im Umlauf, welche unten eine beschränkte Berücksichtigung finden werden.

Die Ärzte von Moskau brachten die sehr nützliche Idee zur Ausführung, Kolonnen zur Seuchenbekämpfung einzurichten und dazu wurden 60000 Rubel aufgebracht. Jede derartige Kolonne setzt sich aus Ärzten und Desinfektoren zusammen, welche mit Dampf- und Formalin-Apparaten, auch einem bakteriologischen Laboratorium ausgerüstet sind. Die Tätigkeit dieser Kolonnen besteht hauptsächlich in Prüfung von Nahrungsmitteln und Wasser auf Gesundheitsschädlichkeit, außerdem in der Ausführung von Schutz-Impfungen gegen Typhus und Ruhr.

Das Rote Kreuz hatte selbständig und im vollen Umfange die Einrichtung von Verpflegungsstationen und Lebensmittel-Magazinen auf den Etappenlinien übernommen. Leider fiel die größte, in Liaujang eingerichtete, wohl vollständig den Japanern in die Hände. Alle diese Vorräte usw. wurden und werden aus den Mittelpunkten freiwilliger Gütersammlung in Petersburg, Moskau, Pentza und Charkoff dauernd ergänzt. Die Transportvorrichtungen sind zum großen Teil vom Roten Kreuz gestellt worden. Zwei Lazarettzüge wurden außerdem von der Mutter des Zaren, bezw. der Adelsgenossenschaft gestellt.

Auf den großen Strömen, dem Amur und Sungari, ist durch das Rote Kreuz eine sehr lebhafte Tätigkeit von Schleppzügen ins Leben gerufen worden. Dieselben führten in flachen Fahrzeugen mehrere tausend Betten. Diese dienten in erster Linie zur Rückbeförderung Kranker und Verwundeter nach Rußland. Dort hatte sich eine sehr lebhafte Privatpflegetätigkeit entwickelt und hauptsächlich wird das Vorgehen der Stadtverwaltungen allseitig gerühmt.

Das internationale Rote Kreuz hat, wie in jedem Kriege, beiden Parteien seine Hilfe angeboten und seine Mittel zur Verfügung gestellt.

Das Ende des Geschwaders von Port Arthur
(Nach einem Originalaquarell von C. Schön.)

Russische Feldküche.
(Nach einer Photographie.)

Der deutsche Kaiser stellte den Japanern das deutsche Marine-Lazarett in Yokohama zur Verfügung, den Russen dasjenige in dem deutschen Pachtgebiet Kiautschau von Tsingtau; die deutsche Kaiserin ließ durch das Rote Kreuz eine reiche Sendung von Arzenei-Tabletten an das Depot der Kaiserin von Rußland gelangen. Auch sonst entwickelte das deutsche Rote Kreuz eifrige Hilfstätigkeit, an welcher sich auch England, Frankreich und die Vereinigten Staaten beteiligten. So wurde in Frankreich z. B. das russische Lazarettschiff „Orel" vollkommen mit französischen Mitteln ausgerüstet und zwar in Toulon.

An Lazarettschiffen, wie beiläufig erwähnt sei, besaßen die Russen außer der „Orel" noch die „Mongolia", welche der Festung Port Arthur zugeteilt war, während „Orel" im Herbst 1904 als Begleitschiff des Geschwaders des Stillen Ozeans fungierte; „Orel" entstammt der russischen freiwilligen Flotte. Die Tätigkeit der „Mongolia" ist naturgemäß nur eine verhältnismäßig geringe gewesen, jedenfalls im Vergleich zu den japanischen Lazarettschiffen. Solange die Russen zur See kämpften, hatten sie die Land-Lazarette in Port Arthur und Wladiwostock und in diesen waren die Verwundeten, jedenfalls was Port Arthur betrifft, besser aufgehoben, als an Bord des Schiffes, welches, im Hafenbassin liegend, den japanischen Geschossen von der Land- und Seeseite her ausgesetzt war. In Wladiwostock befand sich kein Lazarettschiff.

Was überhaupt die Bedeutung und Wichtigkeit der Lazarettschiffe im Kriege anlangt, so verweise ich auf meine früheren Ausführungen. Nun, die Russen haben darin jedenfalls keinen Aufwand getrieben.

Abgesehen von der Notiz bei der Schlacht von Liaujang weichen die Berichte über das Funktionieren des Sanitätsdienstes sehr erheblich voneinander ab. Die wohltätigen Leute in Rußland wurden auf eine harte Probe gestellt durch die Mißwirtschaft, um sich gelinde auszudrücken, verschiedener hoher Persönlichkeiten, in deren Hand großes Vertrauen und viel Geld gelegt worden war. „Gleich zu Anfang des Krieges," so wurde aus Moskau berichtet, „gab es einen Skandal, der nicht zu vertuschen war. General Schwedoff, der Rentmeister des Roten Kreuzes, hatte 1,2 Millionen Rubel einer sehr hohen Persönlichkeit gegen Unterpfand des Ehrenwortes dieses Herrn geliehen. Die Summe konnte nicht zurückgezahlt werden, und da die Stellung des Geldnehmers eine Klage ausschloß, so fehlte es dem Roten Kreuz von vornherein an Mitteln. Das etwa 7 Millionen betragende Kapital ist unantastbar, man mußte also dafür sorgen, den Dispositionsfond, der verliehen war, zu ergänzen. Es wurden Publikationen aller Art erlassen, doch die Öffentlichkeit reagierte nicht, die Millionen-Affäre war in zu weite Kreise gedrungen."

Derartige Sachen werden in großer Anzahl berichtet, und die Schlüsse daraus lassen sich ohne weiteres ziehen, wenn auch nur die Hälfte wahr ist. Aber auch die Hilfeleistung im Felde wird außerordentlich getadelt. Es fehlte hauptsächlich, und zwar noch bis zum Winter 1904, an Medikamenten und Verbandstoffen. Viele Sanitätskolonnen lagen fünf und sechs Monate hindurch untätig, weil sie keine Ausrüstung hatten; andere erhielten keine Ordre, — sie waren einfach vergessen worden.

Ein deutscher Arzt, der eben vom Kriegsschauplatz zurückgekehrt ist, erzählt mir mit tiefster Entrüstung von der Desorganisation des „Roten Kreuzes" auf dem Kriegsschauplatz. Wenn man nicht die Hospitäler der Landschaften und private Hospitäler hätte, dann wäre man einfach verloren, sagt der Arzt.

„Während auf irgend einer Station ganze Waggonladungen von Medikamenten und Verbandstoffen unter freiem Himmel verfaulten, sitzen viele Sanitätskolonnen ohne Hilfsmittel und die braven Ärzte und Schwestern mögen zusehen, wie sie zurecht kommen." — „Das Furchtbarste aber ist, daß es an Sanitätszügen fehlt. Allerdings gibt es 20 aus kaiserlichen und privaten Mitteln ausgerüstete Sanitätszüge, die mit allem Komfort, sogar mit Luxus eingerichtet sind. Diese

Züge vermögen aber nur 300 bis 400 Verwundete aufzunehmen, während oft 6- bis 17000 Verwundete zu transportieren waren. Man transportierte daher die unglücklichen Verwundeten und Kranken in ganz gewöhnlichen Waren- und Viehwaggons, in denen oft noch der Mist lag. Ohne jede Unterlagen wurden die Verwundeten in diese Waggons hineingestopft, es fehlte an Stroh, an Decken, an Wasser und Speise.

Da das Sanitätspersonal nicht genügt, so kann man sich vorstellen, in welchem Zustande die Verwundeten sich befinden, wenn sie nach fünf- und sechstägiger Reise in Charbin ankommen. Dort werden sie gereinigt, gefüttert und verbunden, und dann beginnt der entsetzliche Marterweg durch Sibirien nach Rußland."

Das ist die sogenannte „Evakuation". Zwölf Kopeken täglich erhält solch ein armer Krüppel, und damit muß er leben, bis er in die Heimat gelangt. Herzzerreißende Szenen spielen sich nach den Worten meines Gewährmannes auf den Stationen der sibirischen Bahn ab, Szenen, gegen die die Schrecken der Schlacht zu einem Possenspiel zusammenschrumpfen. Man muß solch einen Zug mit Hunderten von Verwundeten gesehen haben, die frierend, hungrig, mit Kot bedeckt, die Luft mit fürchterlichem Gestank erfüllen und ein nervenzerreißendes Stöhnen und Jammern hören lassen.

So arbeitet das russische Rote Kreuz. Darum ist es nicht verwunderlich, daß die Reservisten meutern, und darum ist es verständlich, daß die Gesellschaft keine Kopeke für eine Institution hergeben will, die unter der Flagge der Menschlichkeit schamlos stiehlt und die eigenen Namensbrüder in Elend und Schmerzen umkommen läßt. Was nützt es, daß die russischen Ärzte und Schwestern Helden sind, denen unumschränkte Bewunderung gebührt. Ihre Taten werden zu nichte gemacht von einer Hand voll Schranzen, die aus der Menschlichkeit ein einträgliches Geschäft machen.

Eine besondere Schwierigkeit erwuchs dem Sanitätsdienst darin, daß ja bekanntlich nach allen Schlachten, welche die Russen bis zum Ende des Jahres 1904 geliefert haben, zurückgegangen wurde und zwar verschiedentlich recht schnell und wohl nicht immer planmäßig von langer Hand vorbereitet. Nun müssen ja die Kranken und Verwundeten so schnell wie möglich nach hinten gebracht werden, es muß, wie der Fachausdruck lautet, die „Evakuation" erfolgen. Stellen wir uns den Zustand während und nach der Schlacht bei Liaujang vor, so wird er deutlich. Allerdings gelang es ja Kuropatkin, einen geordneten Rück-

Japanische Artillerie.
(Nach einer Originalskizze von M. Plinzner.)

zug zu bewerkstelligen, geordnet insofern, als die Truppen nicht in Auflösung und Verwirrung zurückfluteten. Natürlich nahm man auch so viel wie möglich Rücksicht auf die Verwundeten und Kranken, aber es ist ja schließlich ganz natürlich und in dem militärischen Charakter des Rückzuges begründet, wenn die Sanitätskolonnen erst in zweiter oder dritter Linie berücksichtigt werden konnten. Während des lange dauernden Rückzuges aber, ja, bis zum letzten Augenblick, wurde noch südlich und südöstlich von Liaujang mit größter Hartnäckigkeit ein blutiger und verlustreicher Kampf gekämpft, und auch da gab es noch in großen Mengen Verwundete.

Ganz anders und viel günstiger liegen für den Sanitätsdienst die Verhältnisse, wenn die Truppe im Vorgehen ist und eine gewisse Gefechtspause von nicht zu kurzer Dauer zwischen den einzelnen Zusammentreffen stattfindet. Dann können die Kranken und Verwundeten zunächst in voller Ruhe hinter der Front gepflegt werden und dann unter Benutzung der nach rückwärts führenden Straßen oder Eisenbahnen in die Heimat oder große Lazarettdepots gebracht werden.

Geht dagegen die eigene Armee zurück, so ist das nicht nur nicht möglich, sondern es geht eine Menge kostbare Zeit verloren, welche eine Periode großer Leiden für die Verwundeten bedeutet. So ist es schon vorgekommen, daß Verwundete volle zwei Tage lang auf der übermäßig in Anspruch genommenen Eisenbahn sich befanden, ohne ein anderes Nahrungsmittel während dieser 48 Stunden zu erhalten, als etwas Tee. Kuropatkin stellte dringende Ansuchen

an den Kriegsminister, damit dieser veranlasse, daß die sogenannte Evakuations-Kommission monatlich mindestens 2000 Kranke und Verwundete übernähme. Auch für die weitere Rückbeförderung reichten die vorhandenen Vorrichtungen nicht annähernd aus.

Kurz nach der Schlacht bei Liaujang kam ein Delegierter des russischen Roten Kreuzes nach Berlin, um mit dem Zentralkomitee der deutschen Vereine wegen einer vermehrten Unterstützung des Sanitätsdienstes auf dem Kriegsschauplatz in Verbindung zu treten. Damals wurde geplant, ein Hospital des deutschen Roten Kreuzes in Irkutsk so schnell wie möglich auszuführen.

Während die Ärzte des russischen Sanitätsdienstes allgemein sehr gelobt wurden, hatte das sonstige Personal manche Vorwürfe auszuhalten, auf welche hier nicht näher eingegangen werden soll. Eingestandenermaßen ist jedoch das gesamte Funktionieren durch bureaukratische Einrichtungen außerordentlich erschwert worden.

Von allgemeinerem Interesse ist der Umstand, daß man sich auf russischer Seite zum Auffinden der Verwundeten mit großem Vorteil der Kriegshunde bediente. Diese versagten allerdings den Japanern gegenüber, weil deren Witterung eine ganz andere ist, wie die der Europäer.

Ein Ritt mit der Kavallerie General Mischtschenkos.

Mitten in der Nacht, einer mond- und sternlosen Nacht, schleppten die Transbaikalschen Kosaken die schweren Schnellfeuergeschütze des rechten Flügels an schrecklichen Abhängen entlang auf die Anhöhen des linken Flügels. Ebenfalls wurde eine Gebirgs-Batterie dorthin geschafft. Man bemühte sich, diese Umstellung möglichst leise zu bewerkstelligen, damit die Japaner nichts bemerkten. Gleichzeitig mit der Artillerie nahm auch

die Infanterie ihre Position ein. — Wie von beiden Flanken, wurden auch von der Front kleine Offizierspatrouillen ausgeschickt, denen oblag, möglichst sorgfältig die Bewegungen des Feindes zu verfolgen. Eine dieser Patrouillen unter Kornett Petrunkewitsch schlich sich auf ganz unzugänglichen Gebirgspfaden in eine Schlucht zwischen den Dörfern Tamerlagou und Erldagou mitten in die japanischen Stellungen. Dann erklomm Petrunkewitsch einen hohen Bergkegel und gedachte von dort die wie auf der flachen Hand sichtbaren Täler und Abhänge der Nachbarschaft zu beobachten. Obwohl Chinesen meldeten, daß japanische Infanterie, auf allen Vieren kriechend, demselben Gipfel zustrebte, wollte der energische Offizier seinen Beobachtungsposten nicht aufgeben, bevor er nicht selbst die Annäherung des Feindes gesehen.

Es begann zu dämmern. Der ganze Höhenzug und seine einzelnen zuckerhutähnlichen Gipfel waren in den Nebel gehüllt, der dem Sonnenaufgang voraufgeht und der zwar leicht und ziemlich durchsichtig ist, die Fernbeobachtung aber sehr erschwert.

Um 4 Uhr morgens ertönte etwa 1200 bis 1500 Meter rechts von der auf Felsen lagernden Patrouille plötzlich ein Schuß, und noch einer. . . . Von dem Berggipfel konnte man deutlich sehen, wie die Geschosse durch den Morgennebel flogen und wieder gerade über dem von Kraßnojarskern und Barnaulsern besetzten Schwarzen Berge in einer weißen Wolke platzten. Die Patrouille hatte sich von ihrer Überraschung noch nicht erholt, als auch links neben ihr eine Batterie zu feuern begann. Eine ausgesandte Stafette meldete, daß japanische Schützenketten unter Artilleriebedeckung den Berg erstiegen. Jetzt schien ein Bleiben zwecklos und Petrunkewitsch befahl, sich vorsichtig zurückzuziehen.

Zeit war's. Die Patrouille war kaum ein paar hundert Schritte gegangen, als die von der anderen Seite aufsteigenden Japaner ihren Platz einnahmen.

Um 5 Uhr begann wieder der Kampf. Unsere während der Nacht vorgerückte Infanterie auf dem linken Flügel bedrängte die japanische Verschanzung. Die feindlichen Batterien unterhielten, wie tags zuvor, ein intensives Feuer auf den Schwarzen Berg. Unsere Artillerie auf dem linken Flügel wartete, bis die japanischen Batterien genügend sichtbar waren und eröffnete dann plötzlich ein verstärktes Salvenfeuer gegen diese. Die Wirkung war verblüffend. Der Gegner verstummte alsbald. Diesen Umstand benutzte die Gebirgsbatterie zu schnellem

Vorgehen und Stellungnehmen in einer Linie mit unserer Infanterie. Dann kamen auch die schweren Geschütze der Transbaikalschen Batterie unter Deckung der acht Geschütze des rechten Flügels auf einem sehr schwierigen und steilen Wege den Berg herunter.

Durch das fürchterliche Feuer unseres linken Flügels chokiert, gaben die Japaner ihren ursprünglichen Plan, gegen diesen den Hauptschlag zu führen, auf und wendeten alle Kraft gegen den Schwarzen Berg. Zweimal gingen sie zum Sturmangriff vor, wurden aber beide Mal mit großen Verlusten zurückgeschlagen. Die Japaner hielten hier, wie überall, dem Bajonettangriff nicht stand, nahmen ihn überhaupt nicht an, sondern machten Kehrt und begegneten der Attake mit Feuern.

Als der General den japanischen Mißerfolg am Schwarzen Berge bemerkte, ließ er Oberst Pawlow mit einer Abteilung reitender Artillerie und zwei Sotnien aus Tschita die Höhe nehmen und ein Längsfeuer auf den Feind eröffnen. In voller Karriere sausten die zwei Geschütze der reitenden Batterie die Höhe hinauf, buchstäblich von einem Geschoßhagel überschüttet. Die vorderste Batterie hatte noch nicht abgeprotzt, als schon sieben Pferde getötet und von der Mannschaft mehrere verwundet waren. Mit unmenschlicher Anstrengung zogen die Tschitaer Kosaken die Geschütze auf ein Plateau, und wenige Sekunden darauf begann das Feuer längsseits der Feinde.

Der bis zur Tollkühnheit verwegene „Streich" — wenn man so sagen darf — Oberst Pawlows und seiner zwei Sotnien, hatte schwerwiegende Folgen: Mit unbewaffnetem Auge konnte man sehen, wie die japanischen Kolonnen sich lichteten, den Angriff einstellten, schwankten und zurückgingen. Angesichts seines Mißerfolges zog der japanische General die Reserven heran, schob sie in die vordersten Reihen und warf noch einmal seine ganzen Massen auf unseren linken Flügel. Es war zu spät; die Barnaulser und abgesessenen Transbaikalschen Sotnien begegneten dem Angriff mit vernichtendem, tödlichem Feuer. Es war schon kein Feuer mehr, sondern eine Art gigantischer Fächer-Garbe aus Blei, die wie in einem Hagel alles Lebendige auf ihrem Wege wegfegte, wegwusch.

Wie aus einer riesigen, von starker, sicherer Hand gelenkten Feuerspritze der mächtige Wasserstrahl hervorbricht und in der Gischt und dem Staubregen Gräser, Steine und Schutt wegwäscht und die Erde bloßlegt — genau so war es hier mit dem Feuer- und Bleistrahl, der die feindlichen Reserven wegputzte. Und das Resultat? Der Feind lief!

Um dieselbe Zeit ging es auch auf dem rechten Flügel heiß her. Nachdem mehrere wütende Angriffe der Japaner abgeschlagen waren, gingen die Krosnojarsker ihrerseits zum Angriff vor. Das geschah wie auf dem Manöverfelde in voller Ordnung, mit Musik, und machte einen hübschen, wirkungsvollen Eindruck. Und, wie um die Wirkung zu vervollständigen, schallten plötzlich durch das Gebrüll der Geschütze, das Singen und Pfeifen der Kugeln, die ernsten, feierlichen Klänge des „Kolj slaven", des russischen Grabgesanges, aus der Ferne herüber. Trotz der Schlacht füllten sich viele Augen mit Tränen. Dort hinten im Biwak wurde der Liebling aller, der Kornett Makarow beerdigt, der auf einem Patrouillenritt einen vorzeitigen Tod gefunden. Der junge hübsche Mensch, ein vorzüglicher Sänger und Tänzer, der die ganze Mannschaft unterhielt, und schon im Chinafeldzug mit dem Georgskreuz ausgezeichnet wurde, war erst kürzlich zu der Abteilung gestoßen und nun in der Nacht vom 12. (25.) auf den 13. (26.) Juni gefallen. Unwillkürlich schlugen viele Hände das Kreuz und die Lippen flüsterten ein: „Ruhe in Frieden, braver Kamerad". Es war ein schönes Soldatenbegräbnis, und in manchem mag der Gedanke aufgestiegen sein: Wenn schon eine feindliche Kugel — dann auch ein solches Begräbnis.

Der Angriff der Krosnojarsker, der mit aller Exaktheit ausgeführt wurde, war nicht nach dem Geschmack der Japaner; sie räumten ihre Position und zogen sich schleunigst zurück.

Es war schon Abend, als endlich der Kampf zu Ende ging. Die Japaner waren mit einem Verlust von zirka 600 Mann geschlagen und zogen nach Erldagou ab. Nachts sah man ihre ganze Front entlang die Wachtfeuer unmittelbar vor unserer Vorhut aufflammen.

General Mischtschenko überzeugte sich, daß die Mannschaft nicht ermüdet war, sondern im Gegenteil darauf brannte, dem Feinde den letzten Stoß zu versetzen, und wollte gerade Befehl zur Verfolgung geben, als plötzlich vom Oberkommando Weisung kam, den Vormarsch einzustellen. So unterblieb die Verfolgung.

Die ganze Nacht über blieb die Abteilung in Erwartung eines neuen Kampfes in ihrer Position, da chinesische Spione versicherten, die Japaner hätten Verstärkung erhalten. Unsicher machten die Russen auch die japanischen Wachtfeuer, da dieses Verfahren der vorsichtigen japanischen Taktik durchaus nicht entsprach. Am nächsten Morgen zeigte sich dann, daß die Feuer einmal angezündet waren, um die Gefallenen zu verbrennen, dann aber auch, um die Russen irre zu leiten und einen ungehinderten Abzug zu ermöglichen.

Japaner verbrennen die Gefallenen.
(Nach einer Photographie.)

Die Japaner zogen in dieser Nacht, trotz ihrer Ermüdung, noch 15 Werst weit, was den besten Beweis für die Schwere des ihnen beigebrachten Schlages liefert.

Beim Weitermarsch am nächsten Tage traf die russische Abteilung auf ihrem Wege Spuren des japanischen Biwaks. Schon von weitem machte sich arger Gestank bemerkbar. Beim Näherkommen sah man die Ursache: Die ganze Gegend war durch den blutigen Auswurf Dysenteriekranker bedeckt und verpestete die Luft. Chinesen bestätigten das Faktum. Nach ihrer Aussage waren Infektionskrankheiten unter den Japanern sehr verbreitet. Beim Biwak war auch der Verbandsplatz. Da lag eine Menge blutiger Wäsche, Binden, Watte und allerhand Instrumente.

Man reinigte die Gegend so gut es ging, schickte Patrouillen aus und kehrte dann zum Dorfe Mugujo zurück, wo man ins Biwak ging.

Die nächsten Tage war jede militärische Operation unmöglich; die Regengüsse wurden periodisch. Und die Regenzeit ist hier fürchterlich. In zwei bis sechs Stunden ist die ganze Gegend unkenntlich. Alle Schluchten und Täler

haben sich in brausende, übelriechende, zimmetfarbene Ströme verwandelt, in deren Fluten krepiertes Vieh und Chinesensärge schwimmen, die nicht sofort eingegraben werden, sondern eine bestimmte Zeitlang auf der Erde stehen. Da geht viel Vieh zu Grunde, Wagen, Karren und ganze Gespanne werden fortgeführt. Der Teil eines Proviantzuges soll auf diese Weise vernichtet sein. Regen, Regen und immerfort Regen in unendlichen Strömen und dichten Wolken. Und dabei eine schwüle Hitze, die einfach unerträglich ist. Der Boden hat sich in einen zähen Teig verwandelt, in den man bei jedem Schritt mehrere Fuß tief einsinkt. Und dabei die schwere, dicke, ungesunde Luft. Es ist, als ob ein unheilvoller Prozeß in der Natur vor sich geht.

Das sind die Bedingungen, unter denen Offiziere und Soldaten leben müssen! Nicht der Krieg, nicht Kampf und Tod sind schrecklich, aber schrecklich sind die Krankheiten und Epidemien und die ganzen gesundheitswidrigen Verhältnisse, in denen man hier ausharren muß.

Japanische Einzelbilder.

Das japanische Rote Kreuz.

Von dem japanischen Sanitätsdienst haben wir bereits S. 138 gesprochen, so weit er sich an Bord der Hospitalschiffe auf See abspielt. Das Feldsanitätswesen der Armee untersteht einem Chef und den Armeegeneral-Ärzten bei jeder Division, einem Inspekteur und zwei Oberärzten im Stabe. Abgesehen davon, finden wir in jedem Infanterieregiment drei, in jedem Artillerie- und Kavallerieregiment zwei Ärzte, jede Division hat zwei Sanitätskompagnien mit neun Ärzten, außerdem vier bis sechs Feldlazerette, jedes zu 200 Betten und bei jedem befinden sich sieben Ärzte. Dann kommen die Kriegslazarette. Ihre Zahl wird von dem Etappeninspekteur bestimmt, und jedes hat acht bis zwölf Ärzte. Das hängt im einzelnen von den jeweiligen Bedürfnissen ab. Dazu kommen dann noch sogenannte Reservelazarette, welche teilweise freiwilliger Hilfsbereitschaft ihren Ursprung verdanken und teilweise den Charakter von festen Hospitälern oder Erholungsanstalten haben. Sie kommen eben für den eigentlichen Felddienst, um sich so auszudrücken, nicht in Betracht.

Der Dienst selbst ist im wesentlichen nach preußischem Muster organisiert, jedoch hebt die mehrfach genannte ärztliche Autorität einen ganz interessanten Unterschied hervor. Die Vorschriften für die erste Versorgung von Verwundeten im Gefecht enthält die Abweichung von den Deutschen, daß der Transport nur durch Träger und nicht durch Wagen besorgt wird. Ohne Zweifel hat diese Abänderung ihren Grund einmal in den schlechten Wegen oder deren gänzliches Nichtvorhandensein, andererseits in der großen Menge von Trägern, welche ja bekanntlich die japanischen Armeen immer begleiten, und welche nützlich sein können, auch in diesem Dienst, selbst wenn sie keine spezielle Ausbildung erhalten haben.

Die Einrichtung des Roten Kreuzes besteht in Japan schon seit dem Jahre 1877 und erfreut sich einer bedeutenden Popularität, speziell auch tatkräftiger Protektion der kaiserlichen Familie. Dem japanischen Roten Kreuz sind außerordentlich reiche, ja beinahe unbegrenzte Mittel aus freiwilligen Beiträgen zugeflossen. Bei Beginn des Krieges zählte es beinahe eine Million Mitglieder und eine Jahreseinnahme von 42 Millionen Franks. Ein großes Hospital in Tokio mit 250 Betten ist Eigentum des Roten Kreuzes und wie die Japaner

auch auf diesem Gebiete sorgfältig ihren Krieg mit Rußland vorbereitet haben, zeigt der Umstand, daß schon im Jahre 1903 der japanische Konsul zu Tschemulpo auf Korea in der dortigen japanischen Kolonie einen Zweigverein des Roten Kreuzes gebildet hatte. Seine Gemahlin übte die direkte Leitung aus. Überhaupt beteiligten sich die japanischen Damen sehr tatkräftig auch schon im Frieden an der Ausgestaltung des Roten Kreuzes. Ihre fachliche Ausbildung wurde von japanischen Marineärzten geleitet, und in Tokio befindet sich eine Schule für Pflegerinnen, welche eine dreijährige Ausbildungszeit durchzumachen haben. Im Sommer des Jahres 1904 befanden sich mehr als 2000 Pflegerinnen, 800 Pfleger und 290 Ärzte im Dienste des japanischen Roten Kreuzes.

Was man von dem japanischen Sanitätsdienst weiß, ist allerdings sehr wenig, aber die wenigen Nachrichten, welche in die Öffentlichkeit drangen, waren stets höchsten Lobes voll. Es ist das ja auch nicht zu verwundern, denn alle diejenigen Fehler und Mängel, welche wir auf russischer Seite finden, sind bei den Japanern nicht vorhanden. Ihre Organisation ist eine musterhafte, den deutschen Einrichtungen entnommen und mit Geschick den japanischen Verhältnissen angepaßt. Die Japaner besitzen ferner im hohen Grade, ja vielleicht in noch höherem, die früher so gerühmte preußische Eigenschaft des Systematischen und Folgerichtigen in allen ihren Einrichtungen. In ihrer Verwaltung herrscht absolute Ordnung, in der russischen bekanntlich große Korruption. Die Japaner hatten seit Jahren den Krieg erwartet und alles, im kleinen und großen, mit größter Genauigkeit vorbereitet, während bei den Russen nichts Derartiges geschehen war. Gerade für den Sanitätsdienst und seiner Unterstützung aus privaten Mitteln, kommt aber noch eine Eigenschaft hinzu, welche unzweifelhaft jetzt bei den Japanern in höherem Grade vorhanden war als auf russischer Seite: Die unbedingte Opferwilligkeit, frei von allen eigennützigen Nebenregungen. Wir haben hier schon früher darüber gesprochen und gesehen, ein wie großer Teil der russischen Bevölkerung, sofern er nicht überhaupt gegen den Krieg war, so doch ihm mit dem Interesse und dem Herzen vollkommen fern stand. Da konnte man dann eine eifrige Opferwilligkeit um der Sache selbst willen in geringerem Maße erwarten, wenn auch, wie wir oben gesehen haben, speziell von den Stadtverwaltungen und Adelsgenossenschaften außerordentlich Lobenswertes geleistet wurde.

Die japanischen Ärzte erfreuen sich eines sehr guten Rufes. Durchweg sind sie in Deutschland lange Zeit gewesen, haben dort nicht nur studiert, sondern

auch nachher noch sich praktisch fortgebildet. Die japanische Beanlagung soll überhaupt speziell für derartige Tätigkeiten günstig sein. Das haben deutsche Ärzte bestätigt, welche durch ihre Kommandierungen nach dem deutschen Marine-

Japanisches Feldlazarett.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

lazarett in Yokohama Land und Volk kennen gelernt hatten. Speziell das weibliche Pflegerpersonal wird außerordentlich gerühmt.

Eine eigentümliche, speziell japanische Einrichtung sind die Dekorationen des Roten Kreuzes in Japan, und Kundige sagen, daß gerade diese während der letzten Jahre die Mitgliederzahl des Roten Kreuzes verdoppelt hat und die Hauptursache gewesen ist, daß der Gesellschaft so außerordentliche reiche Geld-

mittel unaufhörlich zuflossen. In Deutschland existiert ja die sogenannte Rote Kreuz-Medaille und ebenso in anderen Staaten Europas. Diese hat aber schließlich doch nur die Bedeutung, daß sie den Träger als für den Zweck, welcher in Rede steht, interessiert bezeichnet und auch gewisse Anregungen gibt. In Japan dagegen liegt die Sache so, daß, obgleich die Dekorationen durch fortlaufende Beiträge oder einmalige große Zahlungen erworben werden können, große Auszeichnungen mit ihnen verbunden sind. Beinahe das gesamte Kaiserhaus befindet sich im Ehrenpräsidium des Roten Kreuzes und nicht nur das, sondern es beteiligt sich auch tatsächlich an der Leitung. Außerdem ist der Prinz Tomatsu mit seiner Gemahlin sehr tätig. Der Prinz ist speziell mit einem Teil der Ordensverleihung betraut, insofern die betreffenden Personen ihm dafür in Vorschlag gebracht werden.

Im Jahre 1887 wurde das Zeichen der Gesellschaft gestiftet, und zwar zunächst in Gestalt eines sogenannten Verdienst-Kreuzes. Dann folgte später eine Medaille, und im Jahre 1902 wurden die Mitglieder durch neue Statuten in drei verschiedene Klassen geteilt. Nämlich in ordentliche, außerordentliche und Ehrenmitglieder. Die ordentlichen Mitglieder bezahlen jährlich 3 bis 12 Yen oder einen einmaligen Beitrag von 25 Yen. Sie tragen die Medaille des Roten Kreuzes mit blauer Rosette. Diese Medaille hat ungefähr die Größe eines Zweimarkstücks, in welcher sich das Kreuz befindet, über demselben schwebt mit ausgebreiteten Flügeln der Vogel Hoo und rechts und links vom Kreuze erblickt man die Zweige eines Ziersträuches.

Die außerordentlichen Mitglieder tragen eine größere Rosette, während ihre Dekoration im übrigen dieselbe ist. Diese größere Rosette kann aber auch anderen verliehen werden, unter der Bedingung, daß sie der Gesellschaft so große Dienste geleistet haben, daß sie die sonst von den außerordentlichen Mitgliedern zu erlegende Summe von 200 Yen nicht zu bezahlen brauchen. Die Ehrenmitglieder endlich müssen von einer ständigen Kommission für würdig dieser Auszeichnung betrachtet werden und bedürfen der Genehmigung des Mikados. Niemand kann Ehrenmitglied werden, welcher sich nicht tatsächliche und große Verdienste um die Sache erworben hat. Sie tragen außer den übrigen Dekorationen noch eine besondere Mitgliedsmedaille. Endlich kann noch Personen, welche diesen drei Klassen nicht angehören, für besonders große Dienste eine Medaille gestiftet werden, welche Yukosho heißt. Diese Medaille wird z. B. für eine Spende von einigen tausend Yen verliehen.

Wir sehen, mit welcher Sorgfalt und in wie richtiger Berechnung derjenigen Triebfedern, welche den Menschen zu wohltätigen Zwecken veranlassen, dieses Dekorationswesen organisiert worden ist. Es ist ja bekannt, daß dem Japaner sein Herrscherhaus und zumal die Person des Mikado selbst als etwas Übermenschliches erscheint. Die Übernahme eines Protektorats durch Herrscher und Fürsten und deren Gemahlinnen gehört in Japan noch nicht so zu den alltäglichen Ereignissen wie in Europa und übt infolgedessen einen ganz gewaltigen Sporn aus. Für den Unbefangenen haben ja diese Abstufungen zuweilen etwas Lächerliches, aber immerhin muß man zugestehen, daß eine größere Aufrichtigkeit darin liegt, wenn der Betreffende bestimmungsgemäß für eine Summe von gewisser Höhe seinen Orden und seine Klasse bekommt, als wenn solche Leistungen mit patriotischen oder frommen Phrasen aller Art verkleidet und verdeckt werden, wie das ja in einigen europäischen Ländern bisweilen vorkommen soll. So sagt man wenigstens.

Der Wert der Dekoration ist infolgedessen auch für den Japaner ein anderer, als zum Beispiel bei uns. Wenn einer z. B. die letzgenannte Medaille trägt, so weiß jeder, der ihn sieht, daß er für einen guten und wohltätigen Zweck mindestens die Summe von 2500 Yen bezahlt hat. Die Medaille ist also eine ganz offenherzige Quittung und wird nur als solche angesehen, andererseits liegt auch eine gewisse anerkennenswerte Moral darin, daß der Japaner infolge einer derartigen unegoistischen Handlung für einen nützlichen und guten Zweck als Mitglied der Gesellschaft vom Roten Kreuz in eine nähere Beziehung zu seinem Kaiser gelangen kann

Russische Gefangene in Japan.

In einem Feuilleton schildert die „Nowoje Wremja" auf Grund der Privatbriefe zweier Journalisten einen Besuch bei den Gefangenen. Den Journalisten war es nach großen Schwierigkeiten gelungen, die Erlaubnis zum Besuch der Gefangenen zu erhalten. In Begleitung eines sprachkundigen Polizeibeamten trafen die Journalisten in Matsujama ein. Die russischen Gefangenen waren in verschiedenen Buddhistentempeln untergebracht. Als die Journalisten den größten dieser Tempel betraten, erblickten sie in dem weiten halbdunklen Raum die Gefangenen. Alle waren ohne Stiefel, und geräuschlos bewegten sie sich in dem Tempel. Die Stiefel und die Mäntel der Gefangenen befanden sich in einem Nebenraum des Tempels. Die zerrissenen Stiefel, an denen häufig

die Sohlen und Absätze fehlten, deuteten auf überstandene lange und beschwerliche Märsche auf schlechten und steinigen Wegen, während an den zerfetzten Mänteln zu erkennen war, daß ihre Inhaber oft unter freiem Himmel, in schmutzigen Gräben und mit Wasser gefüllten Trancheen kampiert hatten. Die meisten der im Tempel befindlichen Russen schliefen. Beim Erscheinen der Fremden erhoben sie sich und begannen ihre Schlafstätten in Ordnung zu bringen und sich dann vor den Journalisten aufzustellen, die unwillkürlich ihre Häupter entblößten. Als der die russische Sprache vollkommen beherrschende Führer den Gefangenen mitteilte, daß die Journalisten einen weiten Weg gemacht hätten, um sich von dem Leben der Gefangenen zu überzeugen, antworteten die Russen einstimmig in militärischer Weise: „Wir danken ergebenst."

Die meisten Gefangenen waren nicht mit der Uniform ihres Regiments, sondern mit Kitteln von militärischem Schnitt bekleidet. Das Material wird den Gefangenen von der japanischen Regierung geliefert. Die Anfertigung der Kittel bewerkstelligen die Gefangenen selbst, wobei sie nach Möglichkeit die blanken Knöpfe ihrer alten Uniformen und die Epaulettes benutzen, so daß die Kleidung trotz aller Dürftigkeit einen militärischen Charakter hat. Sehr viele Gefangene waren im Besitz von Heiligenbildern, die sich seltsam genug neben den im Tempel befindlichen Götzenstatuetten ausnahmen. Auf die Frage nach dem Ursprung der Heiligenbilder erwiderte ein langbärtiger Feldwebel: „Anfangs besaßen wir nur ein kleines Heiligenbild, das dem Feuerwerker der 18. Batterie gehörte. Wir alle hielten unsere Andachten vor diesem Heiligenbilde ab. Einst erzählte nun einer unserer Aufseher, der früher im Amurgebiet gelebt hatte, seinen Landsleuten, daß wir Heiligenbilder brauchten, und sofort wurden sie beschafft."

Da die meisten Heiligenbilder mit Blumen geschmückt waren, fragten die Journalisten, woher die Blumen stammten und erhielten zur Antwort, daß es sich um Geschenke der Japaner handle. Da niemand den Tempel und seine Umfriedigung betreten dürfe und die Gefangenen nie hinausgelassen

Japanischer Verbandplatz.
(Nach einem Aquarell von E. Hanetzog.)

Besichtigung russischer Truppen.
(Nach einer Photographie.)

Stellung, denen diese Aufgabe übertragen wurde, die an Schwierigkeit in der Geschichte des Krieges ohne gleichen dasteht.

Im Verlaufe von sieben Monaten sind Hunderttausende von Leuten, Zehntausende von Pferden und Wagen und Millionen Puds von Vorräten in ununterbrochenem Strome mit der Bahn aus dem europäischen Rußland und Sibirien nach der Mandschurei gekommen. Sollten die Regimenter, die bereits herausgeschickt wurden, sich nicht als genügend erweisen, so werden frische Truppen kommen; denn es ist der unbeugsame Wille des Kaisers, daß wir den Feind überwinden, und dieser Wille wird unweigerlich erfüllt werden.

Bisher hat der Feind bei seinen Operationen sich auf seine großen Streitkräfte verlassen, seine Armeen so aufgestellt, daß sie uns umzingeln mußten, und nach seinem Gutdünken die Zeit zum Angriff gewählt. Jetzt ist aber der Augenblick gekommen nach dem sich die ganze Armee gesehnt hat, der Augenblick, dem Feinde entgegenzugehen und ihn zu treffen, und der Zeitpunkt ist gekommen, wo wir die Japaner zwingen können, zu tun, was wir wollen, denn die Truppen der mandschurischen Armee sind stark genug, den Vormarsch aufzunehmen.

Aber neben der Stärke an Zahl ist es nötig, daß in allen Rangklassen, von der niedrigsten bis zur höchsten, der feste Entschluß herrscht, den

Sieg zu gewinnen, welche Opfer dies auch kosten mag. Es ist nötig, sich die Bedeutung des Sieges für Rußland vor Augen zu halten und vor allen Dingen eingedenk zu sein, wie sehr ein Sieg erforderlich ist, um desto schneller unsere Brüder in Port Arthur zu entsetzen, die sieben Monate hindurch die Verteidigung der ihnen anvertrauten Festung durchgeführt haben. Unsere Armee hat, stark in ihrer Vereinigung mit dem Zaren und mit ganz Rußland, große Heldentaten in allen unseren Kriegen für das Vaterland verrichtet und selbst einen wohlverdienten Ruf unter allen Nationen sich erworben. Denkt jede Stunde daran, daß euch die Verteidigung der Ehre und des Ruhmes der ganzen russischen Armee anvertraut ist. Das erhabene Oberhaupt des russischen Landes betet mit ganz Rußland für euch und segnet euch für eure heroischen Taten. Gestärkt durch dieses Gebet und erfüllt von dem Bewußtsein der Bedeutung der Aufgabe, die uns zugefallen ist, müssen wir furchtlos vorwärts gehen mit der festen Entschlossenheit, bis zum Ende unsere Schuldigkeit zu tun, ohne unser Leben zu sparen. Der Wille Gottes sei mit uns allen!"

Der merkwürdig pathetische Inhalt und die ebenso gehaltenen Redewendungen mußten angesichts der ganzen Lage und besonders der vorhergenannten Ereignisse bis zu einem gewissen Grade befremden. Kuropatkin war stets als ein Mann von wenigen Worten bekannt gewesen und vielleicht nicht zum wenigsten darauf, im Verein mit seiner stets bewiesenen Pflichttreue und seinem Fleiße, erfreute er sich des allgemeinen Vertrauens. Der schwülstige Ton des Befehls mußte überraschen und zumal auch die unwahre Phrase bezüglich des Entsatzes von Port Arthur. Mochten seine Soldaten das auch immerhin glauben, die Offiziere mußten den Kopf darüber schütteln, denn jeder konnte sich sagen, daß das Hauptziel nur die Niederwerfung des japanischen Feldheeres sein konnte, und daß man dazu bis jetzt tatsächlich noch keinen Schritt getan hatte und sich freuen mußte, wenn man überhaupt in der Lage war, ihm stand zu halten.

Ich glaube, daß auch in diesem Falle Kuropatkin nicht nach eigenem Ermessen, sondern auf höheren Befehl gehandelt hat. Es stand so gar nicht mit seinem bisherigen Handeln und seiner Schweigsamkeit im Einklang, wohl aber war schon lange bekannt, daß die Umgebung des Zaren möglichst schnelles Ergreifen der Offensive für unbedingt erforderlich hielt, und Kuropatkin des Mangels an Entschlußfähigkeit zieh, weil er sich auch fernerhin auf die Defensive beschränkte.

Von demselben Gesichtspunkte aus war es ferner wunderbar, daß nach diesem Befehl, welcher natürlich telegraphisch die Runde um den Erdball machte, die Offensive nicht erfolgte, die Japaner also vollkommen Zeit hatten, Maßnahmen dagegen zu treffen. Es ist das eine so vollkommen sinnlose Handlung oder vielmehr Unterlassung, daß man zuerst glaubte, falls man sich vorurteilslos den Verhältnissen gegenüberstellen wollte, daß schon vor der Veröffentlichung des Befehls die Offensive tatsächlich begonnen hatte, oder aber daß sie wenigstens zugleich mit ihm beginnen werde. Ich muß gestehen, daß auch ich dieser Ansicht gewesen bin, bis das Gegenteil vollkommen unzweifehaft geworden war. Das gehört allerdings zu dem Unglaublichsten, was bisher die Kriegsgeschichte hierin zu verzeichnen gehabt hat.

Während sieben Kriegsmonaten schon hatte man stets die gleiche Erfahrung gemacht, daß nämlich die Russen ihre Bewegungen niemals den Japanern hatten verschleiern können, sie selbst aber ebensowenig imstande gewesen waren, sich rechtzeitig über Aufstellung und Bewegungen ihrer Gegner zu orientieren. Die Japaner haben ohne Ausnahme mit eiserner Konsequenz den Grundsatz durchgeführt, alles zu verschleiern, nichts über Bewegungen und auch nicht das geringste über die Stärke ihrer Truppen, ja die Bezeichnungen der einzelnen Truppenteile in die Öffentlichkeit gelangen zu lassen. Nicht nur die Korrespondenten wurden, soweit sie im Felde waren, mit eiserner Strenge daraufhin kontrolliert und in ihren Schilderungen eingeschränkt, sondern auch die japanische Presse äußerte niemals ein Wort über derlei Sachen, während auch auf den Telegraphenämtern unerbittliche Zensur ausgeübt wurde. Russische Offiziere haben später selbst ihrer Schwatzhaftigkeit einen großen Teil der Mißerfolge zugeschrieben, und mit vollem Recht. Alles aber, was bisher hieran geleistet worden war, übertraf diese vorzeitige Veröffentlichung mit der Ankündigung einer allgemeinen Offensive.

Kuropatkin ist, wie unsere Leser wissen, im Frühjahr 1905 abberufen worden und man kann sich seitdem nicht genug tun, seine Unfähigkeit hervorzuheben. Nun wir kommen darauf noch zurück. Wäre er aber selbst so unfähig gewesen, wie man ihm nachsagt, so durfte man ihm das doch nicht zutrauen, sondern wir haben es ohne Zweifel wiederum hier mit einem strikten Befehl von Petersburg aus zu tun. Der Zar befahl, er hatte in seinem mystischen Gefühl des Gottesgnadentums die innere Gewißheit, die Offensive werde erfolgreich sein, die russischen Truppen den Sieg an ihre Fahnen heften und der

Oberbefehlshaber der Mandschurei-Armee hat diesem Befehl des Zaren gegen seine bessere Einsicht gehorcht. Daß er es tat, war ein Fehler und nicht nur dieses, es war unverantwortlich, und wie ich glaube, die eigentliche Ursache seines späteren Mißgeschicks und seines endlichen Falles. Was ich bestreite ist nur, daß es ein Irren seiner Einsicht war, indem ich es für einen Mangel an Charakterfestigkeit erkläre, wie man ihn allerdings in Rußland dem Zaren gegenüber durchweg finden dürfte.

Spätere Berichte haben es als unzweifelhaft erwiesen, daß bei Veröffentlichung jenes Befehles sogar die russischen Truppen noch gar nicht in den Stellungen sich befanden, welche sie einnehmen mußten, wenn sie überhaupt imstande sein sollten, zum Angriff vorzugehen, die Japaner konnten indessen in voller Muße ihren Kundschafterapparat in Bewegung setzen und nach dessen Ergebnissen ihre eigenen Maßnahmen treffen.

Die Russen rücken vor.

Am 2. Oktober war, wie gesagt, der Befehl erschienen und am 4. kam es, wie schon Ende September, zu einigen Kavalleriegefechten an den östlichen Pässen und ebenfalls in der Nähe der Kohlenwerke von Jentai. Inzwischen hatte General Kuropatkin seine Truppen in drei Gruppen in Bewegung gesetzt und zwar unter dem Befehl der Generale Stackelberg, Meyendorf und Bilderling. Seine Absicht war, den rechten japanischen Flügel mit überlegenen Streitkräften anzugreifen, ihn umgehen zu lassen, wobei speziell den Kavalleriemassen Mischtschenkos ein entscheidendes Eingreifen zugedacht war und dann diesen Flügel, also die Armee Kurokis, von Osten her aufzurollen. Das Zentrum und den linken Flügel der Japaner, also die Generale Nodzu und Oku, wollte Kuropatkin dann bis zum Erfolge Stackelbergs festhalten und somit ein Verschieben von Streitkräften verhindern. Ohne Zweifel bot dieser Plan manche Aussicht auf Gelingen, wenn er wirklich schnell und überraschend zur Ausführung gekommen wäre. Nach der vorherigen Ankündigung jedoch hatte General Oyama auch den Plan selbst bald herausbekommen und versammelte nun nicht, wie Kuropatkin hoffte, das Gros seiner Streitkräfte auf dem rechten Flügel, sondern ließ da vielmehr nur verhältnismäßig sehr geringe Streitkräfte, allerdings in ganz vorzüglich ausgewählten, durch Natur und Kunst befestigten Stellungen und konzentrierte seine Hauptmacht im Zentrum mit der Absicht, hier die russische

General Rennenkampf im Lager bei Mukden.
(Nach einer Photographie.)

Stellung zu durchbrechen, während Kuroki die Aufgabe oblag, seinerseits Stackelbergs überlegene Kräfte festzuhalten.

General v. Stackelberg rückte denn auch vor, besetzte, ohne Widerstand zu finden, den an der Straße von Mukden und an deren Kreuzungspunkt mit dem Schaho liegenden Ort Baniapusa. Eine Tatsache, welche Kuropatkin merkwürdigerweise für einen Erfolg hielt. Die Japaner gingen zurück und nahmen in den Pässen von Tomönlin, Tschausanlin und Hualin, wie gesagt, feste Stellungen ein, während General Rennenkampf weit ausholend um das Talingebirge herumging. Vom 11. bis zum 15. Oktober bemühte sich Stackelberg die Pässe zu nehmen, wurde aber stets unter ungeheuren Verlusten zurückgeschlagen und begann schon vor Ablauf dieser Zeit den Rückzug. Auch General Rennenkampf mußte zurück und wurde von der japanischen Kavallerie von dem Taitseho, bis wohin er vorgedrungen war, wieder nach Norden in das Gebirge hineingejagt. Hiermit war eigentlich schon der russische Angriffsplan gescheitert.

Es ist schwer zu sagen, ob General v. Stackelberg angesichts der vorzüglichen Stellung der Japaner bei größerer Energie des Angriffs

imstande gewesen wäre, die Stellung zu nehmen. Tatsache ist jedoch, daß er nicht alle seine Kräfte zugleich einsetzte und wenigstens versuchte, die Höhen zu stürmen. Es fehlte ihm wahrscheinlich die Entschlußkraft, das Äußerste zu wagen, um das Äußerste zu erreichen. Hätte er gewußt, wie gering die japanischen Streitkräfte, welche in jenen felsigen Gebirgspässen und darum her lagen, so würde allerdings sein Entschluß doch wohl gefaßt worden sein. So aber zog er sich mit einem Verlust von beinahe 15000 Mann zurück, mußte außerdem über 20 Kanonen zurücklassen. Die Armee Kuroki hatte also wieder einmal ihre Aufgabe glänzend gelöst und das einzige, was die Japaner bedauern mochten, war, daß ihre geringe Stärke ihnen eine Verfolgung des Gegners nicht gestattete.

Die übrigen russischen Armeeabteilungen waren inzwischen ebenfalls vorgerückt und auf ihre Bewegungen scheint die Nachricht Stackelbergs von der Besetzung des Ortes Baniapusa ebenfalls von verhängnisvollem Einflusse gewesen zu sein. Wahrscheinlich haben wir es hier mit einer sehr vorzeitigen Ruhmredigkeit des Generals v. Stackelberg zu tun.

Die Japaner gingen in der Mitte zunächst bis hinter die Kohlenbergwerke von Jentai zurück, wo ja, wie oben erwähnt, die Stellungen schon vorher befestigt worden waren. Ein großer Teil der Armee Kuroki hatte sich hier an Nodzu angeschlossen und im Laufe der nächsten Tage konnte Kuroki noch mehr Truppen dahin verschieben, nachdem die Erfolglosigkeit des Stackelbergschen Unternehmens offensichtlich geworden war.

Hier in der Mitte der japanischen Stellung war der russische General Sarubajeff energisch, ja zu energisch vorgerückt und hatte schon am 11. Oktober den Zusammenhang mit der Stackelbergschen Armee verloren. Es hat hier also ohne Zweifel ein mangelhafter Nachrichtendienst stattgefunden, und zwar muß die Schuld daran dem General v. Stackelberg zugeschoben werden, denn nach ihm, nach seinen Erfolgen oder Mißerfolgen mußten sich naturgemäß die anderen russischen Armeen in ihrem Vorgehen richten.

Möglich, daß auch General Sarubajeff überhaupt zu selbständig vorging, man muß sich unwillkürlich fragen, wo denn die Oberleitung war. Er hatte derart den Zusammenhang verloren, daß der linke Teil der Armee Kuroki und außerdem Nodzu ihn mit großer Übermacht angreifen konnten. Die Japaner befolgten ihre alte Taktik des Durchbruchs und Sarubajeff mußte schleunigst zurück, nachdem er außerordentliche Verluste erlitten hatte. Die Japaner folgten

und es kam auch am folgenden Tage und selbst noch am 13. Oktober zu außerordentlich blutigen Kämpfen, in denen Sarubajeff mit seinen Truppen vollständig vernichtet worden wäre, wenn nicht Kuropatkin in rechtzeitiger Erkenntnis der Gefahr ihm starke Reserven zu Hilfe gesandt hätte.

Inzwischen hatte General Bilderling seit dem 8. Oktober mit der Armee Oku gekämpft und auch hier wichen die Japaner zuerst ohne großen Widerstand zurück, während die Russen zuversichtlich folgten in der Annahme, daß Oyama tatsächlich, um den russischen Angriffsplan zu verwirklichen, seine Hauptkräfte auf dem japanischen rechten Flügel konzentriert habe. Man sollte aber enttäuscht werden, denn drei Tage später, nachdem inzwischen die Kämpfe vielfach hinhaltender Natur gewesen waren, gab Oyama den Befehl zu allgemeinem energischen Vorgehen. Und zwar war das zu der Zeit, wo General v. Stackelberg, von dessen Erfolg alles abhing, sich fruchtlos an den östlichen Pässen aufrieb. Auch hier mußten die Russen zurück und es fehlte wenig, daß General Bilderlings Stellung am 12. Oktober durch die Angriffe der Japaner durchbrochen worden wäre. Reserven, welche Kuropatkin zu rechter Zeit an die bedrohten Stellen dirigierte, verhinderten das Äußerste.

Immerhin war die Lage am 14. Oktober noch eine äußerst gefahrvolle und es war damals, wo jene furchtbaren Kämpfe begannen, welche sich um den Besitz eines die Gegend beherrschenden Hügels, des Bergkegels mit dem Baume, entspannen. Dieser Hügel liegt nicht weit von der Straße und dem Orte Schahopu.

Am Tage darauf versuchte Bilderling wieder einen Offensivstoß, wurde aber zurückgeschlagen und nun folgten die gewaltigsten Anstrengungen seitens der Japaner, um die russische Stellung bei Schahopu zu durchbrechen und ihnen womöglich die Rückzugslinie abzuschneiden. Wieder gingen die Russen zurück und mußten den Bergkegel mit dem Baum den Japanern überlassen.

Da endlich am 16. Oktober waren die von Anfang an zu weit hinter der Front gehaltenen russischen Reserven herangekommen und gingen nun mit frischen Kräften gegen die durch siebentägige Kämpfe schon ermatteten japanischen Truppen vor. Und da, in der Nacht vom 17. auf den 18. Oktober, gelang es dem General Putiloff, den Bergkegel mit dem Baume durch plötzlichen Angriff wieder in russischen Besitz zu bringen. Der Kampf um diesen Punkt muß außerordentlich hartnäckig gewesen sein, wußten doch beide Parteien, was für sie davon abhing. Für die Russen unter Umständen völlige

Vernichtung, für die Japaner ein glänzender Sieg. Der Erfolg des Generals Putiloff war auch tatsächlich für den Verlauf der Kämpfe ein entscheidender und ihre Offensive war zum Stehen gekommen. Am 18. Oktober endlich hatten diese beinahe zehntägigen und außerordentlich blutigen Kämpfe im Schaho-Gebiete ihre Ende erreicht.

Das Ende der russischen Offensive.

Dies ist in großen Zügen der Verlauf der mißglückten russischen Offensive, denn sie war tatsächlich durchaus mißglückt, was die Russen auch später an jenen Kämpfen herumgedeutelt haben. Die Ursachen des Mißglückens liegen im großen ja auch vollkommen zu Tage und an erster Stelle unter ihnen steht die fruchtlose und nicht mit der gehörigen Energie durchgeführte Unternehmung Stackelbergs auf die östlichen Pässe.

Mochte auch der russische Angriffsplan dem Marschall Oyama vorzeitig bekannt geworden sein, so wäre doch Stackelberg imstande gewesen, die Japaner zu zwingen, sich nach eben diesem Plane in ihren Dispositionen zu richten. Hätte er alles rücksichtslos eingesetzt, diese Pässe zu nehmen, so würde Kuroki gezwungen gewesen sein, seine gesamte Armee dort zu konzentrieren. Dann hätte er aber Nodzu nicht unterstützen können und der kühne Vorstoß Sarubajeffs wäre vielleicht ganz anders verlaufen.

Nun, es ist ein müßiges Beginnen mit solchen Eventualitäten nachträglich zu rechnen. Das aber geht wieder hier, wie auch bei Liaujang, klar aus den Bewegungen und Mißerfolgen der einzelnen russischen Heeresteile hervor, daß die Verbindung unter ihnen nicht funktionierte. Wäre Sarubajeff und im Anschluß daran Bilderling stets auf dem Laufenden über die Ereignisse im linken Flügel gehalten worden, ob sie nun günstig oder ungünstig waren, so hätte die zweimal und im höchsten Maße hereinbrechende Gefahr des Abschneidens ein-

Stürmende japanische Infanterie.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg. Intern. Weltverlag, Berlin-Schöneberg.

Kuropatkin vor dem Bahnhofe von Mukden.
(Nach einer Photographie.)

würden, so legten die Japaner die Blumen an der Mauer nieder, von wo sie den Gefangenen durch die Schildwachen überbracht würden. Aus dem weiteren Verlauf der Unterhaltung ging hervor, daß die Gefangenen keinerlei Nachrichten aus der Heimat erhalten hatten. Wie sie mitteilten, würden ihre Briefe über Amerika nach Rußland befördert, was naturgemäß mit einem großen Zeitverlust verbunden sei. In jedem Falle hatte keiner der befragten Gefangenen auch nur eine Zeile aus der Heimat erhalten.

Weiter erzählten die Russen, auf welche Weise sie in Gefangenschaft geraten wären. Die schlichten Mitteilungen trugen durchweg den Charakter ungeschminkter Wahrheit, ohne Prahlerei und ohne die Absicht, die Mißerfolge zu beschönigen. So erzählte ein Soldat: „In Wafangku hatten uns die Japaner umgangen. Wir mußten uns zurückziehen. Unter dem Kommandeur wurde das Pferd getötet. Er versuchte zu Fuß uns zu folgen, doch es ging nicht, er war zu dick und schon recht bejahrt. Schließlich brach der Oberst vor Übermüdung zusammen und rief uns zu: ‚Brüder, geht nicht fort, verlaßt mich nicht!‘ Unterdessen war der Feind näher gekommen und hatte uns von allen Seiten umringt, und ihrer waren so viele und wir nur an die dreihundert. Der japanische Offizier rief uns in russischer Sprache zu: ‚Strecket die Waffen, ergebt euch!‘

Darauf näherte sich der japanische Offizier unserem Kommandeur und sagte kurz: ‚Oberst, ich bitte um Ihren Degen!‘ Es war nichts zu machen, wir mußten uns ergeben.“

Die Hauswirtschaft wird von den Gefangenen selbst geführt, und die Speisen bereitet ein Koch aus ihrer Mitte. Anfangs wollte es nicht so recht damit gehen, denn der angebliche Koch erwies sich als ein Ziegelstreicher aus dem Gouvernement Tula, der nie in seinem Leben mit der Kochkunst etwas zu tun gehabt hatte. Schließlich fand sich jemand, der mehr von der Küche verstand, und es ging ganz gut. Wie ein japanischer Offizier den Besuchern mitteilte, ißt der russische Soldat doppelt so viel wie der japanische.

Beim Verlassen des Tempels fragten die Journalisten die Gefangenen, ob sie im allgemeinen zufrieden wären und wie es ihnen gehe. Gut, war die Antwort. Braucht ihr etwas? Alle sahen sich schweigend an, so, als ob sie sich zu antworten fürchteten. „Antworte du wenigstens,“ sagte der Journalist zu dem neben ihm stehenden Soldaten. Kurz und entschieden antwortete dieser: „Wir brauchen nichts.“ Als die Journalisten sich verabschiedeten, antworteten die Gefangenen mit der üblichen militärischen Formel.

Matsujama ist ein kleines Städtchen, das nach keiner Seite hin etwas Interessantes bietet. Gewählt ist dieser schwer zu erreichende Ort deshalb, weil die Gefangenen hier nichts von den Vorgängen in Japan hören noch sehen können. Abgesehen von den Reisfeldern und zahllosen Fröschen weist auch die Umgebung des Städtchens nichts Bemerkenswertes auf.

Ein russischer Spion.

Es war am Abend des 29. September. Ein japanischer Soldat in der Nähe von Yentai war damit beschäftigt, sein Abendessen zu bereiten, als ein Mann in chinesischer Bauernkleidung vorbeikam. Der Japaner rief ihm zu, er solle ihm etwas Wasser bringen. Dieser aber ergriff die Flucht. Der Japaner schöpfte Verdacht und verfolgte den Mann. Es gelang ihm, ihn einzuholen, und als er ihm den Hut vom Kopfe riß, zeigte sich, daß es ein Russe war. Andere Japaner eilten herbei, und der Spion war gefangen. Er gab an, daß er in höherem Auftrage handelte, und daß er jetzt zum russischen Lager zurückkehren wollte.

Am Tage darauf wurde Kriegsgericht gehalten. Der Russe hieß Wassili Liabow, war dreiunddreißig Jahre alt und stand beim 287. Regiment der

71. Division, fünftes Armeekorps. Er trat ruhig vor den Gerichtshof und verbeugte sich. Seine Haltung flößte den Japanern Achtung ein. Major Fukuoka führte den Vorsitz und erklärte dem Gefangenen durch einen Dolmetscher, um was es sich handele. Hauptmann Hamao verlas nachher das Urteil, das natürlich, da der Spion in flagrante delicto gefaßt worden war, auf Tod lautete.

Der Mann sagte achtungsvoll und deutlich, er habe nichts anderes erwartet.

Gegen Sonnenuntergang fand die Hinrichtung statt. Eine kleine Versammlung der Richter, Kriegskorrespondenten u. a. waren zugegen. Der Gefangene bat Hauptmann Hamao um Erlaubnis, sein Gebet verrichten zu dürfen. Das wurde ihm selbstverständlich gewährt. Dann fragte ihn der Hauptmann, ob er Frau und Kinder habe. Das bejahte er. Der Hauptmann sagte ihm darauf, er sei einer der tapfersten und ehrenwertesten Soldaten Rußlands; aber Japans Interessen und Gesetze verlangen seinen Tod. Er, der Hauptmann selbst, bewundere vom menschlichen Standpunkte aus seine Tapferkeit und bedaure sehr, daß er sein Leben verlieren und von seinen Lieben scheiden müsse; wenn er noch irgend einen Wunsch hätte, vielleicht eine Mitteilung nach Hause schicken wolle, so würde er, der Hauptmann, gern die Besorgung übernehmen. Diese Worte rührten den Russen zu Tränen. Er sagte, er habe keinen Wunsch mehr, er wolle nur noch dem Hauptmann die Hand drücken. Das geschah in der herzlichsten Weise. Wenige Minuten später war Wassili Liabow gehängt.

Die Haltung dieses gemeinen russischen Soldaten hat den Japanern so viel Hochachtung eingeflößt, daß ein japanischer Stabsoffizier nachher einen Brief an die russische Armee richtete, der in deutscher Übersetzung folgendermaßen lautet:

„Wassili Liabow, dreiunddreißig Jahre alt, ein Soldat vom Chenbalskyschen 287. Regiment, wurde am 29. September, als chinesischer Bauer verkleidet, von unseren Leuten gefangen genommen. Er gab an, daß er freiwillig seine Dienste angeboten habe; er sei dann in unsere Linien gesandt worden, um die Situation und die Bewegungen unserer Truppen auszukundschaften. Es wurde ein Kriegsgericht gehalten; er wurde zum Tode verurteilt, und am 30. September wurde er hingerichtet. Indem wir dies Ihrer Armee mitteilen, können wir nicht umhin den Wunsch auszudrücken, daß Ihre Armee viele so brave und ehrenwerte Soldaten haben möge, wie dieser Liabow war.

Vor seiner Hinrichtung wurde er gefragt, ob er noch einen Wunsch habe. Er antwortete, daß er nichts mehr zu sagen habe, denn er stürbe für seinen Kaiser, sein Land und seinen Glauben. Man sagte ihm, daß man seinen Angehörigen und seiner Frau von der unbeugsamen Treue gegen das Vaterland und von seinem heldenmütigen Tode Mitteilung machen werde, und fragte, ob er noch mehr mitzuteilen habe. Er lehnte das ab und sagte, er könne seiner Dankbarkeit gegen uns nicht genügend Ausdruck geben. Bei dieser Gelegenheit konnte er die Tränen nicht zurückhalten. Alle, die dem Vorgang beiwohnten, waren gerührt. Unser Mitgefühl für den Soldaten, in dem so edle Gefühle lebten, war unaussprechlich."

Kuropatkins Offensive.

Allgemeine Betrachtungen.

Jedem der beiden Führer war es wohl gleich klar, daß die Schlacht von Liaujang, wie viel Opfer sie auch gekostet hatte, nur die Einleitung zu weiteren Kämpfen, keineswegs aber die Entscheidung, ja selbst nicht einmal ein Wendepunkt des Krieges sein konnte, und doch hatte der unparteiische außenstehende Beschauer damals den Eindruck, als ob eine Art Wendepunkt eingetreten sei. Denn die Japaner waren, wie wir gesehen haben, nicht imstande, das russische Heer zu verfolgen; dieses zog in voller Ordnung ab, und jene blieben zum Tode ermattet in den eroberten Stellungen liegen. Das war bisher etwas noch nicht Dagewesenes, und man hatte das Gefühl, als ob bei Liaujang zum ersten Mal, abgesehen von Port Arthur, der Japaner gelernt habe, seinen Gegner zu achten. Die vorher wiedergegebenen Stimmungsbilder und Zeitungsmeinungen geben davon auch einen gewissen Begriff.

Die beinahe allgemein herrschende Ansicht, Liaujang sei für das Jahr 1904 die letzte Schlacht des Feldzuges gewesen, wurde bald widerlegt. Vorläufig allerdings richteten sich die Japaner in Liaujang ein und befestigten es, wie das ja die japanische Gewohnheit war. Der Bahnkörper wurde für die Schmalspurbahn eingerichtet und, wie ich schon früher berichtete, der Art, daß es den Russen nicht möglich gewesen wäre, unter Benutzung derselben Eisenbahnschwellen die Bahn für ihre Wagen wieder brauchbar zu machen. In Liaujang selbst befanden sich übrigens nur verhältnismäßig wenig Truppen und auch das Hauptquartier des Marschalls Oyama befand sich nicht in der Stadt, sondern nördlich davon.

Im übrigen blieben die verschiedenen Armeen im großen und ganzen an den Plätzen, wo sie während der Schlacht gestanden hatten. Kuroki in Höhe der umstrittenen Kohlengruben von Jentai mit seinem linken Flügel, während er sich mit dem rechten an das Gebirge anlehnte, dessen Pässe, der Tschausanlin-Paß und südlich davon der Tumönlin-Paß und weiter östlich der Hualin-Paß, von seinem rechten Flügel innegehalten wurden. Später sollten gerade diese Gegenden eine Hauptrolle spielen.

Die dritte Armee unter Nodzu befand sich hinter dem rechten Flügel der Kurokischen, während die Armee Oku sich an den linken Flügel der letzteren,

scheinbar in annähernd gleicher Höhe, anschloß und möglicherweise mit ihrem linken Flügel bis an das Schaho-Ufer heranreichte. Die Aufklärungstruppen waren entsprechend vorgeschoben.

Man kann nicht bezweifeln, daß Marschall Oyama unverzüglich nach der Schlacht weiter vorgerückt wäre, hätte er es nur gekonnt. Aber abgesehen von der Ermüdung der Truppen, waren auch die Verluste sehr große gewesen und vor allem galt es auch, die Nachschübe an Proviant, Munition usw. nach den neuen Standorten nachkommen zu lassen und damit die einzelnen Armeen wieder auf eine selbständige rückwärtige Basis zu stellen. Auch an Truppen trafen namhafte Verstärkungen ein unter den beiden Divisionsgeneralen Hasegawa und Nissi, welche bis dahin, teilweise jedenfalls, in Korea gewesen waren.

Die Russen indes hatten sich in der Höhe von Mukden, längs des Flusses Hunho, in breiter Front aufgestellt und bereiteten sich zu neuen Operationen vor. Wenn Kuropatkin damals nach Hause berichtete, seine Truppen seien keineswegs demoralisiert und ersehnten im Gegenteil den Kampf, so wird er wohl nicht übertrieben haben, denn tatsächlich hatten weder Offiziere noch Truppen zur Entmutigung Ursache. Diejenigen, welche standhalten sollten, hatten bis zum Befehl zum Rückzug erfolgreich Widerstand gegen Übermacht geleistet, während die anderen, welchen ganz unerwartet der Befehl zum Rückzug gekommen war, diesen in musterhafter Ordnung und unter dem Feuer der feindlichen Geschütze bewerkstelligt hatten. Was aber gerade für den Geist des russischen Soldaten die Hauptsache war: die Japaner rückten nicht nach, und so konnte man sich damals wohl mit einem gewissen Recht sagen, daß für den Augenblick die Offensivkraft der japanischen Armeen erlahmt sei. Das bildete wiederum entschieden einen Erfolg gegen früher, wenn auch einen bescheidenen, und so waren auch die russischen Offiziere zuversichtlich und hoffnungsvoll.

Kuropatkin wird das Wort in den Mund gelegt, man habe bis jetzt hohes Lehrgeld zahlen müssen, um die Eigentümlichkeiten des Gegners kennen zu lernen, aber diese Periode ist nun vorbei. Groß waren ja auch die russischen Verluste, aber wir dürfen wohl mit Recht annehmen, daß sie gerade in jener Zeit schneller ersetzt wurden, als die japanischen, da einmal im Norden noch russische Reserven vorhanden gewesen waren, außerdem die Bahn sie direkt zuführte. So verschanzte man sich denn auf dem linken nördlichen Ufer des Hunho zwischen Mukden und Fuschun, während Aufklärungskräfte und Vorposten auf den verschiedenen Straßen weit nach Süden vorgeschoben wurden.

Schon Ende September begannen Scharmützel dieser vorgeschobenen Kavalleriemassen mit den japanischen Vorposten und zwar hauptsächlich auf dem rechten Flügel der Russen, wo der tüchtige und energische General Rennenkampf bis zu den Gebirgspässen vordrang.

Auch der andere bekannte Reitergeneral Mischtschenko und der General Fürst Orbelerani drangen auf der Mitte des russischen Flügels und auf der rechten Seite vor. Angesichts der großen Stärke dieser Kavalleriekontingente, welche auch Geschütze mit sich geführt haben sollen, scheint es, als ob Kuropatkin sich weder über die Absichten noch über die Stellungen der japanischen Armeen ganz klar war. Es war das alte Leiden, welches wir auch schon vorher beobachtet haben, daß die Russen, trotz ihrer gewaltigen Kavalleriemassen, nie dazu gelangten, dauernd dem Gegner an der Klinge zu bleiben, sondern ihn nach jeder Aktion verloren, und dann durch gewaltsame Aufklärung versuchen mußten, sich wieder zu orientieren. So war es ja auch wenige Wochen vorher in jenem Aufklärungsgefecht gewesen, als der General Graf Keller sein Leben verlor.

Die Japaner verhielten sich zuerst passiv, schickten aber, als die Russen zu weit vorrückten, auch ihrerseits Kavallerie und Artillerie vor und es entspannen sich speziell im Osten an den Pässen Vorpostengefechte von verschiedenem Umfange, welche meist mit dem Rückzuge der Russen endeten.

Der Erlaß Kuropatkins.

Darüber ging der September hin, und nachdem russische Zeitungen schon mehrfach aus Petersburg berichtet hatten, jetzt würde das Zurückweichen aufhören, nachdem ferner auch Kuropatkin gelegentlich einer großen Truppenrevue kurz nach Liaujang ungefähr dasselbe gesagt hatte, da erschien plötzlich jener merkwürdige und im späteren Verlauf der Ereignisse zu einer traurigen Berühmtheit gelangte Erlaß Kuropatkins an seine Armee, welcher hier als ungemein charakteristisch im vollen Umfange folgen mag:

„Vor mehr als sieben Monaten überfiel uns der Feind verräterisch bei Port Arthur, ehe der Krieg erklärt worden war. Seit damals haben die russischen Truppen zu Lande und zu Wasser viele heroische Taten verrichtet, auf die das Vaterland mit Recht stolz sein kann. Der Feind ist aber nicht nur nicht gestürzt worden, sondern er fährt in seiner Anmaßung fort, von vollständigem Siege zu träumen. Die Truppen der mandschurischen Armee, die immer guten Mutes gewesen sind, waren numerisch nicht stark genug, die japanische Armee

zu schlagen. Es ist viel Zeit nötig, alle Schwierigkeiten zu überwinden und die im Felde stehende Armee so zu stärken, daß sie imstande ist, mit vollkommenem Erfolge die ihr auferlegte schwierige, aber ehrenvolle Aufgabe zu lösen.

Dies war der Grund, weshalb ich, trotzdem die Angriffe auf unsere Stellungen bei Taschichiao, Liandiansian und Liaujang mehrfach zurückgeschlagen wurden, die Zeit noch nicht für gekommen erachtete, diese Erfolge auszunutzen und eine Vorwärtsbewegung zu beginnen, und deshalb gab ich den Befehl zum Rückzuge. Ihr ließt die Stellungen, die ihr so heldenmütig verteidigt hattet, mit Haufen von Toten des Feindes bedeckt, ohne euch selbst durch den Feind beunruhigen zu lassen, bereit zu frischem Kampf, und zogt euch nach fünftägiger Schlacht bei Liaujang auf die vorbereiteten neuen Stellungen zurück. Nachdem ihr erfolgreich alle vorgeschobenen und wichtigen Punkte verteidigt hattet, gingt ihr unter den schwierigsten Verhältnissen auf Mukden zurück. Unter dem Angriff der Armee des Generals Kuroki marschiertet ihr durch fast unpassierbaren Morast, während des Tages kämpfend und während der Nacht mit euren Händen die Geschütze und Wagen herausziehend und kehrtet nach Mukden zurück, ohne ein einziges Geschütz, einen einzigen Gefangenen oder Verwundeten im Stich gelassen zu haben und mit vollständig intaktem Train.

Mit schwerem Herzen ordnete ich den Rückzug an, aber mit dem unerschütterten Vertrauen, daß er notwendig war, um einen vollständigen und entscheidenden Sieg davonzutragen, wenn die Zeit dazu gekommen sein sollte. Der Kaiser hat für den Krieg mit Japan genügend Streitkräfte bestimmt, um uns den Sieg zu sichern. Alle Schwierigkeiten der Beförderung dieser Streitkräfte über eine Entfernung von zehntausend Werst werden mit dem Geiste der Selbstaufopferung überwunden und mit unbezwinglicher Energie und Gewandtheit von russischen Männern aller Waffen, jeden Ranges und jeder sozialen

Berglandschaft aus der Mandschurei.
(Nach einer Photographie.)

Hügelgelände vor Port Arthur mit einem japanischen Lager.
(Nach einer Photographie. Copyright 1904: Underwood and Underwood.)

zelner Heeresteile nicht entstehen können. Tatsächlich wurde ja die Armee Stackelberg durch den linken Flügel Kurokis zeitweise völlig von der Mitte der russischen Truppen abgeschnitten und war erst lange nachher imstande, von rückwärts als Reserve wieder vorzugehen und in den Kämpfen um den Putiloff-Hügel erfolgreich mitzuwirken.

Kuropatkin hat zweimal durch rechtzeitiges Einsetzen von Truppen einen Durchbruch der Stellung gehindert und ihm ist ohne Zweifel zu danken, daß man keine schwere Niederlage erlitt. Ja, als man am 14. Oktober um Schahopu stritt, führte er selbst die Reserven ins Gefecht und zeigte bei dieser Gelegenheit einen persönlichen Mut und eine Todesverachtung, welche seine Truppen begeisterte und auch den Erfolg an diesem Punkte an ihre Fahnen heftete. Er zeigte hier die Eigenschaften, welche seinen früheren Chef, den General Skobeleff, das Urteil aussprechen ließen, Kuropatkin würde als Führer eines Armeekorps Ausgezeichnetes leisten, zum Oberfeldherrn einer großen Armee jedoch untauglich sein.

Man hat gesagt, trotzdem die Russen in den einzelnen Kämpfen durchweg unterlegen seien, so hätten sie doch einen strategischen Erfolg errungen. Will man mit Worten streiten, so ist das allerdings insofern der Fall, als ihre jetzigen Stellungen sich ungefähr 10 km südlich von denen befanden, welche sie vor den Kämpfen inne gehabt hatten, denn die russische Armee war tatsächlich um reichlich 10 km vorgerückt. Dasselbe galt allerdings auch von den Japanern und außerdem kam es ja hier in der Mandschurei zur Beurteilung der Kriegslage gar nicht darauf an, ob man wörtlich genommen an Boden verlor oder gewann. Das zweite Argument war, die Russen hätten die japanische Offensive zum Stehen gebracht. Das könnte man eher und mit größerem Rechte von der Schlacht bei Liaujang sagen, denn hier hatten die Japaner tatsächlich so schwere Verluste erlitten, daß sie gezwungen waren, ihren Vormarsch zu

unterbrechen. Während der Kämpfe am Schaho dagegen ergriffen sie nur die Offensive, nachdem die Russen sich die angedeuteten großen Blößen gegeben hatten und einen Fehler nach dem anderen begingen. Diese forderten die japanische Offensive geradezu heraus und letztere war auch erfolgreich, denn die Russen mußten zurück und das Verdienst der russischen Heeresleitung ist nur das, daß es gelang, nach ungeheuer verlustreichen und langen Kämpfen den japanischen Angriffen ein Ziel zu setzen.

Die Verluste während dieser Oktoberkämpfe stehen nicht genau fest. Die Russen gaben an, 1000 Offiziere und reichlich 40000 Tote und Verwundete, die Japaner ungefähr 16000 im ganzen. Gefangene sind beinahe gar nicht gemacht worden.

Was die Stärke der Russen anlangt, so kann Kuropatkin etwa über 235000 Mann verfügt haben, während wir über die japanische Stärke zu wenig orientiert sind, um darüber bestimmte Angaben zu machen. Wahrscheinlich waren die Streitkräfte annähernd gleich und den Angaben, daß die Japaner sich in der Minderheit befunden hätten, ist kaum Glauben zu schenken. An Geschützen sollen die Russen ungefähr 40 eingebüßt haben, also einen verhältnismäßig geringen Prozentsatz, da die gesamte Artillerie sich auf beinahe 1000 belief. Die Japaner verloren ihrerseits ungefähr 20 Geschütze.

Hiermit erreichen die Operationen während der Wintermonate ihr Ende und die beiden Armeen blieben in den Stellungen, welche sie am Schluß der Oktoberschlachten im Besitz hatten. Den Mittelpunkt der russischen Stellung bildete der Putiloff-Hügel, dessen Lage übrigens nicht genau feststeht. Nach einigen Berichten liegt er östlich, nach anderen westlich von der großen Straße bezw. Schahopu. Der linke russische Flügel dehnte sich bis jenseits des Ortes Baniapusa aus, der rechte bis ca. 7 km nach Westen. Beinahe unmittelbar gegenüber verschanzten sich die japanischen Armeen und ihre Endpunkte bezeichnen die Namen Sandepu an einer Straße, welche eben nördlich davon, den Hunho, überschreitet und auf dessen Westufer nach Mukden führt, während der rechte japanische Flügel sich an die Pässe des Gebirges anlehnt. Im

wesentlichen befanden sich also die Russen südlich der Schaholinie, jedenfalls an den Punkten, welche als die wichtigsten und gefährdetsten bezeichnet werden müssen. Die Vorposten beider Heere standen während der Wintermonate auf Sichtweite einander gegenüber und über die Flügel waren entsprechende Aufklärungskräfte vorgeschoben.

Aber nicht nur die schweren Verluste und die Ermattung der Kämpfer waren Ursache, daß man beinahe wie nach einem stillschweigenden Abkommen sich der Feindseligkeiten enthielt, sondern vor allem, das Nahen des Winters machte weitere Operationen unmöglich. Beide Parteien kannten die ungeheure Strenge der mandschurischen Kälte und sie war vorläufig der Feind, gegen den unverzüglich Abwehrmaßregeln getroffen werden mußten. In Erdhöhlen und strohgepolsterten Hütten grub man sich ein, solange die Erde noch weich genug war und zum Zwecke direkter Verteidigung benutzte man die Herbstmonate auch zum Aufwerfen von Schützengräben und zur Anlage von Werken, welche vollkommenen Festungen ähnlich sahen. Die mittlere Temperatur in den Wintermonaten beträgt — 17° C. und bisweilen wächst sie bis auf weit über 30°. Leichte Plänkeleien haben natürlich stets stattgefunden und ebenfalls sprachen die Kanonen auf beiden Seiten in regelmäßigen Zwischenräumen.

Beide Parteien schleppten dauernd schweres und mittleres Geschütz heran, die Russen sogar Mörser. Angesichts der tropfenweisen Vermehrung des russischen Heeres aus vielfach ganz ungeübten Leuten und Reserven darf man annehmen, daß die Wintermonate gerade für die Artilleristen auch Monate der Übungen waren.

An größeren Unternehmungen ist bis zum Schluß des Jahres nur noch eine solche des unermüdlichen Generals Rennenkampf gegen Ende November zu erwähnen, welcher versuchte, den rechten, also östlichen, Flügel der Japaner zu beunruhigen, bezw. zu umgehen. Ich habe schon oben erwähnt, daß Rennenkampf auch über Artillerie verfügte und so entspann sich ein mehrere Tage dauernder Artilleriekampf nicht weit vom Talinpaß. Wie schon so oft, benutzen die Japaner in geschicktester Weise ein unerwartetes Naturereignis. Diesmal war es ein Schneesturm, währenddessen man die Russen umging und beinahe geworfen hätte. Die russische Artillerie bewährte sich aber hier so gut und Rennenkampf ging so energisch vor, daß die japanischen Truppen bis an den Taitseho zurück mußten.

Im vorstehenden haben wir unseren Lesern eine Periode des Krieges vorgeführt, welche in ihren Einzelheiten außerordentlich verwickelt und vor allen durch einwandfreies Material nicht genügend geklärt ist. Hinzu kommt, daß die Ortsnamen, welche in den Gefechtsschilderungen eine Hauptrolle spielen, auf den Karten teilweise gar nicht verzeichnet stehen, es sei erinnert an den berühmten Putiloff-Hügel. Abgesehen von den hohen Gebirgszügen, wie sie die Karten enthalten, sind kleinere Terrainerhebungen, deren Höhe, Gestaltung und Verlauf vom allergrößten Einflusse auf den Gang von Gefechten ist, gar nicht verzeichnet und auch aus den Schilderungen nicht zu ersehen. Endlich sind wir auch über die Stärke, vornehmlich der Japaner und über ihre Kräfteverteilung vor und während der Gefechte völlig im Dunkeln.

Winterhütten in dem japanischen Lager.
(Nach einer Photographie.)

Hypothesen über die Einzelheiten der Gefechte aufzustellen und sie in plausibler Weise an der Hand einer Karte zu entwickeln, ist ja bei der bekannten Geduld des Papieres nicht schwer. Ob diese Hypothesen aber der Wirklichkeit ent-

Schießversuche mit dem russischen Infanteriegewehr
im japanischen Lager (× General Kuroki).
(Nach einer Photographie.)

sprechen, das ist eine andere Sache, und zwar eine solche, deren Entscheidung noch in einer vielleicht recht entfernten Zukunft liegt. Wir müssen uns also im großen und ganzen bescheiden und auf die wenigen feststehenden Tatsachen beschränken und diese schließen allerdings mit der Erkenntnis ab, daß der russische Soldat, der russische Offizier und die russische Oberleitung sich den entsprechenden japanischen Faktoren als in keiner Weise gewachsen gezeigt hat.

Auf japanischer Seite finden wir vom Anfang des Krieges bis jetzt den Geist rücksichtsloser Offensive, eine einheitliche, weit vorausschende Oberleitung und äußerst verständnisvolles Eingehen der Untergenerale auf die Pläne des Marschalls Oyama. Dabei haben alle diese Untergenerale gezeigt, daß sie auch selbständige Operationen mit der Sicherheit und Entschlossenheit des geborenen Feldherrn durchzuführen vermochten. Blicken wir auf die russische Seite, so zeigt sich gerade hierin eine ganz eklatante Unterlegenheit.

Was haben die russischen Unterführer bis zum Schluß des Jahres 1904 geleistet, sofern sie strategisches Verständnis zeigen mußten? Nur der einzige, Rennenkampf, dürfte eine Ausnahme davon machen. Jedoch tritt seine Tätigkeit,

als für die großen Entscheidungen bedeutend, nicht auf. Sarubajeff, dessen heldenmütige Verteidigung bei Liaujang höchsten Lobes wert war, hätte durch sein unbesonnenes Vorgehen während der Kämpfe am Schaho beinahe eine fürchterliche Niederlage verschuldet. General Orloff zeigte bei Liaujang ebenfalls, daß ihm die Übersicht über die Lage vollkommen fehlte und er war es, welcher den Kuropatkinschen Plan der Vernichtung Kurokis, von welchem das Gelingen der Schlacht abhing, verdarb. General von Stackelberg endlich, welchen wir schon von Wafangku her kennen, zeigte auch am Tumönlin-Passe, daß er seine Aufgabe nicht erfaßt hatte. Gerade bei diesen letzten Kämpfen kommt für die russischen Generäle noch belastend in Betracht, daß sie nicht mehr die Entschuldigung fehlender oder nicht genügender Kriegsgewohnheit zur Seite hatten. Auch die japanische Kriegführung hatte man indessen kennen gelernt und mußte wissen, daß man ihrem entschlossenen Ungestüm nur ein gleiches entgegensetzen konnte, wollte man sie erfolgreich bekämpfen.

Über Kuropatkin waren die Akten damals noch nicht geschlossen und sind es, meiner Ansicht nach, auch heute noch nicht, wo er den Oberbefehl abgegeben hat. Bei jeder Aktion, die er leitete, findet man einen wohlüberlegten und sorgsam ausgearbeiteten Plan, dessen Mißlingen ihn nicht in Verwirrung bringt, denn bei Liaujang und am Schaho, wo es beide Male ganz anders kam als er dachte, hat er durch entschlossenes und schnelles Eingreifen das Schlimmste verhütet. Was er nicht konnte, das scheint mir die einheitliche Leitung des Ganzen zu sein. Und ob das einen Mangel an Feldherrnenergie zur Ursache hatte oder aber die Schwierigkeiten, welche in den Eigenschaften des russischen Soldaten überhaupt, ferner in der zusammengewürfelten Organisation des Heeres lagen und nicht zum wenigsten in der durchweg wohl recht mangelhaften Beschaffenheit des Offizierkorps, das zu entscheiden war damals nicht möglich.

Einzelbilder.

Ein russischer Handstreich.

Von einer jener kleinen Kampfepisoden während der sonst tatenlosen Waffenruhe der beiden Heere berichtet ein russischer Offizier. Die lebendige Schilderung sei in der Übersetzung wiedergegeben:

„Unser Schützenregiment steht in vorderster Linie, nahe bei dem von der Schlacht am Schaho her viel genannten, einen wichtigen Stützpunkt bildenden Putiloff-Hügel.

Der steinige Untergrund verhindert die Eingrabung und die Errichtung der zur Unterkunft benutzten Erdhütten in hohem Maße, und wir sind Tag und Nacht mit Hacken und Spaten bei der Arbeit. Vor den Schützengräben legen wir künstliche Hindernisse an. . .

Die Japaner haben ihre Stellungen hinter einem kleinen Fluß, auf eine Entfernung von nur 1 bis $2^1/_2$ Werst auf hohen Hügeln. Durch das Glas vermag man deutlich zu sehen, wie sie an den Abhängen der Hügel in den Dörfern Holz fällen und Gaolan (Kaulan, eine sehr hoch wachsende und daher besonders zu Deckungen benutzte Gras- und Getreideart) zusammentragen.

Fast jeden Tag fallen einzelne Schüsse und kaum eine Nacht vergeht ohne Geplänkel. . . .

Endlich ist mein Wunsch erfüllt; ich bin dem Jagdkommando zugeteilt worden, dem der Vorpostendienst und die Erkundungen übertragen sind. Fast jede Nacht werden von ihm einzelne Leute mit oder ohne Offizier gegen die feindliche Linie vorgeschickt. Das Kommando ist 3 Offiziere und 160 Mann stark, lauter junge unternehmungslustige Kerle, Unteroffiziere, Gefreite und erprobte Gemeine. Oft genug bin ich schon bei den Expeditionen mit dabei gewesen, aber die Japaner sind so vorsichtig, daß unsere Versuche, vom Hinterhalt aus Gefangene zu machen, nur selten gelingen. Wohl aber haben wir ihre Sicherungsmaßregeln und ihre Stellungen kennen gelernt. Vor den Erdaufwürfen sind Drahthindernisse und Verhaue angelegt, innerhalb dieser stehen die Posten; beim Fehlen künstlicher Hindernisse sind sie 40 bis 50 Schritt weiter vorwärts, mitunter auch näher, aufgestellt.

In der Nacht vom 5. zum 6. Dezember erhielt unser durch Freiwillige auf 200 Mann verstärktes Jagdkommando den Befehl, den Feind zu überfallen

und Gefangene zu machen. Wir mußten uns dazu auf die Lünette der japanischen Hauptposition werfen und, ohne einen Schuß zu tun, nur mit dem Bajonett arbeiten. Schon während der vorausgegangenen zwei Nächte hatten wir die Zugänge der Lünette, der gegenüber eine unserer Kompanieen stand, gründlich erkundet und waren bis auf 150 Schritt herangekommen.

Bei der herrschenden Dunkelheit vermochten wir aber die in der Nähe der Lünette angebrachten Hindernisse nicht wahrzunehmen, ein Umstand, der für uns natürlich sehr störend war.

Es wurde beschlossen, von unserer Position bei Tungou um $8^1/_2$ Uhr abends aufzubrechen, den Schaho zu überschreiten, in geschlossener Formation die Höhe zu ersteigen und, an die Befestigungen herangekommen, mit dem Bajonett vorzustürmen. Da um 12 Uhr der Mond aufging, mußten wir uns beeilen, bis dahin mit unserer Unternehmung fertig zu werden, um auf das von dem Führer ausgehende Signal den Rückzug antreten zu können.

Die Expedition verlief zunächst planmäßig. Die Nacht war finster, wir überschritten den gefrorenen Schaho und begannen ohne Geräusch die an dem jenseitigen Ufer aufsteigende Höhe zu erklimmen, um dann, auf der anderen Böschung wieder abwärts kriechend, an die Lünette zu gelangen. Hinauf kamen wir der großen Steilheit halber nur mit verschiedenen Ruhepausen. Abwärts zu kriechen vermochten wir jedoch nicht, die große Nervenerregung veranlaßte uns vielmehr, im geschlossenen Haufen die letzte Strecke laufend zurückzulegen. Als wir uns der Lünette bis auf 70 Schritt genähert hatten, gab der japanische Posten Feuer, dem sofort andere Schüsse folgten. Nun ging es mit Hurra vorwärts, bald wäre ich über den Körper eines unserer tödlich verwundeten Unteroffiziere zu Fall gekommen.

Der 20 Schritt von der Verschanzung aufgestellte Posten wurde sofort mit dem Bajonett unschädlich gemacht, dann aber gerieten wir an das Drahtgeflecht. Obwohl unser Führer schon jetzt das Signal zum Rückzug geben ließ, wurde es von niemand beachtet. Unsere braven Leute liefen weiter und suchten einen Durchgang durch das Hindernis. Inzwischen hatten sich die Japaner auf die Brustwehr der Befestigung begeben und von dort aus ein heftiges, aber wenig wirksames Feuer eröffnet. Endlich gelang es unseren Leuten, einen Durchgang herzustellen, etwa 20 Mann warfen sich in die dahinterliegenden Schützengräben und machten die Verteidiger mit dem Bajonett nieder. . . Plötzlich explodierten

kurz hintereinander mit furchtbarem Knall 3 Flatterminen, eine von ihnen so nahe bei mir, daß ich die heiße Luft verspürte. . . Alles warf sich, Rettung suchend, nach rechts, und im Nu hatten wir die Verschanzungen geräumt, ohne jedoch die Verwundeten zurückzulassen. Von den Flatterminen waren einige Leute getötet worden. Den Fliehenden warfen die Japaner Handgranaten nach.

Auf der ganzen feindlichen Front ertönten inzwischen die Alarmsignale. Von den benachbarten Anhöhen eröffneten die Japaner ein wütendes Feuer in der Richtung auf den Schaho, es gelang uns aber, ohne weitere Verluste unsere

Russische Streifwache.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

Stellungen wieder zu erreichen. Zwei von uns gefangene, verwundete Japaner mußten wir jedoch zurücklassen.

Der mißglückte Versuch kostete uns verhältnismäßig schwere Opfer. Außer 11 Mann an Vermißten, die wahrscheinlich durch Flatterminen ums Leben gekommen waren, hatten wir 26 Verwundete, von denen aber 16 im Dienst zu bleiben vermochten. Im übrigen hatten sich unsere Leute, wie auch bei allen sonstigen Gelegenheiten, vortrefflich gehalten. Hiervon nur ein kleines Beispiel.

Der Gemeine S. rettete zwei Verwundete dadurch, daß er sie um den Leib faßte und mit sich zog. Die Gewehre konnte er aber nicht gleichzeitig transportieren. So ließ er die Verwundeten zeitweilig auf der erreichten Stelle stehen, lief nach den Gewehren zurück, brachte auch sie herbei und machte dann eine neue Etappe, was er mehrere Male wieder-

holte. Er erzählte davon: „Da sie sehr schwer waren, mußte ich erst den einen und dann den anderen 20 Schritt weiter schleppen, sie haben dabei aber große Qualen ausgestanden und schrecklich viel Blut verloren."

Der Referent fügt hinzu: „Der Geist bei unserm Regiment ist ausgezeichnet. Alle Leute sind warm bekleidet und gut verpflegt; anstatt Zwiebacke essen zu müssen, erhalten sie sogar alle Tage frisches Brot. Kranke gibt es nicht, und Epidemien sind bis jetzt nicht aufgetreten. Unsere Intendantur arbeitet musterhaft."

Etwas über die moderne Schlacht.

Wie einem europäischen Berichterstatter Kampf und Schlacht erscheinen, zeigen die folgenden, wenigstens ungeschminkten Betrachtungen:

. . . Es gibt eine Unterbrechung dieser endlosen Reihe von ewig gleichen, grauen, hoffnungsarmen Tagen — das ist der Kampf mit seiner hohen Forderung an die äußerste körperliche und seelische Kraftanspannung. Doch welch ein Hohn, wenn man diese Kulmination des Kriegszustandes als Feier- und Festtage des Feldzuges bezeichnen wollte! Denn ein wesentliches Kennzeichen einer modernen Schlacht ist, daß die Gegner einander sozusagen nie zu Gesicht bekommen. Es ist schon viel, wenn man von der Stelle, wo man sich befindet, einen Überblick über einen größeren Infanterieangriff hat. In der Regel sieht man nämlich nur die Artillerie und die Explosionsstellen ihrer Projektile.

Hat man mit Hilfe eines starken Feldstechers einige feindliche Gestalten oder einige lange dunkle Streifen von der feindlichen Stellung, die Truppenformationen des Gegners sein können, oder endlich einige ferne Staub- und Rauchwolken von ihrer Batterie gesehen, so kann man schon von Glück sprechen.

Je näher man sich an die Gefechtslinie heranwagt, desto kleiner wird das Beobachtungsfeld. Die im Schützenkreise liegenden Soldaten sehen nicht viel mehr als den Rücken ihrer Vordermänner oder die Erdklumpen auf der Stelle, wo sie liegen. Sucht man aber einen weit entfernten, hochliegenden Ort auf, um mehr zu sehen, so werden die Einzelheiten zu Punkten und Linien, und nur das Artilleriefeuer gibt dem Auge und dem Ohre die Gewißheit, daß die Landschaft, die vor einem liegt, wirklich ein Schlachtfeld ist, auf dem gekämpft wird.

Die Kavallerie tritt während der Schlacht nicht in Wirksamkeit; sie spielt wohl überhaupt nur eine Rolle bei Rekognoszierungs- und Boten-

dienſten. Mir iſt nicht ein einziges Beiſpiel bekannt, daß die Koſaken von ihren Lanzen Gebrauch gemacht haben. Die Infanterie liegt in Schützengräben oder an anderen Stellen, wo ſie möglichſt gute Deckung finden kann, und ſie ſchießt nach einem Ziel, das in 80 von 100 Fällen unſichtbar iſt.

Die Artillerie ſteht in einem Graben oder hält ſich in hohen Kornfeldern verſteckt oder von Hügeln und Höhenzügen bedeckt, ſo daß von der ganzen Bedienung der Batterie nur ein einzelner Offizier oder zwei ſich eine einigermaßen richtige Vorſtellung von der Stellung des Feindes machen können.

Da außerdem auf ſehr großen Strecken gekämpft wird — in der letzten großen Schlacht ſüdlich von Mukden betrug die Front des ruſſiſchen Heeres gegen 75 km —, ſo iſt es ſelbſtverſtändlich auch den Höchſtkommandierenden unmöglich, ſich auf Grund von perſönlichen Beobachtungen einen Überblick über den Verlauf der Schlacht zu verſchaffen. Dies kann nicht einmal der Diviſionskommandeur, geſchweige denn der Korpskommandeur oder gar der Oberbefehlshaber.

Die kommandierenden Generäle können ſich nur eine Meinung von der Entwicklung der Begebenheit auf Grund der ſchriftlichen und mündlichen Meldung bilden. Und nur der, welcher im voraus die getroffenen Dispoſitionen kennt und dann Gelegenheit bekommt, ſich mit den nach und nach einlaufenden Rapporten bekannt zu machen — nur er und er allein iſt imſtande, ein Urteil zu fällen oder eine der Wirklichkeit entſprechende Schilderung von der Begebenheit zu geben.

Deshalb iſt es der reine Humbug, wenn Zuſchauer — Militärattachees oder Kriegskorreſpondent — mögen ſie noch ſo fachmänniſch vorgebildet ſein, ſich vermeſſen, die Leitung einer Schlacht, von der ſie „Augenzeugen“ geweſen ſind, zu kritiſieren. Die Wahrheit iſt, daß die Truppen, die große Mehrzahl der Offiziere und ganz beſonders die Zuſchauer, weder die Dispoſitionen noch die Baſis kennen, auf der dieſe getroffen werden und daher in keiner Weiſe berechtigt ſind, ein Urteil über die Ausführung ꝛc. zu fällen. Die für den Kampf entſcheidenden Momente werden tatſächlich erſt nach Beendigung desſelben bekannt; dasſelbe gilt von der Wirkung des Feuers.

Wenn nun Zuſchauer auf japaniſcher Seite ſofort ihre Anſicht von der Treffſicherheit der Japaner äußern, oder wenn andere auf ruſſiſcher Seite die Tüchtigkeit der ruſſiſchen Artillerie hervorheben, ſo iſt das leeres Geſchwätz und nichts weiter. Denn erſt in dem Ergebnis des Kampfes und in den

Japanische Offiziere beobachten die Bewegungen des Feindes.
(Nach einer Photographie.)

wahrheitsgetreuen Verlustlisten erhält man feste Anhaltspunkte für die Beurteilung der im Kampfe beteiligten Artillerie. Wer beim Abfeuern einer Kanone zugegen ist und die Explosion des Projektils in einer Entfernung von 4 bis 5 km sieht, weiß, selbst wenn er Oberst der Artillerie wäre, absolut nichts von der Wirkung des Geschosses im Heere des Feindes. Deshalb schreiben die Militärattachees erst ihre Berichte, wenn sie eine Menge Einzelheiten, nicht zum wenigsten aus den veröffentlichten Rapporten des Feindes gesammelt haben, während die Kriegskorrespondenten, die sich an die Tatsachen halten wollen, sich damit begnügen müssen, ihre persönlichen Eindrücke wiederzugeben, so zerstreut und zufällig sie auch oft sein mögen.

Aber nicht nur die weite Ausdehnung und der große Abstand zwischen den kämpfenden Heeren sind die Kennzeichen einer modernen Landschlacht, sondern auch ihre Einförmigkeit. Das Auge nimmt somit nur sehr wenig Eindrücke auf. Die Schrapnells haben eine auffallende Ähnlichkeit miteinander. Die 700. Granate explodiert genau ebenso wie die erste, die man mit dem größten Interesse beobachtete. Die Truppen des Heeres, zu dem man gehört, liegen entweder ruhig in ihren Schützengräben oder bewegen sich langsam durch das Korn, das Gebüsch oder hinter einer Deckung, die das Gelände darbietet. Der Bajonettkampf findet in praxi nur in der Dunkelheit statt. —

Die stärksten Eindrücke werden durch das Ohr aufgenommen. Eine moderne Schlacht spielt sich mit dem größten Lärm ab, da die Artillerie jetzt auf Kosten der anderen Waffengattungen die Hauptrolle spielt. Aber ebenso wie die Salven der Infanterie den ganzen Tag hindurch und von einem Mal zum anderen immer dasselbe Geräusch hervorbringen — ein trockenes Prasseln, als ob Kies auf eine Metallplatte geworfen würde — so wenig Abwechslung ist auch in dem brutalen Geknall und dem lange nachzitternden Gedröhn der Geschütze zu finden. Man gewöhnt sich daran wie an das Rollen der Arbeitswagen vor seinem Hause.

Die Waffenarsenale Rußlands.

In den Waffenarsenalen des russischen Reiches wurde nach wie vor eine fieberhafte Tätigkeit entwickelt, um Kriegsmaterial aller Art, sowohl für die Feldarmee, wie für die Reserve zu beschaffen. Am meisten fehlte es anfangs dem russischen Heere in Ostasien an modernen Geschützen, und es machte sich dieser Mangel um so fühlbarer, als die Artillerie beim Ausbruch des Krieges nicht nur mitten in der Neubewaffnung stand, sondern scheinbar sogar noch im unklaren darüber war, ob die in der Ausführung begriffene Konstruktion des Rohrrücklaufsgeschützes M/1900 zunächst weiter fortgesetzt oder eher die ebenfalls schon begonnene Herstellung des verbesserten Modells dieses Geschützes M/1902 mit möglichster Beschleunigung durchgeführt werden sollte.

Was nun die Leistungsfähigkeit der russischen Artilleriewerkstätten betrifft, so ist unstreitig das größte Werk dieses Reiches die 1801 gegründete Putilowsche Fabrik in Petersburg, die rund 12500 Arbeiter beschäftigt und unter anderem über ein Tiegelstahlwerk, ein Walzwerk, ein Schmiedepreßwerk und eine Anzahl mechanischer Werkstätten verfügt. Von der Artillerie-Abteilung, die jahrelang unter der Leitung des französischen Ingenieurs Canet stand, wurden anfänglich nur Munition, dann schwere Geschütze und endlich auch Lafetten für Schiffs- und Küstenartillerie gebaut.

Seit einer Reihe von Jahren ist die Fabrik jedoch auch zur Konstruktion von Feld- und Gebirgsgeschützen übergegangen und liefert jetzt einen Teil des Bedarfes der neuen Engelhardtschen Rohrrücklaufkanonen für die Armee. Insgesamt hat jedoch das Werk bis zum Jahre 1902 nur 1000 Geschütze geliefert und 600000 Schrapnells sollen das Höchstmaß jährlicher Leistungsfähigkeit an Munition

darstellen. Seit dem Jahre 1903 hat sich das Putilowsche Werk entschlossen, auch die Panzerherstellung aufzunehmen und demgemäß das Walzwerk der Fabrik einzurichten. Veranlassung hierzu soll gewesen sein, daß die beiden Panzerplattenfabriken Obuchow und Ijora den Anforderungen der stetig wachsenden Nachfrage nach diesem Material für die Kriegsschiffe nicht mehr genügen konnten und deshalb immer mehr Aufträge nach dem Auslande abgegeben werden mußten.

Außer in der Putilowschen Fabrik wird Artilleriematerial noch in der Fabrik von Obuchow, gleichfalls in Petersburg, hergestellt. Es ist dies ein Stahlwerk, das im Jahre 1861 von einem Oberst Obuchow mit Unterstützung des Marineministeriums ins Leben gerufen wurde und auf die Entwicklung der Geschützindustrie Rußlands nicht ohne Einfluß geblieben ist.

Diese Fabrik befand sich jedoch oft in finanziellen Schwierigkeiten und mußte deshalb mit ihren Lieferungen im Rückstande bleiben. So konnten z. B. im Jahre 1901 insgesamt nur 296 Geschützrohre, davon 23 für Heereszwecke, hergestellt werden. Das Werk fertigt Geschützrohre sowohl für die Schiffs- wie für die Feldartillerie an und ist, wie Putilow, zur Zeit mit der Herstellung der neuen Schnellfeuergeschütze für die Armee beschäftigt. Auch hat sich die Fabrik, die über 4000 Arbeiter beschäftigt, neuerdings mit der Anfertigung von Geschossen und Lafetten verschiedener Systeme abgegeben und vereinzelt auch Anlagen für die Türme und Batterien von Panzerschiffen ausgeführt.

Einen sehr interessanten Einblick in die Arbeitsleistungen der im Ural gelegenen Slato-Ustowskyschen und Permschen Artilleriewerkstätten gewährte ein erst neuerdings veröffentlichter Bericht des Vorsitzenden der Artillerieabnahme-Inspektion, des Generalleutnants Korobkow. Es geht daraus zunächst hervor, daß die erstgenannte Fabrik im Jahre 1904 100000 Schrapnells, sowie einen Munitionsrest von der Bestellung aus dem Jahre 1903 für die neuen Schnellfeuergeschütze abzuliefern hat. Auch mit der Bearbeitung einer Anzahl roher Blöcke für die Schnellfeuergeschütze vom Modell 1902 ist diese Fabrik beauftragt gewesen, da das Permsche Werk, das diesen Auftrag zuerst erhalten hatte, anscheinend nicht damit fertig werden konnte.

Die Fabrik in Perm wird, wie aus dem Bericht des Generals Korobkow hervorgeht, sowohl für die Geschütz- wie für die Geschoßfabrikation herangezogen und wurden dem Werk demgemäß im Jahre 1903 100 der neuen Rohrrücklauf-

geschütze übertragen. Unzulängliche Mittel bei der Arbeit, namentlich zur Ausführung der Bestellungen von rohen Gußstücken, die an die Petersburger Geschützfabrik weitergegeben werden sollten, haben den regelmäßigen Betrieb der Fabrik lange Zeit aufgehalten und der Abnahmekommission zu Ausstellungen vielfach Veranlassung gegeben. Augenblicklich sollen jedoch alle Hindernisse überwunden und die noch rückständigen Bestellungen aus den Jahren 1901 bis 1903 an rohen Blöcken für die Schnellfeuergeschütze M/1900 erledigt sein. Auch heißt es, daß die oben erwähnten 100 Geschütze noch vor dem kontraktlich festgesetzten Termin zur Ablieferung gelangt seien. Dabei habe sich zum Glück die vielfach ausgesprochene Befürchtung nicht bestätigt, daß der Verschluß dieser Geschütze sich nicht mit den in der Petersburger Geschützfabrik hergestellten Kanonen auswechseln lasse.

Ein sehr ungünstiges Urteil fällt General Korobkow über die Geschoßfabrikation in Perm, indem er ausspricht, daß dort bis jetzt keine einzige Panzergranate hätte abgenommen werden können, trotzdem die Aufträge bereits fünf Jahre zurücklägen. Die notwendige Folge davon sei gewesen, daß ein großer Teil dieser Munitionsbestellungen der Permschen Fabrik abgenommen und anderen Werken übertragen werden mußte, die bessere Garantieen für pünktliche Lieferung boten.

Außer den aufgezählten größeren Werkstätten, die sich mit der Herstellung von Artilleriematerial beschäftigen, gibt es noch eine ganze Anzahl kleinerer Fabriken, so allein im Uralgebirge deren sechs. Aber auch ihnen geht es vielfach so wie den bedeutenderen Schwesterwerken, daß sie durch das Fehlen von ausreichenden maschinellen Einrichtungen und durch finanzielle Schwierigkeiten an der Ausübung eines regen Betriebes und an der Erzielung hoher Leistungsfähigkeit gehindert werden.

Auch in den drei großen Gewehrfabriken von Tula, Sestrorietsk und Ijewsk herrschte emsige Tätigkeit. Das größte dieser Werke ist das von Tula. Dasselbe steht unter der Leitung von Artillerie-Offizieren, beschäftigt nahe an 9000 Arbeiter und kann bis zu einer täglichen Arbeitsleistung von 900 bis 1000 Gewehren gesteigert werden. Wie früher das Berdan-Gewehr, so wird jetzt hier das bei der Armee gebrauchte 3 Linien-Gewehr von 7,6 mm Kaliber hergestellt. Auch in Ijewsk, das noch ein Stahlwerk besitzt, mit einer Gesamtarbeiterzahl von 4500 Mann, wird das 3 Linien-Gewehr angefertigt; hier ist

auch die einzige Fabrik, die die drei Kategorien dieser Waffe liefert: das Infanterie-, Dragoner- und Kosakengewehr M/91. Die tägliche Leistungsfähigkeit schwankt zwischen 600 und 1000 Gewehren.

Von geringerem Umfange als die beiden vorigen ist die Werkstätte zu Sestrorietsk. Von 1000 bis 1200 Arbeitern werden jährlich etwa 30000 Gewehre fertiggestellt, doch bezieht die Fabrik die Hülsen für die Schloßteile und die gebohrten Läufe aus dem Ijewsker Werke.

Russische Minensucher vor der Baltischen Flotte im Kattegat.
(Nach einer Originalskizze von E. Schön.)

Die Ausreise der Baltischen Flotte.

Das Schiffsmaterial.

Nach unerwartet langen Vorbereitungen und, wie wir früher gesehen haben, manchem verschuldeten und unverschuldeten Mißgeschick war man in Rußland endlich so weit, daß eine starke Flotte aus den baltischen Häfen nach Ostasien auszulaufen bereit war. Von ihr erwartete man viel, wenn auch weniger als zu Beginn des Krieges. Es war mittlerweile Oktober geworden und man berechnete, daß 3 Monate für die Reise des Geschwaders kein zu reichlich geschätzter Zeitraum sein würde. Nach 3 Monaten aber herrschte Winter und Wladiwostok, der einzig brauchbare Stützpunkt des neu ankommenden Geschwaders, war durch Eis geschlossen. Port Arthur hielt sich zwar noch, aber wie lange würde es noch dauern bis die japanische Flagge auf seinen Wällen wehte.

Schwer mag es damals allen Verantwortlichen in Rußland auf die Seele gefallen sein, daß es nicht möglich gewesen war, das Geschwader drei Monate früher fertig zu stellen. Wie anders hätte sich dann alles gestalten können und müssen. Wir werden darauf später noch einmal zurückkommen. Aber schon jetzt sei die Lehre daraus gezogen, daß man niemals schnell genug bauen kann und selbst im tiefsten Frieden jeder verlorene Monat für einen späteren Krieg geradezu verhängnisvoll sein kann.

In den ersten Tagen des Oktober lagen die folgenden Schiffe im Hafen von Libau als zweites Geschwader des Stillen Ozeans und bereit zur Ausreise zusammen. Da war zuerst eine aus vier ganz modernen Linienschiffen bestehende Panzerdivision, welche den Kern der Flotte bildet, nämlich „Borodino", „Orel", „Suworoff" und „Imperator Alexander III". Sämtlich in den letzten Jahren auf Stapel gelegt, einander vollkommen gleich und mit einem Deplacement von beinahe 14000 Tonnen. Sie entsprechen in jeder Hinsicht modernen Anforderungen und sind an sich als Kriegswaffe den vier noch vorhandenen japanischen Linienschiffen vollständig gewachsen. Sie haben ja auch den Vorzug letzteren gegenüber, ganz nagelneu zu sein, während die japanischen Schiffe nicht nur nicht neu, sondern durch die Anstrengungen eines langen Krieges noch besonders mitgenommen sind.

Die zweite Division war gebildet durch das Linienschiff „Oslabyja", ein aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts stammendes Schiff von 13000 Tonnen, übrigens ein Schwesterschiff der „Pobjeda" und des „Perswjet", welche uns von Port Arthur her bekannt sind. Wenn auch kein erstklassiges Linienschiff, so ist die „Oslabyja" doch sehr brauchbar und kann bei energischer Führung wohl ihren Mann stehen. Weniger allerdings läßt sich das sagen von den beiden kleinen Schlachtschiffen „Sissoi-Weliki" und „Nawarin". Dieselben haben reichlich 10000 Tonnen Deplacement, ungefähr die Größe unserer Brandenburg-Klasse, auch eine verhältnismäßig schwere Armierung, die Geschütze stehen jedoch nicht mehr auf moderner Höhe, weil sie nach einem veralteten Modell gebaut sind. Der Stapellauf der beiden Schiffe fällt in den Anfang der neunziger, die Fertigstellung ihrer Pläne also bei dem damaligen langsamen Bautempo noch in die achtziger Jahre. Besonders unangenehm ist der geringe Kohlenvorrat der drei letztgenannten Schiffe, während die Borodino-Klasse mit 2000 Tonnen Kohlen-Fassung ungefähr das Doppelte dieses Lebenselementes moderner Schiffe an Bord nehmen kann.

Vermehrt wurde endlich die zweite Division noch durch einen alten großen Kreuzer, den „Admiral Nachimoff", ein Schiff, vorwiegend zum Auslandsdienste bestimmt, von 8600 Tonnen Deplacement und an den Seiten gepanzert. Der Wasserlinienpanzer jedoch, und es ist das derselbe empfindliche Mangel wie bei „Nawarin", „Sissoi-Weliki" und „Oslabyja", umläuft nicht das ganze Schiff von vorne bis hinten, sondern deckt nur den mittleren Teil des Schiffes, läßt aber das vordere und hintere Drittel vollkommen ungeschützt. Bei der

verheerenden und zerstörenden Wirkung der modernen Sprenggranaten ist das allerdings sehr bedenklich. Armiert hat man den „Admiral Nachimoff" mit einer Anzahl 20cm-Kanonen, sein Kohlenvorrat ist ebenso groß wie der der anderen drei Schiffe seiner Division.

An Kreuzern waren vorhanden die „Aurora", ein Schwesterschiff der „Pallada" und „Diana", welche wir schon verschiedentlich erwähnt haben und die ebenfalls dem Port Arthur-Geschwader angehörten. Kurz sei wiederholt, daß „Aurora" ein Deplacement von 7000 Tonnen hat und 20 Knoten läuft. Das Schiff ist an sich modern, besitzt jedoch nur ein Panzerdeck und keinen vertikalen Seitenpanzer. Der Kohlenvorrat beträgt 1400 Tonnen. Kaum unter die Kreuzer rechnen konnte man dagegen das alte Schiff „Dmitri Donskoi", welcher aus dem Anfang der achtziger Jahre stammt und dessen Armierung wie bauliche Anlage und Einrichtung vollkommen veraltet sind. Sein Kohlenvorrat beträgt nur 400 Tonnen, also wenig mehr als ein modernes großes Torpedoboot mit sich führt.

An kleinen Kreuzern waren dagegen drei ganz moderne Fahrzeuge vorhanden, die „Swetlana", „Almas" und „Schemtschug". Letztere läuft gegen 24 Knoten und hat den für das geringe Deplacement von 3000 Tonnen erheblichen Kohlenvorrat von 600 Tonnen. Dabei eine sehr starke Armierung. „Almas" ist etwas größer, läuft dagegen erheblich weniger und hat eine sehr schwache Armierung. „Swetlana" ist beinahe 4000 Tonnen groß und hat dabei einen geringeren Kohlenvorrat als „Schemtschug", was sich darauf zurückführt, daß sie schon aus der Mitte der neunziger Jahre stammt. Man hat es nämlich in neuester Zeit fertiggebracht, auch kleine schnelle Schiffe mit verhältnismäßig sehr großen Kohlenvorräten auszurüsten.

Beiläufig erwähnt, haben wir dafür in der deutschen Marine glänzende Beispiele. Da kann zum Beispiel die „München" bei demselben Deplacement wie „Almas" 800 Tonnen Kohlen an Bord nehmen und besitzt außerdem noch eine vier Knoten höhere Geschwindigkeit als „Almas".

An Torpedobooten waren sieben vorhanden, welche in zwei Gruppen, je einem Begleitdampfer zugeteilt waren. Die erste Gruppe mit dem Begleitdampfer „Korea" bestand aus den Booten „Bravy", „Besopretschny", „Bleschjaschtschy". Die zweite Gruppe mit dem Begleitdampfer „Kitai" zählte die Boote „Boiny", „Bodry", „Bistry" und „Bjedoiy". Alle diese Boote, oder wie man sie fälschlich noch nennt, Torpedobootszerstörer, gehören demselben Typ

an, sind ganz neu und haben ein Deplacement von ungefähr 350 Tonnen. Ihre Geschwindigkeit beläuft sich auf 26 Knoten im Maximum und ihr Kohlenvorrat beträgt ungefähr 80 Tonnen.

Betrachten wir diese Flotte des Stillen Ozeans im ganzen, so fällt auf den ersten Blick auf, daß sie keinen organisch gegliederten Verband bildet, sondern eine unter dem Zwange der Not zusammengeflickte Menge von Schiffen. In sich geschlossen ist nur die erste Division, welche, wie angedeutet, was das Material anlangt, in jeder Hinsicht die Bezeichnung erstklassig verdiente.

In Anbetracht der russischen Verhältnisse müssen wir aber selbst hier eine Einschränkung machen, nämlich dahin, daß das erwähnte Prädikat nur unter der Voraussetzung verliehen werden kann, daß einerseits die Schiffe so ausgeführt sind, wie sie auf dem Papier stehen und dann, daß sie so solide und gut gearbeitet sind, wie es in anderen Staaten selbstverständlich ist. Die russischen Werftbetriebe haben aber gerade in dieser Beziehung schon so arge Mängel seit Jahren aufgewiesen, daß man von der Güte der Arbeit nicht überzeugt sein kann, bevor sie sich nicht in der Praxis bewährt hat. Wäre dies aber der Fall, wäre ferner die erste Division von einem geübten Personal bemannt, von energischen und kenntnisreichen Offizieren geführt und auch nur halbwegs im Geschwaderdienst geübt, so könnte Admiral Roschdjestwensky schon mit diesen vier Schiffen zuversichtlich der Flotte des Admirals Togo entgegentreten.

Die zweite Division wird, wenn es ihr gelingt, den Kriegsschauplatz unversehrt zu erreichen, immerhin recht gute Dienste leisten können, speziell die „Oslabyja" ist der japanischen „Fuji" z. B. nicht so sehr unterlegen. Was die anderen drei Schiffe anlangt, so sind sie allerdings minderwertig und für sie wird im Kampfe noch im höheren Maße als für die Port Arthur-Flotte des Admiral Witthöft die Forderung gelten, unter allen Umständen dem Feinde dicht auf den Leib zu rücken. Tun sie das nicht, und die Japaner haben das größte Interesse es zu verhindern, so wird es ihnen auch nicht anders gehen als dem Port Arthur-Geschwader und aus der Ferne werden japanische Panzerkreuzer mit ihren modernen Geschützen die Kommando-Brücken und Türme, kurz die ganzen Oberbauten und nicht schwer gepanzerten Schiffsteile zerstören und die Führung des Schiffes unmöglich machen.

Um das Kreuzer-Material dieses großen Panzerschiffskontingents von 9 Schiffen steht es allerdings traurig; kein einziger im modernen Sinne als solcher zu betrachtender Panzerkreuzer ist dabei und wirklichen Wert hat nur

Zusammenstoß zwischen Japanern und Russen.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

die „Aurora" und die drei kleinen Kreuzer. Letztere besonders werden zu Aufklärungsdiensten und zur Verfolgung von Torpedobooten geeignet sein. Sie sind aber viel zu wenig und können nicht annähernd weder bei Nacht noch bei Tage genügenden Aufklärungsdienst für die Flotte versehen. Auf einen solchen verzichtete man auch vorläufig vollkommen, indem die beiden Linienschiffsdivisionen, zunächst getrennt und für sich fahren sollten und ebenso die Division der kleinen wie der großen Kreuzer.

Die ersten Schwierigkeiten.

Ich habe früher erwähnt, daß man in Rußland die verschiedenen, teilweise unerklärten Unglücksfälle des Geschwaders, während die Schiffe noch in Arbeit auf ihren Werften waren oder in den Häfen ausgerüstet wurden, vielfach auf die Tätigkeit von Emissären japanischer oder anderer Nationalität geschoben hat. Was daran gewesen ist, darüber hat sich bis jetzt noch nichts Zuverlässiges herausgestellt. Tatsache aber war eine große Unruhe in Rußland und der feste Glaube, daß die unendlichen Verzögerungen des Geschwaders, welche so verhängnisvoll sein sollten, einer auswärtigen, feindlichen Einmischung zuzuschreiben wären.

Nun, in der Mitte des Oktober, hatte man endlich alle Schiffe fertig und heil zusammen. Sie hatten ihre Probefahrten, wenn auch äußerst summarisch, erledigt, ihre Geschütze angeschossen und vielleicht auch einige Manövrierübungen gemacht. Die Flotte war voll ausgerüstet für die lange, ihr bevorstehende Reise, die Mannschaften waren vollzählig an Bord, ebenso wie die Offiziere und der Oberbefehl über das Ganze war vom Zaren dem Vizeadmiral Roschdjestwensky übertragen worden.

Roschdjestwensky ist schon vor der Übernahme seines Kommandos und sofort nach dieser äußerst hart beurteilt worden; ob mit Recht, das ist jetzt, wo das Geschwader sich noch in Madagaskar befindet, nicht möglich zu sagen. Immerhin scheint es, als ob der Admiral nur mit großem Widerstreben das verantwortliche Kommando übernommen habe. Ich betone, es scheint. Es gab seinerzeit Stimmen in Rußland, welche behaupteten, Roschdjestwensky sei sehr bereit gewesen, dagegen habe eine einflußreiche Partei, speziell am Hofe, einen anderen Kandidaten gehabt und um jeden Preis diesen durchbringen wollen. Die Gerüchte von der Kränklichkeit und Nervosität Roschdjestwenskys seien eben von dieser, ihm ungünstigen Partei ausgesprengt worden. Ein deutscher inaktiver

Seeoffizier, welcher zu jener Zeit von einem deutschen Blatt nach Kronstadt geschickt wurde, hatte dort mit dem Admiral eine Unterhaltung und beurteilte ihn dem äußeren Eindruck nach in günstigster Weise. Kurz, über ihn sind die Akten nicht geschlossen und das wird auch niemals geschehen, wenn er, wie es jetzt möglich erscheint, mit seiner Flotte überhaupt nicht den Kriegsschauplatz erreichen sollte.

Im Laufe des Oktober erhielt nun die russische Regierung verschiedentlich Warnungen vor einer japanischen, maritimen Unternehmung in der Nordsee. Es wurde gesagt, die japanische Regierung hätte die Absicht, die Ausreise dieser Hilfsflotte unter allen Umständen zu beunruhigen und, wenn möglich, zu verhindern. Speziell die engen Gewässer, welche die russischen Schiffe bei der Ausreise passieren mußten, ehe sie in die freie Nordsee gelangten, habe man für derartige Anschläge ausersehen. Welche Regierung dies gewesen ist, darüber ist natürlich nichts Näheres bekannt geworden. Da aber die zunächst in Frage kommenden Gewässer die dänischen waren, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie von Dänemark ausgingen. Es kommt bekanntlich hinzu, daß das dänische Königshaus mit der russischen Zarenfamilie nahe verwandt und eng befreundet ist. Die allgemein diskutierte Frage ist nun nachher gewesen, ob es tatsächlich denkbar sei und praktisch durchführbar, daß die Japaner Kriegsfahrzeuge unbemerkt in die nordischen Gewässer hätten entsenden können.

Im Gegensatz zu der allgemein herrschenden und von der englischen stark beeinflußten Meinung möchte ich das für durchaus möglich halten. Da die japanischen Linienschiffe und kampffähigen Kreuzer vor der Hand in den ostasiatischen Gewässern noch voll in Anspruch genommen wurden, so konnte es sich nur um Torpedofahrzeuge oder Minendampfer handeln. Diese mußten allerdings zunächst die weite Reise von den japanischen Häfen in die Nordsee oder Ostsee machen und das hatte zwei Schwierigkeiten, nämlich einmal die Notwendigkeit häufiger Kohlenergänzung und dann die damit zusammenhängende Gefahr erkannt zu werden. Das waren allerdings Schwierigkeiten, aber keine unüberwindlichen.

Nimmt man an, es habe sich um einige Torpedoboote gehandelt, so konnte man diesen einen Kohlendampfer als gleichsam schwimmende Basis mitgeben, so daß sie nicht nötig hätten, sich durch Kohlenankauf in neutralen Häfen bemerkbar zu machen und diese gar in solchen an Bord zu nehmen. Nach dem überall hervortretenden systematischen und überlegten Handeln der Japaner, hätten sie

Auf dem Hinterdeck eines russischen Kriegsschiffes.
(Nach einer Originalskizze von C. Schön.)

solche Fahrzeuge jedenfalls so rechtzeitig fortgeschickt, daß sie in voller Muße ihre Reise zurücklegen konnten. Bei langsamer Fahrt braucht man wenig Kohlen und außerdem hatte man nicht nötig, einen Umweg zu scheuen. Die Boote hätten also unbewohnte Inseln oder ebensolche geschützte Buchten aufsuchen können, in denen sie, um ganz sicher zu gehen, immer nachts ankerten, um dann ihre Kohlen aufzufüllen. Das wäre selbst in den europäischen Gewässern möglich gewesen.

Die zweite Frage, nämlich das Erkanntwerden durch zufällig ihnen begegnende neutrale Kriegs- oder Handelsschiffe, welche dann im nächsten Hafen die Neuigkeit weiter verbreiten konnten, war ebenfalls lösbar. Einmal dadurch, daß die Boote Wege nahmen, welche abseits von den großen Handelsstraßen lagen und wo sie solche passieren mußten, es im Dunkel der Nacht taten, ferner aber, und das ist eine alte Manövererfahrung, bedarf es nur weniger improvisierter Vorrichtungen, um sogar ein Torpedoboot derart zu verkleiden, daß es nur in großer Nähe und auch dann selbst nur aufmerksamen und kundigen Augen sich als solches verrät. Man macht auf dem Vorder- und Hinterende des Schiffs aus leichten Latten und Brettern Aufbauten wie sie Handels-

Verfolgung einer russischen Streifwache.
(Nach einer Originalzeichnung von M. Plinzner)

Ein Schiff des Baltischen Geschwaders im Dock.
(Nach einer Originalskizze von C. Schön.)

dampfer haben, malt sie schwarz oder mit einer anderen gebräuchlichen Farbe an oder umgibt sie mit gefärbtem Segeltuch. Dazu verlängert man die Schornsteine, macht ihnen weiße oder rote Streifen, gibt dem Boot schräggeneigte Masten, kurz es ist eine leicht auszuführende Arbeit, welche sich in Friedensmanövern der Flotten schon oft als durchaus täuschend erwiesen hat.

Noch viel weniger Schwierigkeiten hat es, Handelsdampfer, welche ja der japanischen Marine in ausreichender Zahl zur Verfügung stehen, mit Minen und mit einer Einrichtung, solche während der Fahrt zu legen, auszurüsten. Man kann ihnen auch eine Anzahl von Torpedorohren geben und beide Einrichtungen sind von außen selbst bei Tage durchaus nicht zu erkennen. Hohe Geschwindigkeit bedürfen solche Dampfer selbst zu einem Torpedoangriff nicht, denn für das Torpedoboot sind sie nur deswegen Erfordernis, weil es als solches erkannt wird.

Denkt man sich aber in einem viel befahrenen Fahrwasser, wie die Nordsee, daß bei Tag oder bei Nacht ein Dampfer auf 600—1000 m langsam an einem Geschwader passiert, so wird daran ohne weiteres kein Kommandant und kein Admiral etwas Auffallendes finden. Plötzlich schießt dieser Dampfer eine Anzahl von Torpedos ab und das Unglück ist da. Daß er selbst nachher der Vernichtung anheimfällt, ist selbstverständlich, aber die Japaner haben jederzeit gezeigt, daß jeder ihrer Offiziere und Matrosen freudig bereit ist, sich zu opfern. Die früheren Unternehmungen der Sperrdampfer vor Port Arthur haben davon glänzendes Zeugnis abgelegt.

Unter diesen Umständen konnte man es dem Admiral Roschdjestwensky nicht verdenken, wenn er bei seiner Ausreise mit einer Flotte, auf deren spätere Tätigkeit man die größten Hoffnungen setzte, alle möglichen Vorsichtsmaßregeln traf. Ebenso begreiflich ist ein Gefühl der Beunruhigung bei den Offizieren und Mannschaften dieser Flotte. Die Offiziere waren alle erst eben an Bord kommandiert, neu auf ihren Schiffen, mit denen zu manövrieren sie noch keine Gelegenheit gehabt hatten, und konnten kein Vertrauen zu der Leistungsfähigkeit ihrer Mannschaften und Unteroffiziere haben, weil diese, sei es am Geschütz, sei es im Maschinen- und Heizraum, nicht über die nötige Übung verfügten, und endlich wußten diese Offiziere auch selbst, daß sie nicht auf der Höhe standen. Wo sollten sie auch die Kenntnisse und vor allem die Praxis her haben.

Seit Jahren schon hatte man alles Brauchbare an Schiffen sofort nach den ostasiatischen Gewässern geschickt und im Baltischen Meere waren nur einige Schulschiffe zurückgeblieben, welche vier Monate während des Jahres ihre Übungen machten. Während der anderen Monate gestatten das die Eisverhältnisse nicht. So kam es, daß Offiziere und Mannschaften, soweit sie nicht eben in Ostasien kommandiert waren, sich meistens an Land aufhielten, also keine Gelegenheit hatten, ihr fachmännisches Können auf die Höhe zu bringen.

Geistiges Streben scheint im russischen Seeoffizierkorps nicht in sehr hohem Maße vorhanden gewesen zu sein, das geht schon aus seinem durchschnittlichen Versagen auf dem Kriegsschauplatze hervor. Wäre das aber selbst der Fall gewesen, so konnte doch dadurch die Praxis nicht ersetzt werden.

Am 14. Oktober trat denn die Flotte die Ausreise an und mußte, zum großen Bedauern des Admirals, die beiden modernen Kreuzer „Oleg", „Jsum-

rud" und auch fünf Torpedoboote zurücklassen, weil sie wider Erwarten nicht fertig geworden waren und man die Abreise nun nicht mehr weiter verzögern wollte.

Die Schiffe fuhren in verschiedenen Gruppen, wahrscheinlich in die obengenannten Divisionen geteilt, zunächst bis zum Eingang in die schmalen dänischen Gewässer bei der Insel Langeland. Wieder wurden Kohlen genommen und nach kurzem Aufenthalte passierte man nun durch den Großen Belt nach Norden und ankerte darauf an der Westseite der Jütischen Küste in der Aalbeckbucht, nicht weit von der Spitze von Skagen. Dort wurden wieder Kohlen genommen und am 20. Oktober war Skagen umschifft und die Nordsee erreicht.

Die lange Dauer dieser Fahrt erklärt sich daraus, daß die Geschwindigkeit der marschierenden Flotte nur eine sehr geringe war. Man befürchtete, daß der Belt, das Kattegat und Skagerack durch japanische Minen unsicher gemacht seien und ließ deswegen zwei Dampfer als Minensucher vorausfahren. Wahrscheinlich sind vor jeder Schiffsgruppe zwei derartige Dampfer gewesen. Das Suchen geschah in der vor Port Arthur bewährten Weise, daß nämlich die Dampfer nebeneinander in einem gewissen Abstande fuhren und durch eine Kette miteinander verbunden waren, deren Mitte im Wasser vielleicht vier bis sechs Meter unter der Oberfläche nachschleppte.

Wir wissen von früher, daß die schwimmende Mine an der Stelle, wo sie ausgelegt ist, durch einen Anker festgehalten wird. Durch ein Ankertau ist sie mit ihm verbunden und da sie Auftrieb besitzt, so muß das Ankertau eine annähernd senkrechte Richtung im Wasser annehmen. Die im horizontalen Bogen durch das Wasser geschleppte Verbindungskette mußte also, wenn Minen vorhanden waren, durch ihre Ankertaue festgehalten werden und sowie man solchen Widerstand bemerkte, wußte man, daß eine Mine dort lag und konnte nun sie entweder fortschleppen oder sie mit Sprengpatronen zur Explosion bringen und so unschädlich machen. Es war das eine durch die Umstände durchaus gebotene Vorsichtsmaßregel.

Die Affäre an der Doggerbank.

Sobald die freie Nordsee erreicht und die Dampfer fortgeschickt waren, begann die Flotte nunmehr mit erhöhter Fahrt Kurs auf den englischen Kanal zu nehmen, ohne Zweifel nach wie vor in Gruppen verteilt, welche der Divisionszusammensetzung entsprachen. Genau ist man naturgemäß hierüber niemals

orientiert worden, nur wissen wir, daß die Gruppen unabhängig fuhren, aber gleichwohl nicht weit voneinander entfernt.

An der Spitze dieser Kolonnen befanden sich die „Aurora" und der „Dmitri-Donskoi" mit dem Hilfsdampfer „Kamschatka". Diese letztere verlor aber infolge des Nebels in der Nacht vom 20. auf den 21. die beiden Kreuzer und setzte nun auf eigene Hand den Marsch fort. Ebenso ist es scheinbar vier Torpedobooten ergangen, welche auf diese Weise versprengt wurden. Dieser an und für sich bedeutungslose Vorgang ist bezeichnend für die Ungeübtheit der Offiziere und Mannschaften, hauptsächlich aber für das schlechte Steuern, denn sonst hätten sie unter verhältnismäßig normalen Umständen einander nicht verlieren können.

Admiral Roschdjestwensky fuhr mit den vier Linienschiffen der ersten Division getrennt von den anderen seinen Kurs und erhielt am Abend des 21. Okt. ein funkentelegraphisches Signal von der „Kamschatka", man habe eine Anzahl feindlicher Torpedoboote gesichtet und beschossen. Die Aufmerksamkeit der Offiziere der ersten Division wurde durch diese Meldung aufs äußerste gespannt. Man rief die Mannschaften an die Geschütze, es wurde klar Schiff gemacht und auch an den elektrischen Scheinwerfern standen Leute bereit.

Kurz nach Mitternacht passierte die zweite Division in der Nähe des bekannten Fischgrundes der Dogger-Bank eine englische Fischerflottille, welche dort fischte und zum großen Teil vor den ausgebrachten Netzen trieb. Nach Aussage der später vernommenen Fischer fuhren die russischen Schiffe, beständig mit den Scheinwerfern leuchtend, aber ohne ihren Kurs zu ändern und offenbar die Fischdampfer als solche erkennend, dicht an ihnen vorbei und verschwanden im Dunkel.

Bald darauf näherte sich auch die Division Roschdjestwenskys der Flottille und plötzlich begannen die russischen Schiffe mit ihren Scheinwerfern nach beiden Seiten zu leuchten und ein heftiges anhaltendes Feuer aus ihren Geschützen zu eröffnen. Die Fischdampfer machten verschiedentlich Signale, um sich als solche zu kennzeichnen, aber nach ihrer Ansicht ohne Erfolg; verschiedene von ihnen wurden getroffen und der Fischdampfer „Crane" sank. Im ganzen wurden zwei von den auf ihm und auf anderen Dampfern befindlichen Leuten getötet und fünf verwundet. Nachdem das Feuer nach russischer Angabe zehn, nach englischer zwanzig Minuten gedauert hatte, wurde es auf Signal des Flagg-

Beschießung der Fischerdampfer an der Doggerbank.
(Nach einer Originalskizze von E. Schön.)

schiffs eingestellt und die russischen Schiffe setzten ihren Marsch fort, ohne sich weiter um die Fischerflotte zu bekümmern.

Dieser Vorfall erregte in England ein ungeheures Aufsehen. Die englische Presse schlug dabei einen Ton an, wie er heftiger nicht gedacht werden konnte und der Sinn der Äußerungen war ungefähr der, daß man nun von der russischen Anmaßung endlich genug habe. Die englische Geduld sei durch die Übergriffe der Hilfskreuzer im Roten Meer schon auf die äußerste Probe gestellt worden. Diese frevelhafte Beschießung friedlicher, englischer Fischer dürfe man sich aber nicht mehr gefallen lassen. Es müsse unbedingt gefordert werden, daß das russische Geschwader sofort nach seinen heimischen Häfen wieder umkehren und wenn es dieser Aufforderung nicht Folge leiste, so müsse man zu Zwangsmaßregeln schreiten. Es war das also eine unverhüllte Kriegsdrohung, welche um so wichtiger erschien, als der König von England sofort in einem Telegramm seine Entrüstung und sein Bedauern über das unverantwortliche Vorgehen der russischen Schiffe aussprach.

Die Möglichkeit, daß tatsächlich japanische Schiffe oder Fahrzeuge in der Nordsee hätten vorhanden sein können, wurde als gänzlich unmöglich und ihre Annahme als abgeschmackt zurückgewiesen. Die Presse der meisten anderen Länder stimmte mit den Engländern überein; speziell in Deutschland in einer weit über das zulässige Maß hinausgehenden Weise und es fand ein sofortiger diplomatischer Austausch zwischen Petersburg und London statt.

Es soll tatsächlich nicht weit vom Kriege gewesen sein, worauf manche Symptome schließen ließen, wenn man auch über die Einzelheiten auch jetzt naturgemäß noch im Dunkeln sich befindet. England traf verschiedene Maßnahmen, welche als Kriegsvorbereitung aufgefaßt werden konnten. Es wurden Reserven eingezogen und die mobilen Geschwader erhielten Marschbefehle, welche darauf gedeutet werden konnten, daß sie dem russischen Geschwader den Weg verlegen sollten.

Währenddessen setzte Roschdjestwensky seine Reise ruhig fort und kam nach reichlich einer Woche im spanischen Hafen von Vigo an. Hier weigerte sich zunächst die spanische Behörde allen Gesetzen der Neutralität zuwider, ihn ankern zu lassen, und erst nach längeren Verhandlungen wurde es gestattet.

Während dieser Tage fand aber ein plötzlicher und merkwürdiger Wechsel statt. Obgleich die englische Presse ungeschwächt weiter tobte, wurde die Tonart der Regierung eine ganz andere und man faßte äußerlich den Vor-

fall auf der Dogger-Bank so auf, wie ihn jeder Unparteiische von vorneherein auffassen mußte, daß nämlich die Russen in der Erregung und infolge der Ungeübtheit des Personals in der fraglichen Nacht die Fischdampfer für Torpedoboote gehalten hätten.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die einzelnen Phasen dieser, wie gesagt, noch unklaren und lediglich auf diplomatischem Gebiete liegenden Vorgänge im einzelnen zu erörtern. Das Resultat war, daß die russische Regierung, nachdem der Zar schon vorher sein größtes Bedauern ausgesprochen hatte, sich zu jeder Genugtuung bereit erklärte.

Um die Vorgänge jener Nacht unparteiisch und möglichst einwandfrei klarzustellen, überwies man sie an eine internationale Kommission, welche sich aus russischen, englischen, amerikanischen und österreichischen Seeoffizieren zusammensetzte unter dem Vorsitz eines französischen Admirals. Als Sitz der Kommission wurde Paris bestimmt. Die ungeheuerliche Zumutung der englischen Presse, das russische Geschwader bis zum Schiedsspruch in Vigo zurückzuhalten, mußte natürlich fallen gelassen werden und Admiral Roschdjestwensky setzte seinen Marsch nach dem Aufenthalte in Vigo fort, nachdem eine Anzahl von Offizieren seines Geschwaders, unter ihnen der Kapitän Klado, von welchem später noch zu reden sein wird, ausgeschifft waren, um nachher vor dem Schiedsgericht als Zeugen zu fungieren.

Wodurch jener Umschwung in der englischen Regierung herbeigeführt wurde, ist wie gesagt nicht klar, wahrscheinlich hat Frankreich durchblicken lassen, daß sein Bundesverhältnis zu Rußland nicht gestatten würde, einen englisch-russischen Krieg ruhig mit anzusehen und außerdem mögen auch persönliche Vermittlungen durch das dänische Königshaus mitgewirkt haben. Die Königin von England ist bekanntlich eine dänische Prinzessin und der greise dänische König soll seinen ganzen und tatsächlich sehr großen Einfluß aufgeboten haben, um die Dinge zu einer friedlichen Erledigung zu bringen. Vor allem wird aber auf englischer Seite die Erwägung hinzugekommen sein, wie weit man in einem solchen Kriege die eigene Rechnung finden würde.

Die deutsch-englische Spannung.

Es gehört in den Rahmen der kriegerischen Ereignisse und ganz sicherlich der späteren Geschichte des Krieges, welche unmittelbaren Folgen dieser sogenannte Zwischenfall in der Nordsee bezüglich des Verhältnisses von Eng-

land zu den anderen Mächten hätte haben können und wahrscheinlich beinahe gehabt hätte.

Ich darf als unseren Lesern bekannt voraussetzen, daß schon seit Jahren das deutsch-englische Verhältnis ein gespanntes ist. Den Grund bildet tatsächlich die Entwicklung des Deutschen Reichs zur zweitgrößten Handelsmacht der Erde, seine starke und häufig erfolgreiche Konkurrenz auf diesem Gebiete mit England und als Folge dieses Zustandes der Bau einer starken deutschen Kriegsflotte.

Die Engländer rechnen bestimmt mit Deutschland als einem zukünftigen Feinde und machen sich die Überlegung, soweit es wenigstens die einflußreiche Kriegspartei anlangt, folgendermaßen: Augenblicklich können wir die deutsche Flotte noch leicht besiegen, mit jedem Jahre wird es aber weniger leicht und infolgedessen ist es das Richtige, rechtzeitig vorzubeugen, und den Krieg unter irgend einem Vorwand zu beginnen, ehe es zu spät ist oder England zu große Verluste kosten wird.

Es ist erwiesen, daß Teile der englischen Regierung dieser Ansicht sehr nahe stehen und so bot sich gelegentlich der Affäre auf der Doggerbank scheinbar ein recht guter Anlaß, um einen Krieg mit Deutschland zu provozieren; auch äußere Anzeichen ließen darauf schließen, nachdem nämlich sich die Spannung wieder gelöst hatte, erschienen in englischen Blättern mit offiziöser Fühlung Artikel von ganz außerordentlicher Schärfe, die sich gegen Deutschland richteten. Man stellte die ganz alberne Behauptung auf, Deutschland habe in jenen Oktobertagen seine Flotte mobil gemacht und die Schiffe hätten, bereit zum Auslaufen, vor dem Kaiser Wilhelm-Kanal gelegen. Daran schlossen sich Aufzählungen der angeblich parteiischen Haltung Deutschlands in diesem Kriege und endlich die alte englische Moral, Deutschland sei nun einmal der Feind und die Regierung habe ihre Pflicht versäumt, daß sie die Gelegenheit des russischen Zwischenfalls hätte vorüber gehen lassen, ohne sie zur so günstigen Gelegenheit eines englisch-deutschen Krieges zu benutzen.

In der Tat scheint es aber, als ob die englische Regierung wohl diese löbliche Absicht gehabt hat, im Laufe der Verhandlungen aber andere Momente hinzugetreten sind, welche ihr den Krieg zu diesem Zeitpunkte doch nicht so angebracht erscheinen ließen. Ein Anlaß hätte sich allerdings leicht gefunden, dazu bedarf es nur einiger Worte und absichtlich herbeigeführter Mißdeutungen, wie uns die Geschichte vieler Kriegsausbrüche zeigt.

Überfall eines japanischen Lagers durch russische Kavallerie.
(Nach einem Aquarell von M. Plinzner.)

Japaner bereiten den Angriff auf ein Dorf vor.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

Auch das Geschwader Roschdjestwenskys, welches man wohl mit der deutschen Flotte zusammen gefunden hätte, brauchte den Engländern kein großes Bedenken zu machen. Waren sie doch mit ihrem ständig in Dienst befindlichen und taktisch geschulten Verbänden den Russen von vornherein ganz außerordentlich überlegen und nahmen sie das Risiko eines deutschen Krieges überhaupt auf sich, so war die Vernichtung des russischen Geschwaders, wie man zu sagen pflegt, ein Abwaschen.

In solchem Falle hätte sich die englische Regierung allerdings nicht zu fragen brauchen, welchen reellen Gewinn sie vom Kriege haben würde, denn der Gewinn war ein ungeheurer und der Sieg über die schwache deutsche Flotte sicher, während ein Krieg gegen Rußland allein weniger Nutzeffekt gehabt und England außerdem einen Teil seiner Bewegungsfreiheit geraubt hätte, deren es gerade jetzt in allen Meeren möglichst vollständig bedurfte.

Der Anlaß des Nordseezwischenfalls hatte aber, wie sich zeigen sollte, verschiedene Schattenseiten. Einmal hätte er ja aller Wahrscheinlichkeit nach Deutschland und Rußland zusammengeschweißt und dazu kam, was man vorher vielleicht nicht in Betracht zog, die Erklärung der französischen Regierung, daß sie bei Ausbruch eines englisch-russischen Krieges sich der Pflicht, Rußland als Verbündete beizustehen, nicht würde entziehen können. Damit hätte England also unter Umständen einen neuen kontinentalen Dreibund gegen sich gehabt und so zog man es, angesichts der Lage im fernen Osten, wo jeden Augenblick große Entscheidungen fallen konnten, vor, langsam abzuwiegeln.

Offiziell ist diese deutsch-englische Spannung niemals zugegeben worden, aber sie war vorhanden und der deutsche Kaiser hat sich in scharfen Worten zu der Absicht eines englischen Überfalls geäußert.

Das ungeheure Übergewicht der englischen Macht gegenüber allen europäischen Staaten, welche Küstenstrecken von wesentlicher Ausdehnung haben, zeigte sich höchst charakteristisch im Verhalten Spaniens.

Ich habe schon erwähnt, daß die spanische Behörde zuerst dem Admiral Roschdjestwensky das Ankern zwecks Kohlenübernahme im Hafen von Vigo verweigerte. Wenige Tage nachher, als die englische Presse heftig forderte, das russische Geschwader dürfe seinen Weg nicht weiter fortsetzen, sondern müsse nötigenfalls mit Gewalt aufgehalten werden, hatte die spanische Ansicht auf einmal umgeschlagen und man stellte Roschdjestwensky einen Aufenthalt von unbegrenzter Dauer zur Verfügung. Mag man nun auch mit Recht sagen, daß

das zur See wehrlose Spanien sogenannten englischen Wünschen gegenüber nichts weiter tun könne als gehorchen, so steht doch andererseits fest, daß eine feste Solidarität aller neutralen Kontinentalstaaten nicht so leicht angreifbar ist. Diese Solidarität fehlte aber leider meist.

Die Weiterreise des Geschwaders.

Am Morgen des 22. Oktober passierten erst die Kreuzer „Aurora" und der Dampfer „Kamschatka" die Stelle, wo am Abend vorher die Beschießung stattgefunden hatte. Wie es möglich war, daß sie sich noch dort befanden, ist nicht klar, zumal da, wie behauptet wird, die „Aurora" bei der Beschießung am 21. zugegen war und auch versehentlich von fünf Schüssen getroffen wurde. Der Geistliche des Schiffs soll dabei das Leben verloren haben. Andererseits hat die „Aurora" nicht etwa den verletzten Fischdampfern Hilfe geleistet, wodurch ja ihr langes Verbleiben an der Stelle erklärlich gewesen wäre.

Am 23. Oktober passierte die russische Flotte den Kanal und eine Anzahl von Torpedobooten liefen zunächst in Cherbourg ein, um Kohlen zu nehmen. Am 3. November vereinigten sich alle Teile der Flotte auf der Reede von Tanger an der marokkanischen Küste und traten Anfang November von da aus die Reise definitiv an. Admiral Roschdjestwensky teilte hier seine Flotte und fuhr mit den vier Schiffen der Borodino-Klasse, ferner der „Oslabyja" und dem „Admiral Nachimoff" in den Atlantischen Ozean hinaus nach Süden. Er wollte den ostasiatischen Kriegsschauplatz auf dem Wege um das Kap der guten Hoffnung erreichen. Auch die beiden großen Kreuzer „Dmitri-Donskoi" und „Aurora" blieben bei dieser Hälfte der Flotte.

Die andere Hälfte nahm den Weg durch den Suezkanal. Sie stand und steht auch heute noch unter dem Befehl des Kontreadmirals Fölkersahm, dessen Flaggschiff der „Sissoi Welicki" ist.

Nach längeren Aufenthalten kamen diese Schiffe am 24. November in Port Said an und befanden sich Anfang Dezember im französischen Hafen von Djibuti.

Noch im Laufe des November traten diejenigen Schiffe, welche im Oktober noch nicht fertig waren, die Reise an. Es waren dies der große moderne Kreuzer „Oleg" und der kleine Kreuzer „Jsumrud", ferner fünf Torpedoboote „Pronsitelny", „Prosorliwy", „Räsvy", „Grosny" und „Gromky", außerdem die drei Hilfskreuzer „Terek", „Dniepr" und „Rion". Auch diese gelangten ohne

Zwischenfall bis zum Suezkanal und durch denselben, abgesehen davon allerdings, daß „Oleg" und einige Torpedoboote schon in der Ostsee bei schlechtem Wetter Havarien erlitten und einer von ihnen nachher auf längere Zeit in Cherbourg zur Reparatur bleiben mußte.

Der Kriegshafen von Wladiwostock.
(Nach einer Photographie.)

Die glatte Ausreise der zahlreichen russischen Flotte konnte mit Recht Erstaunen erregen; es gab wohl wenige, die nach dem Zwischenfalle in der Nordsee nicht erwartet hätten, daß wenigstens die Reise durch den unter englischem Einflusse stehenden und von England beherrschten Suezkanal entweder verhindert, oder durch allerhand Schikanen erschwert werden würde. Dazu kam, daß schon einige Monate vorher der Gouverneur der englischen Mittelmeerinsel Malta öffiziös erklärt hatte, er werde keinem Schiffe einer kriegführenden Partei den Aufenthalt im Hafen gestatten. Eine Proklamation, welche tatsächlich nur gegen Rußland gerichtet war, da japanische Schiffe ja nicht in Betracht kamen. Nach den sonst gebräuchlichen Regeln und Gebräuchen neutraler Staaten war es vollkommen unerhört, ohne besonderen Grund Schiffen einer kriegführenden Partei das Gastrecht derart zu verweigern. Aber wir haben gesehen, wie kleine von England abhängige Staaten sich gezwungen glaubten, der Ansicht beizutreten.

Die russischen Kriegsschiffe in Port Said.
(Nach einer Originalskizze von C. Schön.)

Frankreich dagegen ließ sich nicht imponieren und befolgte auch jetzt noch seine zu Anfang des Krieges gegebene Erklärung, daß die Schiffe der kriegführenden Parteien unbegrenztes Gastrecht in seinen Häfen in Anspruch nehmen könnten. In Cherbourg, in Djibuti und vor allem in Madagaskar haben, wie wir später sehen werden, die Russen von dieser liberalen Auffassung ganz unendlichen Nutzen gehabt. Ja, man kann wohl sagen, daß ohne das französische Entgegenkommen diese ganze an und für sich schon sehr schwierige Expedition Roschdjestwenskys undurchführbar gewesen wäre.

Das Entgegenkommen der Engländer, auf deren Veranlassung den russischen Schiffen im Suezkanal alle denkbaren Erleichterungen mit größter Höflichkeit gewährt wurden, war damals allerdings recht auffallend, ist aber leicht aus der vorhergegangenen, in liebenswürdiger Form vollzogenen Beilegung des Nordseezwischenfalls erklärlich. Man wollte eben zeigen, daß mit der Verweisung der Untersuchung an das Schiedsgericht die Sache bis zu dessen Entscheidung als nicht vorhanden zu betrachten sei. Immerhin sind die Engländer nie so weit gegangen wie die Franzosen und haben nur 24stündigen Aufenthalt

der russischen Schiffe in den ägyptischen Häfen gestattet. Nominell war es ja die ägyptische Regierung, tatsächlich jedoch kann man die englische dafür setzen.

Betrachten wir nun kurz diese Reise vom maritimen Standpunkte aus, so standen der Flotte, um in die ostasiatischen Gewässer zu gelangen, drei Wege offen, der durch den Suezkanal, welcher, bei einer Länge von 12500 Seemeilen, der kürzeste war. Danach folgt der von Roschdjestwensky selbst gewählte Weg um das Kap der Guten Hoffnung, mit einer Länge von 16100 Seemeilen, und schließlich die Route durch den Stillen Ozean um die Südspitze von Südamerika. Dieser ist 21700 Seemeilen lang.

Man könnte sich fragen, warum nicht die ganze Flotte ihren Weg durch den Suezkanal genommen hat, da dieser der kürzeste und in seinem ersten Teile auch widrigen Wetterverhältnissen nicht so sehr ausgesetzt ist. Als die Entscheidung des russischen Admirals noch nicht bekannt war, konnte man annehmen, daß die Haltung Englands Veranlassung für die Wahl eines anderen Weges sein würde. Zum allgemeinen Erstaunen ist aber tatsächlich nicht nur ein Teil der damals versammelten Flotte durch den Kanal gefahren, sondern auch die später nachgesandten Verbände.

Gleichwohl muß Roschdjestwensky wohl seinen guten Grund gehabt haben und dieser lag möglicherweise in der Kohlenfrage. Eine solche Menge großer und kleiner Schiffe braucht naturgemäß eine ungeheure Menge Kohlen und da sie annähernd zusammenfahren, so ist der Ausfall, bezw. der Bedarf in den Kohlenhäfen ein sehr großer. Es wäre möglich, daß hierin der Grund lag, daß die ägyptischen Behörden sich wohl bereitwillig verpflichteten, den kleineren Schiffen Kohlen zu geben, ihnen aber die Versorgung der Linienschiffe zu viel wurde. In zweiter Linie waren vielleicht auch Bedenken vorhanden, daß japanische Schiffe die verhältnismäßig engen Gewässer bezw. den Ausgang des Suezkanals zu Angriffen oder Schädigung durch Minen benutzen würden. Gerade weil von der Intaktthaltung der Linienschiffe alles abhing, mag Admiral Roschdjestwensky den unbequemeren und längeren Weg mit diesem vorgezogen haben. Als Vereinigungspunkt bot sich die französische Insel Madagaskar als gegeben.

Die Geschwindigkeit der Fahrt trat nun ziemlich zurück. Man hatte wohl schon im Oktober die Hoffnung aufgegeben, daß Roschdjestwensky den Entsatz Port Arthurs werde in die Wege leiten, oder dazu beitragen können.

Wladiwostock war, wie gesagt, zugefroren, und es lag schon damals auf der Hand, daß, ob nun Port Arthur fiel oder nicht, das Frühjahr 1905 abgewartet werden mußte. Außerdem beabsichtigte man noch weitere Verstärkungen an Schiffen aus den baltischen Häfen hinauszusenden und diese sollte Roschdjestwensky in Madagaskar erwarten.

Er hatte infolgedessen die sehr notwendige Gelegenheit, sein Geschwader durch taktische und andere Übungen unterwegs und vor Madagaskar auszubilden und zu einem wirklich einheitlichen und kriegsbrauchbaren Instrumente zu machen. Ob er es getan hat, wissen wir noch nicht und es kann sich das nur in der Schlacht zeigen. Wenn nicht, so kann es allerdings auch ohne seine Schuld unterblieben sein, denn zu solchen Übungen gehört Munition, und vor allem das Lebenselement des Dampfschiffes, die Kohle.

Die Kohlenfrage aber führt uns zur Hauptschwierigkeit dieser ganzen Expedition, welche sie zu einem beispiellosen Ereignis in der modernen Kriegsseefahrt macht. In Rußland hatte man diese Schwierigkeiten schon lange vorher erwogen, auch umfangreiche Vorrichtungen getroffen, um ihnen entgegenzutreten.

Die Kohlenfrage.

Es waren zwei Möglichkeiten vorhanden. Die erste, welche jedem Handelsdampfer offen steht, wenn er die Reise nach dem fernen Osten unternimmt, bestand in der Benutzung der Kohlengelegenheit in den auf der gewöhnlichen Reiseroute liegenden Häfen. Schon für einzelne Schiffe einer kriegführenden Partei und vielmehr noch für eine große Flotte lag die Sache aber anders. Wir haben schon verschiedentlich das Verhalten der neutralen Staaten und dessen außerordentliche Wichtigkeit im Seekriege berührt. Wir haben gesehen, daß diese Haltung seitens der verschiedenen Staaten eine verschiedene war. Die einen gestatteten nach ihren zu Eingang des Krieges erlassenen Proklamationen überhaupt keinen Aufenthalt in ihren Häfen, ja nicht einmal innerhalb der Küstenhoheitsgrenze, wie z. B. Dänemark, andere wiederum gestanden einen solchen von 24 Stunden zu und wieder andere gaben unbegrenztes Gastrecht, wie es die französische Regierung bis zum heutigen Tage und den Japanern zum großen Ärger getan hat.

Blicken wir auf die Weltkarte, so sehen wir, daß die größte Anzahl der auf dem Wege nach Ostasien liegenden Häfen in englischen Händen ist. Daß das Verhältnis der englischen Regierung zum mindesten unsicher war,

genügte schon, um die Russen mit äußerster Vorsicht handeln zu lassen. Für das Gelingen eines so wichtigen und schwierigen Unternehmens mußte man mit ganz sicheren Faktoren rechnen können, jede Unsicherheit konnte im Moment alles in Frage stellen. Wir haben ferner gesehen, daß eine aus leichten Schiffen bestehende Abteilung des russischen Geschwaders unbehelligt und von den englischen bezw. ägyptischen Behörden unterstützt durch den Suezkanal durchging. Hier mag eine Abmachung mit der englischen Regierung vorgelegen haben, und ohne Zweifel lag auch dem russischen Admiral besonders viel daran, gerade diese, teils kleinen, teils veralteten Schiffe mit geringem Kohlenvorrat und teilweise mangelhafter Seefähigkeit den kürzeren Weg nehmen zu lassen und wenigstens auf diesem ersten Teil der Reise ihnen die Kohlenversorgung zu erleichtern.

In der deutschen Presse hat man aber meist ein zu großes Gewicht auf das Freigeben des Suezkanals gelegt. Gewiß, es war ganz bequem, aber wir dürfen nicht vergessen, daß der kritische Teil der Reise erst unten bei den indischen Gewässern begann. Hier sind die beiden großen englischen Häfen Singapore und Colombo die gegebenen und die notwendig anzulaufenden Kohlenstationen. Es ist in keinem Falle anzunehmen, daß die Engländer hier noch den russischen Schiffen einer oder beider Gruppen des Geschwaders ein Auffüllen ihres Kohlenvorrats gestattet hätten. Denn nun kam ein neues Moment hinzu, nämlich ihre Nähe an den Gewässern, welche den Kriegsschauplatz darstellten. Ganz ohne Zweifel würden die Japaner die Kohlengewährung dort als eine direkt unfreundliche Handlung der englischen Regierung aufgefaßt haben, und zwar unter der Begründung, daß diese Häfen die Bedeutung einer militärischen Operationsbasis für die Russen hätten. Die Gewährung einer solchen aber jeglicher Neutralität zuwiderliefe. Auch in der englischen Bevölkerung würde eine solche Handlungsweise direkte Empörung hervorgerufen haben und nicht zum wenigsten hatte auch politisch die englische Regierung sicher keinen Anlaß, den Russen so für den Beginn ihrer kriegerischen Operationen im Stillen Ozean eine wichtige Hilfe zu leisten.

Der französischen Regierung und ihrer wohlwollenden Haltung waren die Russen auf der anderen Seite sicher und so ergab sich ganz von selbst als letzter Kohlenhafen und Stützpunkt im Atlantischen Ozean die große, Frankreich gehörende Insel Madagaskar. Sie bildete auch den Vereinigungspunkt der verschiedenen russischen Geschwadergruppen, deren sich bis jetzt Anfang April 1905

drei dort zusammengefunden haben. Eine vierte, über die später zu reden sein wird, ist augenblicklich noch unterwegs. Von Madagaskar aus muß sich dann später, und vielleicht hat er jetzt schon begonnen, der Marsch nach Osten richten, durch den indischen Archipel führen oder vielleicht südlich um denselben herum

Japanische Infanterie im Hinterhalt.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

und von da aus nach Norden, soweit wollen wir aber vorläufig noch nicht denken, denn es liegen ja mancherlei Möglichkeiten vor, sowohl militärischer Natur, als auch die eines Friedensschlusses, bevor Rußlands letzte Flotte Gelegenheit gehabt hat, sich mit dem siegreichen Admiral Togo und mit seinem kriegsgeübten, wie wohl zusammengeschmolzenen Geschwader zu messen.

Unter allen Umständen mußte das russische Geschwader also damit rechnen, schon vor dem Eintritt in die durch japanische Kriegsschiffe gefährdete Zone des Stillen Ozeans, notwendigerweise lange Strecken zu passieren, wo es vollständig auf sich selbst angewiesen war. Zu Zeiten der alten Segelschiffe war das ja etwas ganz Gewöhnliches. Sie haben oft Monate, ja beinahe Jahre lange Reisen gemacht, ohne einen Hafen anzulaufen, denn sie waren in der Lage, genügend Dauerproviant und Reserveteile für ihre Takelage mit sich zu führen. Sie brauchten keine Havarien an Maschinen und Kesseln zu befürchten und vor allem lieferten ihnen die Winde eine nie versiegende Fortbewegungskraft, während das moderne Dampfschiff diese Kraft in Gestalt eines begrenzten Kohlenvorrats in seinen Bunkern mit sich führt. Bei keiner Gelegenheit in neuerer Zeit ist wohl die Kehrseite der modernen Höhe unserer Technik so augenfällig hervorgetreten.

Nehmen wir z. B. noch eine andere Möglichkeit, nämlich die einer äußeren Verletzung des Schiffskörpers unter Wasser. In früheren Zeiten war es meist eine Sache kurzer Zeit und konnte während der Fahrt bewerkstelligt werden, daß man ein derartiges Leck, sofern es nicht allzugroß war, mit Holzplanken, Teer und Werk dichtete. Beim stählernen Schiff ist das nicht mehr möglich und im besten Falle erfordert es kunstreiche Eisenarbeit, zu deren Ausführung Maschinen unerläßlich sind. Moderne Maschinen und Kessel endlich, so vorzüglich sie in ihrer Art auch ausgeführt sein mögen, bedürfen jeden Augenblick einer Reparatur oder gar des Auswechselns einzelner Teile.

Alle diese Fragen hatte man vor Abmarsch des Geschwaders eingehend erwogen und ihnen ist es auch wohl in erster Reihe zuzuschreiben, daß die Ausreise sich so sehr lange verzögerte.

Um zunächst die Kohlenfrage zu lösen, war man auf den Gedanken gekommen, anstatt der fehlenden Häfen dem Geschwader schwimmende Kohlenmagazine in Gestalt von Dampfern mitzugeben. Bedenken wir nun, daß der Kohlenvorrat eines einzigen großen Linienschiffs der Borodino-Klasse sich auf volle 2000 Tonnen beläuft, so ist klar, wie große Kohlenmengen zur dauernden Speisung der ganzen Flotte erforderlich waren.

Man mag zuerst in Erwägung gezogen haben, alle erforderlichen Kohlenschiffe ständig in Begleitung des Geschwaders fahren zu lassen, hat aber bei der Aufstellung der Rechnung das Ergebnis erhalten, daß eine derartige Troßflotte zu groß und schwerfällig sein würde. Solche Dampfer sind an und für

sich schon schwerfällig, es ist nicht möglich, sie mit Seeoffizieren zu bemannen und ihre Leitung, welche natürlich auch dem Geschwaderchef zufallen würde, ist beinahe unmöglich. Ein Sturm, einige Nebeltage, und die ganze Flotte kann zerstreut sein. Ob sich dann die einzelnen Kohlenschiffe wieder rechtzeitig bei der Flotte einfinden, das ist eine zu unsichere und dabei zu wichtige Sache, um es riskieren zu können.

Die russische Regierung schlug deswegen den folgenden sehr praktischen Weg ein. Sie traf mit mehreren großen Schiffahrtsgesellschaften, unter andern der deutschen Hamburg-Amerika-Linie, Abkommen, wonach diese sich verpflichteten, an bestimmten Stellen der Reiseroute eine bestimmte Kohlenmenge in Dampfern zu einem ebenfalls genau festgesetzten Zeitpunkt bereitzustellen. Die Verantwortung lag somit bei den Gesellschaften, und diese hatten das größte geschäftliche Interesse, ihre Aufträge richtig auszuführen. Sie konnten auch, und das war wichtig, unterwegs nicht als kontrebandeführend von den Japanern aufgegriffen werden. Hätten sie sich dagegen der russischen Schlachtflotte ständig angeschlossen, so gehörten sie zu dieser und mußten somit selbstverständlich als Feind gelten. Trafen sie an dem verabredeten Platze früher ein, als die russische Flotte, so warteten sie eben so lange. Das Programm der letzteren war ihnen bekannt und so ließ es sich mit Leichtigkeit einrichten. Zu spät durften sie natürlich nicht kommen.

Dieses System hat bis zur Ankunft der russischen Schiffe vor Madagaskar, soweit wir unterrichtet sind, sehr gut funktioniert und auch während des Aufenthaltes der letzteren dort haben scheinbar die Dampfer ebenfalls stets bereit gelegen und als Kohlenmagazine gedient. Die Kohlenvorräte auf Madagaskar sind wahrscheinlich nicht so groß, um allein den Ansprüchen einer so großen Flotte, welche, wie diese, noch dazu durch beständige Übungen fortwährend Kohlen verbrauchte, dauernd genügen zu können.

In der internationalen Presse entspann sich hierüber allerdings ein heftiger Streit, in welchen schließlich auch die englische Regierung eingriff. Die deutschen Kohlenschiffe nahmen nämlich ihren Vorrat an Kohlen sämtlich in den englischen Häfen ein, und da ihr Zweck und das russische Abkommen weltbekannt war, so erhob sich die Frage, ob sich das mit den Begriffen loyaler Neutralität für England vereinigen lasse; hauptsächlich die englischen Schiffsreeder waren aus Geschäftsrücksichten erbost darüber, daß die deutschen Gesellschaften auf diese Weise ungeheure Profite einheimsten und englische Kohle

teuer an Rußland verkauften. Nach außen mußte als Deckmantel natürlich die Loyalität gegen den japanischen Bundesgenossen dienen und die englische Presse bezeichnete es als unverantwortlich und der Neutralität zuwiderlaufend, daß man dem Widersacher des Verbündeten so, wenn auch indirekt, das Mittel liefere, ohne welches er sein Geschwader nicht auf den Kriegsschauplatz des fernen Ostens bringen könne.

Auf die Anfrage einer englischen Gesellschaft erklärte die Regierung unter Berufung auf ein früheres Gesetz, es sei unstatthaft für englische Schiffe, einer kriegführenden Partei Kohlen zu liefern. Da richtete sich wieder der englische Unwille gegen Deutschland und man tat sich nicht genug in Verdächtigungen gegen die deutsche Neutralität. Der Reichskanzler erklärte darauf im Reichstage, sowohl die Kohlenlieferung als auch Schiffsverkäufe an Rußland liefen keineswegs der Neutralität zuwider, es sei das Privatsache der verschiedenen Gesellschaften, und wenn die japanische Regierung letzteren ähnliche Aufträge gäbe, so würden sie genau ebensogut angenommen werden. Daß übrigens auch deutsche Dampfer an Japan verkauft worden sind, ist bekannt.

Wir erwähnen diese ganzen Vorgänge und Stimmungen hauptsächlich nur deswegen, um zu zeigen, wie schwankend die Neutralitätsbegriffe im Kriege sind, und wie sie immer nur durch die Anforderungen der praktischen Politik oder des wirtschaftlichen Interesses in jedem einzelnen Fall bestimmt werden. In Europa hätte man es ferner als unbedingten Neutralitätsbruch bezeichnet, wenn von einem der europäischen Staaten Kriegsschiffe an Rußland oder an Japan geliefert worden wären. Auch der englischen Regierung war es höchst peinlich, als gerade um jene Zeit der Ausreise des russischen Geschwaders eine englische Privatwerft eine sehr schnelle, mit Turbinen ausgerüstete Dampfjacht indirekt an Rußland verkaufte. Der Käufer gab sich zunächst als Privatmann aus, war aber ein russischer Agent und brachte sein Fahrzeug unbehelligt durch den deutschen Nordostseekanal nach dem russischen Kriegshafen Liebau. Darüber schrieben auch deutsche Blätter, aber wie mir scheint, ungerechtfertigterweise. Denn währenddem, und auch heute noch, liefern amerikanische Privatfirmen große Massen von Unterseebooten, wie es heißt für Rußland 50 und für Japan 30, an die Kriegführenden, außerdem allerhand sonstiges Kriegsmaterial in Menge. Kein Mensch dachte daran, sich darüber aufzuregen und frägt man nach dem Grunde, so war es doch nur die Tatsache, daß die Vereinigten Staaten vermöge ihrer geographischen Lage vollkommen

unabhängig sind und sich weder um Einspruch, noch um Zustimmung irgend einer anderen Macht zu kümmern brauchen.

Auslegen von Minen durch einen japanischen Minendampfer.
(Nach einer Originalskizze von G. Schön.)

Kehren wir zur Kohlenfrage zurück. Vorsichtigerweise gab man nun der russischen Flotte und ihren Abteilungen außerdem noch Kohlendampfer als ständige Begleitung mit. Man konnte nicht wissen, was für Zufälle, z. B. in-

folge schlechten Wetters, einzelnen Schiffen und speziell denen, welche nur geringen Kohlenvorrat an Bord mitführen konnten, zustoßen würden. Und so mußte eine Kohlenergänzung sogar auf freier See und an jedem beliebigen Punkte der Reise möglich sein. Seemännisch betrachtet, ist das nun eine schwierige Sache. Denn Seite an Seite legen und aneinander festbinden, wie es wohl im Hafen und in stillen Buchten geschieht, kann man auf dem ständig bewegten Ozean das Kriegsschiff und seinen Kohlendampfer nicht. Sie würden beständig und so heftig aneinanderstoßen, daß Lecks, Beulen und Beschädigungen aller Art die unausbleibliche Folge wären.

Da haben nun Engländer und Amerikaner Apparate erfunden, welche gestatten, die Kohlen von einem Schiff aufs andere hinüberzubringen, auch wenn beide mehrere hundert Meter voneinander entfernt sind. Es geschieht das vermittelst stählerner Verbindungsleinen, an denen die Kohlen in Säcken durch kleine Dampfmaschinen von dem Kohlenschiff auf das Kriegsschiff herübergezogen, oder wie der Seemann sagt, geholt werden. Mit solchen Apparaten wurden alle russischen Schiffe ausgerüstet und schon vor ihrer Ausreise übte man fleißig dieses neue Transportmittel.

Wie im übrigen die russische Marine technisch hinter den anderen zurück ist, ging damals aus der Tatsache hervor, daß russische Zeitungen förmlich triumphierend berichteten, die meisten der ausreisenden Schiffe würden mit den Apparaten für drahtlose Telegraphie, übrigens eines deutschen Systems, ausgerüstet werden. Dabei haben seit Jahren die Schiffe aller anderen Marinen solche Apparate an Bord.

Außer den Kohlenschiffen bedurfte die Flotte nun noch einer ganzen Anzahl schwimmender Magazine und zu diesem Zweck hatte die Regierung im Laufe der Zeit eine Menge Handelsdampfer von verschiedenen fremden Schiffahrtsgesellschaften gekauft. Unter andern auch von der Hamburg-Amerika-Linie wieder und dem Norddeutschen Lloyd. Welche Güter und in welchem Umfange diese Troßflotte an Bord führte, ist naturgemäß nicht bekannt. Ein sehr großer Teil ihrer Laderäume wird aber ohne Zweifel durch Munition für die Geschütze in Anspruch genommen sein.

Der Munitionsverbrauch ist, seitdem alle modernen Kriegsschiffe mit Schnelladegeschützen ausgerüstet sind, ein sehr hoher. Und wenn auch, wie wir früher erwähnt haben, die Haltbarkeit der Geschützrohre, speziell was die großen Kanonen anlangt, nur einer beschränkter Anzahl von Schüssen entspricht,

so reicht doch der an Bord der Kriegsschiffe selbst unterzubringende Vorrat nicht annähernd aus, um einen Seekrieg, welcher eine nicht zu übersehende Anzahl von Gefechten bringen kann, durchzuhalten. Auf der anderen Seite ist eine spätere Ergänzung der Munition ja für die russische Flotte wahrscheinlich völlig ausgeschlossen, ausgenommen den Fall, daß es ihr gelingt, kampffähig in den Hafen von Wladiwostock einzulaufen. Wie die Dinge jetzt im Frühjahr liegen, ist das außerordentlich unwahrscheinlich. Schießübungen, wie oben gesagt, mußte Admiral Roschdjestwensky aber, wollte er anders sein Geschwader nur einigermaßen schlagfertiger machen, in möglichst großem Umfange während der Reise und speziell während des langen Aufenthaltes in Madagaskar abhalten. Vor der Abreise dort mußte er also Gelegenheit haben, seine Munitionsvorräte vollständig aufzufüllen. Ob er nachdem, hauptsächlich nach dem Eintritt in die als feindlich zu betrachtenden Gewässer, noch Gelegenheit haben wird, seine Munition zu ergänzen, ist sehr zweifelhaft, wahrscheinlich wird er sogar besser tun, seine Munitionsschiffe, die höchstens dem Feinde in die Hand fallen können oder von ihm in den Grund gebohrt werden, nicht mitzuführen.

Einen sehr wichtigen Bestandteil der Troßflotte bilden ferner die sogenannten Werkstattschiffe, deren die Russen mehrere, und wie wir hören, in sehr vollkommener Weise ausgerüstet haben. Das Werkstattschiff wurde von den Amerikanern, um sich so auszudrücken, erfunden, und zwar 1898, im Kriege gegen Spanien. Wir haben schon vorher erwähnt, wie oft und durch wie kleine Zufälle der Mechanismus des modernen Kriegsschiffs von kleinen Funktionsstörungen betroffen werden kann, und solche Störungen sind zuweilen imstande, das Schiff überhaupt lahm zu legen, wenn es nicht, auch nur für ganz kurze Zeit, eine Werft aufsucht. Mit solcher Möglichkeit konnte und kann das russische Geschwader nicht rechnen, und um da helfend einzugreifen, sind die Werkstattschiffe da. Sie führen nicht nur Reserveteile aller Art für Maschinen, Kessel und Geschütze an Bord, sondern auch Werkzeuge zur Bearbeitung von Stahl- und Eisenteilen und Ausführung von Reparaturen, z. B. Schmieden, pneumatische Hämmer, Werkzeuge zum Nieten und Biegen usw.

Besondere Schiffe wieder sind vorhanden, um Material für die Maschinen mitzuführen, wie z. B. Öl, welches zum Schmieren in größeren Mengen ständig verbraucht wird, als das Kriegsschiff bei so langer Reise in den eigenen Räumen aufstapeln kann. Endlich wird für die Torpedoboote auch noch ein

Destillierschiff vorhanden sein, um deren Kessel von Zeit zu Zeit mit nicht salzigem Wasser speisen zu können, sonst büßen nämlich diese sehr empfindlichen Apparate bald den größten Teil ihrer Leistungsfähigkeit ein. Zuletzt käme noch das Proviantschiff, dessen Zweck keiner weiteren Erklärung bedarf. Interessant dagegen ist, daß sich im Gefolge des russischen Geschwaders auch ein sogenanntes Ballonschiff befand, nämlich der frühere deutsche Schnelldampfer „Lahn", welcher einen Fesselballon an Bord führt. Man hat schon vor Jahren in allen Marinen mit solchen Fesselballons Versuche gemacht, da ja der Gedanke nahe liegt, ihn zur Aufklärung auf hoher See mit großem Erfolge verwenden zu können. Gelingt es, ihn auch nur in einer Höhe von hundert Metern zu halten, so ist sein Gesichtsfeld dann viel größer als von der Mastspitze irgend eines Schiffes. Die Erfahrungen sind gleichwohl keine günstigen gewesen, und in den europäischen Marinen ist man davon zurückgekommen. Wahrscheinlich werden auch die Russen keinen Vorteil von dieser kostspieligen und komplizierten Einrichtung erzielen.

In welcher Weise die Troßflotte den Kriegsschiffen angegliedert worden ist, wissen wir nicht und ebensowenig, ob während der Reise nach Madagaskar irgend welche Unfälle stattgefunden haben. Gerüchte von einem solchen Unfall, daß sogar ein russisches Kriegsschiff gesunken sei, durchliefen einmal die internationale Presse, sie haben jedoch keine Bestätigung gefunden. Die russische Regierung beobachtet über das Geschwader überhaupt eine musterhafte Schweigsamkeit, hätte sie dasselbe im Anfang und vor Beginn des Krieges auch getan, so würde das Port Arthur-Geschwader manche schwere Verluste nicht erlitten haben.

Ich betone noch einmal, daß zur Zeit, wo ich diese Zeilen schreibe, die Flotte des Admirals Roschdjestwensky noch nicht den letzten Teil ihres Marsches nach den ostasiatischen Gewässern angetreten hat. Die Auspizien, welche man ihm allgemein stellt, sind die denkbar ungünstigsten. Man überschätzt die Schiffszahl der japanischen Flotte, unterschätzt die der Russen und nimmt von vornherein auch eine absolute persönliche Minderwertigkeit auf der russischen Seite an. Was die letztere betrifft, so konnte man sich allerdings darüber keinem Zweifel hingeben, daß das japanische Personal auf einem höheren Standpunkte sich befand, als das der russischen Entsatzflotte.

Schon ein Jahr vorher bei Ausbruch des Krieges hatte sich die japanische Überlegenheit in dieser Hinsicht geradezu glänzend gezeigt, und nun im Früh-

Ein koreanisches Fischerboot auf dem Jalu.
(Nach einer Originalskizze von C. Schön.)

jahr 1905 hatte die japanische Flotte ein Kriegsjahr hinter sich und personell an Wert jedenfalls sehr bedeutend zugenommen. Sie hatte Erfahrungen gewonnen, welche selbst bei sorgsamsten und höchst durchdachten Friedensübungen nicht gemacht werden können. Jene können sie nur ahnen lassen, aber die praktischen Früchte für Fortbildung und Schaffung neuer Grundsätze sind nur im wirklichen Kriege möglich. Man denke z. B. nur an die Artilleriewirkung in einem scharfen Artilleriegefecht, wie die beiden in der Koreastraße, bezw. bei Port Arthur. Bei solchen Gelegenheiten hat der Sieger nicht nur den unmittelbar militärischen Erfolg über den Feind gewonnen, sondern auch sehr viel für spätere Kriege oder Schlachten, wie er dies oder jenes besser machen könne.

Dem Geschwader Roschdjestwenskys fehlte in gewisser Weise beides. Die Friedensübungen hatten sich im besten Falle über rein schulmäßiges Exerzieren nicht hinausgestreckt und eine Praxis im Handhaben der Schiffe und des Geschwaders auf See besaßen weder die Offiziere, noch Mannschaften. Ein Beweis davon legte zum Überfluß noch der Zwischenfall in der Nordsee ab. Darüber wird noch zu sprechen sein.

Nun haben wir oben gesagt, die Ausreise könne, ja müsse zu Übungen aller Art verwandt werden. Roschdjestwenskys Flotte hat Monate lang vor Madagaskar gelegen, also Zeit genug gehabt, um an der Schlacht kräftig mitzuarbeiten, ob mit Erfolg, das entzieht sich vorläufig unserer Kenntnis. Es darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß das Klima von Madagaskar ein außerordentlich ungünstiges ist. Es herrschen dort Fieber aller Art und die

aus kaltem Klima kommenden Russen waren derartigen Einwirkungen natürlich in hohem Grade ausgesetzt. Aber auch unter den günstigsten Umständen können selbst die eifrigsten Vorbereitungen und Übungen während einiger Monate nicht annähernd ein ähnliches Resultat hervorbringen, wie bei den Japanern systematische Schulung während eines Jahrzehnts und danach ein siegreiches Kriegsjahr. Nur ganz außerordentliche persönliche Eigenschaften seemännischer, militärischer und moralischer Natur auf Seiten der russischen Führung können hier einen Ausgleich schaffen.

Das Stärkeverhältnis der feindlichen Flotten.

Werfen wir nun einen kurzen Blick auf das Stärkeverhältnis der beiden Flotten, so gibt die folgende Übersicht die Zusammensetzung und Kriegsgliederung der japanischen Flotte im Spätherbst des Jahres 1904. War sie um jene Zeit richtig, so mußte dasselbe von ihr auch noch im April 1905 gelten, denn im Winterhalbjahr haben Verluste nicht stattgefunden. Ob allerdings alle die hier aufgeführten Schiffe, speziell was Torpedofahrzeuge anlangt, tatsächlich vorhanden waren, dafür kann man sich wohl nicht verbürgen; die Japaner haben ja von Anfang an immer das richtige Prinzip verfolgt, Beschädigungen und Verluste zu verschweigen. Nur Menschenverluste wurden, namentlich in den japanischen Zeitungen, veröffentlicht; jedenfalls mit Rücksicht auf die Angehörigen. Von Schiffsverlusten aber ist in die japanische Presse nur das gekommen, was durchaus nicht mehr zu leugnen und weltbekannt war. So der Untergang des Linienschiffs „Hatsuse", welchen die Russen selbst von Port Arthur aus genau beobachtet hatten. Der Verlust der am selben Tage gesunkenen „Jaschima" dagegen ist erst zirka sieben Monate nachher von den Japanern zugestanden worden, nachdem er auf anderem Wege von Port Arthur aus schon in der übrigen Welt vollkommen sicher bekannt war.

Daß die Japaner aber später auch keinen Anstand nahmen, der Wahrheit recht fern zu bleiben, zeigte die unten folgende Liste, auf welcher z. B. die beiden Kanonenboote „Hai-jen" und „Sai-jen" als vorhanden aufgeführt waren, während sie längst durch Minen ihren Untergang gefunden hatten. Sicherlich haben von den Torpedobooten eine ganze Reihe in den Winterstürmen ebenfalls ihren Untergang gefunden.

Auffallend ist ferner, daß die Gliederung der japanischen Flotte bis zum Spätherbst 1904 überhaupt nirgends und niemals veröffentlicht worden ist. Wir

hatten darüber anfangs nur die Angaben der Russen und einiger Berichterstatter, denen aber bald das Handwerk gelegt wurde. Niemals ferner hat eine einzige japanische Nachricht einen Basishafen oder Stützpunkt der Flotte oder eines Teils derselben namentlich erwähnt. Die veröffentlichten Schilderungen und Berichte der Admirale wiesen sämtlich die gleiche Wendung auf, z. B.: an dem vorherbestimmten Tage verließ ich mit den mir unterstellten Schiffen eine gewisse Basis und ging in einem durch die Umstände gebotenen Kurse für eine gewisse Zeit in See. Daraus konnte weder Freund noch Feind das geringste entnehmen.

Selbstverständlich war es, daß die Kriegshäfen an der japanischen Westküste Hauptbasen abgaben, ferner die Insel Tsuschima in der Koreastraße. Später aber hatten wir erst vernommen, daß der Hafen Masampo auf Korea von Anfang als Stützpunkt eingerichtet worden ist. Bekannt war ebenso, daß verschiedene kleine Inseln in der Nähe von Port Arthur als Stützpunkt eingerichtet waren. Nach der Einnahme des Ortes aber, welcher diese ersetzen konnte, nämlich Dalnys, haben wir erst erfahren, daß eine mächtige Troßflotte und Küstenverteidiger aller Art, ohne Zweifel auch Teile der Hochseeflotte, einem besonderen Admiral unterstellt, sich auf eine Insel der Elliot-Gruppe stützte.

Wie die Schiffsverbände sonst verteilt waren, ist gleichfalls nie veröffentlicht worden, und nur bisweilen warfen die Kriegsereignisse selbst einen Blick darauf, wie z. B. die Seeschlacht von Korea, wo wir auf einmal die Geschwaderzusammensetzung und die Stationierung der Verbände erfuhren. Ohne Zweifel sind diese Verbände auch keine festen, sondern werden, je nach den Umständen und der Kriegslage, gewechselt und verschoben.

Jetzt, nach der Einnahme von Port Arthur, wo Korea und die ganze Kwantung-Halbinsel, kurz die ganzen südlichen Küsten sich entweder in den Händen der Japaner oder jedenfalls nicht mehr in denen der Russen befinden, nimmt allein Wladiwostock die Aufmerksamkeit der japanischen Flotte in Anspruch. In ihr liegen die beiden großen Kreuzer „Gromoboi" und „Rossija", außerdem eine Anzahl kleinerer Fahrzeuge und es ist besonders wichtig, den Schiffsverkehr und die Zufuhr von Vorräten nach Wladiwostock abzuschneiden. Admiral Togo hat also ohne Zweifel schon vom Herbst 1904 an dauernd Streitkräfte vor Wladiwostock gelassen, welche den darin liegenden russischen gegenüber zweifellos überlegen waren.

Nachdem man nach der Schlacht vom 10. August sich überzeugt hatte, daß es tatsächlich mit dem Port Arthur-Geschwader aus sei und auch die im genannten Hafen verbleibenden Reste nicht mehr imstande sein würden, auszulaufen, fühlte sich Admiral Togo von einer Hauptsorge befreit, eigentlich einer doppelten. Er brauchte nicht mehr zu befürchten, daß Roschdjestwensky und Withöft zusammen ihm gegenüber eine furchtbare Übermacht bilden würden, ihn eventuell von zwei Seiten her angreifen und ihn in eine strategisch sehr schwierige Lage setzen könnten.

Vor dem 10. August mag Togo die Zukunft als recht düster und ungewiß angesehen haben und mit Recht. Es kam aber anders, ohne ein Schiff zu verlieren machte er die Port Arthur-Flotte als Kampfmittel unbrauchbar und auch ferner kam ihm das Glück zu Hilfe in Gestalt des erheblich verzögerten Auslaufens von Roschdjestwenskys Flotte. Ein paar Monate hatte der japanische Admiral nun Zeit, um sein Geschwader wieder instand zu setzen. Nicht nur Reparaturen mußten ausgeführt werden, sondern es galt auch alle solche Schäden jetzt gründlich auszubessern, welche man früher im Drang der Ereignisse nur oberflächlich provisorisch gemacht hatte. Ferner mußten die Maschinen und Kessel gründlich gereinigt und teilweise auseinandergenommen werden, die Schiffe bedurften dringend einer Reinigung ihrer Unterwasserteile im Dock, kurz es war eine Masse zu tun, dessen Ausführung ebenso nötig war, als sie verhältnismäßig erhebliche Zeit beanspruchte.

Schon vor dem Falle von Port Arthur konnten sich die Schiffe der japanischen Flotte in bestimmter Reihenfolge ablösen. Nur ein kleiner Teil von ihnen, so viele nämlich wie erforderlich waren, um die Blockade der Reede durchzuführen, blieben dort, während die anderen nach den großen Kriegshäfen von Sasebo und Jokosuka zur Ausführung der erwähnten Arbeiten gingen. Nach dem Falle von Port Arthur konnten natürlich alle Schiffe zurückgezogen werden, soweit sie nicht eben zur Bewachung von Wladiwostock erforderlich waren.

Jedenfalls, und das ist die Hauptsache, war im Frühjahr 1905 die japanische Flotte dem Material nach qualitativ in annähernd so gutem Zustande wie vor Beginn des Krieges, was das Personal anlangt, ohne Zweifel in einem noch viel besseren.

Quantitativ können wir, wie gesagt, nicht genau angeben, wieviel verloren ist, zum wenigsten aber haben die japanischen Verluste während des

Nächtliche Rast einer japanischen Abteilung.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

Krieges bis Ende des Jahres 1904 die folgende Höhe erreicht: An Linienschiffen „Hatsuse" und „Jaschima", an Küstenpanzern bezw. Panzerkanonenbooten „Hai-jen" und „Sai-jen". Alle diese Schiffe fielen Minen zum Opfer. Der kleine Kreuzer „Joschino" ging infolge eines Rammstoßes durch den japanischen Panzerkreuzer „Kassuga" im Nebel unter, während die beiden anderen kleinen Kreuzer „Kaimon" und „Mijako" gleichfalls infolge Minenexplosion sanken.

Eine Anzahl von Torpedobooten von ziemlicher Größe ist außerdem verloren gegangen, jedoch besitzen wir, wie gesagt, keine zuverlässigen Anhalte. Auch was Panzerkreuzer betrifft, befinden wir uns in derselben Ungewißheit. Es bestand lange das Gerücht, daß der Panzerkreuzer „Asama" schwer havariert und gesunken sei. Nachher erschien er dann auf einmal wieder, auch die Russen wollten ihn gesehen haben, und so können wir mit Bestimmtheit nichts sagen. Immerhin ist es von besonderer Wichtigkeit, denn bei der geringen Anzahl von vier Linienschiffen ist jeder Panzerkreuzer noch viel höher im Wert als sonst. Schon in der Schlacht vom 10. August bestimmte der Mangel an Linienschiffen die Japaner, zwei Panzerkreuzer „Nishin" und „Kassuga" in die Schlachtlinie einzureihen.

Die folgende Zusammenstellung zeigt, wie die Japaner tatsächlich alles vorhandene Schiffsmaterial, mochte es nun gut oder schlecht sein, aus den Werften herausgezogen hatten, um es in irgendwelcher Weise nutzbar zu machen. Selbst die unmittelbare Küstenverteidigung wurde nicht vergessen, und wenn diese als Torpedoboote oder Kanonenboote aufgeführten Fahrzeuge auch einen erheblichen Kriegswert nicht besitzen, so können sie immerhin als Beobachter unschätzbare Dienste leisten, ferner zum Übermitteln von Nachrichten gebraucht werden, und endlich, Landungen in kleinerem Maßstabe und Handstreiche verhindern. Zum moralischen Sicherheitsgefühl der Bevölkerung trägt diese improvisierte Küstenverteidigung ohne Zweifel auch bedeutend bei. Auf der anderen Seite aber zeigt es doch, wie viel ein unternehmender Feind, was die Russen zur See ja keineswegs waren, zur Beunruhigung der japanischen Küsten hätte beitragen können.

Wir haben früher gehört, daß Admiral Jessen mit seinen Wladiwostock-Kreuzern bis dicht vor die japanischen Hafenstädte fuhr und dann von hoher See aus einige Granaten schleuderte. Es war das ohne Zweifel nur eine Drohung, welche tatsächlich nichts bedeutete. Warum aber hat man sich darauf

beschränkt, wo doch die Küsten beinahe wehrlos waren und man einen Zustand der Panik hätte hervorrufen können, welcher immerhin des Aufwandes an Mühe und Risiko wert gewesen wäre.

Wir haben verschiedentlich in Obenstehendem etwas vorgreifen müssen auf Verhältnisse, welche ausführlich erst im dritten Bande zur Schilderung gelangen. Wir müssen auch jetzt wieder vorgreifen, um ein ungefähres Bild von dem Verhältnis der gegenseitigen Seestreitkräfte zu erhalten.

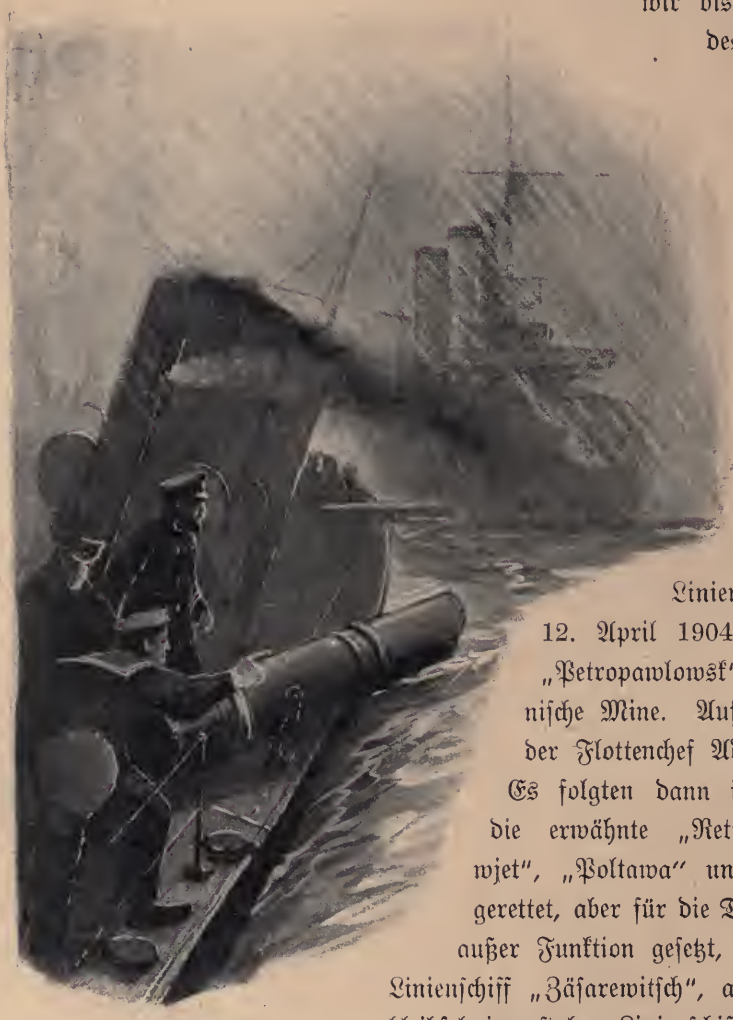
Die folgende Schilderung der Belagerung und der Einnahme von Port Arthur, welche ja in ihren Haupteinzelheiten sowieso weltbekannt ist, zeigt, daß am Ausgange des Jahres 1904 tatsächlich kein einziges Schiff der früheren, mächtigen Port Arthur-Flotte derart in den Händen der Russen verblieben war, daß es in diesem Kriege noch als Waffe verwandt werden konnte. Die in Port Arthur liegenden Schiffe fielen bei der Einnahme der Festung, worauf wir noch zurückkommen werden, ja ohne weiteres in die Hände der Eroberer. An großen Schiffen waren dies „Pereswjet", „Pobjeda", „Poltawa" und „Retwisan", während die „Sewastopol" auf der Reede vernichtet wurde und, von Torpedoschüssen getroffen, sank. Von großen Kreuzern die „Pallada".

In neutrale Häfen waren eingelaufen und dort desarmiert: das Linienschiff „Zäsarewitsch", der große Kreuzer „Diana", der große Kreuzer „Askold" und eine Anzahl von Torpedofahrzeugen.

Weitere Torpedofahrzeuge waren untergegangen.

In die Hände der Japaner fiel ferner der Kreuzer „Bajan" im Hafen von Port Arthur, während der große Kreuzer „Warjag" und das alte Kanonenboot „Korejez", bekanntlich schon am ersten Kriegstage bei Tschemulpo gesunken, bezw. versenkt worden waren.

Das Wladiwostock-Geschwader hatte den „Bogatyr", ein Schwesterschiff des mit Roschdjestwensky herausgehenden „Oleg", durch Grundberührung auf einer Klippe nahe dem Hafen von Wladiwostock verloren. Der „Rurik" war am 14. August im Gefecht in der Koreastraße vernichtet worden und die beiden übrig gebliebenen großen Schiffe des Geschwaders, „Rossija" und „Gromoboi", waren sehr schwer havariert in den Hafen von Wladiwostock eingelaufen. Im Frühjahr 1905 befand sich der „Gromoboi" noch in Reparatur, während die „Rossija" aktionsfähig und fertig war. Eine Menge von kleinen Fahrzeugen hatten die Russen bekanntlich verloren, wenn



Dicht am Feind!
(Nach einer Originalskizze von C. Schön.)

wir bis auf den Beginn des Krieges zurückgehen wollen. Zählt man alles zusammen, einschließlich der erwähnten bei Port Arthur verlorenen Schiffe, so stellt sich die Rechnung wie folgt:

Das erste Linienschiff ging am 12. April 1904 verloren. Der „Petropawlowsk" durch eine japanische Mine. Auf ihm befand sich der Flottenchef Admiral Makaroff. Es folgten dann im Winter 1904 die erwähnte „Retwisan", „Pereswjet", „Poltawa" und „Sewastopol"; gerettet, aber für die Dauer des Krieges außer Funktion gesetzt, wurde also das Linienschiff „Zäsarewitsch", als einziges Überbleibsel einer stolzen Linienschiffsflotte von sieben Schiffen. An Kreuzern verloren die Russen „Rurik", „Bajan", „Warjag", „Pallada", „Bojarin", „Nowik" und den „Bogatyr", gerettet aber außer Funktion gesetzt, „Askold" und Diana". An Küstenfahrzeugen gingen verloren der Küstenpanzer „Otwaschni", das Kanonenboot „Siwutsch", ferner der „Giljak" und der „Korejez". An Torpedobooten gingen verloren, soweit wir unterrichtet sind, die folgenden: „Burny", „Wnoschnytelny", „Straschny", „Skory", „Steregutschy", „Leutnant Burakoff", „Rastoropny" und „Räschitelny". Eine große Anzahl von Booten liegt ferner ab-

gerüstet in verschiedenen neutralen Häfen. — Tatsächlich konnte Admiral Togo also trotz der großen Zahl an russischen Linienschiffen unter Roschdjestwensky den Ereignissen mit einer gewissen Ruhe entgegensehen. Er hatte keinen Feind im Rücken mehr, denn von den beiden Wladiwostocker Kreuzern brauchte er nach früheren Erfahrungen nicht viel zu fürchten, denn sie wußten ja, daß ihr Panzerschutz nach Stärke und Anordnung nicht genügte, um sich mit Aussicht

Begräbnis eines japanischen Matrosen.
(Nach einer Photographie.)

auf Erfolg in ein Gefecht mit den kleineren aber besser geschützten und vorzüglich schießenden japanischen Panzerkreuzern einzulassen.

Admiral Togo wurde nach dem Fall von Port Arthur vom Mikado und in ganz Tokio mit den Ehren und dem Enthusiasmus empfangen, welchen dieser Mann auch tatsächlich in hohem Maße verdient hat. Haben wir auch an anderer Stelle uns dagegen verwahrt, ihn mit Nelson zu vergleichen, so muß ihm doch jetzt zugestanden werden, daß er speziell die Schwächen der Russen mit sehr richtigem Blick erkannt und schnell und entschlossen ausgenutzt hat. Es ist nicht

unsere Sache, hier zu diskutieren, ob Admiral Togo schon früher durchschlagende Erfolge hätte erreichen können und wir begnügen uns damit, festzustellen, daß er die ihm gestellte Aufgabe tatsächlich und vollständig gelöst hat. Freilich, die Russen machten es ihm nicht allzuschwer und ob der Name Togos später unter den großen Admiralen in der Geschichte aufgeführt werden wird, darüber sind die Akten noch nicht geschlossen, vielleicht wird das auch nie geschehen, vielleicht zeigt er aber im Kampfe gegen Roschdjestwensky solche Eigenschaften.

Kriegsgliederung der japanischen Flotte im Herbst 1904.

I. Geschwader:

Kommandierender Admiral Togo, Stabs-Chef Kontreadmiral Schimamura.

1. Division: K.-A. Naschiba.

Schlachtschiffe: „Mikasa" (Flaggschiff), „Asahi", „Fuji", „Schikischima";
Panzerkreuzer: „Nishin", „Kasuga".

3. Division: V.-A. Dewa.

Panzerkreuzer: „Yakumo" (Div.-Kom.), „Asama";
Kleine Kreuzer: „Tschitose", „Kasagi", „Takasago".

Aviso „Tatsuta".

II. Geschwader:

Vize-Admiral Kamimura.

2. Division: Misu.

Panzerkreuzer: „Izumo" (Flaggschiff), „Tokiwa", „Azuma", „Iwate" (Div.-Kom.).

4. Division: V.-A. Uriu.

Kleine Kreuzer: „Naniwa" (Div.-Kom.), „Takatschiho", „Nitaka", „Tsuschima".

Aviso „Tschihaya".

III. Geschwader.

Vize-Admiral Kataoka.

5. Division: K.-A. Yamada.

Küstenpanzer: „Yen" (Flaggschiff).
Kleine Kreuzer: „Haschidate", „Itsukuschima", „Matsuschima" (Div.-K.).

6. Division: Togo.

Kleine Kreuzer: „Akitsuschima", „Akaschi", „Suma", „Otowa".

7. Division: K.-A. Hosoja.

Küstenpanzer: „Fuso" (Flaggschiff).
Kanonenboote: „Tsukuschi", „Iwaki", „Agaki", „Oschima", „Tscho-Kai", „Uji", „Maya", „Atago".
Aviso „Yaté-yama".

Torpedobootszerstörer-Flottillen.

1. Division: Kapitän Asai.

„Schirakumo", „Asaschio", „Kasumi", „Akatsuki."

2. Division: Fregattenkapitän Ischida.

„Ikazuschi", „Inazuma", „Oboro".

3. Division: Freg.-Kapitän Tsuschija.

„Murakumo", „Akebono", „Sazanami", „Usugumo".

4. Division: Fregattenkapitän Nagai.

„Hajatori", „Asagiri", „Harusame", „Murusame".

5. Division: Fregattenkapitän Mono.

„Kagero", „Schiranuhi", „Yagiri", „Schinonome".

Torpedoboote.

24 Gruppen zu 3 und 4 Booten, zusammen 18 Torpedoboote I., 40 II., 27 III. Klasse.

Hilfsflotte.

Hilfskreuzer: „Hongkong-Maru", „Nippon-Maru".
Hilfskanonenboote Nr. 1—11, darunter 3 Flußkanonenboote.

Trainflotte.

Stützpunkte, südlich der Insel Datschanschantau der Elliot-Gruppe, dem Kontre-Admiral Motschihara unterstellt:

Torpedodepotschiffe: „Nikko-Maru", „Kasuga-Maru".

Minendepotschiffe: „Korio-Maru", „Taihoku-Maru", „Taitschiu-Maru".

Spitalschiffe: „Kobe-Maru", „Saikio-Maru" und 12 andere für die Armee.

Werkstättenschiffe: „Ex-Mandschuria" (250 Professionisten), 1—2 andere (Namen unbekannt). 40—50 Train- und Transportschiffe.

Küstenverteidiger in den Heimatshäfen: „Tsukuba" (Kuré), „Katsuragi" (Nagasaki), „Takao" (Hakodate), „Musaschi" (Hakodate), „Yamato" (Simonoseki), „Ten-riu" (Kobe), „Hiyei" (Maidzuru), „Amaki" (Yokohama), „Atago" (Masampo), „Kon-go" (Takeschiki).

Kanonenboote: „Tschin-Ben", „Tschin-Tschu", „Tschin-Hoku", „Tschin-To", „Tschin-Sei", „Tschin-Nan", „Tojohaschi".

Torpedoboote: Je 4 in Hakodate (Nr. 18, 22, 24, 29). Sasebo (Nr. 7, 8, 9, 10). Ominato und Simonoseki, 5 in Yokosuka, je eine Gruppe in Maidzuru und Takeschiki.

Kriegsgliederung der russischen Flotte im Herbst 1904.

a) Gruppe Kontreadmiral Roschdjestwenskij.

5 Geschwaderpanzerschiffe:

„Knjäs Suwarow",
„Borodino",
„Imperator Alexander III.",
„Orel",
} neu, 13,700 t, vier 30,5 cm-, zwölf 15 cm-, 42 kleinere Geschütze, 6 Torpedorohre;

„Osljaba", 1898, 12700 t, vier 25 cm-, elf 15 cm-, 48 kleinere Geschütze, 5 Torpedos.

2 Panzerkreuzer:

„Admiral Nachimow", 1885, 8600 t, acht 20 cm-, zehn 15 cm-, 16 kleinere Geschütze, drei Torpedorohre.

„Dmitri Donskoj", 1883, 6200 t, sechs 15 cm-, zehn 12 cm- 28 kleinere Geschütze.

1 geschützter Kreuzer 1. Klasse:

„Aurora", 1900, 6700 t, acht 15 cm-, 22 kleinere Geschütze, 3 Torpedos; Werkzeugschiff „Kamtschatka", Hospitalschiff „Orel", sechs Transportdampfer.

Untergang eines russischen Torpedobootszerstörers auf dem Wege nach Tschifu.
(Nach einer Originalskizze von E. Schön.)

b) Gruppe Kontreadmiral Völkersam.

2 ältere Panzerkreuzer.

„Navarin", 1891, 9700 t, vier 30,5 cm-, acht 15 cm-, 24 kleinere Geschütze, 6 Torpedos.

„Sissoj Weliki", 1894, 9100 t, vier 30,5 cm-, sechs 15 cm-, 24 kleinere Geschütze, 6 Torpedos.

2 geschützte Kreuzer 1. Klasse.

„Swjetlana", 1896, 3800 t, sechs 15 cm-, 12 kleinere Geschütze, 2 Torpedos,

„Oleg", neu, 6700 t, zwölf 15 cm-, 20 kleinere Geschütze, 2 Torpedos.

3 geschützte Kreuzer 2. Klasse.

„Almaz", 1903, 3300 t, 8 kleinere Geschütze, 5 Torpedos;

„Schemtschug", „Izumrud", } neu, 3100 t, sechs 12 cm-, 9 kleinere Geschütze, 5 Torpedos.

7 Torpedobootszerstörer: „Bujny", „Brawy", „Blesjaschtschi", „Bystry", „Bjedowy", „Bezupretschny", „Bodry" mit je sechs kleineren Geschützen.

Ungefähr 12 Torpedoboote.

7 Transportdampfer.

Außerdem dürften dazu einige als Avisoschiffe verwendbare Dampfer der freiwilligen Flotte stoßen.

Das zweite Geschwader im Stillen Ozean bestand somit aus 7 Geschwaderpanzerschiffen, 8 Kreuzern, hierunter 2 Panzer 1. Klasse, und 19 Torpedofahrzeugen mit 36 Geschützen schwersten, 137 mittleren und 430 kleineren Kalibers, sowie mit rund 130 000 t Deplacement.

Die Erledigung des Nordseezwischenfalls.

Noch in den letzten Monaten des Jahres 1904 trat die internationale Kommission zur Untersuchung des Nordseezwischenfalles zusammen und zwar in Paris. Die beiden nächstbeteiligten Staaten, England und Rußland, hatten außer je einem Admiral noch eine Anzahl Sachverständiger und auch Zeugen entsandt. Den Vorsitz führte der französische Admiral Fournier und im übrigen hatten noch Österreich und die Vereinigten Staaten von Nordamerika je einen Admiral gestellt.

Bezeichnender Weise war Deutschland nicht vertreten und ohne Zweifel muß dieser sehr befremdliche Umstand darauf zurückgeführt werden, daß die englische Regierung, und vor allem das englische Volk, die deutsche Regierung nicht für unparteiisch hielten. Ebenso war es bezeichnend, daß diese internationale Kommission gerade in Frankreich tagte, und die Verhandlungen von einem französischen Admiral geleitet wurden. Frankreich war der Verbündete Rußlands und wenn auch nicht der Verbündete Englands, so doch diesem Jahrhunderte langen Erbfeinde durch den ein Jahr zurückliegenden Marokkovertrag sehr nahe gerückt. Berücksichtigen wir die tatsächlichen Verhältnisse, so muß man sogar sagen, daß Frankreich zu jener Zeit mehr von England zu hoffen und zu fürchten hatte, als von Rußland und daß bezüglich des letzteren es hauptsächlich durch die ungeheuren Anleihen, welche das Zarenreich im Laufe der Jahre im reichen Frankreich gemacht hatte, noch eine gewisse Hoffnung an die Zukunft dieser Alliance zu knüpfen wagte. Im Anfange unserer Schilderungen haben wir ja gesehen, in welche Zwangslage Frankreich durch das englisch-japanische Bündnis sich gebracht sah und so ist denn auch sehr wahrscheinlich, daß es hier eine vermittelnde Rolle gespielt hat, um weder das eine noch das andere freundliche oder Bundesverhältnis aufgeben zu brauchen.

Auf der anderen Seite konnte es der französischen Regierung auch Rußland gegenüber nur erwünscht sein, bei solcher Gelegenheit versöhnenden Geist, Unparteilichkeit und Wohlwollen zu zeigen. Man wußte ja genau, daß Rußland anfangs sehr enttäuscht und die Stimmung der politischen Gesellschaft nichts weniger als erfreut gewesen war, daß Frankreich den ostasiatischen Krieg für seine Pflichten als Macht des Zweibundes nicht gelten lassen wollte. Verschiedentlich traf man in der russischen Presse auf die Frage, welchen Zweck denn eigentlich der Zweibund noch habe, da man im Moment der Entscheidung nicht den geringsten Nutzen davon zöge. Nun bot sich die Gelegenheit, den Russen zu zeigen, daß man doch noch sich ganz nützlich machen könnte, ohne eigene Lebensinteressen aufs Spiel zu setzen. Dasselbe haben die Franzosen ja auch der russischen Flotte gegenüber durch Gewährung unbeschränkten Gastrechtes bewiesen.

Die Verhandlungen dieser Kommission mußten somit von vornherein einen vermittelnden Charakter tragen, sie bildete nicht, wie man vielfach annahm, ein Gericht, welches durch seinen Spruch den Angeklagten für schuldig oder nichtschuldig erklären konnte und mußte. Ihre Aufgabe war beschränkt, denn es

Das Geschwader des Admirals Nebogatow.
(Nach einer Photographie.)

war ja klar, daß weder Rußland noch England den Spruch annehmen würden, wenn nicht wenigstens ein Teil ihrer Erwartungen befriedigt würde, speziell die russische Regierung wird ohne Zweifel, bevor sie ihre Zustimmung zu dieser Art der Erledigung gab, sich vergewissert haben, daß man Admiral Roschdjestwensky nicht im vollen Maße schuldig sprechen würde. Es war das ja auch ganz begreiflich. Eine Großmacht wie Rußland hätte unter keinen Umständen sich gefallen lassen dürfen, daß eine internationale Kommission einen russischen Admiral schweren völkerrechtlichen Vergehens für schuldig erklärte. So war denn in gewisser Weise diese ganze mit so großem Apparat in Szene gesetzte internationale Erledigung des Huller Nordseefalles eine Phrase. Abgesehen von Details konnte man jedenfalls den Ausgang völlig voraussagen. So sind aber, um sich so auszudrücken, die Verkehrsformen von Großmächten untereinander, und die mit großem diplomatischen Aufwand gepflogenen Unterhandlungen können uns oft mit Recht als Farce erscheinen.

Der Gang der Verhandlungen war kurz der folgende: Als springender Punkt mußte natürlich die Frage angesehen werden, ob die Beschießung der englischen Fischerboote als leicht zu vermeidende und schuldhafte Handlung zu betrachten sei. Dafür kam dann wieder in Betracht, ob es überhaupt im Bereich der Möglichkeit gestanden hätte, daß japanische Torpedoboote in jenen Gewässern sich zeigten. Ich habe vorher gezeigt, daß diese Möglichkeit nicht nur tatsächlich

bestand, sondern auch von den Regierungen neutraler Mächte ins Auge gefaßt worden war. Leider haben übrigens die Verhandlungen der Kommission der Öffentlichkeit nicht verraten, welche neutrale Regierung jene Warnung an Rußland vor der Ausreise Roschdjestwenskys ergehen ließ. Angedeutet wurde allerdings, daß es Dänemark gewesen sei. Im übrigen wurde durch die Aussage des schwedischen Lotsen eines in der nördlichen Nordsee verkehrenden Dampfers einwandfrei festgestellt, daß tatsächlich gerade in jenen Tagen ein Torpedoboot sich

Kapitän Klado verliest seine Aussage vor der Kommission.
(Nach einer Photographie.)

dort gezeigt habe. Der Lotse wußte genau, wie Torpedoboote aussehen, und er beschrieb das zweimal gesehene Fahrzeug so genau, daß man nicht im Zweifel sein konnte. Zum anderen war es ja zum großen Kummer der englischen Regierung kurz vorher passiert, daß ein russischer Agent unter falscher Maske auf einer englischen Werft ein als Torpedoboot verwendbares Fahrzeug erworben und nach Rußland gebracht hatte. Warum sollten nicht Japaner genau dasselbe getan haben. Die Möglichkeit lag also zweifellos vor, und auch die Engländer konnten sie durch absprechende Behauptungen nicht aus der Welt schaffen.

Über die Bewegungen ihrer Geschwader in jener Nacht und die Signale, die zwischen den einzelnen Schiffen ausgewechselt worden waren, gaben die Russen nur sehr unvollkommene Auskunft. Es drohte dies mehrere Mal die Eintracht der Kommission zu gefährden, ebenso wie der Umstand, daß die als Zeugen anwesenden russischen Offiziere ihre Aussagen auf russisch machten, welche dann nachher, ebenfalls durch Russen, in das Französische übersetzt werden mußten, um den anderen Mitgliedern der Kommission verständlich zu sein. Die größte Mühe gaben sich nun die Engländer, um wenigstens den Beweis zu führen, daß in der Unfallsnacht tatsächlich keine japanischen Torpedoboote vorhanden gewesen seien. Eine Anzahl von Fischern der Huller Fischerflotte waren vorgeladen, und ferner englische Seeoffiziere, welche über große Erfahrung im Torpedobootswesen verfügten, als Sachverständige. Die Fischer hatten ihre vorschriftsmäßigen Signale gemacht, um die Russen aufmerksam zu machen, daß eine vor den Netzen treibende Fischerflotte auf ihrem Wege lag. Diese Raketen hatten scheinbar die Russen getäuscht, waren jedenfalls nicht von ihnen im gewollten Sinne aufgefaßt worden. Die Russen ihrerseits behaupteten, sie hätten diese Signale wohl deutlich unterschieden, aber auch noch andere gesehen, welche von angreifen wollenden Torpedobooten ausgegangen wären.

Die Fischer behaupteten ferner, sie hätten sich, nachdem das Feuer begonnen sei, überall sorgfältig umgeblickt nach etwa vorhandenen Torpedobooten, aber keins gesehen, dagegen, und darauf legten die englischen Kommissionsmitglieder besonderen Wert, erzählte ein Dampferkapitän, wie er einmal geglaubt habe, ein Torpedoboot zu sehen, dieses sich aber dann als ein Fischdampfer herausgestellt habe. Man konnte den russischen Offizieren natürlich nicht beweisen, daß ihnen eine ähnliche Verwechslung passiert sei, aber die Ansicht ging doch dahin und der genannte englische Sachverständige führte aus seiner Praxis eine Reihe von Fällen an, wo die merkwürdigsten Verwechslungen hinsichtlich der Größe und Form von Schiffen bei Dunkelheit und Scheinwerferlicht vorgekommen seien.

Die Russen behaupteten ihrerseits natürlich, sie hätten mit zweifelloser Genauigkeit zwei Torpedoboote gesehen, und diese seien mit hoher Fahrt von verschiedenen Seiten zum Angriff vorgegangen. Eins habe man durch ein wohlgezieltes Feuer in den Grund gebohrt, das andere sei schwer havariert entkommen. Besonders wichtig war die Aussage eines russischen Offiziers, welcher behauptete, eine Verwechslung sei schon deswegen nicht möglich ge-

wesen, weil man in einem bestimmten Moment einen Fischdampfer und ein Torpedoboot nebeneinander gesehen habe. Alle russischen Offiziere erklärten, man habe die Fischerfahrzeuge von Anfang an sehr wohl gesehen und alles getan, was möglich gewesen sei, um sie zu schonen. Mehrere Male sei vom Flaggschiff durch Leuchten mit den Scheinwerfern nach oben das Signal zum Einstellen des Feuers gegeben worden, wenn gerade Fischerfahrzeuge in die Schußrichtung kamen. Man habe auch nicht gesehen, daß unglücklicherweise Verletzungen vorgekommen seien. So stand sich Behauptung gegen Behauptung gegenüber. Die Engländer und ein großer Teil der Welt mochten glauben was sie wollten, es konnte dem Angeklagten nichts bewiesen werden.

Ich glaube ja persönlich im Grunde nicht, daß die Russen in jener Nacht tatsächlich auf Torpedoboote geschossen haben, sie haben sich eben geirrt, wie das bei Nacht und Nebel außerordentlich leicht vorkommen kann. Zur Möglichkeit solchen Irrtums ist noch durch die oben genannten Warnungen neutraler Mächte natürlich beigetragen worden. Das aber muß, um dem russischen Admiral Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ausdrücklich betont werden: Wenn für ein im Kriege befindliches Geschwader oder Schiff nicht die Gewißheit, sondern nur die entfernteste Möglichkeit besteht, daß ein in Schußweite befindliches Fahrzeug ein feindliches sein könne, so muß der Kommandant oder Geschwaderchef unter allen Umständen sofort schießen. Selbst auf die Gefahr hin, einen Irrtum zu begehen. Er würde der Verantwortung, die ihm obliegt, nicht entsprechen, wenn er hier zögerte, bis jenes Fahrzeug sich ausgewiesen hat. Ist es nämlich ein Feind, und gar ein schnelles Torpedoboot, so wird dieser Ausweis in der Regel einwandfrei erst durch einen Angriff und scharfe Torpedoschüsse erbracht werden.

Wir würden es im gleichen Falle einem deutschen Geschwaderchef gar sehr verdenken und der Kaiser ihn sofort vor ein Kriegsgericht stellen, wenn er die ihm anvertraute Streitkraft schwerer Schädigung aussetzt, um zu vermeiden, daß einige Handels- oder Fischerfahrzeuge neutraler Mächte oder selbst der eigenen Flagge beschädigt werden. Der Krieg ist nun einmal ein gewaltsames Handwerk, und in solchen Fällen muß man unter zwei Übeln das kleinere wählen. In erster Linie steht aber die Rücksicht auf die Streitkräfte, mit denen man den Sieg zu erringen hofft. Sie dürfen nicht aufs Spiel gesetzt werden um kleinerer Interessen willen. Auf der anderen Seite ist es ja selbstverständlich, daß alle aus solchen Gründen verursachten Beschädigungen usw. mit größter Kulanz der

Japanische Artillerie im Gefecht.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

betreffenden Macht gegenüber wieder redressiert werden, und zu solchem Verfahren war Rußland auch schon von Anfang an vollständig bereit. Die Toten natürlich konnte man nicht wieder lebendig machen, wohl aber die Not ihrer Hinterbliebenen durch reiche Geldentschädigungen beseitigen, und auch das war von Anfang an die russische Absicht. Das Schiedsgericht handelte sicher in keiner Weise gegen die schon vorher vorhandenen russischen Ansichten, als es eine sehr hohe Entschädigungssumme festsetzte.

Der einzigste moralische Vorwurf, den man Roschdjestwensky machte, bestand darin, daß er bei den havarierten Fischerfahrzeugen keins seiner Schiffe, bis zum nächsten Morgen wenigstens, gelassen habe, sondern, ohne sich um sie zu kümmern, weitergefahren sei. Dieser Vorwurf könnte berechtigt erscheinen, wenn man annimmt, daß die Russen die Beschädigung der Fahrzeuge überhaupt bemerkt haben. Dann aber blieb noch immer das Bedenken für den Admiral, ob es ratsam sei, in einer durch feindliche Torpedoboote gefährdeten Gegend einzelne Schiffe zurückzulassen. Es konnten ja noch mehr feindliche Fahrzeuge kommen, es konnten Minen im Wasser treiben usw. Da Admiral Roschdjestwensky zweifellos glaubte, daß er angegriffen war, so kann man es aus diesem Glauben heraus auch nicht ganz unberechtigt finden, wenn er mit all seinen Schiffen trachtete, so schnell wie möglich aus der Nordsee heraus in den freien Ozean zu kommen. Er wußte ja außerdem, daß eine große Anzahl von Fischerfahrzeugen da war, und die einen den anderen helfen konnten.

Der Spruch der Kommission war nach allem diesen höchst diplomatisch gehalten, auf der einen Seite wurden Möglichkeiten zugegeben, auf der anderen angedeutet, es hätte doch vielleicht anders gehandelt werden können, und der Effekt war der gewollte, indem nämlich beide Parteien leidlich zufrieden waren. Rußland zahlte eine hohe Summe an die Hinterbliebenen bezw. materiell Geschädigten. So endete der sogenannte Zwischenfall von Hull, welcher leicht der Anlaß zum Weltkriege hätte werden können und auch geworden wäre, wenn England nicht im letzten Moment die Lage nicht so günstig fand, wie sie ihm vielleicht anfangs erschienen war. Wahrscheinlich war es auch in jenem Augenblick nicht so schlagfertig, wie es nötig war. Ähnliche Fälle können gerade zur See jeden Tag kommen, und daraus ergibt sich die Lehre, daß augenblickliche Schlagfertigkeit ein unerläßliches Erfordernis für alle Seemächte ist.

Port Arthur.

Wir hatten die belagerte Festung verlassen mit jenem Tage, welcher die ostasiatische Flotte Rußlands bis auf ganz wenige Schiffe für den Rest des Krieges außer Gefecht setzte, teilweise vernichtete, dem 10. August 1904. Mit jenem Tage hatte Port Arthur aufgehört ein Flottenstützpunkt im Sinne des Wortes zu sein, und das war ja der Zweck der Anlage, Befestigung und überhaupt der Besitznahme der Stadt und des Hafens von Port Arthur gewesen. Eine mächtige Kriegsflotte sollte sich auf ihn stützen und von ihm aus das Gelbe Meer beherrschen, während eine zweite, auf Wladiwostock gestützt, die gleiche Aufgabe hatte für die japanische See.

Was bei Beginn des Krieges noch fehlte, um als Bindeglied die beiden weit auseinanderliegenden Häfen durch eine strategische Linie zu verbinden und den beiden Flotten gestattete, vereint zu operieren, das war ein dritter Hafen und befestigter Stützpunkt an der Spitze der Halbinsel Korea. Einen solchen zu erhalten, haben die Russen bekanntlich die größten Anstrengungen gemacht und hatten Masampo, einen Ort, der sich ausgezeichnet dazu eignen würde, dazu ausersehen. Den Japanern waren diese Absichten natürlich nicht verborgen geblieben, und so ist sicher, daß neben der Lage in der Mandschurei auch die russischen Absichten auf Masampo einen wesentlichen Anlaß zum Kriege bildeten.

Von hervorragender Wichtigkeit blieb Port Arthur gleichwohl auch nach Außergefechtsetzen der russischen Flotte für beide Parteien, die Japaner mußten sich sagen, daß der Ausgang des Krieges zu Lande vollständig ungewiß und noch in sehr weitem Felde war, während Port Arthur gleichsam den Spatz in der Hand bildete. Nun die Seeherrschaft den Russen entrungen war, eine mächtige Belagerungsarmee die Festung schon seit Monaten eingeschlossen hatte, war ein Entsatz, von welchem auch in der europäischen Presse törichter Weise so viel gesprochen worden ist, nicht möglich. Nur nach Eintreffen der Baltischen Flotte konnte davon überhaupt nur geredet werden.

Die Kriegsgeschichte aller Zeiten hat gezeigt, daß der Widerstand auch der stärksten und bestverteidigten Festungen zeitlich begrenzt ist und der Fall beinahe immer eintritt, wenn nicht der Angreifer erlahmt oder ein aus anderen Gründen inzwischen geschlossener Friede der Belagerung und den Angriffen ein vorzeitiges Ziel setzt. Die letzteren beiden Punkte kamen für die Japaner nicht in Betracht, und so stand es für sie von vornherein fest, daß Port Arthur eines

Tages fallen müsse. Auf der anderen Seite, und ich habe das schon früher mehrfach erwähnt, war Port Arthur für die Japaner von so großer Wichtigkeit, auch wenn keine russische Flotte sich mehr darauf stützen konnte, daß keine Menschenopfer dafür zu hoch erschienen.

Wenn Japan aus diesem Kriege nur Port Arthur als Siegesbeute heimbringt, so ist das schon sehr viel, denn es ist nicht nur ein dauernder Gewinn, sondern ein solcher, dessen Wert in zeitlich steigender Progression zunimmt. Ein solcher endlich, welcher ihm dann von keiner Macht mehr genommen werden kann, wie früher nach dem chinesisch-japanischen Kriege. Aus diesen Gründen wird es verständlich, wenn man eine ganze Armee vor der Festung festlegte und auf schnelle Erfolge in der Mandschurei damit verzichtete.

Was nun die Festung Port Arthur selbst anlangt, so müssen wir zu unseren früheren Angaben einige Zusätze bezw. Richtigstellungen zufügen, welche früher in der Öffentlichkeit noch nicht bekannt waren. Ein hoher russischer Offizier hat speziell einige Angaben gemacht und sie der deutschen Zeitschrift, dem „Militärwochenblatt", zur Verfügung gestellt, welche ein sehr interessantes Licht werfen auf die Vorgeschichte einerseits und andererseits den damaligen Kriegsminister Kuropatkin von den ihm reichlich gemachten Vorwürfen entlasten.

Der Entwurf der neuen Befestigungsanlagen wurde unmittelbar nach der Ratifizierung des Pachtvertrages mit China in Angriff genommen, nachdem gleichzeitig die frühere chinesische Besatzung aus der Festung zurückgezogen war. Eine Besichtigung des Geländes der Festung und ihrer Umgebung ergab, daß eine vollkommene Deckung des Kernes der Festung nur durch einen geschlossenen Ring von Festlandsbefestigungen in einer Länge von fast 74 km erreicht würde, entsprechend einer Garnisonstärke von 70000 Mann und 528 Geschützen. Wahrscheinlich waren in diesem Entwurf die Wolfsberge und die Höhen am Lungwanho mit einbegriffen. Wir haben ja gerade vor kurzem gesehen, wie die Wolfsberge ohne große Anstrengung den Japanern in die Hände fielen. Im Gegensatz zu dieser großen Anforderung stand die Stärke der damaligen Besatzung von Kwantung, welche im ganzen nur reichlich 11000 Mann zählte.

Nach eingehender Besprechung der Frage in Petersburg wurde gegen den Einspruch des Kriegsministeriums und durch den Einfluß des Ministeriums des Äußeren und des Finanzministeriums beschlossen, daß die Stärke der Besatzung nicht erhöht werden sollte, damit der Besitz der Halbinsel Kwantung nicht zu teuer und aus politischen Rücksichten zu gefährlich werde. Natürlich mußte nun

Schweres Belagerungsgeschütz der Japaner vor Port Arthur.
(Nach einer Photographie.)

eine viel kürzere Befestigungslinie gewählt werden, und zwar wurde es eine solche von ungefähr 20 km Länge, welche nur über die nächstliegenden Anhöhen ging. Wir sehen also dieselbe verhängnisvolle Kurzsichtigkeit wie schon so oft.

Von großem Interesse ist es, daß damals, also im Jahre 1898, der russische Admiral Dubassoff die Erbauung eines Sperrforts auf der Landenge von Kintschau für zweckmäßig und notwendig erklärte. Auch daraus wurde nichts, und Sparsamkeit am falschen Orte war die Ursache. Ohne Zweifel wäre ein solches Sperrfort von allergrößtem Nutzen gewesen. Bei dessen Vorhandensein wäre es jedenfalls den alten japanischen Kanonenbooten nicht geglückt, mit leichter Mühe die Schlacht zu entscheiden und den schon verzagenden Soldaten Okus den Erfolg zu verschaffen. Es klingt beinahe unglaublich, jedoch kann man an der Richtigkeit der Behauptungen nicht zweifeln, daß bis zum Jahre 1904 für Befestigungsbauten für Port Arthur im ganzen nur ungefähr 10 Millionen Rubel ausgegeben worden sind. Eine Summe, welche nicht einmal den Kostenanschlag für die Ausführung der so stark reduzierten Anlagen erreichte, denn dieser belief sich auf 15 Millionen Rubel. Im Gegenteil wurde sogar an maßgebenden Stellen die Ansicht ausgesprochen und die Weisung gegeben, man solle sich nicht übereilen und die Bauten erst im Jahre 1909 zum Abschluß bringen. Zu gleicher Zeit, und das ist das Wunderbare, verwendete der Finanzminister Witte ungeheure Geldsummen auf den Ausbau von Dalny, jenem unbefestigten Handelshafen ganz dicht bei Port Arthur. Die beistehende Skizze zeigt deutlich den Stand der Arbeiten bei Beginn der Belagerung bezw. bei Ausbruch des Krieges.

Interessant ist, daß, abgesehen von den vorgeschobenen Werken, auch eine

Ein Landungsversuch der Japaner.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

ununterbrochene sogenannte innere Umwallung, wie sie in der Skizze durch die dicke schwarze Linie angedeutet ist, wenn nicht existierte, so doch geplant war. Sie schloß sich ganz dicht um die Stadt herum, soweit sie als Altstadt bezeichnet wurde, und hat eine Länge von ungefähr einer deutschen Meile gehabt. Was die übrigen Befestigungen anlangt, so stand es damit, wenn wir der russischen Autorität uns anschließen, wie folgt. Zugleich verweisen wir wiederum auf die Skizze.

Auf der Seeseite waren ganz fertig die permanenten Batterien 2, 6, 7, 9, 13, 15, 16, 19, 21. Die Batterien 1, 3, 4, 5, 12, 14, 17, 18 und 20 waren nur feldmäßig befestigt und sollten erst nach einigen Jahren zu permanenten Befestigungen umgestaltet werden. Überhaupt nicht vorhanden waren die Batterien 8, 10, 11 und 22. Auf der Landseite war ganz fertig das permanente Fort I, beinahe die Forts II, III, IV, die permanenten Batterien A, B, C waren fertig, die Batterie D nicht ganz, die halbpermanenten 4, 5 waren fertig, die feldmäßigen Werke 1, 2 und Batterien F, G sollten später in halbpermanente umgebaut werden.

Statt der Werke Adlernest, der Kaponniere neben dem Fort I, den Redouten 1 und 2 waren die dort befindlichen chinesischen Werke zur Aufnahme der Geschütze verwendet worden. Das Werk 3 war beinahe beendet, während auf den Forts V und VI die Erdarbeiten in Angriff genommen waren, die „Lünette", die Redouten 3 und 4, die „Salzbatterie" (Solenaja), die Werke des Takuschan, das Fort P, die Batterie E und das Fort D, ferner das Werk Uglowoe nördlich vom Fort D existierten überhaupt nicht.

Nichts war ferner geschehen zur Errichtung der Zwischenbatterien (in der Skizze mit m bezeichnet), welche in der Mobilisierungsperiode entstehen sollten. Es mangelte an bombensicheren Munitionsräumen, indem nur vier vorhanden waren. Die bombensichere Eindeckung der vorhandenen Räume hat sich, wie die Belagerung zeigte, nicht als bombensicher erwiesen, und dafür gibt unser Gewährsmann die folgende beinahe unglaublich scheinende Erklärung: Als im Jahre 1899 über die Stärke der Betonierung beraten wurde, sollte diese zuerst auf den Widerstand gegen 21 cm-Geschosse berechnet werden. Später, als sich der Geldmangel einerseits und die damaligen Schwierigkeiten der Ausschiffung andererseits zeigten, kam man zur Ansicht, daß es einem Angreifer kaum gelingen würde, stärkere Geschütze und Haubitzen als solche von 15 cm Kaliber in Stellung zu bringen; deshalb verminderte man die Dicke der Betonierung

entsprechend. Wie irrig diese Ansicht war, zeigte bald die japanische Belagerung. Wir wissen, daß man nicht nur 21 cm-, sondern sogar 28 cm-Haubitzen vor der Festung in Stellung brachte, und daß das möglich wurde, ist, wie der Russe zutreffend behauptet, lediglich die Folge des Ausbaues der Hafenanlagen von Dalny.

Auf dieses Lieblingskind des Zaren und des Finanzministers wurde das Geld und die Arbeitskraft verwendet, welche unbedingt zunächst der Festung Port Arthur hätte zugute kommen müssen.

Es ist das keineswegs eine Übertreibung, wenn unser Gewährsmann meint, ohne die vortrefflichen Hafen- und Molenanlagen sei es unmöglich gewesen für die Japaner, so schwere Geschütze wie die 28 cm-Haubitzen überhaupt auszuschiffen. Zudem hätte man bedenken müssen, daß Dalny nur gedeihen konnte, wenn die Verteidigungswerke Port Arthurs genügten. Mit Port Arthur war Dalny unter allen Umständen verloren; wie die Geschichte des Krieges zeigt, auch schon vorher. 40—60 Millionen Rubel soll man auf Dalny verwendet haben gegen 4000 auf Port Arthur, soweit es die Belagerungsanlagen betrifft.

Zieht man alles das in Betracht, so gelangen wir allerdings zu einer anderen Auffassung wie früher und müssen die gegen hohe russische Militärs, zumal den Kriegsminister erhobenen Vorwürfe fallen lassen. Umsomehr ist auf der anderen Seite anzuerkennen, wie ungeheure Arbeit nach Ausbruch des Krieges für die Vervollständigung und Fertigstellung der Befestigungen von der russischen Besatzung getan worden ist. Und da muß vor allem der General Kondratenko rühmend erwähnt werden, welcher durch Rastlosigkeit, Findigkeit und Energie seinen Namen ewig mit dem von Port Arthur in Verbindung gebracht hat.

Die Festung ist sein Grab geworden, und wie eine bittere Ironie klingt es, wenn wir hören, daß gerade dieser ausgezeichnete Ingenieur-Offizier seinen Tod durch eine feindliche Granate fand, welche in einen angeblich bombensicheren Raum einschlug.

Wir wollen keineswegs bestreiten, daß man mit den modernen Mitteln in sehr kurzer Zeit sehr viel an Befestigung eines Ortes leisten kann und in Port Arthur umsomehr, als es ja während der ersten Kriegsmonate noch durch die Eisenbahn mit dem Heimatlande verbunden war und alles Gewünschte an

Material, Personal usw. schnell erhalten konnte. Nachher war es natürlich sehr viel schwieriger und teils unmöglich. Um permanente Forts anzulegen und vor allem sie in Ruhe zu befestigen und zu armieren, dazu reichten natürlich weder Zeit noch Mittel. Und notwendig mußte deshalb alles neu Geschaffene bis zu einem gewissen Grade provisorischen Charakter zeigen.

Die Japaner haben sich offenbar im Umfang und in der Schwierigkeit der ihnen zugeteilten Aufgabe ganz erheblich getäuscht. Sie mochten glauben und durch Erkundungen bezw. Spionage in diesem Glauben bestärkt sein, daß die Befestigungsfrage noch viel mehr im Argen läge als sie es wirklich tat. Nur so kann es erklärt werden, daß General Nogi nach den letzten Angriffen am 14. und 15. August, welche wohl bis zu einem gewissen Grade erfolgreich, jedoch in durchaus keiner Weise entscheidend waren, am 16. August der Besatzung von Port Arthur freien Abzug gegen Übergabe der Festung und der Flotte anbot. General Stössel wies das Anerbieten mit kurzen Worten zurück.

Gleichwohl meinte Nogi, daß es nur einer energischen Anstrengung bedürfe, um in den eigentlichen Befestigungskranz einzudringen. Und so begann er am 18. August einen fünf Tage dauernden Angriff, welcher sich hauptsächlich gegen die Befestigungen Kikwanschang, Erlungschang und Panlungschang richtete. Hiergegen setzte er zwei Divisionen ein, während die dritte Scheinmanöver an dem rechten Flügel machen sollte. Unterstützt wurden diese Angriffe durch die gesamte vorhandene japanische Artillerie. Das Unternehmen mißglückte völlig und die Japaner verloren die ungeheure Menge von 14000 Mann. Ihre Erfolge bestanden nur in der Einnahme einiger wenig wichtigen Höhen. Dieser unerwartete Schlag erregte in Japan höchste Betrübnis. Glaubte man auch genug Menschen zu haben und hatte man natürlich vorher schon mit großen Gesamtverlusten gerechnet, so war der Ausfall von 14000 der besten Soldaten gelegentlich eines ergebnislos verlaufenden Angriffs doch eine bedenkliche Sache. Kurze Zeit darauf, während der ersten Septembertage, versuchten die Japaner einen nächtlichen Überfall auf Panlungschang, wurden aber ebenfalls mit großen Verlusten zurückgeschlagen, und zwar waren es hauptsächlich die russischen Minen, welche mörderische Verheerungen unter den tapferen Angreifern anrichteten. Damals begannen schon laute Beschuldigungen gegen General Nogi, und es gab manche Stimmen in Japan, welche fanden, er müsse seine bisherigen Mißerfolge durch Selbstmord büßen und jedenfalls sei sein Ersatz durch einen anderen General durchaus notwendig.

Plan der Befestigungen von Port Arthur.
(Nach einer Skizze im „Militärwochenblatt".)

Ein Stimmungsbild aus Port Arthur.

Als im Mai die regelrechte Belagerung begann, wußte noch kein Russe, was eigentlich in Port Arthur vorhanden sei.

„Lebensmittel? Vielleicht für sechs Wochen, vielleicht für ein Jahr; es ist sehr viel Proviant gekommen, aber wir wissen nicht, wie viel," erklärte die russische Intendantur jedem, der es hören wollte, mit einer Ruhe, als ob es sich um Blumenkohl handelte.

„Munition? Es ist sehr viel da, vielleicht aber paßt nicht alles zu den Kanonen; macht nichts, dann nehmen wir das Bajonett."

„Wie steht es denn mit Ihren Landforts?" — „Werden schon gemacht; sehen Sie, die Berge sind da, und auf die Berge stellen wir unsere Kanonen."

„Wo sind denn die Kanonen?" — „Liegen in Schuppen, zum Teil stehen sie auch schon, dann sollen auch noch Geschütze von den Takuforts da sein, und endlich vergessen Sie nicht die Schiffe, die haben so viele Kanonen, davon nehmen wir ein paar und setzen sie auf die Berge."

Das geschah auch. Aber die ersten japanischen Granaten schlugen bereits mitten in der Stadt und bei den Schiffen ein. Doch mit Hilfe einer zufällig gefundenen und noch aufzubauenden Feldeisenbahn haben es zweitausend Menschen in drei Wochen fertig bekommen, ein 25 cm-Geschütz vom „Retwisan" und drei lange 15 cm-Kanonen auf einer achthundert Fuß hohen Felskuppe, ungefähr 8 km vom Hafen entfernt, in Stellung zu bringen. Munition ist in Masse darunter. Das Ganze bedeutet ein Gewicht von rund 100000 kg. Alles ist eingedeckt und geschützt, die Batterie feuert seit Wochen. Eine enorme Leistung!

„Eine Kuriosität hat heute aus der Stadt meine Frau mitgebracht, ein Stück Granate, japanisch. Das Geschoß platzte zehn Schritt von ihr und hat einem Kuli den Kopf abgerissen. Morgen, sagt man, werden die Japaner angreifen; ich gehe mit meiner Frau auf den Goldenen Berg zum Ansehen. Kommen Sie mit, wir haben dort ein kleines Frühstück."

Mitten im Granatfeuer fährt eine Abteilung Feuerwehr auf, stramm und exakt. Ein Farbenschuppen ist in Brand geschossen, Kugeln und Granatsplitter schwirren durch die Luft. Nitschewo! Das Feuer wird gelöscht, ruhig, fast stumpfsinnig mechanisch, ohne Geschrei, militärisch stramm, als handelte es sich um ein Paradestück vor einem Großfürsten. Dann fährt die Feuerwehr mit einigen Menschen und Pferden weniger wieder nach Haus. Der Brand ist gelöscht.

„Heute habe ich sieben Scheinwerfer gefunden, noch ganz gute, die stellen wir auf der Landfront auf. Ich dachte gar nicht, daß in Port Arthur noch welche sind; aber man findet sie." Bis Mitte September fand man im ganzen dreiundzwanzig.

„Der Stabskapitän der Artillerie hat gestern zweihunderttausend Maschinengewehrpatronen gefunden, und wir dachten, es wären keine mehr da. Und im Schuppen, in ganz guten Kisten, waren achtzehn ganz neue Kanonen. Die stellen wir jetzt auf die Berge."

So findet und findet man in Port Arthur täglich neue Dinge. Alles ist da, vom Hosenknopf bis zum Panzerdrehturm, Sachen, die längst bestellt und bezahlt, aber in Aussicht auf nochmalige Bezahlung von den Lieferanten nicht

abgeliefert worden sind. Dafür haben die Herren Offiziere Wohnung mit und ohne separaten Eingang, Wagen, Pferde, Sekt, Geld, Theater und Balletteusen frei. Fehlt einer mal eine Zeitlang wieder in der lustigen Gesellschaft, so hört man gelegentlich: „Er hat sich im Norden mit einer Kompagnie zwei Tage lang gegen das zwölfte japanische Regiment verteidigt. Fast alle sind gefallen; er ist auch tot. Nehmen Sie eine Zigarette? Er sollte das St. Georgskreuz bekommen, nun hat er ein anderes."

Stössel, heißt es, sei der richtige russische Bauer; von Bildung nichts, von Truppenführung keine Ahnung. Die Seele der Verteidigung sei Generalleutnant Smirnow, der Kommandant von Port Arthur, der sich wegen des Oberbefehls mit Stössel nicht einigen kann. Smirnow sagt: „Mir als Kommandanten hat der Zar die Festung anvertraut, ich befehle." Stössel erklärt: „Ich bin der ältere und der Befehlshaber der Streitkräfte in Kwantung, ich befehle." Der inzwischen gefallene Withöfft sagte: „Mir kann keiner dreinreden; über die Schiffe im Hafen befehle ich, und ich kämpfe, wenn ich es für richtig halte." Dann behauptet jeder der zwei erstgenannten: Der Hafen gehört zur Festung, und da habe er zu befehlen.

Eines Tages, im August, wollte sich Smirnow die Mitwirkung der Flotte bei einem Ausfall sichern. Der Admiral sagte zu, wenn Stössel die Verantwortung für den Befehl zum Auslaufen tragen wollte. Stössel erklärte aber, die Flotte sei neutral, der könne man nicht befehlen. Da ging der Kommandant der „Sewastopol", früher vom „Nowik", mit einigen Schiffen selbständig vor und griff erfolgreich in das von Smirnow am Land eingeleitete Gefecht ein. So einigen sich in zwölfter Stunde die verständigen Leute immer noch, und so kommt das heldenhafte Ausharren Port Arthurs zustande.

Wie lange noch? Zu hoffen ist nicht mehr viel, so sehr man auch der Stadt den Lohn für die bewunderungswürdige Zähigkeit wünschen möchte. Die Ostseeflotte ist noch weit, und Wladiwostock ist bald zugefroren. Ein Kampf nach zehnwöchentlicher Seefahrt, ohne Basis, ist ein Problem, wie es schwerer wohl noch an keinen Admiral herangetreten ist. Siegen oder sterben, oder in Tsingtau desarmieren wird wohl die Losung sein. Roschdjestwensky soll freilich ein energischer, fähiger Mann sein, und vor Sasebo, Nagasaki und Tokio liegen viele unbefestigte Inseln. Dort wäre ein Stützpunkt zu holen. Spannend und hochinteressant verspricht das neue Jahr zu werden. Hoffentlich zeigt uns die russische Flotte etwas anderes, als wie man es nicht machen soll.

Ein Besuch bei Stössel.

Chinesische Dschunke auf der Fahrt nach Port Arthur.
(Nach einer Originalskizze von C. Schön.)

Am 2. September machten die beiden Berichterstatter, der Amerikaner Emerson und der Franzose van Lamberghe, den Versuch, von Tschifu aus in einem gewöhnlichen, mit einem Segel ausgerüsteten Sampan Port Arthur zu erreichen. Infolge eines heftigen Unwetters sahen sie sich genötigt, ihr Boot bis nach den Miaotao-Inseln von einem kleinen Küstendampfer schleppen zu lassen. Bei dem hohen Seegang ging unglücklicherweise das Boot verloren, da das Verbindungstau riß.

Van Lamberghe hatte schon früher gemeinsam mit einem Korrespondenten des „Matin" den Versuch unternommen, nach Port Arthur zu gelangen, damals waren die Japaner jedoch zu wachsam gewesen. Emerson war es bisher ebenfalls nicht gelungen, seinen Plan zur Ausführung zu bringen, von Shan-hai-kuan aus fuhr er in einer Dschunke in der Richtung auf Port Arthur ab. Als er jedoch zwanzig Meilen vom Ziele entfernt war, verlor sein chinesischer Steuermann plötzlich den Mut, als am Horizont Rauchwolken sichtbar wurden, die von japanischen Torpedobooten hätten herrühren können. So blieb nichts weiter übrig als umzukehren.

Jetzt saßen die unternehmungslustigen Kriegskorrespondenten also auf den unwirtlichen Miaotao-Inseln, und zwar hielten sie sich einige Tage in dem Teil der Inseln auf, wo das Wrack des vor einiger Zeit gestrandeten norwegischen

Dampfers „Unison" liegt. Es gelang ihnen, eines Rettungsboots dieses Schiffes habhaft zu werden, das auch ihren Zwecken zu entsprechen schien, nachdem sie es mit einem Segel ausgerüstet hatten. Die ersten Versuche zeigten jedoch, daß das Boot leck war und weiterer Reparaturen bedurfte; auch durch stürmisches Wetter wurden sie längere Zeit hingehalten. In Anbetracht des Umstandes jedoch, daß schlechtes Wetter ihrem Vorhaben gerade günstig sei, weil es ein Zusammentreffen mit der in jenen Gewässern stationierten japanischen Torpedoflotte weniger wahrscheinlich machte, fuhren sie bei ziemlich starkem Seegang am 27. September gegen neun Uhr ab.

Verhör chinesischer Spione im japanischen Lager.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

Der Mut der beiden kühnen Männer, unter den obwaltenden Umständen eine solche Reise anzutreten und noch dazu in dieser Nußschale, ist geradezu bewunderungswürdig. Einen Kompaß hatten sie wohl und wußten auch, daß sie sich möglichst in nördlicher Richtung halten mußten, aber sonst mußten sie es vollständig dem Zufall überlassen, ob und wo sie wieder Land betreten würden. Obgleich sie tüchtig naß wurden und nicht gerade auf Rosen gebettet waren, hatten sie doch Energie genug, ihren Vorsatz auszuführen.

Da sie gegen ein Uhr nachts eine Anzahl japanischer Kriegsschiffe sichteten und fürchteten, von diesen bemerkt zu werden, änderten sie ihren Kurs und

segelten jetzt parallel mit der Küste. Erst nach einer geraumen Zeit wagten die beiden es wieder, die ursprüngliche Richtung auf das Land zu nehmen. Bei Tagesgrauen fanden sie aber zu ihrem Leidwesen heraus, daß sie ein tüchtiges Stück von ihrem Wege abgekommen waren. Der Schaden war jedoch schnell kuriert und das Glück war unseren Abenteurern so günstig, daß sie kurz nach sieben Uhr den historischen Boden von Port Arthur betreten konnten.

Die Freude hierüber war natürlich nicht gering. Emerson, als echter Amerikaner, wollte ein Triumphgeheul anstimmen, besann sich aber im letzten Moment noch eines Besseren und zog es vor, das Ereignis durch Leeren von drei Flaschen Bier zu feiern. Kaum war dann die französische Flagge im Ruderboot gehißt, als ein Torpedoboot herangefegt kam, das sich nach den Wünschen der ungewohnten Gäste erkundigen wollte. Die Korrespondenten fuhren ihm entgegen und erhielten vom Kommandanten die Erlaubnis, an Bord zu kommen, wo sie mit großer Herzlichkeit begrüßt wurden, nachdem ihre Papiere geprüft worden waren. Jedoch war es erkenntlich, daß man Emerson gegenüber, den man als einen Amerikaner für einen Freund der Japaner hielt, eine gewisse Zurückhaltung zur Schau trug.

Beide indessen durften auf dem Torpedoboot die Fahrt in den inneren Hafen mitmachen und sahen bei dieser Gelegenheit ein gesunkenes japanisches und ein gesunkenes russisches Torpedoboot. Die Fahrstraße für die zwischen Port Arthur und Lao-ti-shan hin und her kreuzenden Torpedoboote war mit kleinen Fähnchen abgesteckt, die die Positionen der im Hafen gelegten Minen andeuten sollten.

Vor dem sogenannten Goldenen Hügel lagen drei japanische mit Proviant beladene Schoner, die von den Russen als gute Prise entführt waren. Die Rümpfe der verschiedenen, von den Japanern in der Hafeneinfahrt versenkten Schiffe waren zum größten Teil schon durch Sprengungen beseitigt worden. Daneben war beständig ein Dutzend Dampfbarkassen, unterstützt durch die Torpedoboote, damit beschäftigt, mit großen Netzen japanische Minen aufzunehmen.

Die Korrespondenten wurden am Fuße des Elektrischen Hügels an Land gesetzt, wo das Kanonenboot „Ostvachny" vor Anker lag, das Flaggschiff des kommandierenden Admirals Loschinsky, solange die Flotte inaktiv bleibt; später wird die Admiralsflagge auf der „Retwisan" gehißt. — Emerson und van Lamberghe wurden sogleich von einem Offizier an Bord des „Oereswjet" geführt, der im inneren Hafen lag. Hier wurden ihnen einige Erfrischungen an-

geboten. Kaum hatten sich die beiden gestärkt, als ein Adjutant General Stössels an Bord erschien, der den Wunsch aussprach, die Fremden möchten ihm zum Kommandanten folgen.

Beim Betreten der Wohnung des Generals, die ganz in der Nähe der Docks liegt, wurden sie in ein Zimmer geführt, in dem zwei Männer saßen. Der eine trug eine tadellose Uniform, die den Adjutanten erkennen ließ; es war Oberst Reiß. Der andere war der Mann, in dessen Händen das Geschick der Festung und ihrer Besatzung ruhte, General Stössel. Er trug einen Waffenrock wie jeder gemeine Mann, ohne irgendwelche Ordens- oder Gradabzeichen, dazu chinesische Filzstiefel. So kam es, daß die Eintretenden ihn im ersten Augenblick gar nicht erkannten. Sein schwarzer fast schon ergrauter Bart, das rötliche Gesicht und die breitschulterige Gestalt stimmten mit den bekannten Beschreibungen des Generals überein. Die beiden Offiziere saßen an einem Schreibtisch in einem noch kahlen Zimmer, dessen einzigen Schmuck zwei riesige Vasen bildeten. Außerdem hingen noch verschiedene Photographien in ziemlicher Unordnung an den Wänden, größtenteils Bilder Kuropatkins.

Beim Eintreten der Korrespondenten standen beide auf, schüttelten ihnen die Hand und luden sie ein, Platz zu nehmen. Zuerst fragte Oberst Reiß auf französisch, woher die beiden kämen, worauf van Lamberghe einen kurzen Bericht über den Verlauf der Reise abstattete. Dann wurde nach dem Schicksal der Armee im Norden unter Kuropatkin gefragt. Als die Antwort lautete, sie hätte sich auf Mukden zurückgezogen und Liaujang wäre in die Hände der Japaner gefallen, schien General Stössel über diese Hiobspost höchst bestürzt. Er sprang von seinem Sitz auf und ging mehrere Male im Zimmer auf und ab, fragte dann die beiden, ob sie ihrer Sache auch ganz sicher wären.

Van Lamberghe brachte hierauf das Gespräch auf das Verschwinden des Kapitänleutnants von Gilgenheim und des französischen Attachés, Leutnant de Cuverville. General Stössel hörte mit Bedauern, daß den Offizieren anscheinend ein Unfall zugestoßen war. Er erzählte, dreimal hätte ein japanischer Parlamentär während des Waffenstillstandes Briefe für de Cuverville überbracht, wonach dieser aufgefordert wurde, nach seinem eigenen Ermessen die Stadt zu verlassen. Erst bei Erhalt des dritten Schreibens hätte er sich entschlossen, abzureisen.

Obgleich Emerson fließend französisch spricht, erkannte der General doch an seinem Akzent, daß er kein Franzose war, und es schien ihm nicht angenehm zu sein, einen Amerikaner vor sich zu sehen. Es gelang jedoch van Lamberghe,

jeden Argwohn zu zerstreuen, indem er seinen Genossen als einen höchst ehrenhaften und ungefährlichen Mann schilderte.

Die Korrespondenten berichten weiter, daß sie Zutritt zu einem der Forts erlangt haben, wo ihnen Gelegenheit gegeben wurde, von dem Aussehen und der Lebensweise der tapferen Soldaten, die schon monatelang ihre Stellungen verteidigten, Kenntnis zu nehmen. Einige Leute schliefen gerade, andere waren beim Nachmittagstee; in Abständen von je hundert Metern standen dann außerhalb des Forts die einzelnen Vorposten, die am weitesten vorgeschobenen kaum dreihundert Meter vom Feinde entfernt. Die bequeme Kleidung der Truppen zeigte naturgemäß Spuren der schweren Zeiten, die die Leute durchgemacht haben. Wie anstrengend der Dienst in diesen detachierten Stellungen ist, beweist die Angabe eines Offiziers, wonach er seit vier Monaten nicht aus dem Fort herausgekommen und in der Stadt gewesen ist.

Das Bombardement findet in der Hauptsache am hellen Tage statt. Nachts schießen die Japaner nicht gerne, um ihre Stellungen nicht zu verraten; sie benutzten bekanntlich rauchschwaches Pulver. Van Lamberghe zählte in einer Stunde fünfzehn große Granaten, die in der Gegend der alten Stadt einschlugen. Dort haben die Japaner auch ziemlichen Schaden angerichtet, besonders die älteren, schlecht gebauten Häuser zeigen häufig Spuren der verheerenden Wirkung der Geschosse. Getreide soll noch in großen Mengen vorhanden sein, und die Mühle arbeitet Tag und Nacht, so daß an Brot kein Mangel herrscht.

Die Korrespondenten wollen auch das neue, im Bau befindliche dreistöckige Hospital gesehen haben. Man hofft das Gebäude im Januar in Gebrauch nehmen zu können. Darin sollen zweihundert Verwundete untergebracht werden können. Im ganzen gibt es vier Hospitäler in Port Arthur.

Das wertvolle Pferdematerial der Garnison ist in einer mit Eisenplatten bedeckten Umzäunung untergebracht, um das Einschlagen von Geschossen zu verhüten. Es heißt, daß in der letzten Zeit infolge Knappheit an Fleisch häufig Pferde geschlachtet werden mußten.

Sieben große Kriegsschiffe waren im Hafen zu sehen, außer den zahlreichen Torpedobooten und Torpedobootszerstörern. Diese sollen alle völlig kampfbereit, beständig unter Dampf und voll bemannt sein. Die früher gemachte Angabe, daß Schiffsgeschütze zur Verstärkung der Forts dorthin geschafft worden sind, hat sich als richtig erwiesen.

Am 29. September wurden die beiden Eindringlinge aufgefordert, die Stadt wieder zu verlassen, in der sie zwei Tage und eine Nacht verbracht hatten. Da ihr eigenes Boot leckte, gaben ihnen die Russen eine kleine, mit drei Chinesen bemannte Dschunke. Eine Barkasse schleppte sie heraus, bis sie das Minenfeld

Eine japanische Regimentskapelle.
(From Stereograph, copyright 1905 by Underwood & Underwood New-York.)

hinter sich hatten. Hier wurde ihnen die goldene Freiheit wiedergegeben, um die sie gewiß mancher in der schwergeprüften Stadt beneidet haben mag.

Auf offener See wurden die beiden dann von einem japanischen Kriegsschiff an Bord genommen und nach Japan gebracht, wo sich Emerson noch jetzt aufhält, während van Lamberghe mit dem ersten Dampfer nach Tschifu zurückgekehrt ist.

Das Sturmlaufen der Japaner gegen Port Arthur.

Am 19. August begann die artilleristische Vorbereitung eines allgemeinen Sturms, außerdem wurden für das Vordringen der Leute alle möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen, wie Laufgräben, vorläufige Befestigungen usw., die ja in diesem Kriege stets eine nützliche Spezialität der Japaner gebildet haben. General Nogi soll den Angriff derart geplant haben, daß er in der Mitte tatsächlich alle Kräfte rücksichtslos einsetzen wollte, während auf der rechten Flanke, also am Westflügel, nur ein Scheinangriff, eine Demonstration ausgeführt werden sollte.

In der Mitte der russischen Stellung befanden sich auf der nach Nordosten abfallenden Höhe von Kikwanschang zwei Schanzen, deren Name uns nicht bekannt ist. Die Japaner nannten sie Banjusan. Westlich davon befand sich die Redoute Rojusan, und etwas zurückgezogen, aber ganz in der Nähe, noch eine zweite Redoute. Zwischen beiden befand sich das Tal des Flusses, und hier bildete eine viereckige geschlossene Verschanzung mit einem breiten, tiefen Graben ein ernsthaftes Hindernis. Die letztgenannte Redoute enthielt gleichzeitig den Zugang zu der Wasserleitung, welche einen Teil Port Arthurs mit Wasser versorgte. Sie bildete naturgemäß ständig ein Hauptziel der Japaner, aber die nächtlichen überraschenden Angriffe während dieses und während der folgenden Monate scheiterten jedesmal an der Wachsamkeit und Bereitschaft der Russen.

Am 19. August drückte die westliche japanische Division so stark gegen den russischen linken Flügel, daß dieser sich auf seine Hauptstellungen zurückzog. Wie gesagt, gelang es den Japanern hier, den sogenannten 174-Meter-Berg zu nehmen und in der Folge auch zu halten. Einen großen Vorteil bildete diese mit starken Verlusten errungene Stellung jedoch nicht, da der genannte Berg dem Feuer unversehrter russischer Werke sehr stark ausgesetzt war. Die Japaner befestigten ihn so gut es ging, und beinahe drei Wochen lang dauerten die Anstrengungen der Russen, den Japanern den Aufenthalt auf dem Berge unmöglich zu machen, der Japaner, ihn zu halten; hundert Mann sollen die Japaner täglich hierbei verloren haben.

Die nächsten Wochen vergingen unter Vorbereitungen, und abgesehen von einem Versuch japanischer Truppen, den später so verhängnisvoll gewordenen 203-Meter-Berg durch Überfall zu nehmen, begab sich nichts von Wichtigkeit. Um so emsiger war man allerdings hinter der japanischen Front mit dem Her-

beischaffen schwerer und mittlerer Geschütze, als welche man sowohl Steilbahngeschütze als auch Schiffsgeschütze verwendete. Für beide gestatteten ja auch die vielseitigen Aufgaben dieser in mancher Hinsicht beispiellosen Belagerung ausgiebige Verwendung.

Die Minen und Fahrzeuge, welche lange Zeit den Hafen von Dalny versperrt und den Zugang zur Reede gefährlich gemacht haben, waren inzwischen entfernt worden, außer der vorhandenen Bahnstrecke waren Feldbahnen nach den verschiedenen in Betracht kommenden Punkten gelegt worden, und so hat denn, wie die oben erwähnte russische Autorität voll Bitterkeit meinte, das Schoßkind des russischen Finanzministers Witte, die Hafenstadt Dalny eben, durch ihre ausgezeichneten Hafenanlagen in hohem Grade zum Untergang des Kriegshafens von Port Arthur beigetragen.

Die Seeherrschaft lag ja nun seit dem 10. August vollkommen unbestritten in den Händen der Japaner, und ohne jede Besorgnis konnten von nun an Transportschiffe aller Art zwischen Dalny und den japanischen Häfen hin- und herfahren. Solch lebhafter Verkehr war um so notwendiger, weil die Personalverluste der Belagerungsarmee schon während dieser Monate, welche doch im wesentlichen nur eine Vorbereitung bildeten, so große waren. Ihre Höhe wurde zu jener Zeit, also Anfang September, bereits auf ungefähr 20000 Mann geschätzt, und dazu hatte auch die gefürchtete und verbreitete Krankheit „Beri-Beri" stark beigetragen.

Während dieser Wochen, welche wir als eine Zeit der Pause bezeichneten, blieb gleichwohl die japanische Artillerie beständig in Tätigkeit, und General Nogi glaubte ohne Zweifel, ihre Wirkung auf den Verteidiger müsse eine nicht unbedeutende sein. Am 19. September, also genau einen Monat nach dem ersten großen Angriff, war der japanische General der Ansicht, daß die gegnerische Stellung erschüttert sei, und ließ wieder einen allgemeinen Sturm beginnen. Es richtete sich dieser Angriff hauptsächlich gegen den nordwestlichen Teil des russischen Vorgürtels, und es gelang auch den Japanern am 20., die Lünette Rojusan nach heftigem Kampfe zu nehmen. Hier trat zum erstenmal während der Belagerung das Bajonett in Tätigkeit. Eine Anzahl Geschütze, welche gleichzeitig in die Hände der Japaner fielen, waren vorher unbrauchbar gemacht worden. Rojusan enthielt bekanntlich die Pumpwerke der Wasserleitung, und so war der Verlust ein empfindlicher, wenn man ihn auch schon seit langer Zeit voraussehen mußte. Die Befestigung von Etseschan zu nehmen, gelang den

Japanern dagegen nicht und sie wurden, einen Tag wie den andern, mit ungeheuren Verlusten zurückgeschlagen.

So verlief auch dieser Angriff im wesentlichen resultatlos; jedenfalls wurde nicht das Ziel Nogis erreicht, ein wichtiges Werk des äußeren Vorgürtels zu nehmen, damit eine Bresche in diesen zu reißen und zum Kern der Befestigungen vordringen zu können. Wie groß auch die früher erwähnten Fehler und Unterlassungen bei der Befestigung von Port Arthur gewesen sein mögen, so muß doch hervorgehoben werden, daß die vorhandenen Werke mit großer Umsicht angelegt waren, speziell insofern, als die Einnahme eines einzelnen Werkes noch direkt keinen militärischen Vorteil brachte. So ging es z. B. den Japanern diesmal, als sie das Fort Ischan gestürmt hatten. Sobald diese Befestigung von den Russen geräumt war, richteten die umliegenden russischen Forts mit ihren Geschützen ein so heftiges und dauerndes Feuer auf Ischan, daß es den Japanern nicht möglich war, es zu halten, sondern sie gezwungen waren, sich hinter der Höhe vorläufig einzugraben. Ihr Gewinn war also nur ein sehr geringer und bedeutete im Grunde nur das Ausfallen der wenigen russischen Geschütze, welche früher in dem nunmehr geräumten Werke gefeuert hatten.

Am 24. September fand auch dieser Angriff seinen Abschluß, und zwar mit einem Verlust für die Japaner von 3—4000 Mann.

Wiederum hatte General Nogi gesehen, daß die Widerstandskraft der Verteidiger noch lange nicht erschöpft war und man es auch mit sehr findigen Köpfen unter ihnen zu tun hatte.

Höchst interessant ist es, daß in diesem modernsten aller Kriege die Handbombe wieder auftauchte, wie sie vor ein paar hundert Jahren üblich war, und welcher die heutigen Grenadiere und früheren Bombardiere ihren Namen verdanken. Den Anfang damit scheinen die Japaner gemacht zu haben, und zwar, wenn wir einem Stösselschen Bericht folgen wollen, benutzten sie als Bomben leere Konservenbüchsen, Kisten und Schachteln, welche sie mit Sprengstoff füllten, eine Zündschnur daran anbrachten und deren äußeres Ende eben vorm Angriff anzündeten. Waren sie dann nah genug am Feinde, so warfen sie diese Bombe mit der Hand.

Die Russen bedienten sich dann des gleichen Hilfsmittels und zwar, wie es scheint, mit außerordentlichem Erfolge. Es liegt ja auch auf der Hand, daß gerade der Verteidiger in der Anwendung solcher Mittel im Vorteil war, speziell sicherer werfen konnte als ein anlaufender und ermüdeter Angreifer. So war

General Nogi vor Port Arthur.
(Nach einer Skizze von M. Plinzner.)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg. Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg.

Ein japanisches Schiffsgeschütz vor Port Arthur.
(From Stereograph, copyright 1905, by Underwood & Underwood, New York.)

z. B. am 23. September eine Anhöhe auf der Nordwestfront von den Japanern genommen worden. Bei Tagesanbruch gelang es auch den Russen durch einen Überfall, sich so dicht heranzuschleichen, daß große Mengen solcher Bomben mit Erfolg geworfen werden konnten. Die plötzlichen, von Greuel und Verwüstung begleiteten Explosionen der Bomben versetzte die japanische Mannschaft in so sinnlosen Schrecken, daß sie die Flucht ergriff und sich dann in Drahthindernissen verwickelte, welche man am Tage vorher allerdings gangbar gemacht, aber nicht völlig beseitigt hatte. Hier sollen sie sämtlich niedergemacht worden sein.

Inzwischen waren nun auch sechs 28 cm-Haubitzen eingetroffen und hatten Aufstellung gefunden. Vier sollen von den Wolfsbergen aus, zwei auf der West-

seite ihre Tätigkeit begonnen haben. Schon in den ersten Oktobertagen machte sich ihre Wirkung dadurch geltend, daß es gelang, Granaten in den Hafen von Port Arthur zu schleudern und das Schlachtschiff „Pobjeda" zu beschädigen. Größer als dieser Erfolg an und für sich war aber die moralische Wirkung auf die Besatzung von Port Arthur, denn es waren die ersten japanischen Granaten, welche den Anfang vom Ende unzart andeuteten und zeigten, daß weder Stadt, noch Arsenal, noch Schiffe auf die Dauer sicher wären.

Die Tatsache, daß in jenen Wochen gerade das Hafenbecken mit den Schiffen das Ziel dieser schweren Geschütze bildete, läßt darauf schließen, daß die Japaner keineswegs sicher waren, ob das Port Arthur-Geschwader tatsächlich und dauernd gefechtsunfähig sei oder nicht. Hätten sie gewußt, wie es um die Schiffe stand, so würden sie sich jene Granaten wohl gespart haben und sie lieber auf die Forts und Befestigungen gerichtet haben. Im übrigen fanden Anfang Oktober bis zur Mitte des Monats verschiedene kleine Angriffe statt, welche im wesentlichen ohne Erfolg verliefen, dagegen, wie alle vorherigen, große Verluste kosteten.

Ein neuer, also der dritte allgemeine große Angriff, begann am 26. Oktober und sollte, wie voreilige japanische Blätter berichteten, zum 3. November, dem Geburtstage des Mikado, endlich die trotzige Feste zu Fall bringen. Tatsächlich rüstete man in jenen Tagen in den japanischen Städten große Festvorbereitungen und hoffte bestimmt, General Nogi würde nun endlich zum Ziel gelangen.

So begann denn am 26. Oktober mit Einsatz beinahe aller Kräfte ein dritter allgemeiner Angriff, und zwar wieder gegen die Nordfront. Wohl gelang es den Japanern, wieder ein Stück vorzudringen und hier und da einen Teilerfolg zu erringen. Aber eine Lücke in die Vorlinie rissen sie auch jetzt noch nicht. Gekämpft wurde mit beispielloser Hartnäckigkeit und Wut, und alle Waffen von dem riesigen 28 cm-Geschütz bis zum Bajonett und der Handbombe traten zugleich in Tätigkeit. Die Verteidigung der Russen war über alles Lob erhaben, und wenn wir einen Grund für all diese Erfolge suchen, so war es nicht zum wenigsten der vordringende, offensive Geist, den die russischen Generale und unter diesen hauptsächlich Kondratenko und Smirnoff, ihnen einzuhauchen verstanden hatten.

Am 3. November war es den Japanern nach Verlust von mindestens 7000 Mann nur gelungen, die weit vorgeschobenen Vorwerke der Nordfront zu nehmen. Der eigentliche Vorgürtel, dessen Verlauf auf den verschiedenen Skizzen

ja deutlich zu erkennen ist, befand sich auch jetzt noch vollständig und geschlossen in den Händen der Russen. Am 6. November versuchte man noch einmal durch plötzlichen Angriff den bei Etseschan liegenden 203-Meter-Berg zu nehmen, aber ohne Erfolg. Ebenfalls wurde ein Angriff gegen Kikwan um Mitte November mit schweren Verlusten zurückgeschlagen. So war denn die erhoffte Verherrlichung des kaiserlichen Geburtstages ausgeblieben und die bereitgehaltenen Ausschmückungen für die Straßen Tokios und der anderen Städte mußten wieder in ihren Behältern liegen bleiben.

Bange Sorge lag überhaupt auf den Gemütern der leitenden japanischen Staatsmänner und wohl auch des Mikado. Sicher hatte man nicht geglaubt, der Krieg werde leicht sein. Was Port Arthur aber speziell anlangte, war man doch der Ansicht gewesen, daß es einen so hartnäckigen Widerstand nicht würde leisten können. Nun verlor man aber schon seit Monaten ungezählte Tausende vor der Festung, ohne daß auch nur entfernt das Ende abzusehen gewesen wäre.

Im Norden auf den schneebedeckten Feldern der Mandschurei hatte man zwar guten Mut, aber entscheidende Erfolge waren nicht erfochten und bei eisiger Winterkälte lagen sich die beiden Armeen gegenüber, die russische wuchs beinahe von Tag zu Tag durch Zuzüge aus Europa, und zwar ausgezeichnetes Truppenmaterial, während man sich nicht verhehlen konnte, daß die Reserven und Landwehrleute, die man dem General Oyama noch schicken konnte, nicht so hochwertig waren, wie die aktive Feldarmee, und auch nicht eine so gute Bewaffnung besaßen.

Allerspätestens zum Frühjahr mußte das Ringen in der Mandschurei wieder beginnen, und dann konnte unter Umständen die Übermacht der Russen schon eine sehr große sein, wenn nicht Port Arthur vorher zu Fall gebracht wurde. Dann wurde allerdings General Nogi mit seiner Belagerungsarmee frei und mußte unverzüglich die geschwächten Armeen Oyamas unterstützen. Das Jahr 1904 näherte sich seinem Ende, und so wurde diese Frage natürlich eine immer besorgtere.

Überblicken wir jetzt nach rückwärts die damalige Lage für die Japaner, so war sie sicher keine angenehme, eben wegen dieser außerordentlichen Unsicherheit. Um so höher ist die Charakterfestigkeit anzuschlagen, daß man nicht um ein Haar breit von dem anfänglichen Programm abwich. Man wählte ohne Zweifel durchaus das Richtige, indem man auch die größten Menschenverluste nicht scheute und rücksichtslos Truppenmassen auf Truppenmassen vor Port Arthur

opferte, um die Hände frei zu bekommen. Wir wissen alle, daß der Erfolg den Japanern Recht gegeben hat.

Was würde wohl geworden sein, wenn, wie es hohe deutsche Militärs im Sommer 1904 für richtig erklärten, Port Arthur nur durch ein kleineres Truppenkontingent von der Verbindung abgeschnitten und die Besatzung im Schach gehalten wäre, ohne daß man aber eine ernsthafte Belagerung in Angriff genommen hätte. Will man das Verfahren der Japaner kritisieren, so könnte man ihnen meiner Ansicht nach im Gegenteil vorwerfen, zu lange gewartet zu haben, bevor sie Port Arthur einschlossen und belagerten. Natürlich hing das auch mit der zögernden und übervorsichtigen Seekriegführung des Admirals Togo zusammen, und zu Anfang des Krieges, aber nur in den allerersten Monaten, mit der Unmöglichkeit, wegen des Eises zu landen. Aber gleichwohl war der Zeitpunkt so spät, daß noch irgendwelche andere Gründe, die wir nicht kennen, maßgebend gewesen sein müssen.

Der Geburtstag des Mikado.

Die folgende Schilderung gibt ein Bild von der Feier des Geburtstags des Mikado in dem für Japan so denkwürdigen Jahre 1904.

Der Geburtstag des Mikado (der 3. November) wurde dieses Jahr in Tokio mit der üblichen Parade begangen. Das heißt, wenn man sagt: mit der üblichen Parade, so ist das mit Salz zu verstehen. Angesagt war die Parade ja stets, aber sie fand nur in seltenen Fällen statt. Meistens wurde sie noch im letzten Augenblick abgesagt oder verschoben. Das war nun dieses Mal nicht der Fall. Erstens lag kein Grund vor, denn es war prächtiges Herbstwetter und die Luft so klar, daß man vom Aoyama-Exerzierplatz aus den prächtigen Kegel des heiligen Fujiyama in seiner wunderbaren, schneebedeckten Schönheit klar am Horizont emporragen sah, und dann erforderte die kriegerische Zeit, daß die Revue unter allen Umständen stattfand. Man hatte ja auch ein Interesse daran, zu zeigen, daß Japans Truppen noch nicht alle in der Mandschurei stehen.

Wer aus Yokohama nach Tokio herüberkam, oder wer, in Tokio ansässig, etwa einen Freund aus Yokohama am Bahnhofe erwartete, hatte ein recht trauriges Schauspiel als Einleitung. Gleichzeitig mit dem Zuge aus Yokohama kam ein anderer Zug an, der das Wappen des Roten Kreuzes trug: mehrere Hundert Verwundete, die in die Hospitäler der Hauptstadt gebracht wurden. Diese armen bleichen Gestalten, die nach ihrer beschwerlichen See- und Landfahrt auf dem

Bahnhof in Rickschas gehoben wurden, erregten menschliches Mitleid, und mancher zog ehrfurchtsvoll den Hut vor den Kämpfern, die für ihr Vaterland geblutet hatten.

Der Andrang des Volkes war dieses Jahr auf dem Aoyama-Felde wohl drei- bis viermal so stark als sonst, aber da die Polizei sich äußerst verständig benahm, ging alles, sowohl beim Aufmarsch wie beim Abmarsch glatt ab. In der Nähe des Kaiserzeltes sammelten sich die mit besonderen Karten Versehenen,

Eine japanische Bagagekolonne.
(Nach einer Photographie.)

Hofleute, japanische Offiziere, die Gesandten mit ihrem Stab usw. Die meisten Militärattachés fehlten, da sie der Armee ins Feld gefolgt sind. Trotzdem sah man viele fremde Uniformen. Auch ein paar koreanische Offiziere standen da, schüchtern verlegen, als ob sie wüßten, daß ihre Uniform keine Existenzberechtigung mehr hat.

Nach neun Uhr erschien der Kaiser, und wer nun darauf gespannt gewesen war, in seinen Zügen etwa Kummer und Sorgen oder Siegesstolz und Zuversicht zu lesen, der wurde sehr enttäuscht. Keine Miene verriet, was in dem Herrscher vorging. Mit Ruhe und Gleichgültigkeit, wie in früheren Jahren, stieg

er aus dem Wagen, begab sich auf kurze Zeit in sein Zelt und bestieg dann sein Pferd, um die Front abzureiten. Der einzige Unterschied bestand in der Uniform. Früher trug er gewöhnlich eine mit reicher Goldstickerei und mit breiten roten Streifen besetzte Paradeuniform; diesmal erschien er in einfacher Felduniform. Eine Feldmütze, eine sehr kurze, schmucklose schwarze Jacke und weiße Hosen waren das Kostüm des Herrschers.

Man weiß, daß der Mikado kein feuriger Reiter ist, diese Tracht kleidete ihn noch weniger vorteilhaft, und so machte er keine glückliche Figur auf dem Pferde. Und doch imponierte seine unveränderliche Ruhe, seine Selbstsicherheit, die das Bewußtsein göttlichen Ursprungs mit unzweifelhafter Zukunftsselbstverständlichkeit widerzuspiegeln schien.

Der Vorbeimarsch der Truppen, etwa zehntausend Mann im ganzen, machte einen guten Eindruck. Die Japaner machen ja nicht unseren preußischen Parademarsch, aber offenbar geht es auch so. Es war fast alles Infanterie, nur wenige Schwadronen Kavallerie und ein paar Batterien machten den Schluß.

Ohne ein Zeichen von Teilnahme ließ der Kaiser das militärische Schauspiel an sich vorüberziehen; etwas lebhafter benahm sich der Kronprinz, eine kleine, zierliche Gestalt, während sein Vater bekanntlich für einen Japaner breitschulterig und ziemlich groß ist.

Als der Vorbeimarsch beendet war, traten der Mikado und sein Sohn noch für kurze Zeit in das Kaiserzelt und fuhren dann ab.

Es war neu, daß beide bei dieser Gelegenheit von der Volksmenge mit lautem Banzai begrüßt wurden. Das war sonst nicht der Fall. Der Japaner begrüßte seinen Herrscher durch stumme Verneigung oder gar durch Niederwerfen; ja, ganz loyale Gemüter wandten sich um und wagten ihn gar nicht anzusehen. Die moderne Zeit bricht sich Bahn; man wagt schon, ihm zuzurufen. Er ist es ja auch, dem alle die Siege zuzuschreiben sind. Sein göttlicher Einfluß und seine übermenschliche Tugend sind es, die die japanischen Truppen befähigen, das große Rußland zu schlagen. Das ist die japanische Auffassung.

Der Kaiser fuhr dann nach seinem Palaste, wo ein Frühstück für die tüchtigsten Beamten, die Minister und die Gesandten der fremden Staaten stattfand.

In früheren Jahren ließ der Minister des Auswärtigen immer für den Abend des kaiserlichen Geburtstages Hunderte von Einladungen ins Imperialhotel ergehen; es wurde getanzt, soupiert und Sekt getrunken. Das fiel dieses Mal aus. Die ernste Zeit duldet so rauschende Vergnügungen nicht.

Japanische Soldatenbriefe.

Es mögen einige Briefe japanischer Soldaten folgen:

„Es ist Herbst geworden. Das Gemüse, das wir lange entbehren mußten, ist jetzt reif. Wir haben es geerntet und eingesalzen. Jetzt essen wir es alle Tage. Die Belagerung ist sehr interessant und gar nicht sehr gefährlich. Manchmal gehen wir einige tausend Meter weit am Meeresufer spazieren. Mit Netzen fangen wir Fische. Wir essen sie gebraten oder kochen sie mit dem Sake, den uns der Kaiser geschickt hat.

Es ist ziemlich kalt. Infolgedessen hat sich unser Körpergewicht vermehrt, wird sind dicker geworden, auch deshalb, weil wir keine Mädchen hier haben. Mit meiner Gesundheit geht es immer besser. So lange mich keine Kugel trifft, bin ich vergnügt. Die Strapazen sind ja in Wirklichkeit groß, aber die Übung hilft sie tragen.

Manchmal fallen die Achtundzwanzig-Zentimeter-Granaten in der Nähe des Lagers zu Boden, aber es macht uns nichts. Nur die Fliegen in den Hütten erschrecken und fangen ein großes Gebrumm an. Manchmal fällt auch durch die Erschütterung der Ruß und Staub von den Wänden, denn die chinesischen Hütten sind sehr schmutzig.

Vor acht Tagen war der Geburtstag des Vaters. Ich konnte nicht an seinem Grabe beten, da ich für das Vaterland fechte. Es tut mir sehr leid, aber es geht eben nicht anders. Aber der Vater wird es wissen, er wird sich im Grabe freuen, da er ja selber zur Zeit der Revolution in Sathuma tapfer für den Kaiser mitgefochten hat. Ich möchte Dir gern vom Kriege etwas erzählen, aber die Aufsicht ist sehr streng. Es geht nicht. Im „Chuwo Shimbun" hat kürzlich eine Schilderung gestanden, die im allgemeinen richtig war. Es ging gerade ein Korrespondent von uns weg nach Tokio; da hat er wohl in Tokio geschrieben . . ."

Man sieht diesem Briefe deutlich an, wie er unter Kontrolle geschrieben ist. Das Bramarbasieren von den Fliegen, die die einzigen sind, welche sich vor den russischen Granaten fürchten, die Fischerei-Idylle usw., das ist alles für den kontrollierenden Offizier geschrieben. Gelegentlich stiehlt sich dann ein Wort über die Strapazen, die Kälte, den Schmutz, über Krankheit und dergleichen hinein.

Ein anderer Brief enthält, außer gleichzeitigen Familiennachrichten, folgende Zeilen:

Eine japanische Batterie aus einer gedeckten Stellung feuernd.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

„Ich habe seit dem 26. Juli an der Belagerung von Port Arthur teilgenommen. Jetzt können wir von der Stellung, die wir eingenommen haben, die Stadt und den ganzen Hafen übersehen. Die Russen verteidigen sich mit Verzweiflung. Jetzt sind sie in die Batterien der Stadt hineingekrochen, so daß wir ihnen nicht in der Feldschlacht begegnen können. Auch können wir auf dem flachen Felde hier nicht stürmen, deshalb können wir Euch noch keine Siegesnachricht geben. Die russische Flotte ist beinahe vernichtet. Von den Verschanzungen auf der Rückseite werden alltäglich welche von uns genommen. In kurzer Zeit wird die Festung fallen. Der hartnäckige Stössel wird sich ergeben oder sterben müssen. Das tut uns leid, obwohl er unser Feind ist. Ich möchte

Eroberung eines Forts von Port Arthur durch die Japaner.
(Nach einer Zeichnung von Th. Sheldon.)

gerne über die Operationen schreiben, aber jeder Brief wird streng durchgesehen. Ich kann deshalb nicht so genau schreiben, aber Ihr hört ja wohl über Tschifu allerlei.

Über die Niederlage der Wladiwostock-Flotte, die Vernichtung des „Nowik", die Schlacht bei Liaojang, haben wir uns hier sehr gefreut. Die Russen müssen nach Mukden zurück, sie werden auch Mukden nicht halten können. Der Krieg ist für uns gewonnen. Wir werden uns mit Deutschland und Frankreich auf eine Stufe stellen.

Die Aktion der Belagerung ist wirklich großartig. Jede Nacht blitzen die Scheinwerfer. Zwei Luftballons haben wir steigen lassen. Die Zahl der Kanonen ist auf beiden Seiten zusammen dreihundert und die der Soldaten über hunderttausend. Solche große Belagerung hat die Weltgeschichte noch nicht gesehen. Ich bin sehr stolz darauf, daß ich dabei sein kann. Die gräßlichen Bilder beim Vorstoß, bei den Nachtangriffen, sind gar nicht zu beschreiben. Die Geschosse fallen in unserer nächsten Nähe, wir sammeln dann später die Scherben. Die Explosionskraft der russischen Granaten ist sehr schwach, doch haben schon einige der Unseren durch sie ihre Köpfe verloren; sie hatten jedenfalls ihr Gebet versäumt. Ein japanischer Soldat fiel in ein Loch, das von dem feindlichen Geschoß geschlagen war, und kam ums Leben. Das Leben des Menschen ist doch recht unsicher. Sobald Port Arthur gefallen ist, werde ich Euch genauere Nachricht geben . . ."

In diesem Briefe ist schon mehr von den Mühseligkeiten und dem Unglück des Krieges zu lesen. Es gibt aber auch andere Briefe. Manchmal kommt es vor, daß ein Soldat sich der lästigen Überwachung auf einige Zeit entziehen kann. Dann schreibt er, wie ihm wirklich ums Herz ist. Es kommt vor, daß ein Brief nach Japan gelangt, der nicht von den Offizieren durchgelesen worden ist. Es geht ein Berichterstatter von der Front nach Hause, ein Verwundeter wird heimgeschickt und dergleichen mehr. Bei solchen Gelegenheiten gehen dann Briefe mit, die ganz anders lauten. Da steht dann offen und ehrlich da, daß die Menschen fallen wie die Fliegen unter dem rasierenden Feuer der russischen Festungsgeschütze oder in die Luft gesprengt von den russischen Minen. Da heißt es: „Wenn Ihr wüßtet, wie es uns geht, so würdet Ihr kein Banzai feiern, Ihr würdet Frieden schließen und den Russen das Loch lassen." Da spricht sich die Seele des armen Soldaten aus, der nicht weiß, wofür er sich eigentlich so quälen lassen muß, wofür er zum Krüppel geschossen wird.

Aber von solchen Briefen hört man nur gelegentlich durch gute Freunde, die wieder unter den Japanern gute Freunde haben. Niemals wird ein Japaner einem Europäer einen solchen Brief oder dessen Übersetzung in die Hand geben. Dem armen Teufel, von dem es herauskäme, daß er solch einen Brief geschrieben hat, würde es auch schlecht gehen.

Weitere Angriffe.

Nachdem General Nogi bei dem dritten allgemeinen Angriff wieder eine ungeheure Menge tapferer Offiziere und Soldaten verloren hatte, ohne weiter zu gelangen als zu dem Gürtel der Außenbefestigungen, beschloß er, soweit wir unterrichtet sind, in dieser Periode methodisch durch Minenangriffe sich zu nähern. Es mag auch hinzugekommen sein, daß in Japan sich der Unwille und die Besorgnis wegen der ungeheuren Menschenverluste nach jedem fehlgeschlagenen Angriff vergrößerte.

General Nogi wurde verschiedentlich in der Presse aufgefordert, das Oberkommando niederzulegen, und das Gerücht, daß er es getan habe, drang auch nach Europa. Allerdings hat es sich, wie wir wissen, nicht bewahrheitet. Es ist aber charakteristisch für die Japaner und für den festen Glauben des Volkes an seine Unbesieglichkeit und Unwiderstehlichkeit, daß man einen Feldherrn für untüchtig erklären wollte, welcher schließlich doch keinen Mißerfolg gehabt hatte, sondern dessen schwere Aufgabe nur lange Zeit in Anspruch nahm und große Verluste verlangte.

Ich halte es auch kaum für möglich, daß die Verluste der Japaner durch ein zweckmäßigeres Vorgehen geringer hätte werden können. Sie mußten zunächst die sämtlichen Außenbefestigungen und Vorwerke nehmen, und die Artillerie allein konnte das selbstverständlich nicht machen. Befand sie sich doch gerade während dieses ersten Teils des Kampfes gegenüber der russischen entschieden im Nachteil. Einmal weil diese, wie bei einer planmäßig gebauten Festung natürlich ist, zweckmäßiger angelegt war, und dann, weil die Japaner damals, also bis zu der Periode, wohin wir jetzt gelangt sind, noch nicht über alle Artillerie, speziell erst über einen Teil der schweren 28 cm-Haubitzen verfügten.

Nun begann also die mühsame und planmäßige Minenarbeit, zunächst gegen die nördlichen Werke Kikwantschang, Erlungschan und Sungtsuschang. Die Russen schlugen dieselbe Taktik ein, legten Gegenminen und machten zuweilen energische Ausfälle.

Am 20. November glaubten die Japaner ihre vorbereitenden Arbeiten weit genug vorgeschritten und machten einen Sturmangriff auf die genannten Forts. Wenn es ihnen auch verschiedene Male gelang, in die Werke einzudringen und die Gräben zu überschreiten, so wurden sie doch immer wieder von den heldenmütig kämpfenden Russen herausgeworfen. Am 24. November zogen sich die Japaner zurück und die tapfere Besatzung konnte wiederum auf einen, wenn auch sehr schwer erkämpften Erfolg zurückblicken. Bei allen diesen Angriffen und ihrer Abwehr wurde im Handgemenge gestritten. Bajonett, Gewehrkolben, Revolver und Handgranate bildeten die Waffen, oder man packte sich gegenseitig und stürzte sich mit dem Feinde die Mauer oder den Abhang hinunter.

Am 26. November, nachdem inzwischen erhebliche Verstärkungen an Streitkräften in Dalny eingetroffen und auf die Stellungen verteilt waren, nahm der vierte große Angriff der Japaner seinen Anfang. Es galt namentlich, den sogenannten „Hohen Berg", auch Royusan oder 211-Meter-Berg genannt, zu nehmen. Er, wie die neben ihm gelegene Spitze, der 203-Meter-Berg, waren besonders befestigt und auch wegen ihrer schwierigen Formation schwer zu nehmen. Eine dritte Höhe endlich schloß sich diesen beiden an mit Namen Akasaka.

Die Wichtigkeit dieser Kette für die Angreifer bestand in ihrer Höhe und beherrschenden Lage gegenüber den anderen Befestigungen und Port Arthur selbst. Die Russen waren sich dieser Wichtigkeit ebenso bewußt wie die Japaner, und es wurde gerade hier in der Zeit vom 26. November bis 5. Dezember mit beispielloser Todesverachtung und auch Energie auf beiden Seiten gekämpft. Ein englischer Berichterstatter und Augenzeuge sagt, es sei ein Riesenkampf gewesen, und niemals in der Geschichte irgend eines Landes sei ruhmvoller und todesverachtender gekämpft worden, als während dieser zehn Tage um den Royusan-Berg.

Am 28. November gelang es zuerst den Japanern, den 211-Meter-Berg zu erklimmen; konnten sie sich auch oben nicht halten, so gelang es ihnen doch, sich nicht weit vom Gipfel einzugraben und zu halten. Die beiden andern Spitzen der Hügelkette zu nehmen, gelang nicht. Zwei Tage später standen sich Russen und Japaner auf dem Gipfel des Royusan gegenüber. Und nachdem man sich während der nächsten Tage durch Laufgräben und Verschanzungen gegen das russische Feuer vom 203-Meter-Berg und dem Werk Akasaka gedeckt hatte, erfolgte dann am 5. Dezember wieder ein definitiver Sturmangriff, und die Russen wurden zurückgeworfen. Die drei wichtigen Höhen befanden sich also am

6. Dezember in den Händen der Japaner. Praktisch und listig, wie sie sind, hatten sie während dieses Angriffes, da der Wind gerade auf die Russen zu stand, große Haufen von dort liegendem Brennmaterial angezündet. Rauch und Flammen trieben infolge des starken Windes mit großer Gewalt auf die russi-

Aufwerfen von Laufgräben durch die Japaner.

(From Stereograph, copyright 1905 by Underwood & Underwood, New York.)

schen Befestigungen des 203-Meter-Berges und schlugen den tapferen Verteidigern ins Gesicht, so daß sie zurück mußten. Dem japanischen Erfolge folgte zunächst ein fünfstündiger Waffenstillstand, um die Masse der Toten zu begraben.

Über diese Kämpfe schreibt ein russischer Offizier das folgende:

„Seitdem die Japaner die Attacke auf den Hohen Hügel am 28. begannen,

ist ununterbrochen gekämpft worden. Die steilen, sandigen Abhänge des Hügels waren streifenweise mit Schnee bedeckt, als die Japaner die Schlacht begannen, in der heldenmütige Taten eine vollständige alltägliche Erscheinung wurden, und die so blutig war, daß selbst die abgehärtetsten Veteranen Port Arthurs ein Schaudern ergriff.

Die Japaner waren gezwungen, die steilen Abhänge, häufig ohne selbst feuern zu können, zu erklimmen, angesichts eines Gewehr- und Maschinengewehrfeuers, wie es mörderischer vielleicht niemals sich ergossen hat. Ich bin dabei gewesen und es schien mir, daß Fleisch und Blut ein solches Feuer auch nicht eine Minute aushalten könnten. Zug- und kompagnieweise wurde der Feind niedergemäht, aber es fanden sich immer wieder andere, die grimmig und ohne zu wanken vorwärts preßten. Ihre Tapferkeit war über alles Lob erhaben, und dasselbe läßt sich von der Tapferkeit unserer Leute sagen. Oft fand ein Nahkampf statt, bei dem die Leute die Mündungen ihrer Gewehre gegen die Brust des Gegners drückten oder ihre Bajonette wie Säbel gebrauchten.

Die Hügelseite war mit Leichen überstreut und der Schnee rot von dem Blute der Verwundeten, von denen einige an die Schneestellen gekrochen waren, um von der Kälte des Schnees Linderung ihrer Todesschmerzen zu suchen. Schließlich zogen wir uns, wie bei einem ähnlichen Vorkommnis, zurück und überließen die Arbeit, den Feind von der Höhe zu treiben, den Geschützen der benachbarten Forts, besonders denen von Liaotischau, gegen die ein Widerstand unmöglich ist.

Ein Zwischenfall wird meinem Gedächtnis ewig eingeprägt bleiben. Als der japanische Fahnenträger den Gipfel erreichte und die Fahne in den Boden stieß, stürzte ein gigantischer russischer Korporal mit wütendem Schrei aus den Reihen seiner zurückgehenden Kameraden auf die Höhe zurück, ergriff die Fahne, zerriß sie mit Händen und Zähnen und brach dann, von sieben Kugeln durchbohrt, zusammen.

Nachdem die Japaner sich vor dem Artilleriefeuer zurückgezogen hatten, besetzten wir den Hügel. Der zweite und dritte Angriff waren Wiederholungen des ersten, obgleich der zweite der wütendste von allen war und fast nur im Nahkampf ausgefochten wurde. Es wurde kein Pardon gegeben. Als während des dritten Angriffs die Russen, noch immer dem Feinde zugewendet, den Rückzug antraten, erkletterte ein japanischer Fahnenträger mit hochgehaltener Fahne den Gipfel und brach, die Fahne fest umklammernd, tot zusammen. Sofort er-

hob ein anderer die Fahne, um, von einem Dutzend Schüssen getroffen, niederzusinken. Dieses Bild wiederholte sich noch sechsmal. Als schließlich der neunte Mann die Fahne ergriff, rief der russische Offizier: „Schießt nicht auf den Mann mit der Fahne, sie wird doch aufgepflanzt."

Die Japaner wendeten bei diesem Angriff mit gutem Erfolg ein merkwürdiges Mittel an. Sie hatten gewaltige Scheiterhaufen aus Holzkohle und Getreidegarben aufgebaut, und diese zündeten sie an, als der Wind in der Richtung auf die russischen Stellungen blies. Der Brand war ganz enorm. Die Flammen und der Rauch trieben die Russen zum Rückzug.

Die rote Glut enthüllte ein Bild, schauerlicher und höllischer, als Dante es jemals gedacht hat. Bis dahin hatten die Japaner sicherlich zweitausend Menschenleben eingebüßt. Unsere Verluste waren unter zweitausend. Der ganze Abhang war buchstäblich mit Toten und Verwundeten bedeckt. Die Gräben waren Blutbäche, und jeder hervorragende Punkt des Bodens, jeder Erdkloß, jedes Gewehr, alles war rot gefärbt.

General Stössel sagte: „Wir könnten den Hügel wieder nehmen, aber er ist nicht von genügender Wichtigkeit für uns, um weitere Opfer zu rechtfertigen." Seitdem haben viele kleinere Gefechte stattgefunden, aber die Aufgabe, den Feind davon abzuhalten, den Hohen Hügel zu besetzen oder Geschütze dort in Stellung zu bringen, wurde hauptsächlich den Schrapnells der anderen Forts überlassen. Die Japaner, die den Hügel lediglich zur Beobachtung des Hafens benutzen, tun auch dies nur unter großen Gefahren.

Dem Sturm folgte ein Waffenstillstand von fünf Stunden zur Beerdigung der Toten. Es war große Eile nötig, und die Japaner haben sicherlich furchtbare Fehler gemacht. Ganze Leichenhaufen, unter denen sich zweifellos hilflose Verwundete befanden, wurden einfach in Gruben und Gräben geschaufelt. In der Dunkelheit und in der fieberhaften Hast, mit der gearbeitet wurde, konnte man Verwundete und Tote nicht unterscheiden. Kaum einer der Offiziere, die an der Verteidigung des Hügels teilnahmen, kam unverwundet davon, und die Zahl der gefallenen jungen Offiziere war unverhältnismäßig groß.

Port Arthur macht, abgesehen von dem Donner der Geschütze, einen schweigsamen, verlassenen Eindruck. Die Russen sind sparsam mit ihrer Artilleriemunition und schießen nur, wenn sie des Erfolges ihres Schusses ganz sicher sind. In den Forts leben noch 16000 Mann, und diese haben wenige Augenblicke der Ruhe. Sämtliche Generale, mit Ausnahme Stössels, liegen mit

den Leuten in den Forts. Jedes Gebäude der Stadt ist mehr oder weniger beschädigt.

General Stössel hat die ganze Bevölkerung auf regelmäßige Rationen gesetzt, die drei Monate lang reichen können. Der Bestand der Munition genügt für eine viel längere Zeit. Meiner Ansicht nach werden die Japaner die Festung niemals nehmen und unter den augenblicklichen Umständen auch nicht imstande sein, den 203-Meter-Hügel besetzt zu halten.

Port Arthur sah niemals gräßlicher aus als in der Nacht vom 9., in der japanische Granaten wiederholt in die Hospitäler einschlugen und 7 Patienten töteten. Andere Patienten, die fähig waren, zu fliehen, liefen in die mit frischem Schnee bedeckten Straßen hinunter. In ihren weißen Hospitalgewändern sahen diese blassen, verstümmelten und zerrissenen Gestalten grauenhaft aus. Es dauerte eine ganze Weile, ehe es der Wache gelang, die Leute zur Rückkehr in die Hospitäler zu bewegen, und eine Anzahl von ihnen starb infolge der Kälte, der sie sich ausgesetzt hatten. In den Hospitälern liegen jetzt 8000 Kranke und Verwundete."

Ein anderer von den russischen Offizieren, die in Tschifu eingetroffen sind, erzählte dort, daß die Spitze des 203-Meter-Hügels, dessen Eroberung den Japanern so furchtbare Verluste kostete, nur von 600 Russen besetzt war. Dies stimmt allerdings nicht ganz überein mit dem Bericht des Kommodore Mitzensow, der von einem russischen Verlust von etwa 2000 Mann bei dem Kampf um den Hügel spricht. Interessant ist es, daß auch hier, genau wie am Schaho, die erbitterten Gegner während des Waffenstillstandes aus ihren Schanzen hervorkamen durch die Überreichung von sechs Flaschen Kognak. Die Japaner revanchierten sich mit acht Flaschen Bier. Bier gibt es in Port Arthur nicht mehr. Als japanische Offiziere zu den Russen sagten: „Ihr seid tapfer!" antwortete General Smirnoff, der Kommandant des Forts: „Wir sind nicht tapfer, aber wir kennen unser Geschäft."

Hiermit war eigentlich das Schicksal der Festung entschieden. Wohl konnte man nicht sagen, wie lange es noch dauern würde, bis die japanische Flagge auf den Mauern von Port Arthur wehte, aber ein langer Widerstand erschien nunmehr ausgeschlossen. Gerade diese beherrschenden Höhen der Westseite waren ja, wie ich andeutete, von außerordentlichster Wichtigkeit. Sie beherrschten Stadt und Hafen und waren höher auch als die umliegenden Befestigungen. Letztere beschossen allerdings zunächst noch die genommenen Stellungen von allen

Seiten, so daß es den Japanern vorläufig noch nicht möglich war, dort Geschütze in Stellung zu bringen. Dazu vielmehr bedurfte es erst weiterer artilleristischer und anderer Vorbereitung. Ein außerordentlich wichtiger Erfolg lag jedoch darin, ganz abgesehen davon, daß die Stellung eben nicht mehr feuern konnte, daß die Japaner Beobachtungsposten ganz nahe an die Spitze legen und durch diese das indirekte Geschützfeuer der schweren Haubitzen auf die Festung Port Arthur selbst und vor allem die dort liegenden Schiffe richten lassen konnten.

Berichterstatter und Korrespondenten beobachten die Operationen der Japaner gegen Port Arthur.

(From Stereograph, copyright 1905 by Underwood & Underwood, New York.)

Neun Tage nach der Einnahme des Hohen Berges traf die eingeschlossene Armee noch ein weiterer und ganz außerordentlich schwerer persönlicher Verlust durch den Tod des Generals Kondratenko. Dieser ausgezeichnete General ist durch seine Popularität, seine ungeheure, nie ermüdende Ausdauer und seinen stets unerschöpflich erfinderischen Geist die Seele des Widerstandes gewesen. Wir kommen auf diese Frage nachher noch einmal zurück. Eine japanische 28 cm-Haubitze durchschlug mit ihrem in hohem Bogen auf die Bedeckung einer Kasematte auftreffenden Geschoß diese und tötete alle Leute, die sich darin befanden, unter ihnen Kondratenko.

Unwillkürlich müssen wir bei dieser Gelegenheit wieder an die zu Anfang dieses Kapitels von einem russischen General erhobenen schweren Vorwürfe denken, daß aus Sparsamkeitsrücksichten gerade die Eindeckungen der Kasematten nicht die genügende Dicke und Widerstandskraft erhalten hätten. Stössel soll einmal gesagt haben, Kondratenko sei seine rechte Hand, und wenn ihm diese abgehauen werde, so müsse er die linke dem Feinde zur Übergabe entgegenstrecken. Es mag das nun wahr sein oder nicht, jedenfalls ist Tatsache, daß Kondratenko der eigentliche Leiter der ganzen Verteidigungsarbeiten war und die Gabe hatte, Offiziere und Mannschaften zu Todesverachtung und, was noch mehr sagen will, zur Initiative anzuspornen.

Welches eigentlich die Rolle Stössels gewesen ist, was und ob er etwas als Führer geleistet hat, das wissen wir noch nicht, und vielleicht wird es auch niemals wirklich einwandfrei bekannt werden. In seinen dämmerlichen Telegrammen deutete Stössel aber bereits an, daß mit Kondratenko etwas ebenso Nötiges wie Unersetzliches verloren gegangen sei.

Die Beschießung des Hafens.

Nach der Einnahme des 203-Meter-Berges begannen die japanischen Geschütze ungesäumt ihr Feuer auf die Schiffe der russischen Flotte, welche in den verschiedenen Teilen der Hafenbassins umherlagen. Man wollte unter allen Umständen sicher sein, daß diese Schiffe tatsächlich ausgeschaltet wären. Andererseits wollte man so schnell wie möglich die eigene Flotte entlasten, da inzwischen ja die Baltische Flotte sich schon seit anderthalb Monaten auf der Reise befand und die japanischen Schiffe dringend der Reparatur und Instandsetzung, vor allem auch des Dockens bedurften.

Man nahm sich die russischen Schiffe einzeln zum Ziel, und jetzt konnten sich diese nicht mehr wie früher in das östliche Hafenbecken zurückziehen und dort sicher fühlen. Es beherrschten vielmehr die japanischen Geschütze jetzt alle Teile des örtlich ziemlich weit ausgedehnten und verzweigten Hafenbeckens.

Die Beschießung begann am 3. Dezember und dauerte bis zum 12. desselben Monats. Sie richtete sich hauptsächlich gegen die vier Linienschiffe „Retwisan", „Poltawa", „Pereswjet" und „Pobjäda", die zwei Kreuzer „Pallada" und „Bajan", das Kanonenboot „Giljak" und das Minenschiff „Amur", die — im Gegensatz zu dem Turmschiff „Sewastopol", das während der Beschießung mit Tagesanbruch seinen Ankerplatz nach der äußeren Reede verlegte

— ihre Standorte beibehielten. Man hat das Verhalten dieser Schiffe auf verschiedene Weise zu erklären versucht. Die Annahme, daß alle acht Schiffe schon vor Beginn der Beschießung nicht bloß gefechts-, sondern geradezu bewegungsunfähig gewesen seien, ist wohl kaum zutreffend; eher wäre es denkbar, daß man sich durch die Lage der Dinge gezwungen sah, Mannschaften und Geschütze der Schiffe zur Verwendung im Landkampfe heranzuziehen. Es ist auch behauptet worden, daß die Russen selbst ihre Schiffe durch Öffnen der Grundventile in das seichte Wasser versenkt hätten, um sie dadurch vor der Zerstörung durch die Beschießung wenigstens einigermaßen zu schützen. Doch widersprechen dem die seitens der Japaner gemachten Beobachtungen während der Beschießung, auf die wir sogleich zurückkommen werden. Eine bestimmte Bestätigung hat diese Behauptung nicht erfahren; auch anläßlich der Übergabe von Port Arthur haben sich die russischen Offiziere nicht darüber geäußert, ob die Schiffe durch Einlassen von Wasser oder infolge der Beschießung gesunken sind.

Über Verlauf und Erfolg dieser Beschießung sind die nachstehenden interessanten Einzelheiten bekannt geworden: Verwendet wurden dazu vornehmlich die an Land geschafften Schiffsgeschütze. „Pobjäda" wurde am 3. Dezember sechsmal, am 5. siebenmal getroffen; am 8. hatte er sich stark nach Backbord übergelegt, so daß der unterhalb der Wasserlinie befindliche Teil des Schiffsrumpfes gegen Westen hin sichtbar wurde. Der mittlere Schornstein wurde schwer beschädigt und das Schiff hatte Schlagseite nach achter und sank bis zum Hauptdeck unter Wasser. Der „Retwisan" erhielt an den beiden ersten Tagen der Beschießung 19 Treffer und erlitt schwere Beschädigungen; am 8. nachmittags war er bereits so weit weggesunken, daß er auf dem Grunde stand; auch hatte er sich beträchtlich gegen Steuerbord übergelegt, und fast das ganze Oberdeck lag unter der Wasserfläche. Nach der Beschießung am 9. reichte der Wasserspiegel bei Hochwasser bis an den Kommandoturm heran. Ebenso stand es mit „Poltawa", die bereits nach elf am 5. erhaltenen Treffern gesunken war. „Pereswjet" lag am 7. mit dem Oberdeck unter dem Wasserspiegel, der bei Hochwasser am Heck bis an den Gang, am Bug bis an das Torpedorohr reichte. „Pallada", die zwischen „Retwisan" und „Amur" lag und deshalb vom japanischen Beobachtungsposten aus nicht gut übersehen werden konnte, ließ am 8. ein leichtes Sinken des Hinterteiles erkennen; später fing der Kreuzer Feuer und legte sich nach Backbord über, wobei das Heck unter Wasser sank. Auch der „Bajan" geriet an diesem Tage in Brand und legte sich so stark nach Back-

bord über, daß er beinahe kenterte. Das Minenschiff „Amur" sank am 8., von vierzehn Schüssen getroffen, mit dem Heck weg; das Kanonenboot „Giljak", das dicht unter Land lag, wurde mit elf Treffern auf den Grund gesetzt.

Während der Beschießung der Schiffe erlitten auch die russischen Warenlager, Magazine und andere am Innenhafen in der Nähe des Forts Paiyuschan und des Arsenals gelegene Gebäude erheblichen Schaden. Am 5. Dezember verursachte ein Geschoß, das in ein südlich vom genannten Fort gelegenes Magazin eingeschlagen hatte, eine heftige Explosion, die eine mehrere Stunden lang anhaltende Feuersbrunst zur Folge hatte. Am 13. richtete sich die Beschießung hauptsächlich gegen das Arsenal, das Torpedolager auf der Tigerschwanz-Halbinsel und die dort in der Nähe gelegenen Schiffe und Boote. Das Torpedolager stand eine Stunde lang in Flammen, und von den Schiffen wurden drei zerstört, eins zum Sinken gebracht.

Dem Turmschiff „Sewastopol", dessen Ankerplatz die Japaner im östlichen Teile des Hafens am großen Krahn ermittelt zu haben glaubten, von dem aber bloß Mast und Oberbau sichtbar waren, während der Rumpf ganz durch einen Hügel verdeckt wurde, war zunächst trotz lebhafter Beschießung nicht ausgiebig beizukommen. Immerhin sah man sich, wie bereits erwähnt, bald veranlaßt, dieses Schiff während des Tages nach der äußeren Reede zu dirigieren, wo es nur indirekt beschossen und überdies wegen der ungünstigen Witterung nicht genügend beobachtet werden konnte. Es wurde daher die japanische Torpedobootsflottille zur Mitwirkung herangezogen. Diese unternahm in der Nacht zum 9. Dezember einen ersten Angriff auf die „Sewastopol", dem am 12. und 13. weitere zwei- und dreifach wiederholte Angriffe folgten. Ein Erfolg wurde jedoch nicht erzielt, das angegriffene Schiff wies die Angreifer jedesmal mit heftigem Feuer zurück, und dieses würde wohl noch weit wirksamer gewesen sein, wenn die „Sewastopol" nicht einen erheblichen Teil ihrer Geschütze an die Landbefestigungen hätte abgeben müssen. Immerhin wurde ein japanisches Torpedoboot kampfunfähig gemacht und mußte zurückgeschleppt werden, drei andere erhielten je einen Schuß. Am 14. September morgens griffen abermals zwei Torpedobootsflottillen die „Sewastopol" während eines starken Schneefalles an, und diesmal traf ein Torpedo das Schiff, so daß es mit dem Bug bis über das Torpedorohr wegsank. In der folgenden Nacht wurde der Angriff mit sechs Torpedoboot-Abteilungen und noch einigen weiteren, besonders dazu bestimmten Torpedobooten erneuert und bis zum nächsten Morgen ununterbrochen

Japanische Schützenkette.

(From Stereograph, copyright 1905, by Underwood & Underwood, New York.)

fortgesetzt. Dabei wurde eins von den angreifenden Booten von mehreren feindlichen Geschossen getroffen, bewegungsunfähig gemacht und sein Kommandant nebst fünf Mann getötet. Ein zweites Boot, das ihm zu Hilfe eilte und es mitten im heftigsten Feuer ans Schlepptau nahm, wurde von mehreren Granaten getroffen; dazu brach auch noch die Trosse. Das schwer beschädigte Boot mußte nun verloren gegeben und nach Aufnahme seiner Bemannung zurückgelassen werden. Noch ein weiteres japanisches Boot wurde in diesem Kampfe zeitweise aktionsunfähig, konnte aber in Sicherheit gebracht werden. Der Verlust an Toten und Verwundeten betrug 24 Mann. Von den russischen Schiffen, die neben der „Sewastopol" an diesem Kampfe beteiligt waren (es waren dies das Panzerkanonenboot „Otwaschnji" und mehrere Torpedobootzerstörer), sah die japanische Beobachtungsstation einen Torpedobootzerstörer mit gebrochenen Masten auf Grund gehen. Aber auch die Widerstandsfähigkeit der „Sewastopol" war erschöpft. Ein Torpedo — nach Aussage eines russischen Gefangenen hatten derer nicht weniger als acht das Torpedonetz des Turmschiffes getroffen — hatte ein Loch von ungefähr acht Fuß Länge an der hinteren Backbordseite in den Schiffsrumpf gerissen. Alles Auspumpen half nichts mehr; der Stern des Schiffes sank weg, und später legte sich das ganze Schiff auf den Grund, nachdem — nach einer amerikanischen Berechnung — mindestens 150 Torpedos auf dasselbe verfeuert worden waren.

Außer den obengenannten Schiffen sind bis zur Kapitulation von Port Arthur noch die zur sibirischen Flottille gehörigen Torpedokreuzer „Gaidamak" und „Bsadnik" nebst drei Torpedobootszerstörern zum Sinken gebracht und das Kanonenboot „Bobr" durch Granatenfeuer völlig zerstört worden. Nach der Übergabe entdeckten die Japaner im Hafen noch mehrere gesunkene Schiffe größerer Art, die während der Beschießung des Hafens nicht besonders beobachtet werden konnten, und von denen eins oder das andere wohl von den Russen selbst versenkt worden sein mochte. Dagegen gelang es mehreren russischen Torpedobootszerstörern, während eines Schneesturmes die Blokade zu brechen und Tschifu zu erreichen, wo sie abgerüstet wurden.

In Rußland wollte man anfangs an die schlimme Wendung, die das Schicksal des Port-Arthur-Geschwaders infolge der Besetzung des 203-Meter-Hügels genommen hatte, nicht recht glauben. Man bezweifelte dort namentlich die dem genannten Hügel zugeschriebene Bedeutung aus artilleristischen Gesichtspunkten und hielt seine Lage keineswegs für so günstig, daß sein Besitz den

Japanern, gewissermaßen im Handumdrehen, einen so bedeutenden Erfolg hätte erwirken können. Von dieser Anschauungsweise ausgehend, verstieg man sich sogar zu der Behauptung, daß sowohl Admiral Togo als auch das Oberkommando vor Port Arthur fortgesetzt mit Falschmeldungen arbeite und daß die angebliche Vernichtung des Port Arthur-Geschwaders nichts als eine Ente sei, durch die der Admiral der im Anzuge befindlichen baltischen Flotte in seinen Dispositionen irre gemacht werden sollte. Nachdem aber die vollendete Tatsache der Versenkung der Kriegsschiffe auch von russischer Seite zugegeben werden mußte, betrachtete man die Sache aus einem andern Gesichtspunkte und meinte, die Zerstörung der Schiffe lasse deutlich erkennen, daß die Japaner die Hoffnung, Port Arthur zu erobern, endgiltig aufgegeben hätten. Im übrigen tröstete man sich damit, daß auch die Japaner ein paar Torpedoboote bei der Gelegenheit eingebüßt hatten.

Bedenkt man, wie außerordentlich wichtig die Beherrschung von Port Arthur angesichts des Herannahens des baltischen Geschwaders war, so bedarf das Vorgehen der Japaner wohl kaum einer besonderen Begründung. Der Hafen mußte unter allen Umständen und unabhängig von der Frage, ob die Festung bei der Ankunft des baltischen Geschwaders noch in russischem oder bereits in japanischem Besitze war, als Flottenbasis für den Feind unmöglich gemacht, die japanische Flotte durch Unschädlichmachung der dort noch vorhandenen russischen Schiffe entlastet werden und volle Bewegungsfreiheit gegenüber dem im Anzuge befindlichen neuen Gegner gewinnen. Dieser Zweck war nun erreicht; die Mehrzahl der vor Port Arthur befindlichen Schiffe konnte — schon vor der Einnahme der Festung — von dort zurückgezogen werden und stand nun für die weiteren Operationen gegen die im Norden noch vorhandenen und von Süden her anrückenden Seestreitkräfte Rußlands zur Verfügung

So hatte Admiral Togo die Aufgabe, die ihm in bezug auf Port Arthur gestellt war, in erfolgreichem Zusammenwirken mit der Belagerungsarmee zu Ende geführt. Der Mikado sprach ihm hierfür in nachfolgendem Erlaß seine Anerkennung aus:

„Wir vernehmen zu unserer großen Befriedigung, daß unsere Torpedoflottillen die ihnen bei Port Arthur gestellten Aufgaben tapfer und erfolgreich erfüllt haben, wobei sie Tag und Nacht Gefahren durch Stürme und feindliche Geschosse zu trotzen hatten. Trotz dieser Schwierigkeiten gelang es ihnen, ihren Aufgaben ohne die geringste Verwirrung und unter gegenseitiger Hilfe-

leistung gerecht zu werden. Wir nehmen von ihrer mutigen und hingebungsvollen Pflichterfüllung besonders Kenntnis und sprechen unsere Anerkennung für ihr tapferes Verhalten aus."

Die letzten Kämpfe.

Schon in den ersten Tagen des Dezember drangen Nachrichten in die Öffentlichkeit, die auf eine wesentliche Verschlimmerung der Lage von Port Arthur schließen ließen. Nach den Aussagen russischer Gefangener mußten dort die Rationen verkleinert, das Brot zum Teil aus minderen Körnersorten hergestellt werden; auch herrschten infolge der ungünstigen Witterung Typhus und Dysenterie. Diese Nachrichten wurden zwar offiziös dementiert, fanden aber ihre volle Bestätigung durch die offiziellen Berichte aus dem russischen wie auch aus dem japanischen Hauptquartier. Obwohl die Blockade während der ganzen Dauer der Belagerung nur unvollkommen durchgeführt werden konnte und nicht allein die chinesischen Dschunken, sondern auch Dampfer dieselbe häufig durchbrachen, und sowohl Lebensmittel als auch Munition dort einführten, so konnte doch auf diesem Wege natürlich nur ein sehr geringer Bruchteil des Bedarfes gedeckt werden. Auch die Beförderung von Personen und Nachrichten nach und aus der Festung hatte ihre Schwierigkeiten und Gefahren, die teils der Blockadebruch an sich mit sich brachte, teils in der Unzuverlässigkeit der chinesischen Dschunkenführer ihren Grund hatte. Nachdem in den ersten Dezembertagen die Station für drahtlose Telegraphie am Fuße des Goldenen Berges (auf der sogenannten elektrischen Klippe) durch die Beschießung gebrauchsunfähig geworden war, wurde die Absperrung des Platzes für die Leitung der Verteidigung doppelt empfindlich, da sie hinfort sowohl hinsichtlich der Vorgänge auf dem mandschurischen Kriegsschauplatze als auch inbetreff der baltischen Flotte, an die immer noch die Hoffnung auf Entsatz geknüpft werden durfte, ohne alle Nachrichten blieb. Unter

Auf dem Rückzuge durch den Jantzselin-Paß.
(Nach einem Originalaquarell von E. Hanezog.)

den Personen, die den Blockadebruch wagten, um gemäß dem von Seite ihrer Regierungen erhaltenen Befehle Port Arthur zu verlassen, waren auch der deutsche und der französische Militärattaché v. Gilgenheim und de Cuverville. Sie hatten die Ausfahrt auf einer chinesischen, unter französischer Flagge segelnden Dschunke unternommeu und blieben seither verschollen. Anfangs hieß es, die Dschunke sei von einem japanischen Torpedoboot in den Grund gebohrt worden;

Ersatzmannschaften der Belagerungsarmee auf dem Wege nach Port Arthur.
(Nach einer Photographie.)

später gestand jedoch der Führer der Dschunke ein, daß die beiden Attachés nebst einem russischen Diener, der sie begleitet hatte, von der aus fünf Chinesen bestehenden Bemannung des Fahrzeuges über Bord geworfen worden seien. Auf der Höhe des Forts Liaotischan angelangt, hätten die Chinesen, die das Herannahen eines Sturmes befürchteten, darauf bestanden, nach der Taubenbucht zurückzukehren; die Reisenden hätten jedoch versucht, sie zur Weiterfahrt zu zwingen. Darauf habe sich ein Kampf entsponnen, in dem die drei Europäer überwältigt und getötet worden seien. Die Chinesen konnten nun ohne ihre Passagiere nicht nach Port Arthur zurückkehren, segelten nach Liao-tichau-fu,

nördlich von Tschifu, wo sie durch Flüchtlinge aus Port Arthur erkannt wurden, die seinerzeit die Dschunke für die Attachés gemietet hatten. Der Dschunkenführer und ein Matrose wurden von der chinesischen Behörde verhaftet, auf ihre drei Mitschuldigen wurde gefahndet, ob aber mit Erfolg, ist uns nicht bekannt geworden.

Da die auf dem 203-Meter-Hügel in Position gebrachte japanische Artillerie nicht bloß den ganzen Hafen, sondern auch die ganze Stadt beherrschte, so kamen auch ihre Geschosse hinfort in allen Teilen dieser letzteren zur Wirkung. Hiermit war der schwere Übelstand verbunden, daß auch die Hospitäler durch die Beschießung in Mitleidenschaft gezogen und mehrere von ihnen stark beschädigt, ja sogar viele der Verwundeten (es waren nach einem der letzten Berichte des Generals Stössel an den Zaren — über 14000, und täglich kamen noch gegen 300 dazu!) — auf ihren Schmerzenslagern neuerdings verwundet, ja sogar getötet, auch zwei Ärzte und eine Pflegerin schwer verwundet wurden. General Stössel ließ sich in dem eben erwähnten Berichte angesichts dieser grausamen Tatsachen zu der Äußerung hinreißen: „Der Feind beschießt uns Tag und Nacht überall mit 11zölligen Geschützen. Besonders richtet er das Feuer auf die Hospitäler und Lazarette, da er weiß, daß alle unsere verwundeten Helden, sowie es ihnen möglich ist, wieder in die Reihen der Verteidiger zurückkehren.“ Man erkennt daraus, bis zu welchem Grade die furchtbare Erregung bei den Belagerten infolge der unausgesetzten Anspannung der Nerven seit so vielen Monaten bereits gediehen war. Auch an den General Nogi richtete Stössel in dieser Angelegenheit ein Schreiben, welches mit den Worten begann: „Ich habe die Ehre, Sie zu benachrichtigen, daß Ihre Artillerie unsere durch die Flagge des Roten Kreuzes leicht erkennbaren Hospitäler bombardiert. Von den Stellungen Ihrer Artillerie aus sind diese Flaggen sichtbar. Ich bitte Sie, die Beschießung zu untersagen.“

Der Befehlshaber der Belagerungsarmee antwortete: „Ich beehre mich zu versichern, daß die japanische Armee, welche die Menschlichkeit und die Verträge achtet, seit Beginn der Belagerung niemals absichtlich gegen Gebäude und Schiffe mit der Flagge des Roten Kreuzes gefeuert hat. Der größte Teil der Festung ist von den Stellungen der Artillerie nicht sichtbar, und wie Sie wissen, erreichen nicht alle Geschosse das gewollte Ziel, um so mehr, als infolge des langen tapferen Widerstandes die Abweichung der Geschütze immer mehr zunimmt. Mit großem Bedauern, nicht hindern zu können, daß unsere Ge-

schosse das gewollte Ziel nicht erreichen, versichere ich Sie meiner tiefen Hochachtung."

Auch bezüglich der Hospitalschiffe im Hafen wurden Verhandlungen geführt, die deren Schutz während der Beschießung bezweckten. Der Erfolg wird wohl auch in diesem Falle hauptsächlich von den Maßregeln abhängig gewesen sein, die von den Betroffenen selbst zu ihrem Schutze getroffen werden konnten; denn gegen die eiserne Zwangslage des Krieges erweisen sich nur zu oft die humansten Gefühle und Absichten der Kriegführenden, die wohlgemeintesten Bestimmungen der Genfer Konvention als machtlos. Wie der Krieg an sich nichts anderes ist als ein souveräner Akt der Selbsthilfe, so ist auch im Kriege die Selbsthilfe allemal das zuverlässlichste und in der Regel auch das einzige Mittel zur Abwehr oder Verminderung seiner Nachteile.

Gleichzeitig mit der Beschießung des Hafens und der Stadt wurde auch der förmliche Angriff mit Herstellung von Laufgräben fortgesetzt, denen sich später bei einigen dieser Werke auch Minenanlagen anschlossen. Hauptobjekte dieses Angriffes waren die Befestigungen von Taiyankau (auf unserer Skizze mit W. 4 bezeichnet), Itsuschan (Ft. IV) und Antseschan (Ft. B) westlich, sowie Sungschuschan (W. 3), Erlungschan (Ft. III) und Kikwanschan (Ft. II) östlich der Eisenbahn. Die so benannten Befestigungsanlagen bestanden — wenigstens auf dem Papier, wie schon auf S. 402 erwähnt — zum Teil aus mehreren Objekten (so gibt es beispielsweise ein West- und ein Ost-Kikwanschan), auch standen diejenigen östlich der Eisenbahn in Verbindung mit Überresten der alten, chinesischen Befestigungsanlagen, die in den Berichten Stössels als „Chinesische Mauer" bezeichnet werden.

Das Fort Itsuschan galt als eines der wichtigsten. Seine Gräben sollen von ungewöhnlicher Breite und aus dem lebenden Gestein herausgearbeitet sein, so daß die Unterminierung dieses Werkes nur unter riesigem Kraft- und Zeitaufwand möglich erschien. Tatsächlich konnten sich die Japaner weder dieses Werkes noch der Befestigungen von Antseschan bemächtigen; die Übergabe mußte vielmehr bei der Kapitulation erst besonders ausbedungen werden. Dagegen brachte die in der Nacht vom 18. auf den 19. Dezember erfolgte Einnahme des als „Nordfort" der Kikwan-Befestigungen bezeichneten Werkes den Japanern einen ersten wichtigen Erfolg in ihrem so langwierigen und verlustreichen Landangriff auf Port Arthur; und diesem folgte dann bald die Einnahme der

Eine russische Feldtelegraphenstation.
(Nach einer Photographie.)

Werke von Erlungschan (28. Dezember) und Sungschuschan (30. Dezember), die die Entscheidung brachten.

Die Japaner hatten beim förmlichen Angriff auf die Nordfront des Hauptbefestigungsgürtels von Port Arthur zu einem Kriegsmittel gegriffen, das man angesichts der artilleristischen Fortschritte unserer Zeit bereits als veraltet angesehen und seit Sewastopol (1854—55) nicht mehr angewendet hatte: sie trieben Minengänge unter die Wälle und legten durch deren Sprengung Bresche in diese. Nach wochenlanger Arbeit war es ihnen unter dem Schutze ihrer Artillerie gelungen, eine solche Minenanlage unter einem in den betreffenden Berichten als „Nordfront von Tungkikwanschan" bezeichneten Werke fertigzustellen. Sie bestand aus zwei etwa 12 m langen Hauptgängen mit vier Seitenarmen und soll sieben Minen von angeblich zwei Tonnen Dynamit Gesamtladung enthalten haben. Am frühen Nachmittag des 18. Dezember erfolgte — ohne daß, wie gewöhnlich, der Angriff durch Artillerie eingeleitet worden wäre — die Sprengung, durch die in die Nord- und Ostfront der Umwallung Bresche gelegt wurde. Zwei Abteilungen von Freiwilligen standen zum Angriff bereit; die eine ging zu früh zum Sturm vor und wurde durch eine nachfolgende Explosion fast aufgerieben; die zweite drang dagegen in das Fort ein, dessen Besatzung durch den so unmittelbar ohne vorhergegangenen Geschützkampf erfolgten Angriff vollständig überrascht wurde. Es entspann sich nun ein fürchterliches Handgemenge, das bis Mitternacht andauerte und in dem der größte Teil der Besatzung niedergemacht wurde. Fünf Feldgeschütze, zwei Maschinengeschütze und große Mengen Munition fielen den Japanern in die Hände. Die Russen scheinen nach der Einnahme des Nordforts die weitere Verteidigung der Kikwan-Befestigungen nicht mehr für möglich gehalten zu haben, denn General Stössel meldete dem Zaren in einer Depesche vom 20. Dezember, die aber erst nach der Kapitulation zur Veröffentlichung gelangt ist, daß er

Japaniſche Artilleriſten beim Richten eines ſchweren Belagerungsgeſchützes.

(From Stereograph, copyrigth 1905 by Underwood & Underwood, New York.)

am 19. die Räumung des Forts II und die Sprengung der Kasematten desselben angeordnet habe. Die dort noch vorhandenen Truppen wurden nach dem „Adlernest" und der „Chinesischen Mauer" zurückgezogen; die Verluste an diesen beiden Tagen bezifferte Stössel in dem gleichen Telegramm auf etwa 200 Mann. Die Räumung des Forts II kann aber nicht vor dem 21. erfolgt sein, da eine — ebenfalls erst nach der Kapitulation in Petersburg eingegangene — Depesche Stössels vom 21. meldet, daß der bereits S. 433 erwähnte Tod Kondratenkos am 20. abends 9 Uhr in eben diesem Fort erfolgt sei, und zwar durch einen Granatschuß aus einem elfzölligen Geschütz, der außer dem genannten General weitere 6 Offiziere und 2 Unteroffiziere getötet und 7 Offiziere verwundet habe. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Herren eben mit den erforderlichen Anordnungen zur Ausführung des obenerwähnten Befehles beschäftigt waren, als sie das mörderische Geschoß erreichte.

Neben dem erfolgreichen Angriff auf Kikwanschan, durch den sich die Japaner einen Ausgangs- und Stützpunkt für den Angriff auf die östlichen Forts gewonnen hatten, wurde auch der förmliche Angriff auf die westlich davon gelegenen Befestigungen von Erlungschan und Sungschuschan dem Abschluß entgegengeführt und auf einem etwa 1 km südöstlich vom 203-Meter-Berg gelegenen Hügel eine starke Stellung besetzt, um von hier aus einerseits den Angriff auf die Neustadt vorzubereiten, andererseits den Russen die Verbindung mit dem am äußersten südwestlichen Ende des Befestigungsgürtels gelegenen Fort Liautischan abzuschneiden, falls dieses für uneinnahmbar gehaltene Werk etwa — vielleicht in der Hoffnung auf Entsatz durch die baltische Flotte — als Reduit für einen letzten Widerstand hätte benutzt werden sollen. Ob die in Rede stehende Stellung mit dem Fort V (Taiyankau) identisch ist, dessen Lage ungefähr den obigen Angaben entspricht und von dem — wie auf S. 402 bemerkt — bei Beginn der Belagerung eben erst die Erdarbeiten in Angriff genommen waren, läßt sich aus den bisher bekannt gewordenen Einzelheiten nicht mit Bestimmtheit erkennen, ist auch, da die Aktion in diesem Teile des Geländes ohne direkten Einfluß auf die Entscheidung blieb, nicht weiter von Belang.

Kam der Angriff auf Kikwanschan den Russen überraschend, so war die ganze Welt aufs höchste überrascht, als die Nachricht vom Falle Erlungschans kund wurde. Nächst Liautischan galt Erlungschan als der stärkste und umfangreichste Teil des Festungsgürtels, und erschien daher um so unglaublicher,

daß die Russen, die sich doch sonst überall so vortrefflich gehalten und den Angriffen der Japaner einen so hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt hatten, diesen wichtigen Punkt so plötzlich, ohne vorhergehende langwierige Kämpfe dem Feinde überlassen haben sollten. Und doch war es in Wirklichkeit so. Am 28. Dezember um 10 Uhr vormittags wurde die Brustwehr des Forts in der Front durch eine Mine in die Luft gesprengt und um $7\frac{1}{2}$ Uhr abends war das ganze Fort in den Händen der Japaner. Nach der amtlichen Meldung der Belagerungsarmee wurde nach der Sprengung die Brustwehr mit Sturm genommen und trotz des feindlichen Feuers sofort zur Herstellung von Verteidigungswerken geschritten. Nachdem sie sich unter dem Schutze der schweren Geschütze und der Feldartillerie auf der Brustwehr festgesetzt hatten, gingen die Japaner gegen 4 Uhr nachmittags zum Sturm gegen das Innere des Forts vor, besetzten die Linie der schweren Geschütze und drängten die Verteidiger trotz hartnäckigsten Widerstandes gegen die Kehle des Werkes und aus diesem hinaus. Eine kleine russische Abteilung leistete, nachdem das Fort bereits eingenommen war, in dem Raume zwischen der Linie der Positionsgeschütze und der Kehle noch bis gegen 3 Uhr morgens Widerstand. Nach dem Bericht des Generals Stössel über die Einnahme von Erlungschan wurden zwei russische Bataillone, die auf den Wällen kämpften, vernichtet. Diejenigen

Transport der von den Japanern vor Port Arthur verwendeten Belagerungsgeschütze.
(Nach einer Photographie.)

Abteilungen, die sich in die Kasematten zurückgezogen hatten, wurden durch vor den Eingängen aufgestellte Revolverkanonen am Ausbrechen verhindert und mußten durch die Fenster das Freie zu gewinnen suchen. Drei Gegenangriffe der Verteidiger blieben erfolglos. Der Bericht schließt mit den wie eine unheilvolle Prophezeiung klingenden Worten:

„Nach der Einnahme dieses Forts sind die Japaner Herren des ganzen Nordostens. Wir werden uns noch einige Tage halten. Die Munition ist fast vollständig verschossen. Ich werde Maßnahmen treffen, um in den Straßen Blutvergießen zu vermeiden." Die Japaner sollen in diesem Kampfe an tausend Mann verloren, dagegen 500 Gefangene gemacht und 43 Geschütze genommen haben.

Unmittelbar nach der Einnahme von Erlungschan holten die Japaner zum letzten und entscheidenden Schlage aus. Das Sungschu-Fort, das ebenfalls zu den bedeutenderen Werken des Festungsgürtels zählte, wurde am 31. Dezember, nachdem ein erster Angriff von den Russen abgeschlagen worden war, durch Sprengung der Brustwehr in der nordöstlichen Ecke des Forts, wobei ein Teil der Besatzung unter den hoch emporgeschleuderten Trümmern begraben wurde, den stürmenden Japanern geöffnet. Ein Hagel von Handgranaten prasselte über den Wall auf die Verteidiger nieder, die überdies durch eine zweite Minenexplosion im Innern des Werkes in Schrecken und Verwirrung versetzt und daher schnell überwältigt wurden. Um elf Uhr vormittags, nach kaum einstündigem Kampfe, war das ganze Fort in den Händen der Japaner. Die Russen sprengten beim Abzug ebenfalls einige Minen, die aber einen Teil der Besatzung, der noch die Kehle besetzt hielt, unter dem aufgeworfenen Schutt begrub. Es gelang den Japanern, die bombensichere Deckung der Kehle zu durchbrechen und zwei Offiziere nebst etwa 160 Mann noch lebend aus den Trümmern hervorzuholen; gegen 150 Mann sollen aber durch die Explosion getötet worden sein. Der kleine Rest der Besatzung entfloh nach den südlich vom Fort gelegenen Höhen. Am Abend desselben Tages und am nächsten Morgen setzten sich die Japaner in den Besitz einer Anzahl weiterer Befestigungen und Höhenpunkte und sprengten einen Teil der Chinesischen Mauer in die Luft. Auch am rechten Flügel der Belagerungsarmee erfolgte ein kräftiger Vorstoß. Der letzte Bericht des Generals Stössel an den Zaren über den Fortgang der Belagerung datiert vom Neujahrstage (unserer Zeitrechnung). Er tut der erzählten Ereignisse kurz Erwähnung und charakterisiert die verzweifelte Lage

mit folgenden Worten: „Es ist unmöglich, sich auf der Chinesischen Mauer zu halten. Ich habe befohlen, daß sich unsere Truppen in der Nacht auf die Hügel hinter der Chinesischen Mauer zurückziehen. Ein großer Teil der Ostfront ist in den Händen der Japaner. In der neuen Stellung werden wir uns nicht lange halten, und dann werden wir kapitulieren müssen, doch ist alles in Gottes Hand. Unsere Verluste sind groß. Zwei Regimentskommandeure sind verwundet, einer von ihnen sehr schwer. Der Kommandant der Befestigung 3 kam bei der Explosion um. Großer Kaiser, verzeihe uns! Wir haben alles getan, was in Menschenmächten stand. Richte uns auf Grund des § 64 des Reglements über die Verteidigung der Festungen. Aber richte gnädig. Fast elf Monate ununterbrochenen Kampfes haben unsere Kräfte erschöpft. Nur ein Viertel der Verteidiger, von denen die Hälfte krank ist, hält 27 Werst (25 km. A. d. V.) der Festung besetzt, ohne Hilfe zu erhalten, ja sogar ohne auch nur für eine kurze Zeit abgelöst zu werden. Die Leute sehen wie Schatten aus."

Ein russischer Marineoffizier gab einem Zeitungskorrespondenten in Tschifu von dem Zustande Port Arthurs nach der Einnahme des Sungschu-Forts die nachstehende herzbewegende Schilderung: „Nach unerhörtem Gemetzel stürmten die Japaner das Sungschu-Fort und sandten von dort aus einen Granatenhagel auf uns herab, dem nichts widerstehen konnte. Hätte General Stössel noch länger gewartet, so wäre die Besatzung in einen Haufen Leichen verwandelt worden. General Smirnoff selbst trat für die Übergabe ein, und die Besatzung, von dem täglichen Feuersturm heimgesucht, schloß sich einstimmig ihm an. Und doch weinten die armen Burschen, als die erste Botschaft, in welcher wegen der Bedingungen der Übergabe angefragt wurde, an General Nogi abging. Die Soldaten, halb verhungert und von Krankheiten ermattet, standen in den Laufgräben und starrten einander mit eingesunkenen Augen stumpf an, während die Offiziere, von dem Gedanken der Übergabe der Festung furchtbar niedergedrückt, wie die Frauen weinten, die ihr Liebstes verloren haben, als ob ihnen das Herz brechen wollte. Das drohende Unheil, das durch nichts mehr abzuwenden war, schien alle bereits in einen Zustand der Betäubung und Verwirrung versetzt zu haben. Wir gingen umher wie Leidtragende auf einem großen Kirchhof, und das war Port Arthur auch."

Mag auch aus dieser Darstellung der Lage mehr subjektives Empfinden als objektive Beobachtung sprechen, mag sich auch der jähe Umschlag stolzer Zuversicht und Entschlossenheit in hilflosen Kleinmut, wie er sich in den letzten

Berichten Stössels kundgab, zum Teil aus der Eigenart des slavischen Charakters erklären lassen, in dem sich Gegensätze wie Herrschsucht und Unterwürfigkeit, Prahlsucht und erbarmenheischende Demut vielfach berühren, so steht es doch außer allem Zweifel, daß mit der Eröffnung einer so weitklaffenden Lücke im Festungsgürtel, wie sie durch die Einnahme der Befestigungen von Kikwanschan, Erlungschan und Sungschuschan herbeigeführt wurde, und bei dem Mangel einer inneren Umwallung des Platzes die Besatzung, durch Verluste, Nahrungs- und Munitionsmangel, Krankheit, körperliche Überanstrengung und geistige Depression infolge der fortwährenden Lebensgefahr und des Ausbleibens jeder Hilfe von außen völlig entkräftet, am Ende ihrer Widerstandsfähigkeit angelangt war. Bei Beginn der Belagerung zählte die Besatzung (vergleiche S. 350 des I. Bandes) rund 50000 Köpfe (40000 Land- und 10000 Marinetruppen). Davon fielen oder starben im Verlaufe der Belagerung 9—10000; 15—16000 lagen zur Zeit der Übergabe verwundet oder krank in den Hospitälern, 25000 wurden als Kriegsgefangene abgeführt. Von diesen waren aber — nach einer Mitteilung des Generals Reiß, Stabschef des Generalleutnants Stössel — nur 8000 Mann noch wirklich dienstfähig, und von diesen mußten 3000 zu verschiedenen untergeordneten Diensten verwendet werden, standen also nicht direkt unter den Waffen. Der Rest jener 25000 wird also aus Maroden, körperlich und geistig völlig Heruntergekommenen bestanden haben, von denen nicht einmal im Fernkampf, geschweige denn im Handgemenge, das in den Kämpfen um Port Arthur eine so große Rolle gespielt hatte, noch irgend eine Leistung erwartet werden konnte. Dazu kam der große Verlust an Offizieren, namentlich an höheren: von 10 Generalen waren zwei gefallen, einer gestorben, drei verwundet; von 10 Regimentskommandeuren zwei gefallen, zwei ihren Wunden erlegen, vier verwundet; von 8 Kommandanten der Feldbatterien einer gefallen, vier verwundet; zwei hatten Prellschüsse erhalten. Der Bestand der Kompagnien war auf durchschnittlich 60 Mann zusammengeschmolzen, viele derselben wurden von Fähnrichen kommandiert. Für die schweren Geschütze waren nur noch fünf Granaten für jedes vorhanden; die vorhandenen Pferde genügten kaum noch zum Transport der Geschütze. Von Norden und Westen drängte der Feind, doppelt stark in seiner Siegesfreude, unaufhaltsam gegen den offen und wehrlos daliegenden Platz heran. Da war jeder weitere Widerstand vergebens, ja einfach unmöglich. Das Ende war gekommen.

Die Kapitulation.

Am Neujahrstage nachmittags überbrachte ein russischer Parlamentär dem Oberkommandierenden der japanischen Belagerungsarmee vor Port Arthur das nachstehende Schreiben des Generals Stössel:

„Nach der allgemeinen Lage der ganzen Linie der von Ihnen gehaltenen feindlichen Stellungen zu urteilen, finde ich, daß weiterer Widerstand in Port Arthur unnütz ist, und zur Verhinderung eines unnützen Opfers an Menschenleben schlage ich die Eröffnung von Übergabe-Verhandlungen vor. Falls Sie diesen Vorschlägen zustimmen, wollen Sie freundlichst Bevollmächtigte zur Verhandlung über die Ordnung und die Bedingungen der Kapitulation ernennen, sowie auch einen Ort bestimmen, wo solche Kommissare und die gleichen von mir zu ernennenden sich treffen können. Ich ergreife diese Gelegenheit, Euer Exzellenz die Versicherung meiner Achtung zu übermitteln. Stössel."

General Nogi antwortete hierauf:

„Ich habe als Kommissar General Jjichi, Stabschef in unserer Armee, ernannt. Er wird von einigen Stabsoffizieren und Zivilbeamten begleitet werden. Diese werden Ihre Kommissare am 2. Januar mittags zu Suschijing treffen, unter der Ermächtigung der Kommissare beider Teile, eine Kapitulations-Konvention zu unterzeichnen, ohne auf die Ratifikation zu warten und das sofortige Inkrafttreten des Abkommens zu veranlassen. Die Ermächtigung für solche Generalvollmacht muß von den höchsten Offizieren beider verhandelnden Parteien unterzeichnet werden und diese Ermächtigungen sollen von den betreffenden Kommissaren ausgetauscht werden. Ich nehme die Gelegenheit wahr, Euer Exzellenz die Versicherung meiner Achtung zu übermitteln. Nogi."

Der Mikado beantwortete den telegraphischen Bericht Nogis über diesen historisch bedeutungsvollen Briefwechsel sofort auf gleichem Wege, indem er dem heldenmütigen Verteidiger Port Arthurs seine volle Anerkennung aussprechen ließ und den Befehl erteilte, daß dem General Stössel, dem Chef seines Generalstabes und der Besatzung von Port Arthur alle Ehren zu erweisen seien. Dies ist denn auch in der Weise geschehen, daß in einem Artikel der Kapitulationsbedingungen ausdrücklich der tapfere Widerstand anerkannt wurde, den die Besatzung von Port Arthur gegen die Angriffe der Belagerer geleistet hat, und daß den Offizieren und Beamten gestattet wurde, ihren Degen zu behalten. Der weiter gehende Wunsch Stössels, wonach allen Waffenfähigen gestattet

Ein japanisches Lager vor Port Arthur.

(From Stereograph, copyright 1905 by Underwood & Underwood, New York.)

werden sollte, Port Arthur mit ihren Waffen verlassen zu dürfen, unter der Verpflichtung, an dem gegenwärtigen Kriege nicht mehr teilzunehmen, konnte jedoch ebensowenig berücksichtigt werden, als das weitere Verlangen, daß den Verwundeten und Kranken nach ihrer Heilung die Heimreise nach Rußland freigestellt und ihre Waffen ihnen belassen werden sollten.

Die Kapitulationsbedingungen enthielten folgende Bestimmungen:

Art. 1. Alle russischen Soldaten, Seeleute und Freiwillige, ebenso die Regierungsbeamten, die zur Garnison und dem Hafen Port Arthur gehören, werden als Kriegsgefangene erklärt.

Art. 2. Alle Forts, Batterien, Kriegsschiffe, andere Schiffe und Boote. Munition, Pferde, alles Material, alle Regierungsgebäude und alle der Regierung gehörenden Gegenstände sollen der japanischen Armee in ihrem gegenwärtigen Zustande übergeben werden.

Art. 3. Zu den vorstehenden beiden Bedingungen und als Sicherheit für ihre Einhaltung sollen die Besatzungen der Forts und Batterien von Itsuschan, Shao-Antsuschan und Ta-Antsuschan, sowie auf der Hügelkette südöstlich davon am Mittag des 3. Januar zurückgezogen und der japanischen Armee ausgeliefert werden.

Art. 4. Sollten russischerseits im Artikel 2 aufgeführte Gegenstände zerstört oder ihr Zustand, wie er zur Zeit der Unterzeichnung des Vertrages war, irgendwie geändert werden, so sollen die Verhandlungen als nicht geschehen betrachtet und der japanischen Armee freie Hand gelassen werden.

Art. 5 betrifft die Aufstellung und Übergabe von Übersichtsplänen der Befestigungen und ihrer Lage, der Land- und Seeminen und sonstiger Lagerorte gefährlicher Gegenstände, von Inventaren, Diensteinteilungstableaus, Personallisten usw.

Art. 6. Waffen, einschließlich derer, die Personen bei sich tragen, Munition, Kriegsmaterial, Regierungsgebäude, der Regierung gehörende Gegenstände, Pferde, Kriegsschiffe und andere Schiffe mit ihrem Inhalt, ausschließlich des Privateigentums, sollen an ihrem augenblicklichen Platze gelassen werden und Kommissare der russischen und japanischen Heere sollen über die Art und Weise ihrer Auslieferung entscheiden.

Art. 7. In Anbetracht des tapferen Widerstandes, den die russische Armee geleistet hat, wird die japanische Armee den Offizieren der russischen Armee und Flotte, ebenso den zu ihnen gehörenden Beamten gestatten, ihre

Degen zu behalten und ihr privates Eigentum, soweit es zum Lebensunterhalt direkt erforderlich ist, mit sich zu nehmen. Die zuvor aufgeführten Offiziere, Beamten und Freiwilligen, die sich schriftlich auf ihr Ehrenwort verpflichten, bis zur Beendigung des Krieges nicht die Waffen zu ergreifen und keine gegen die japanischen Interessen verstoßende Handlung zu begehen, werden die Erlaubnis erhalten, in ihre Heimat zurückzukehren. Jedem Offizier des Heeres und der Marine wird gestattet werden, einen Diener mit sich zu nehmen. Dieser soll gegen Unterzeichnung einer ehrenwörtlichen Verpflichtung besonders freigelassen werden.

Art. 8. Unteroffiziere und Gemeine des Heeres und der Flotte, ebenso Freiwillige dürfen ihre Uniformen tragen und sollen sich mit ihren tragbaren Zelten und persönlichem Eigentum an einem vom japanischen Heere anzuweisenden Platze versammeln. Japanische Kommissare werden die weiter erforderlichen Einzelheiten angeben.

Art. 9. Das Sanitätskorps und die Zahlmeister, die zur russischen Armee und Flotte gehören, werden von den Japanern zurückbehalten werden, solange ihre Dienste als notwendig angesehen werden zum Zwecke der Pflege von Kranken, Verwundeten und Gefangenen. Während dieser Zeit sollen diese Korps unter Leitung von japanischen Sanitätskorps und Zahlmeistern Dienst tun.

Art. 10. Die Bestimmungen über die Behandlung der Bücher und Dokumente der Stadt- und Finanzverwaltung, ebenso die zur Durchführung der Bestimmungen dieses Vertrages erforderlichen Urkunden sollen in einem Ergänzungsvertrage niedergelegt werden, der dieselbe Geltung haben soll wie dieser Vertrag.

Art. 11. Je eine Abschrift dieses Abkommens soll von der japanischen und der russischen Armee vorbereitet werden und sofort mit der Unterzeichnung Wirksamkeit erlangen.

Diese Bedingungen wurden den Verhandlungen der am 2. Januar vereinbartermaßen stattgehabten Konferenz der beiderseitigen Kommissäre zugrunde gelegt und um $9^3/_4$ Uhr abends der förmliche Kapitulationsakt unterzeichnet. Über das bei der Festung einzuschlagende Verfahren und die fernere Behandlung der Gefangenen und Kranken, sowie der Einwohner wurde ein besonderes Abkommen getroffen; die Feindseligkeiten wurden mit Beginn der Unterhandlungen eingestellt; wohl aber sahen sich die Russen veranlaßt, am 2. Januar

morgens noch einige der auf den Grund gesetzten eigenen Schiffe zu zerstören; auch sollen sie Befestigungen, aus denen sie sich an jenem Morgen zurückzogen, in die Luft gesprengt haben, und bei der Infanterie sollen die Gewehrschlösser von den Mannschaften zerschlagen worden sein.

Nach der Einnahme.

Am 4. Januar wurde mit der Übergabe der Festung begonnen. Ausgeliefert wurden an die Japaner 59 gemauerte Befestigungswerke, 546 Geschütze wovon 54 schwere, 149 mittlere und 343 leichte, 82670 Granaten (die — wie russischerseits behauptet wurde — zum größten Teil noch aus der chinesischen Aera Port Arthurs herrühren sollten und für die russischen Geschütze nicht verwendbar waren), 3000 Kilogr. Pulver, 35265 Gewehre, 1920 Pferde.

Im Hafen fanden sich außer den versenkten Schlachtschiffen und Kreuzern noch 14 Torpedobootszerstörer und Kanonenboote vor, ferner 10 kleinere gebrauchsfähige und 35 kleine Dampfer, die nur unerheblicher Reparatur bedurften, um wieder verwendbar zu werden. Der Zustand der versenkten Schiffe soll von den mit der Übernahme betrauten japanischen Marineoffizieren als weit besser befunden worden sein, als sie es erwartet hatten, so daß die Möglichkeit, einige derselben heben und wieder in Stand setzen zu können, nicht ausgeschlossen erschien. In der Tat wurde am 24. Juni gemeldet, daß der Kreuzer „Bajan" wieder flott gemacht worden sei, obwohl gerade dieses Schiff — neben der „Sewastopol" — als eines von denen bezeichnet worden war, die von den Russen unmittelbar vor der Kapitulation zur gänzlichen Zerstörung ausersehen worden waren. Immerhin ist hinsichtlich der günstigen Beurteilung des Zustandes der versenkten Schiffe seitens der japanischen Marineoffiziere nicht zu übersehen, daß es sich dabei nur um ein ganz oberflächliches Gutachten gehandelt haben kann, weil eine sorgfältige Untersuchung zu jener Zeit nicht stattgefunden hatte und bei der damaligen Lage der Dinge — namentlich auch wegen Mangels an Tauchermaterial — überhaupt noch gar nicht hatte stattfinden können. Die großen und schon bei mäßiger Tiefe und starker Versandung oft unüberwindlichen Schwierigkeiten der Schiffshebung im allgemeinen mögen allerdings bei der geringen Ausdehnung und dem seichten Wasserstande des Hafens von Port Arthur weniger ins Gewicht fallen; den japanischen Marinetechnikern erschienen sie aber trotzdem — und zwar namentlich mit Rücksicht auf den Kostenpunkt —

bedeutend genug, um bei ihnen den Gedanken aufkommen zu lassen, die Hafeneinfahrt abzudämmen und durch Auspumpen des Hafenbeckens die versenkten Schiffe trocken zulegen, was nach ihrer Meinung immer noch als das am wenigsten kostspielige Mittel zur Nutzbarmachung dieser Schiffe oder wenigstens eines Teiles des Materials wäre. Vorläufig waren aber noch weit dringendere Arbeiten auszuführen. Der Hafen war durch die in der Einfahrt gesunkenen Schiffe fast vollständig gesperrt; diese, sowie auch die Minen, mit denen er gespickt war, mußten vor allem weggeräumt und die Docks ausgebessert werden. Vor dem Trockendock hatten die Russen ein Transportschiff versenkt, durch das jenes förmlich blockiert wurde. Auch hier mußte erst Raum geschaffen werden, um an die Wiederherstellung der beschädigten Fahrzeuge schreiten zu können. Zur Hilfeleistung beim Auffischen der Minen sollen Hunderte von japanischen Fischern nach Port Arthur geschickt worden sein. Ein wertvoller Teil der im Hafen vorgefundenen Kriegsbeute war der dort vorhandene reichliche Kohlenvorrat, der auf viele Monate hinaus zur Deckung des dortigen Bedarfes ausreichte.

Depeschenjungen verbreiten die Nachricht von der Einnahme Port Arthurs in den Straßen von Tokio.
(Nach einer Photographie)

Schon am Tage der Kapitulation erließ der Admiral Togo eine Bekanntmachung, laut der der Umfang der Blockade von Port Arthur wesentlich vermindert wurde. Die neue Blockadelinie begann südlich vom Vorgebirge der Talienwan-Bucht und zog sich von da in nordwestlicher Richtung bis südlich des Vorgebirges der Südbucht. Ganz Liautung westlich von dieser Linie war in die Blockade einbegriffen; Dalny dagegen, dessen Freigebung für die neutrale Handelsschiffahrt von den Japanern beabsichtigt

Vormarsch einer japanischen Infanterieabteilung.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

wurde, davon ausgenommen. Zunächst wurde aber nur solchen Schiffen die Einfahrt in diesen Hafen gestattet, die hierzu besondere Erlaubnis erhielten.

Die Stadt hatte durch die nach der Einnahme des 203 Meter-Hügels und des hohen Hügels mit wesentlich verstärktem Erfolge fortgesetzte Beschießung stark gelitten; nach russischen Berichten sollen alle öffentlichen Gebäude der Neustadt mehr oder weniger zerstört worden sein. Aber schlimmer noch als das feindliche Feuer hausten dort Entbehrungen und Krankheiten. Nach mündlichen Mitteilungen, die der Stabschef Stössels, General Reiß, einem Mitarbeiter des „Levant Herold" in Konstantinopel (das er auf der Heimreise be-

rührte) gemacht haben soll, war in der letzten Zeit die Fleischnahrung der Besatzung auf das Pferdefleisch beschränkt, wovon zweimal wöchentlich ein Viertelpfund pro Mann verteilt wurde. Nachdem aber die Zahl der vorhandenen Pferde soweit zusammengeschrumpft, daß sie kaum noch für den allernotwendigsten Transportdienst ausreichte, hörten auch diese schmalen Rationen auf. Andere russische Offiziere erzählten, daß im November und Dezember 1904 überhaupt kein frischer Proviant mehr der Festung zugeführt werden konnte; was davon — natürlich nur in verschwindenden Mengen — etwa noch vorhanden war, mußte von den wenigen Glücklichen, die sich solchen Luxus leisten konnten, mit schwerem Gelde aufgewogen werden. So kostete beispielsweise ein Huhn 20, eine Gans 60, ein Schwein gar 300 Rubel. Ebenso habe es an Arzneimitteln und Verbandzeug gefehlt, so daß an Stelle von Verbandwatte u. dgl. Taufasern verwendet werden mußten. Auch über den Mangel an Brennmaterial wurde geklagt, was sich allerdings mit der obenerwähnten japanischen Angabe bezüglich der vorgefundenen reichen Kohlenvorräte nicht gut zusammenreimen läßt. Nach einem am 4. Januar in Tokio eingetroffenen Berichte des Generals Nogi waren zur Zeit der Übergabe des Platzes die einfachsten Lebensmittel, wie Brot u. dgl., reichlich vorhanden, dagegen fehlte es an Fleisch und Gemüse, und der gänzliche Mangel an Arzneimitteln wurde auch in diesem Berichte hervorgehoben.

Die Bevölkerungsziffer von Port Arthur betrug nach demselben Berichte zur Zeit der Übergabe rund 35000, wovon rund 32000 auf die Besatzung mit Inbegriff der Marine entfielen. Die Zahl der Kranken und Verwundeten belief sich auf 15—16000, von denen schon in der ersten Zeit nach der Kapitulation gegen 500 starben; neben den Verwundeten stellten die an Skorbut und Typhus Erkrankten das größte Kontingent, wie das ja bei länger dauernder Belagerung gewöhnlich der Fall ist. Von der Zivilbevölkerung flüchteten mehrere Hunderte in Dschunken — später auch auf Dampfern — nach Tschifu; unter ihnen war auch der frühere Zivilgouverneur des Platzes. Die Zurückbleibenden verhielten sich ruhig; nur am ersten Tage nach der Übergabe brach an zwei Punkten der Stadt — vermutlich infolge von Brandstiftung — Feuer aus. General Stössel entschuldigte dies mit der Erklärung, daß die nach dem Ausmarsch der Truppen in der Stadt zurückgebliebenen Freiwilligen nicht ausreichten, um die Sicherheit aufrecht zu erhalten, und ersuchte deshalb um möglichst baldiges Einrücken der Japaner in die Stadt.

Die Zahl der Gefangenen belief sich nach summarischen Angaben im

ganzen auf 32107, wovon 12 Generale und Admirale, 57 Stabsoffiziere, 100 Schiffskapitäne bezw. Kommandanten, 531 Hauptleute und Leutnants der Landarmee, 200 Schiffsleutnants und Marinebeamte, 99 Armeebeamte, 109 Militärärzte, 20 Geistliche, 22434 Unteroffiziere und Mannschaften des Landheeres, 4500 Marinemannschaften, 3645 Nichtkombattanten des Landheeres und 500 der Marine. Die Freiwilligen hat man in dieser Aufstellung zum größeren Teile den Nichtkombattanten beigezählt. Den gefangenen Offizieren wurde von Seite des Zars freigestellt, ob sie auf Ehrenwort entlassen werden oder in die Gefangenschaft gehen wollten; die ziffermäßigen Angaben über das Ergebnis ihrer Entscheidung wichen indes ganz erheblich voneinander ab und sind auch zur Stunde noch nicht völlig klar gestellt. Von den Generalen haben sich außer Stössel und seinem Stabschef noch die Generale Nadien und Kostinkow, und die Admirale Fürst Uchtomski, Gregorowitsch und Roschtiliski für Abgabe des Ehrenwortes und Heimreise entschieden, wogegen die Generale Nikitin, Fock, Gorbatowsky und Smirnoff sowie Admiral Wiren es vorgezogen haben, in die Gefangenschaft zu gehen. Für diese wurde die große und gewerbreiche Stadt Nagoja, die so ziemlich im Herzen der japanischen Hauptinsel Nipon (Hondo) an der Owari-Bucht gelegen und Knotenpunkt von drei Bahnlinien ist, zum Aufenthalt bestimmt. Die übrigen Gefangenen wurden, in Gruppen zu mehreren tausend Mann geteilt, auf andere japanische Städte verteilt. Ein erster großer Gefangenentransport wurde am 6. Januar von Port Arthur nach Dalny dirigiert, wo bereits die Transportschiffe zur Überführung nach Japan bereit lagen. Es waren etwa 5000 Mann nebst den Offizieren — der noch nicht invalide Rest der tapferen Besatzung! Sie waren auf einem Lagerplatze an der Taubenbucht versammelt worden und marschierten von da in langen Zügen nach dem Bahnhofe von Tscharlingtsu, um von dort aus auf dem Schienenwege nach Dalny weiterbefördert zu werden. Dort langten zuerst in vier Wagen die Stabsoffiziere an; die Linienoffiziere blieben bei ihren Truppen. Das Aussehen der Truppen war gut, obgleich man ihnen die ausgestandenen Strapazen noch deutlich anmerkte. Die japanischen Soldaten überboten sich in Bezeigungen ihrer gastfreundlichen und kameradschaftlichen Gesinnung, boten ihnen Bier, Nahrungsmittel und Zigarren an, und suchten ihnen so die traurige Lage, in der sie sich befanden, nach Möglichkeit zu erleichtern. Überhaupt haben die Japaner auch den Gefangenen von Port Arthur gegenüber bewiesen, daß ihnen die Grundsätze und Empfindungen echter Humanität keineswegs fremd sind.

Besonders anerkennenswert und zugleich bezeichnend für den diesem Volke innewohnenden Bildungstrieb ist die Art und Weise, wie man in Japan die Notwendigkeit, die gefangenen russischen Soldaten in angemessener Weise zu beschäftigen, mit einem für diese eminent nützlichen Zweck zu verbinden gewußt hat. Bekanntlich sind etwa drei Viertel der russischen Soldaten des Lesens und Schreibens unkundig, und auch unter den nach Japan gebrachten Gefangenen befanden sich viele solcher Analphabeten. Diese wurden nun zu kleinen Gruppen vereinigt, denen ein dazu geeigneter Unteroffizier die Anfangsgründe ihrer heimischen Schriftsprache beibringen mußte. Von Zeit zu Zeit wurden Prüfungen veranstaltet und die besten Leistungen prämiiert. Ein Stück Kulturarbeit, wie es das wilde Kriegsleben kaum noch jemals irgendwo gezeitigt hat.

Am traurigsten gestaltete sich natürlich das Los der Kranken und Verwundeten. Der Fall Port Arthurs brachte diesen allerdings insofern Erleichterung, als sie nicht mehr unter den Schrecken des Bombardements zu leiden hatten, nicht mehr wie früher fortwährend von der Gefahr bedroht waren, auf ihrem Schmerzenslager von feindlichen Geschossen neuerdings getroffen zu werden, oder, wie dies gegen Ende der Belagerung vorgekommen ist, unter Aufbietung der letzten Kräfte in die eisig kalte Winternacht hinaus fliehen zu müssen, um, wenn möglich, dieser Gefahr zu entgehen. Aber ihre Zahl war so groß, und es mangelte so vollständig an Nahrungs- und Heilmitteln, sowie an geeigneten Unterkunftsräumen, daß nur allmählich Abhilfe geschaffen werden konnte. Wie es in den letzten Tagen der Belagerung in den Hospitälern ausgesehen hat, davon gab ein russischer Offizier in nachstehender Schilderung ein wahrhaft erschütterndes Bild. „Keine Sprache" — so schrieb er — „kann die Schrecken auch nur annähernd beschreiben, die in den Hospitälern herrschen. Dort war es schlimmer als auf dem Schlachtfelde. Sie waren angefüllt mit zerbrochenen, zerfetzten Körpern und Männern, die sich im unlösbaren Griff tödlicher Krankheiten befanden. Ein Übelkeit erregender Dunst von Menschenblut und schwärenden Wunden verpestete die Luft und machte selbst die barmherzigen Schwestern krank, die doch an derartiges gewöhnt waren. So stark war der faulige Brodem, daß die russischen Damen, die die Verwundeten pflegten, sich die Nasen mit in Eau de Cologne getauchter Watte verstopfen mußten, um von den Pestdünsten nicht überwältigt zu werden. Und in all diese Schrecken hinein schlugen noch die japanischen Granaten, die auch die Hospitäler erreichten und vielfach die Kranken in den Hängematten zerrissen. Viele unserer Leute litten an ekelhaften

Füllung japanischer Granaten.

(From Stereograph, copyright 1905 by Underwood & Underwood, New York.)

Geschwüren am Munde, die sie sich durch den Genuß von fauligem Pferdefleisch zugezogen hatten, das die einzige noch vorhandene Fleischnahrung bildete. Die barmherzigen Schwestern und die freiwilligen Pflegerinnen waren in diesen Schlachthäusern Tag und Nacht auf ihrem Posten. Viele von ihnen wurden während des Dienstes vor Hunger und Schwäche ohnmächtig. Ihre unglücklichen Pfleglinge beklagten sich schließlich noch über die vermeintliche Herzlosigkeit der Schwestern, die an menschliches Leiden selbst in seiner furchtbarsten Gestalt sich allmählich so gewöhnt hatten, daß ihnen jedes Mitgefühl für die Opfer abhanden gekommen zu sein schien. Das Schreien und Stöhnen der Verwundeten, das Todesröcheln der Sterbenden und das Fluchen und Heulen der Männer, die ohne Narkose operiert wurden, das alles vereinigte sich, um den Ort zur vollkommenen Hölle zu machen. Abgetrennte Glieder und Pfützen von geronnenem Blut begegneten überall dem Blick. Es war eine Erlösung, aus diesem Hause des Schreckens in den Granatenhagel draußen zu gelangen."

Unter solchen Umständen ist es vollkommen erklärlich, daß — wie bereits erwähnt — in den ersten Tagen nach der Kapitulation 500 dieser Unglücklichen nur noch durch den Tod von ihren Leiden erlöst werden konnten. Die Japaner sorgten zwar nach Möglichkeit für rascheste Verbesserung der Sanitäts- und Verpflegungsverhältnisse, aber das sicherste Rettungsmittel für diejenigen, die überhaupt noch zu retten waren, die schleunigste Fortschaffung aus der infizierten und durch die Beschießung arg verheerten Stadt, konnte sowohl mit Rücksicht auf den Zustand der Verwundeten und Kranken selbst, als auch in Anbetracht der sonstigen starken Inanspruchnahme der erst in der Wiederherstellung begriffenen Verkehrsmittel, zunächst nur in äußerst beschränktem Maße zur Anwendung kommen. Die europäischen Kolonien in den nächstgelegenen neutralen Hafenorten Tschifu, Tientsin, Schanghai, Weihaiwei und Tsingtau zeigten sich zwar sofort bereit, für die Unterbringung und Pflege der Kranken und Verwundeten in den dortigen Hospitälern Sorge zu tragen; es ergab sich jedoch, daß in allen diesen Orten zusammengenommen nur einem kleinen Teil der Transportfähigen Aufnahme gewährt werden konnte, so daß die große Mehrzahl in Port Arthur verbleiben mußte und japanischerseits zunächst nur die Frage in Erwägung gezogen werden konnte, ob etwa später Rekonvaleszenten und Invalide nach Rußland zurückzusenden wären. Auch an den Austausch von Gefangenen in größerem Maßstabe dachte man dort, fand aber für diesen Gedanken von russischer Seite nur wenig Entgegenkommen.

Auf den 8. Januar wurde der Einzug der Japaner in die eroberte Festung festgesetzt, der sich zu einem feierlichen militärischen Akte gestaltete. Eine aus Truppenabteilungen der verschiedenen Waffengattungen zusammengesetzte Heersäule, die eine Vertretung des ganzen japanischen Heeres darstellte, zog von Norden her in breiter Marschformation mit klingendem Spiel durch die alte und neue Stadt. In der Ebene im Norden des Dorfes Schuischa (etwa 5 km nördlich des Hafens an der großen nach Liautung und Mukden führenden Straße gelegen) wurde eine Gedächtnisfeier für die vor Port Arthur gefallenen Japaner abgehalten.

Zwischen dem standhaften Verteidiger und dem siegreichen Eroberer von Port Arthur hat unmittelbar vor der Räumung des Platzes — am 4. Januar vormittags — eine Zusammenkunft in einer Hütte des Dorfes Schuischin stattgefunden. Die beiden hatten eine lange Unterredung miteinander und verabschiedeten sich schließlich mit freundschaftlichem Händedruck, worauf General Stössel zu Pferde stieg und nach Port Arthur zurückkehrte. Jedenfalls hat er bei dieser Begegnung den Entschluß kundgegeben, gegen ehrenwörtliche Verpflichtung, an dem Kriege nicht mehr teilnehmen zu wollen, über Nagasaki in die Heimat zurückzukehren. Sein ritterlicher Gegner richtete sofort an den Gouverneur von Nagasaki das nachstehende Schreiben:

„Sie werden durch die zuständigen Behörden Ihre Instruktionen erhalten; aber es mag nicht unangebracht sein, hier hervorzuheben, daß General Stössel jetzt weder Gefangener noch Feind, sondern ein ausländischer Gentleman ist, der seinem Vaterland rühmlich gedient hat. Überdies ist die verwickelte Arbeit der Übergabe der Forts und der Munition von Port Arthur, die notwendigerweise sich in die Länge gezogen hat, so gut erledigt worden, daß sie verdient, ihm und seiner militärischen Ehre zugute gerechnet zu werden. Ich empfehle ihn Ihrer Hochachtung. Nogi."

Dieser Weisung ist denn auch bestens entsprochen worden. Am 17. Januar hat der General mit seiner Gattin, die alle Gefahren und Leiden des langen und schweren Kampfes mit ihm geteilt hat, an Bord der „Australien" von Nagasaki die Heimreise angetreten. Mehrere hundert Landsleute, darunter eine große Zahl auf Ehrenwort freigegebener Offiziere, waren seine Reisegefährten. In Saigon, der Hauptstadt der französischen Kolonie Cochinchina, fand unter Beteiligung einer großen Menschenmenge eine demonstrative Begrüßung der Ankömmlinge statt; von Port Said, wohin der Dampfer „St. Niko-

laus" der russischen Gesellschaft für Dampfschiffahrt und Handel von Odessa aus entsandt worden war, um die Heimkehrenden aufzunehmen, wurde die Fahrt an Bord dieses Schiffes fortgesetzt. In Konstantinopel begab sich sofort nach Ankunft des Schiffes der dortige russische Marineagent, Fregattenkapitän Schwank, an Bord, um im Auftrage seiner Regierung an die Offiziere das russische Amtsblatt zu verteilen, worin die ihnen vom Zar verliehenen Auszeichnungen veröffentlicht waren. General Stössel begab sich dann nach der russischen Botschaft, wo sich auch der Oberzeremonienmeister des Sultans, Ibrahim Pascha, einfand, um den General im Namen des Sultans zu begrüßen. In Feodosia nahm die Seereise ihr Ende; bei einem an Bord des „St. Nikolaus" veranstalteten Abschiedsmahle richtete der General noch eine herzliche Ansprache an die Offiziere, mit denen er während elf Kriegsmonaten im gemeinsamen Kampfe fürs Vaterland zusammengestanden hatte. Am 24. Februar kam er in Petersburg an, wo ihm ebenfalls ein warmer Empfang zuteil wurde.

Die Kundgebungen der Hochachtung und herzlichen Teilnahme, die dem wackeren Verteidiger von Port Arthur nach dem Falle der Festung von Freund und Feind zuteil geworden sind, beweisen wohl schon zur Genüge, daß die schweren Angriffe und Verdächtigungen, die von verschiedener — auch von russischer! — Seite gegen ihn gerichtet wurden, ebensowenig begründet waren, wie die überschwenglichen Lobeserhebungen, die ihn als die eigentliche Seele des heroischen Widerstandes priesen und alles Verdienst an der glänzenden Haltung der Verteidiger ausschließlich ihm zuerkannten. Inzwischen ist auch die zur Untersuchung der näheren Umstände der Kapitulation eingesetzte Kommission nach Prüfung sämtlicher Dokumente zu dem Ergebnis gelangt, daß die Kapitulation unumgänglich war, da weder von der Land- noch von der Seeseite Hilfe zu erwarten war. Allerdings hat sich die Kommission bei dem Umstande, daß sich der größte Teil der Zeugen zur Zeit in japanischer Gefangenschaft befand, zur einstweiligen Einstellung ihrer Tätigkeit genötigt gesehen.

In Japan wurde die Nachricht von der Einnahme Port Arthurs natürlich mit begeistertem Jubel aufgenommen. Das Volk äußerte seine Freude über diesen neuen glänzenden Erfolg in der herkömmlichen Form von Umzügen mit Musikbanden, Ausstecken von Fähnchen, bunten Laternen und dergleichen mehr; die Presse und ihre Berichterstatter wußten bereits in ganz bestimmter Weise von den neuen Operationen zu erzählen, die nun an die Reihe kommen sollten, von der Vereinigung der Armee Nogis mit derjenigen Kurokis, von der Blo-

Verwundete im japanischen Lager vor Port Arthur.
(Nach einer Photographie. Copyright: Underwood and Underwood.)

Ausschmückung der Straßen in Yokohama zur Feier des Falles von Port Arthur. (Nach einer Photographie.)

kierung Wladiwostocks, der Besetzung der Insel Sachalin usw. Die Leiter des Heeres und der Flotte aber trafen mit der gewohnten klugen Vorsicht und kaltblütigen Überlegung ihre Dispositionen für die Weiterführung des Land- und Seekrieges. Daß das Freiwerden der Armee Nogis eine verstärkte und beschleunigte Aktion in der Mandschurei gestattete, soferne sich nicht die Witterungsverhältnisse einer solchen hemmend entgegenstellten, lag ja auf der Hand; weniger klar war die Lage zur See zu überblicken, wo man einen Gegner zu erwarten

hatte, der durch die Unbestimmtheit und Langsamkeit seines Vorrückens zwar selbst verriet, daß er sich nicht sonderlich stark fühlte, dessen Beobachtung aber an sich schon ein schwieriges, viel Zeit und Kräfte in Anspruch nehmendes Stück Arbeit war, zumal da der Befehlshaber der baltischen Flotte die Gefälligkeit und Duldsamkeit der Franzosen, beziehungsweise der kompetenten Behörden der auf seiner Route gelegenen französischen Besitzungen in einem Maße in Anspruch nahm, das im bedenklichen Widerspruch zu den Pflichten der Neutralität stand und die französische Regierung selbst in nicht geringe Verlegenheit setzte. Der Mikado berief daher — bald nach der Einnahme von Port Arthur — die Admirale Togo und Kamimura nach Tokio, um in Gemeinschaft mit den Spitzen der Admiralität die für den weiter bevorstehenden Seekrieg zu treffenden Dispositionen zu beraten. Diese Gelegenheit wurde zugleich zu einer demonstrativen Ehrung des „Volkshelden" Togo benutzt, dem übrigens der Mikado ebenso wie dem General Nogi, der vereinigten Flotte und der 3. Armee für die Einnahme von Port Arthur schon vorher in einem zur Veröffentlichung gebrachten Erlasse seinen Dank ausgesprochen hatte. Bei der Ankunft der beiden Admirale und ihrer Stäbe in Tokio waren die Straßen festlich geschmückt, Vertreter des Kaiserpaares, Minister und andere hohe Staatsmänner und Tausende von Schulkindern empfingen die Admirale am Bahnhofe, und unter ununterbrochenem Banzai-Rufen der Volksmenge fuhren die Gefeierten in dem vom Kaiser gesandten Wagen zum Marine-Departement und von da nach kurzem Aufenthalt nach dem Oo-Shiro, dem kaiserlichen Palaste. Einen beabsichtigten Empfang auf dem Rathause lehnte Togo mit Rücksicht auf den Ernst der Zeit ab; überhaupt wurde der Aufenthalt am Lande nach Möglichkeit abgekürzt, um die Durchführung der zunächst zu erfüllenden Aufgabe, die Beobachtung der baltischen Flotte und die rechtzeitige Begegnung mit derselben, alsbald in Angriff zu nehmen.

In Rußland gestaltete sich das Stimmungsbild begreiflicherweise ganz anders. Es kam jedoch nicht so sehr nationale Trauer als vielmehr tiefe Erbitterung gegen die Regierung und das ganze System zum Ausdrucke. Der Ruf nach gründlicher politischer Neugestaltung wurde zum stetigen Feldgeschrei der öffentlichen Meinung, die nun den inneren Krieg proklamierte. Wie man in den herrschenden Kreisen über den Fall von Port Arthur dachte oder wenigstens wünschte, daß darüber gedacht werden sollte, geht aus dem nachstehenden Tagesbefehl des Zaren an die Armee und Flotte hervor: „Port Arthur ging

in die Hände des Feindes über. Elf Monate währte der Verteidigungskampf. Über sieben Monate war die ruhmreiche Garnison von der Außenwelt abgeschnitten. Der Hilfe beraubt, ohne Murren die Entbehrungen der Belagerung und die moralischen Qualen während der Entwickelung der Erfolge des Gegners ertragend, Leben und Blut nicht schonend, hielt eine Handvoll russischer Leute in der festen Hoffnung auf Entsatz die wütenden Angriffe des Gegners aus. Mit Stolz verfolgte Rußland ihre Heldentaten, die ganze Welt beugte sich vor ihrem heldenhaften Sinn. Doch täglich lichteten sich ihre Reihen. Die Kampfmittel gingen unter dem Andringen stets neuer feindlicher Kräfte aus. Sie mußten, ihre Heldentat vollendend, der Übermacht erliegen. Friede der Asche und ewiges Andenken den unvergeßlichen Russen, welche bei der Verteidigung von Port Arthur umkamen! Fern von Rußland starbt Ihr für Rußlands Sache, erfüllt von der Liebe zu Kaiser und Vaterland. Euch Lebenden sei Ruhm! Gott heile Eure Wunden und schenke Euch Kraft und Geduld, die auferlegte neue schwere Prüfung zu tragen! Unser Gegner ist kühn und stark, unsäglich schwer ist der Kampf mit ihm, 10000 Werst fern von den Quellen unserer Kraft. Aber Rußland ist machtvoll. In seinem tausendjährigen Leben gab es noch schwerere Prüfungen und noch drohendere Gefahren, und jedesmal ging es aus dem Kampfe neugestärkt und mit neuer Macht hervor. Unsere Mißerfolge sind schwer. Indem wir unsere Verluste beklagen, wollen wir uns nicht verwirren lassen. Mit ganz Rußland vertraue ich, daß die Stunde des Sieges bald anbricht. Ich bitte zu Gott, daß er die mir teuern Truppen und die Flotte segne, damit sie vereint den Feind niederwerfen und die Ehre und den Ruhm Rußlands stützen."

Die stark idealistische Zuversicht, die aus den Schlußworten dieser kaiserlichen Kundgebung herausklingt, fand in einer zu derselben Zeit veröffentlichten kaiserlichen Entschließung, betreffend die Neuschaffung der russischen Flotte, ein desto realistischeres Seitenstück. Hiernach sollen in den nächsten fünf Jahren sechzehn neue Schlachtschiffe, achtzehn Kreuzer, fünfzig Torpedojäger von je 500 Tonnen, hundert Torpedojäger und Torpedoboote von 150 bis 300 Tonnen, zehn Minenschiffe und vier schwimmende Werkstätten gebaut werden. Der Kostenaufwand, der in die Milliarden ginge, soll binnen zehn Jahren bestritten werden. Die schlimmen Erfahrungen, die Rußland seither mit seiner Marine gemacht hat, werden wohl inzwischen zu der Erkenntnis geführt haben, daß die schweren Übelstände, an denen ganz Rußland und mit ihm auch die Flotte krankt, nicht durch die Vermehrung der Schiffszahl zu beseitigen sind.

Eine besondere Ehrung wurde den Helden von Port Arthur — den tapferen Verteidigern ebenso wie den siegreichen Angreifern — von unserem Kaiser zugedacht. Nach telegraphischer Anfrage bei den Kaisern von Rußland und Japan und mit deren sofortiger Zustimmung verlieh Kaiser Wilhelm den Generalen Stössel und Nogi den Orden „Pour le mérite“. Wir lassen den bezüglichen Depeschenwechsel hier im Wortlaut folgen:

1. Kaiser Wilhelm an die Kaiser von Rußland und Japan:

„S. M. dem Kaiser

Zarskoje Sselo.

Die Verteidigung von Port Arthur wird für immer ein Beispiel für die Soldaten aller Völker bleiben. Der Held, der Deine treuen Truppen kommandierte, wird von der ganzen Welt bewundert, besonders in Meinem Heere und von Mir. Um unserer Sympathie und Bewunderung für General von Stössel und seine wackeren Truppen Ausdruck zu geben, hoffe Ich auf Deine Zustimmung, wenn Ich ihm unsere höchste militärische Auszeichnung, den von Friedrich dem Großen gestifteten Orden „Pour le mérite“ verleihe. Dieselbe Ehrung will Ich seinem braven Gegner, General Nogi, erweisen.“

* * *

„S. M. dem Kaiser von Japan

Tokio.

Die Belagerung und Einnahme von Port Arthur haben den General Baron Nogi als einen tapferen und klugen Heerführer erwiesen, dessen Heldentaten ebenso wie die seiner Truppen für immer von allen Soldaten, besonders von Mir und Meinem Heere, werden bewundert werden. Ich hoffe, daß Euere Majestät zustimmen werden, wenn Ich ihm als äußeres Zeichen Meiner Bewunderung die von Meinem Vorfahren Friedrich dem Großen für Tapferkeit im Felde gestiftete höchste preußische militärische Auszeichnung, den Orden „Pour le mérite“ verleihe. Sein braver Gegner General von Stössel hat dieselbe Auszeichnung erhalten.“

2. Die Antworten des Zaren und des Kaisers von Japan:

„Seiner Majestät dem Kaiser

Berlin.

Im Namen Meines Heeres danke Ich Dir für die hohe Auszeichnung, welche Du dem General Stössel verleihen willst. Er tat an der Spitze

seiner braven Garnison bis ans Ende tapfer seine Pflicht. Deine Sympathie und die Deines Heeres und Deine Anerkennung für seine Haltung wird von Mir tief empfunden."

* * *

„S. K. M. dem Deutschen Kaiser

Berlin.

Ich bin sehr dankbar für Euerer Majestät Bewunderung für die Einnahme von Port Arthur. Was Euerer Majestät gütigen Wunsch betrifft, dem General Baron Nogi die höchste Auszeichnung des preußischen Heeres zu verleihen, so stimme ich mit Freude zu."

3. Die Telegramme an die Generale Stössel und Nogi lauteten:

„Generalleutnant von Stössel

Port Arthur.

Im Einverständnis mit S. M. Ihrem erlauchten Kaiser verleihe Ich Ihnen die höchste preußische Kriegsdekoration, von Friedrich dem Großen für außergewöhnliche Leistungen im Kriege gestiftet, den Orden „Pour le mérite". Sie wollen in dieser Verleihung den Ausdruck uneingeschränkter höchster Bewunderung erblicken, den mit Mir Meine ganze Armee Ihnen darbringt für Ihre heldenhafte Verteidigung an der Spitze einer in den Tod getreuen tapferen Schar. Wilhelm I. R.

* * *

„General Baron Nogi

Port Arthur (Dalny).

Mit Genehmigung S. M. des Kaisers, Ihres gnädigsten Herrn, freue Ich Mich, Ihnen den Orden „Pour le mérite" zu verleihen. Es ist dies die höchste preußische Militärauszeichnung, die Mein ruhmreicher Vorfahr Friedrich der Große für außergewöhnliche Leistungen im Kriege gestiftet hat. Dieser Orden soll ein Zeichen Meiner von Meinem Heer geteilten Bewunderung für die glänzenden Führereigenschaften sein, die Sie an der Spitze Ihrer tapferen Truppen während der Belagerung und Einnahme der wacker verteidigten Festung bewiesen haben. Wilhelm I. R."

4. Die Dankestelegramme der Generale:

„An S. M. den Deutschen Kaiser

Berlin.

Euerer Majestät Telegramm erreichte mich in der schwersten Stunde meines Lebens. Ich und die Garnison der Festung sind tief gerührt und geehrt durch die Verleihung des hohen preußischen Ordens, der mich bis an das Ende meines Lebens ehrt. Mögen Euere Majestät überzeugt sein von meiner Anerkennung für die erwiesene Gnade. Ich habe die Ehre, Euerer Majestät meinen und meiner Soldaten Gruß zu übersenden.

Generaladjutant Stössel."

(Das Telegramm datiert aus Nagasaki, wohin der General mittlerweile abgereist war.)

* * *

„S. K. M. dem Deutschen Kaiser

Berlin.

Ich statte meinen tiefgefühlten Dank für die Güte ab, die Euere Majestät mir durch die Verleihung des Ordens „Pour le mérite" ungeachtet der Geringfügigkeit meiner Dienste erweisen. Indem ich Euerer Majestät Orden mit der tiefsten Dankbarkeit annehme, drücke ich in Ehrerbietung meine volle Hochachtung für Euere Majestät aus. General Nogi."

Mit diesem hochherzigen, von echt militärischem Geiste durchdrungenen und zugleich von dem Gefühle edelster Humanität geleiteten Akte Kaiser Wilhelms II. wollen wir das tragische Kapitel vom Fall Port Arthurs zu einem versöhnenden Abschluß bringen. In der Kriegsgeschichte der neueren Zeit finden sich wenige Beispiele von gleicher Hartnäckigkeit des Angriffes wie der Verteidigung, wenige Belagerungen von so langer Dauer und mit so ungeheueren Verlusten an Menschenleben. Wie leicht es den Japanern im November 1894 geworden war, Port Arthur den Chinesen zu entreißen, ebenso schwer ist es ihnen jetzt geworden, sich in den Wiederbesitz dieses wichtigen Platzes zu setzen, der ihnen damals auf diplomatischem Wege wieder abgenommen worden und den Russen mühelos wie eine reife Frucht vom Baume in den Schoß gefallen war. Ein zweites Mal werden sich die Japaner die mit dem Blute von vielen Tausenden erkaufte Beute wohl nicht wieder durch einen einfachen Federstrich wegnehmen lassen.

II. Teil.

Korea · Rußland in Asien. Die Mandschurei · Japan und China

von

Dr. H. Döring.

Altkoreanische Krieger.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

Einleitung.

Im ersten Bande dieses Werkes habe ich versucht, den Lesern das Inselreich der Japaner zu schildern. Ein schönes Land, nicht überall zum Ackerbau geeignet, aber doch von der Natur in vieler Hinsicht begünstigt; besonders auch für die Seeschiffahrt wie geschaffen. Wir fanden in diesem Lande eine Bevölkerung, die ihrer Abstammung nach nicht durchweg einheitlich ist, aber sich doch als eine Nation fühlt und in allen ihren Ständen von einem rücksichtslosen, fast fanatischen Patriotismus durchdrungen ist. Dieses Volk mit einer alten Kultur, mit einer ritterlichen und ruhmvollen Vergangenheit zeigt eine jugendliche Spannkraft und Elastizität. Es eignet sich in hastiger und ernster Arbeit nicht nur die technischen Fortschritte des alten Europas an, sondern gestaltet auch sein Bildungswesen und die Grundlagen seines Staatswesens vollständig um. Auf militärischem Gebiet sind die Japaner die gelehrigen Schüler der Europäer, vor allem der Deutschen; aber wenn sie sich auch mit unserer Kriegskunst zu Lande und zur See vertraut gemacht haben, so haben sie es doch dabei verstanden, den tapferen Geist des japanischen Rittertums sich zu erhalten. Ebenso haben sie auch auf allen andern Gebieten das, was die westliche Kultur ihnen an Bildungselementen bot, in

sich verarbeitet und sich so angepaßt, daß es ein Stück von ihrem Wesen wurde, ohne daß sie ihre Eigenart und Selbständigkeit darüber einbüßten. So konnte Japan, nachdem es schon vor zehn Jahren im Kriege mit China seine Tüchtigkeit bewiesen hatte, jetzt nach der unabläßigen Arbeit mehrerer Jahrzehnte mit dem großen russischen Reich den Kampf aufnehmen.

Gehen wir von den japanischen Inseln hinüber nach dem Festlande, so kommen wir zunächst in ein Reich, das dem japanischen in vielen Stücken gleich oder sehr ähnlich ist: Es ist die Halbinsel Korea, die sich von China und der Mandschurei fast direkt in der Richtung auf Japan hin, das heißt etwa von Norden nach Süden erstreckt.

Korea liegt etwa unter derselben geographischen Breite wie Japan. Es ist ebenso wie Japan sehr gebirgig, hat ebenso wie dieses eine reiche Küstengliederung, ein gesundes, dem Pflanzenwuchs günstiges Klima, das in den südlichsten Teilen subtropisch, im Norden gemäßigter ist. Hier wie dort finden wir eine ursprünglich gemischte, aus verschiedensten Bestandteilen zusammengewachsene Bevölkerung. In beiden Ländern sind also die natürlichen Vorbedingungen vorhanden für Ackerbau und Landwirtschaft, daneben aber auch in hohem Maße für Fischfang und Schiffahrt.

Da Korea im Norden durch natürliche Grenzen, nämlich durch den Yalufluß und ein hohes Gebirge von der Mandschurei geschieden ist, so ist es in bezug auf die Beziehungen zu anderen Ländern einer Insel zu vergleichen. Und in der Tat sehen wir denn auch, daß hier wie in Japan Jahrhunderte lang bis in die jüngste Zeit eine Absperrungspolitik geherrscht hat, die jeden Verkehr mit dem Auslande, namentlich auch alle Handelsbeziehungen zu anderen Völkern so gut wie ganz zu verhindern wußte. Die Ähnlichkeit zwischen Japan und Korea geht also sehr weit. Nimmt man noch dazu, daß beide Länder ihre gesamte Kultur dem wesentlichen China verdanken, daß hier wie dort eine strenge, fast kastenartige Gliederung der Stände bestand, so sollte man vermuten, daß auch die Geschicke beider Länder sich in ganz ähnlicher Weise abgespielt haben müßten.

Und doch wie verschieden haben sie sich in Wirklichkeit gestaltet. Der Hauptgrund dafür liegt in dem verschiedenen Charakter der Bewohner. Es fehlt den Koreanern nicht an Intelligenz, wohl aber an Rührigkeit und Energie. So kommt es, daß Korea in den letzten Jahrhunderten dem Fortschritt noch viel weniger zugänglich gewesen ist als das alte China, von dem bei uns

schon jeder Schulknabe weiß, daß seine Kultur versteinert ist und sich in den letzten tausend Jahren überhaupt nicht geändert hat, eine Behauptung, die übrigens in dieser Schroffheit durchaus nicht richtig ist. In Korea wird aber heute noch die altchinesische Kleidung aus dem 17. Jahrhundert getragen, während man in China selbst längst zu einer anderen Tracht übergegangen ist.

Die Herrschaft eines Adels, der selbstsüchtig nur auf sein eigenes Wohl bedacht ist und die ganze Verwaltung in Händen hält, hat die Entwicklung des Landes mehr gehemmt als gefördert. Das Volk ist der Willkür der Beamten preisgegeben, die es in schamloser Weise ausbeuten; die Todesstrafe ist die gewöhnlichste Strafe. Die Folge dieser Jahrhunderte langen Mißwirtschaft ist, daß die natürlichen Hilfsquellen des Landes, nicht nur die Fruchtbarkeit des Bodens, sondern auch der Reichtum an Mineralien, der noch größer ist als in Japan, lange nicht in vollem Maße ausgenützt werden. Gewerbefleiß und Industrie liegen danieder. Das Land ist sehr dünn bevölkert, nicht halb so stark wie Japan. Doch ist man in dieser Beziehung nur auf Schätzungen angewiesen, da die koreanische Statistik ganz unzuverlässig ist.

Als nun die Zeit kam, wo die alte Politik der Abschließung gegen alles Fremde sich in Ostasien nicht mehr aufrecht erhalten ließ, als eine Berührung mit den europäischen Staaten zu einer Notwendigkeit wurde, da waren die Japaner einsichtig genug, um sich klar zu machen, daß sie ihre politische Selbständigkeit nur erhalten könnten, wenn sie sich in militärischer Beziehung, aber auch auf andern Gebieten der Kultur, besonders auf dem der Finanzwirtschaft, die Errungenschaften der abendländischen Völker zu eigen machten. Während sie mit einem wahrhaft fieberhaften Eifer sich bemühten, dem alten Europa seine Künste abzulernen, fiel es den Koreanern gar nicht ein, ihrem Beispiele zu folgen; dazu waren sie zu eingebildet und dünkelhaft. Sie verhöhnten die Japaner wegen ihrer Fremdensucht. Die Folgen davon müssen sie nun an ihrem eigenen Leibe erfahren.

Während des Krieges mit China im Jahre 1894 wurde Korea eine leichte Beute der japanischen Truppen. Japan bemühte sich nun sofort, Korea auf die Bahn des Fortschritts zu drängen; seine Bestrebungen hatten aber keinen nennenswerten Erfolg. Auch Rußland, das in den folgenden Jahren mit Japan um die Wette sich bemühte, in Korea Einfluß zu gewinnen, suchte eine Reihe von Reformen durchzusetzen.

Allmählich kamen auch die Koreaner selbst zu der Erkenntnis, daß es für sie vorteilhaft wäre, von der europäischen Kultur Nutzen zu ziehen. Sie engagierten allerlei fremde Ratgeber. Aber der Versuch gelang nicht so wie in Japan. Denn schon die Unterlage der einheimischen Kultur war hier eine

Koreaner in Trauerkleidung.
(Nach einer Photographie.)

andere. Außerdem war aber auch gar nicht der energische Wille vorhanden, das gesamte Staatsleben mit seinen verrotteten Zuständen, mit der Bestechlichkeit und Willkür der Beamten, umzugestalten oder in Handel, Gewerbe und Verkehr mit Entschiedenheit neue Bahnen einzuschlagen.

Um die Selbständigkeit Koreas zu erhalten und zu schützen, dazu war es nun auch schon zu spät. Korea konnte nicht daran denken, in wenigen Jahren ein nach modernen Grundsätzen gerüstetes und ausgebildetes Heer aus der Erde zu stampfen, oder von heute auf morgen sich eine Kriegsflotte anzuschaffen. Zu solchen Unternehmungen fehlte es auch an Geld. Denn dieses Land, das fast halb so groß ist wie das Deutsche Reich, hat jährlich nur etwa 15 Millionen Mark Staatseinnahmen, und diese könnten nur allmählich durch eine gründliche Re-

Koreanische Kinder.
(Nach einer Photographie.)

form der ganzen öffentlichen Verhältnisse und durch eine Förderung der jetzt künstlich niedergehaltenen Erwerbskraft des Landes allmählich erhöht werden.

Unter diesen Umständen hat Korea in dem jetzigen Kriege zwischen Japan und Rußland eine sehr traurige Rolle gespielt. Es hat den Einmarsch der Japaner willenlos über sich ergehen lassen müssen. Diese haben sich dann sofort beeilt, in die Hauptstadt des Landes einzurücken und mit dem Kaiser von Korea einen Vertrag abzuschließen, der diesen unter die Schutzherrschaft Japans stellt und den Japanern in Korea eine Vorzugsstellung einräumt.

Wenn das Glück der Schlachten, das den Japanern bisher hold gewesen ist, ihnen bis zum Ende des Krieges treu bleibt, so wird Rußland beim Friedensschluß genötigt sein, die Schutzherrschaft Japans über Korea anzuerkennen,

und dieses Land seinem Gegner zu überlassen. Der Besitz Koreas, wenn auch nur in der Form der Schutzherrschaft, ist für Japan von der größten Wichtigkeit, denn es braucht Kolonialgebiete für seine sich schnell vermehrende Bevölkerung. Es braucht auch Absatzgebiete für seinen Handel und seine Industrie. Wo könnte es aber ein günstigeres Kolonialland finden als Korea es ist, das nach seiner Lage und seinem ganzen Charakter Japan so ähnlich ist, dessen natürliche Hilfsquellen nur darauf warten, ausgebeutet zu werden, und das so dünn bevölkert ist, daß es für viele Millionen von Japanern Raum bietet.

Korea hat darauf verzichten müssen, in den Krieg zwischen Japan und Rußland mit den Waffen einzugreifen; es kommt nur als Kampfpreis in Betracht, der dem Sieger zufallen wird.

Das Land und seine Bewohner.

Unsere Kenntnis von Korea ist erst jüngeren Datums. Früher wußte man wenig Zuverlässiges über das Land und seine Bewohner, eine Folge der Absperrrung nach außen hin. Erst in den letzten Jahrzehnten sind zuverlässige Karten des Landes angefertigt worden. Das Beste in dieser Beziehung hat der japanische Generalstab mit seinen Vermessungen geleistet.

Früher bestanden auf der Halbinsel verschiedene Reiche, die erst allmählich nach erbitterten Kämpfen zu einer einheitlichen Monarchie zusammengewachsen sind. Eines dieser Reiche trug den Namen Korio; daraus ist der bei uns gebräuchliche Name Korea entstanden. Der offizielle Name des Landes, den es schon seit Jahrhunderten trägt, lautet Tscho-sen oder Tschao-sien, was das Land der Morgenruhe, oder das der Morgenröte zunächst liegende Land bedeutet. Heute zerfällt die Halbinsel, die etwa denselben Flächeninhalt wie Großbritannien hat, in acht Provinzen, die in bezug auf Klima, die Eigenart und Beschäftigung ihrer Bewohner ziemlich stark voneinander abweichen.

Die Nordgrenze Koreas bildet zunächst der Yalu-Fluß und der Höhenrücken Jan-Alin, dessen höchster Gipfel, gegen 4000 m hoch, mit ewigem Schnee bedeckt ist. An diesen Höhenrücken schließt sich nach Süden hin ein anderer Gebirgszug an, der in der Nähe der Ostküste der Halbinsel verläuft und nach dieser steil abfällt, aber auch nach der Westküste zahlreiche Ausläufer entsendet. Bei dieser Bodengestaltung ist es natürlich, daß an der Ostküste nur kurze Flußläufe sind und daß dort nur wenig Landwirtschaft getrieben werden kann. Anders im Süden und im Westen. Wenn es hier auch an größeren Ebenen

fehlt, so ist das Land doch in vielen Teilen für landwirtschaftlichen Betrieb gut geeignet, besonders für Viehzucht und Obstbau. Die West- und Südküste sind besonders reich gegliedert und durch zahlreiche Buchten und Halbinseln zerrissen, denen viele kleine Inseln vorgelagert sind.

Für die Schiffahrt ist es nachteilig, daß sich in der Nähe der Küste viele Sandbänke befinden, die zum Teil zur Zeit der Flut mit Wasser bedeckt sind, und nur während der Ebbe hervortreten. Aber gerade dieser Umstand ist wieder für die Fischerei vorteilhaft, die sehr reiche Erträge bietet.

Die wichtigsten Häfen sind Fusan an der Südküste, eine halb japanische Stadt, Gensan an der Ostküste und Tschemulpo an der Westküste. Nur wenige Meilen von Tschemulpo landeinwärts liegt die Hauptstadt des Landes, Seoul (fast wie Schaul ausgesprochen), die etwa 300000 Einwohner hat. Hier ist das Herz des koreanischen Reiches. Auch äußerlich liegt Seoul im Mittelpunkt von Korea, da es von den vier Ecken des Landes etwa gleich weit entfernt ist.

Das Klima ist gemäßigt und sehr gesund. Die Nähe der See ist auf dasselbe von großem Einfluß. Im Sommer wird die Hitze durch kühle Winde gemildert, und der Winter tritt nur in den nördlichen Teilen des Landes streng auf. Im ganzen gleichen die Temperaturverhältnisse denen des südlichen Europa. Viele Leute erreichen ein hohes Alter.

Der Pflanzenwuchs ist von großer Üppigkeit. Die prächtigsten Blumen wachsen wild. Die Gebirge sind meist bewaldet. Unter den Bäumen finden sich fast sämtliche deutsche Waldbäume: Eichen, Buchen, Birken, Linden, Fichten und Tannen. Häufig werden herrliche Waldbestände abgeholzt, um sie unter den Pflug zu nehmen. Im Süden trifft man auch die Korkeiche, den Maulbeerbaum und den Lackbaum. Aber man benutzt weder den Lackbaum zur Herstellung des kostbaren goldgelben Lacks, noch den Maulbeerbaum zur Seidenzucht. Auch die Teestaude wächst im mittleren und südlichen Korea wild; aber niemand denkt daran, sie anzubauen, da die Koreaner keinen Tee trinken. Früchte aller Art, wie Pflaumen, Pfirsiche und Aprikosen, gedeihen ausgezeichnet; man findet jedoch nur die wilden Arten, die Kunst der Veredelung ist unbekannt.

In den vielen Waldungen sind zahlreiche wilde Tiere, auch Tiger, Leoparden und andere Raubtiere, ferner auch Wildschweine, Hirsche und Rehe, wilde Enten, Fasanen und Rebhühner. Von den Haustieren ist außer dem Geflügel besonders das Rind häufiger anzutreffen.

Was die Bevölkerung betrifft, so kann man bei ihr noch heute verschiedene Rassetypen unterscheiden. Die Besiedelung des Landes ist zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Seiten aus erfolgt. Die ersten Bewohner scheinen

Hauptstraße von Seoul.
(Nach einer Photographie.)

zur See gekommen zu sein, und zwar von Indien aus. Sie haben fast gerade Augen, braune Haut und eine Nase mit schmalem, geradem Rücken. In ihrer ganzen Erscheinung zeigt sich ein gewisser Adel. Dr. Albrecht Wirth sagt von dieser Rasse: „Einen künstlerisch entzückenden Zug hat dieser rätselhafte Sohn des Morgenstrahls, die freieste Haltung und den herrlichsten Gang, den

man sich denken kann." Dieser Typus ist im Innern der Halbinsel der vorherrschende.

Die in Korea einheimische Rinderart findet sich in Indien wieder. Ebenso kehrt in Indien die Sitte der koreanischen Frauen wieder, sich vom Hals bis

Stadttor von Seoul.
(Nach einer Photographie.)

zu den Füßen zu verhüllen, die Brüste aber frei zu lassen. Hier wie dort beschreiten die Kinder rittlings den Rücken der Mutter, um getragen zu werden. Auch sind verschiedene Sprachforscher der Meinung, daß die koreanische Sprache mit den Drawida-Dialekten der Südinder Ähnlichkeit hat.

Wiederholt ist Korea von Chinesen erobert worden. Ferner sind zahlreiche Araber schon in früher Zeit dahin gekommen. Endlich sind auch von Nordosten her verschiedene mongolische Stämme eingedrungen, teils Verwandte der Mandschu, teils Stämme von der Mündung des Amur. Alle diese Rassentypen kann man heute noch in Korea nachweisen.

Unter den Mongolen gibt es ganz verschiedene Typen: die einen sind ungeschlacht, mit mächtigem Schädel und Stiernacken und heller, rosiger Hautfarbe; die andern haben Schlitzaugen und zeichnen sich durch größere Feinheit und Intelligenz aus. Auf den Inseln und an den Küsten, bei der Klasse der Fischer und Schiffer, überwiegt der grobe mongolische Typus. Diese Leute haben eine eingedrückte Nasenwurzel und breite Nasenflügel, einen spärlichen Bartwuchs und eine rötlichgelbe Gesichtsfarbe.

Trotz der Verschiedenheit der Elemente, aus denen sich die Bevölkerung Koreas gebildet hat, ist diese aber heute doch einheitlich in Sprache, Tracht und Lebensanschauung. Die strenge Absperrung der Halbinsel während einer Zeit von dreihundert Jahren hat das zuwege gebracht. Das schließt natürlich nicht aus, daß die Bevölkerung der einzelnen Landesteile charakteristische Unterschiede zeigt. So gelten die Leute an der Ostküste als besonders ungeschliffen und fremdenfeindlich, während die Bewohner des Südwestens als geistreich, liebenswürdig und zierlich bekannt sind.

Familienleben.

In Korea bildet, wie in China, die Familie einen festen Verband nach Art einer Korporation. Alle Verwandten, ob hoch oder niedrig, sind verpflichtet, sich gegenseitig zu unterstützen, ja sie haften sogar für die Schulden und Steuern ihrer Familiengenossen. Dieser Zustand wird von nichtsnutzigen Leuten häufig mißbraucht; sie lassen ihre arbeitsamen Verwandten für sich zahlen.

An der Spitze des einzelnen Hausstandes steht der Vater, der eine unumschränkte Gewalt über die Hausgenossen besitzt. Die Frau gilt nicht als Lebensgefährtin, sondern als Dienerin des Mannes, der sie nicht als ihm ebenbürtig betrachtet. Er verbringt seine freie Zeit meist außerhalb des Hauses, spielend und rauchend, mit Freunden und Verwandten; in Gesellschaft seiner Frau die Zeit zu verbringen, würde er für eine Erniedrigung halten.

Die Kinder werden zur Ehrerbietung und Unterwürfigkeit gegen die Eltern erzogen. Ungehorsam der Kinder wird streng bestraft, und keine Tugend

gilt in Korea so viel wie die Elternliebe. Begegnet der Sohn dem Vater auf der Straße, so muß er mit der Stirn den Boden berühren. Nach dem Tode des Vaters tritt der älteste Sohn an seine Stelle als Herr des Hauses. Außer der natürlichen Verwandtschaft findet sich, wie in Japan und China, auch die Adoption in weitem Umfange.

Knaben und Mädchen der höheren Stände werden getrennt voneinander erzogen. Man prägt den Knaben schon früh ein, daß ein Mann seine Zeit nicht mit Frauen verbringen darf. Deshalb verbietet man ihnen, die Abteilung der Mädchen zu besuchen, auch wenn ihre eigenen Schwestern darunter sind. So leben die Mädchen ganz abgeschlossen. Diese werden wieder zu der Ansicht erzogen, daß es unschicklich ist, sich Männern zu zeigen, und daß jede Berührung durch einen Mann die Frau für immer unehrenhaft macht.

Man sieht hieraus, daß die Lage der Frauen wenig beneidenswert ist. Besonders die unverheirateten Frauen, die nicht bei ihren Eltern wohnen, und die Witwen sind übel daran; sie können jederzeit dem ersten Besten zum Opfer fallen, der sich mit Gewalt oder List ihrer bemächtigt und können dann ihrer Schande nur dadurch entgehen, daß sie sich selbst das Leben nehmen.

Auf der Straße gehen die Frauen mit unverhülltem Gesicht, nur die adeligen verhüllen sich. In der Hauptstadt Seoul ist die Einrichtung getroffen, daß die Frauen nur abends nach neun Uhr ausgehen dürfen, und daß die Männer dann ihre Häuser nicht verlassen dürfen. Dieses Vorrecht der Frauen in Seoul zu nächtlichen Spaziergängen hat jedoch seine Schattenseiten. Denn es kommt nicht selten vor, daß ein hungriger Tiger über die Stadtmauer springt und in den Straßen sein Wesen treibt.

Die Frau hat nicht einmal einen eigenen Namen. Sie wird einfach als die Tochter ihres Vaters oder die Schwester ihres Bruders bezeichnet. Nur im Kreise des Hauses führt sie einen eigenen Rufnamen. Auch diesen verliert sie, wenn sie heiratet; sie wird dann als Frau ihres Mannes bezeichnet. Besitzt die Frau einen Sohn, so verlangt es die Sitte, daß von ihr zugleich als der Mutter ihres Sohnes gesprochen wird.

Die Wohnabteilungen der Frauen dürfen von Fremden, sogar von den Behörden nicht betreten werden. Deshalb dienen sie häufig als Zufluchtsort für die Verbrecher.

Die Ehe wird schon frühzeitig geschlossen. Entscheidend dabei ist der Wille der beiderseitigen Eltern. Ist das gegenseitige Einverständnis der

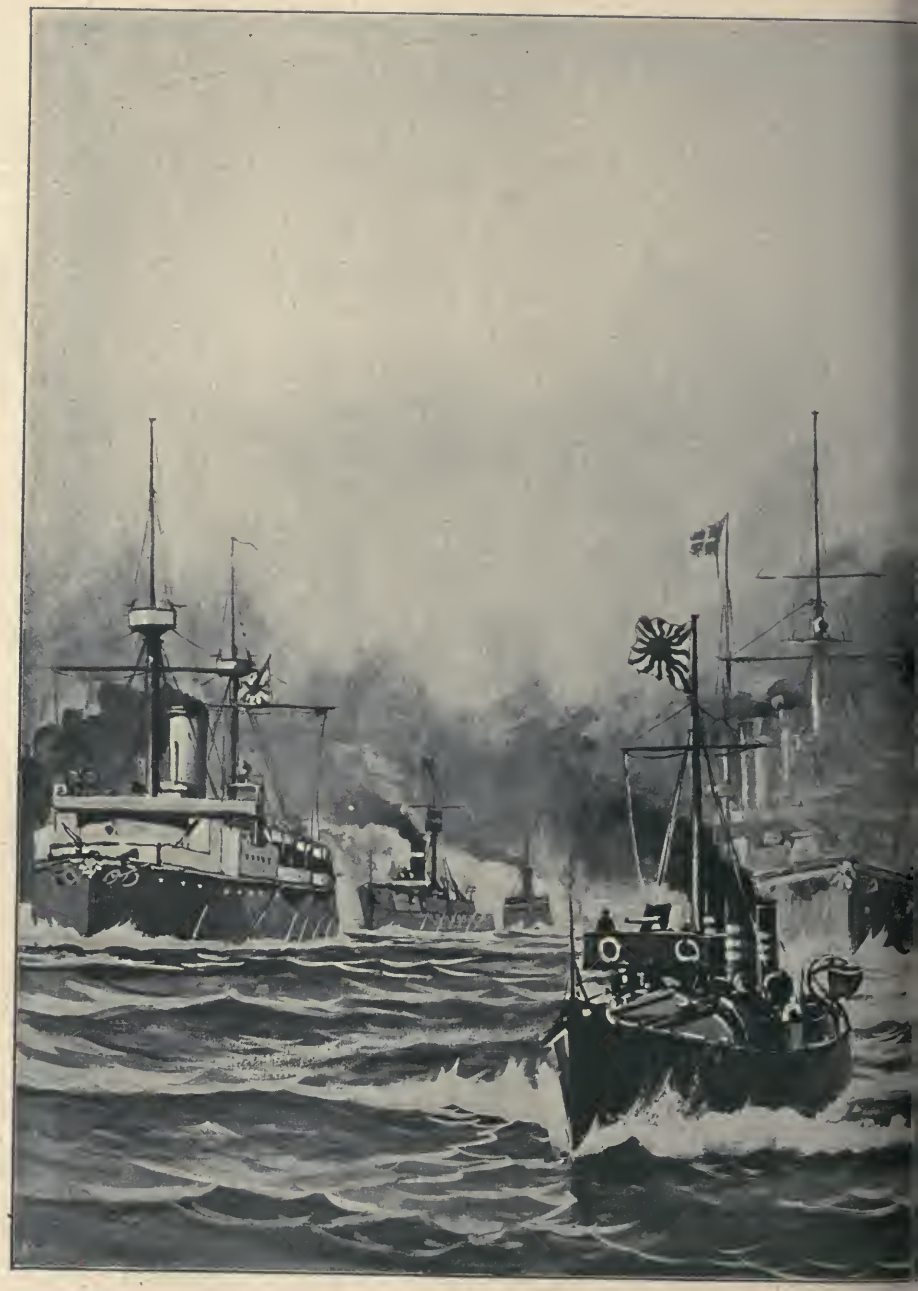
Eltern erreicht, wobei in der Regel die Vermittlung einer Brautwerberin stattfindet, so schreibt der Vater des Bräutigams auf rot gerändertem Papier einen Brief an den Vater der Braut, in welchem er sich nach seinem Wohlergehen erkundigt und ihm alles Glück wünscht. Die Hauptsache ist bei diesem Brief, wie bei vielen Briefen unserer jungen Damen, die Nachschrift. Hier teilt der Briefschreiber nämlich mit, wieviel Söhne er hat, und daß der Älteste oder derjenige, welcher verheiratet werden soll, bis jetzt ledig geblieben sei. Sobald der Vater der Braut in seiner offiziellen Antwort die Zustimmung zur Heirat ausgesprochen hat, gelten die jungen Leute auch ohne Hochzeitsfeier rechtlich als verheiratet, und wenn der Bräutigam vor der Hochzeit stirbt, so wird seine Braut Witwe.

Bei der Hochzeit ist eine Menge von Zeremonien und Förmlichkeiten gebräuchlich. Ein feierlicher Aufzug begibt sich in die Wohnung der Braut, wo der Bräutigam seine Braut zum erstenmal in seinem Leben erblickt. Dann wird eine wilde Gans geopfert als Zeichen der weiblichen Treue. Nach einer Reihe steifer Verbeugungen gibt man dem Bräutigam Hagebutten und der Braut einen kalten Fasan, und die Brautleute trinken abwechselnd aus Schalen Reiswein. Nach der Zeremonie geht die junge Gattin in die Frauenabteilung, und der Mann bleibt mit den Gästen zum Gelage zurück. Sind die Gäste fort, so wird der Mann in das Ehezimmer geführt, wo ihm die Frau von ihrer Mutter und ihren Schwestern übergeben wird. Aber auch jetzt noch muß eine wohlerzogene Frau sich kühl und gleichgültig verhalten und darf auf keine Liebkosungen sich einlassen.

In den Augen des Mannes ist die Frau nur Hausfrau und Mutter. Er darf sie sogar, wenn sie stirbt, nicht beweinen, ohne sich dem Gespötte auszusetzen. Eheliche Treue fordert das Recht und die Sitte nur von der Frau.

Die Frauen sind sauber und reinlich. Sie können fast alle schreiben und lesen. In den ärmeren Klassen sind sie genötigt, schwere Arbeit zu verrichten. Außer der Ehe existiert in Korea das Konkubinat als eine Art von Sklaverei.

Sobald ein Mann nachweisen kann, daß zwischen ihm und einer Frau ein näheres Verhältnis besteht, mag er sie auch mit Gewalt oder im Schlafe entführt haben, so gehört sie ihm und auch ihre Eltern haben dann kein Recht auf sie. Entflieht eine Konkubine, so wird sie rücksichtslos ihrem Herrn wieder zugeführt.



Naniwa. Haschidate. Schikichima.

Das Geschwader
(Nach einer Si

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg.

Flaggschiff Mikasa.

Nischin.

Admirals Togo.
(C. Schön.)

Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg.

In Korea besteht auch ein ausgedehnter Mädchenhandel. Es kommt häufig vor, daß arme Eltern ihre Töchter verkaufen, meist schon in kindlichem

Dame des kaiserlichen Hofes.
(Nach einer Photographie.)

Alter. Hierbei kann man wahrnehmen, daß die Preise für die menschliche Ware in umgekehrtem Verhältnis stehen zu der Höhe der Reispreise. Je teurer der

Reis ist und je schwieriger es für einen kinderreichen Vater ist, sich und seine Familie durchzubringen, desto billiger werden die armen jungen Dinger abgegeben.

Wenn auch die Ehescheidung zugelassen ist, so ist es dem Mann doch untersagt, eine zweite Ehe zu schließen, so lange die geschiedene Frau lebt. Ist die Frau tot, so darf er zur zweiten Ehe schreiten. Dagegen ist den Witwen der höheren Stände die Eingehung einer zweiten Ehe untersagt. Heiraten sie trotzdem, so gelten ihre Kinder als unehelich.

Das Säugen des Kindes gehört zu den Hauptpflichten der Mutter. Wenn sie nur ein Kind haben, so säugen sie dies meist bis zum siebenten oder achten Jahre.

Eigenartig ist es, daß in Korea alle ledigen Personen, ohne Rücksicht auf ihr Alter, als unmündig gelten, und daß ihnen die Fähigkeit, vernünftig zu denken und zu handeln, abgesprochen wird. Die Unverheirateten sind so gut wie rechtlos. Selbst wenn sie sterben, macht man wenig Umstände mit ihnen. Sie werden ohne jedes Leichenbegängnis begraben, um nicht zu sagen verscharrt. Man wickelt sie in eine Decke, dann in Reisstroh und versenkt sie so in die Erde, während Verheiratete mit großem Gepränge in einer besonderen Gruft bestattet werden. Leute, die wegen Armut nicht heiraten können, verheimlichen häufig ihre dadurch herbeigeführte Unmündigkeit, indem sie die für Eheleute vorgeschriebene Frisur und Kopfbedeckung tragen.

Der Tod eines Koreaners bringt eine große Anzahl von Zeremonien mit sich. Wenn der Tod eingetreten ist, erheben sämtliche Hausgenossen ihr Klagegeschrei. Dann bringt man in das Sterbezimmer Reis, Erbsenbrei und Reiswein und ruft den Namen des Toten dreimal laut. Wenn er sich darauf nicht meldet, so werden die Eßwaren zur Türe hinausgeworfen. Gleichzeitig klettert ein Diener mit einem Rocke des Toten auf das Dach und ruft dreimal den Namen des Verstorbenen, um womöglich seine Seele zur Rückkehr in den Leichnam zu bewegen.

Über die Behandlung und Ankleidung der Leiche, die Sarglegung und Bestattung gibt es eine große Anzahl von Vorschriften.

Auch die Trauer um den Verstorbenen ist genau geregelt. Seine Frau und seine Konkubinen müssen die ersten vier Tage mit offenen Haaren und barfuß gehen. Am ersten Tage der Trauer dürfen die Hausgenossen keinerlei

Koreaner.

Nahrung zu sich nehmen; auch während der nächsten drei Tage müssen seine Söhne und Enkel streng fasten. Die Trauerzeit dauert drei Jahre. Der Trauernde gilt während dieser Zeit als tot. Er soll sich nur in seinen Kummer vertiefen und die übrige Welt soll gleichgültig für ihn sein. Er darf keine Besuche machen, darf kein lebendes Geschöpf töten, selbst nicht das sein Trauergewand bewohnende Ungeziefer.

Die Beamten erhalten beim Tode ihrer Eltern in der Regel einen langen Urlaub; manche geben sogar während der Trauerzeit ihre Stelle auf.

Der russische Geschäftsträger Pogio, der eine Reihe von Jahren in Korea lebte, berichtet, daß der Sohn, welcher in der Fremde vom Tode seines Vaters oder seiner Mutter Kunde erhält, unverzüglich das Trauergewand anzulegen, und so ausgerüstet, sich auf den Heimweg zu machen hat. Hierbei muß er täglich, ohne hierzu die Nacht zu benützen, 50 km zu Fuß auf wenig frequentierten Seitenwegen zurücklegen. Beim Begegnen von Leuten, beim Überschreiten der Grenze seines Bezirks, schließlich beim Erblicken seiner Vaterstadt, und vor allem seines Hauses, ist er verpflichtet laut zu weinen. Sein erster Gang im Hause führt ihn zum Sarge seines Vaters, vor dem er sich zweimal bis zur Erde verneigt. Falls er nicht mehr rechtzeitig zum Begräbnis kommen kann, so begibt er sich direkt zur Grabstätte, ohne vorher das väterliche Haus zu betreten.

Alle diese Trauervorschriften gelten jedoch nur für die vornehmen und wohlhabenden Kreise. Das arme Volk trauert nur drei Tage, und beschränkt sich dann darauf, statt des gewöhnlichen schwarzen Haarbandes ein weißes zu tragen.

Koreanische Wasserträger.
(Nach einer Photographie.)

Sitten und Gebräuche.

Der Charakter der Koreaner zeichnet sich durch gute Eigenschaften aus. Man rühmt ihre Gutmütigkeit, Ehrlichkeit und Offenheit. Freilich sind sie auch als eigensinnig, jähzornig und rachsüchtig bekannt. Sie sind sehr empfindlich

gegen Beleidigungen. Ihre Tapferkeit, Geduld und Ausdauer, die sie die schwersten Foltern standhaft ertragen läßt, würde sie zu einem sehr brauchbaren Soldatenmaterial machen, und wenn die Japaner Korea dauernd unter

Verkäufer von Strohsandalen.
(Nach einer Photographie.)

ihre Herrschaft bringen sollten, so werden sie es auf die Dauer wohl nicht unterlassen, die Bevölkerung militärisch zu erziehen.

Zu den heiligsten Pflichten gehört die Gastfreundschaft; sie wird nicht nur gegen Freunde und Bekannte, sondern auch gegen Fremde geübt. Wenn ein reicher Koreaner ein Festmahl gibt, so kommt es öfter vor, daß Vorübergehende

aufgefordert werden, daran teil zu nehmen. Infolge dieser Gastlichkeit kann man durch das ganze Land wandern, ohne einen Pfennig in der Tasche zu haben. Dieser Zustand wird begreiflicherweise von manchen ausgenutzt. Während Japan so gut wie gar keine Bettler hat, gibt es sie in Korea zu Tausenden. Auch Gaukler und Schauspieler ziehen im Lande umher und werden herkömmlicherweise beschenkt.

Hervorzuheben ist noch die große Neugier und Schwatzhaftigkeit der Koreaner. Die Klatschsucht ist nirgends so ausgebildet wie bei ihnen. Jeden, den sie auch nur flüchtig kennen lernen, fragen sie bis aufs Blut über seine Verhältnisse aus, und was sie erfahren, beeilen sie sich brühwarm ihren guten Freunden mitzuteilen.

Wenn die Koreaner auch manche eigenartige Sitten und Gebräuche haben, so gehören sie doch nach ihrer ganzen Zivilisation, ebenso wie die Japaner, dem chinesischen Kulturkreise an. Doch stehen sie in allen Stücken hinter den Chinesen sowohl, wie namentlich hinter den Japanern zurück. Auf vielen Gebieten sind sie in den letzten Jahrhunderten auf der erreichten Stufe stehen geblieben, auf anderen haben sie sogar Rückschritte gemacht — eine Folge der willkürlichen und gewissenlosen Beamtenwirtschaft. Man sollte es heute kaum für möglich halten, daß die Japaner in früheren Zeiten ihre gesamte höhere Bildung, die ihrem Ursprunge nach chinesisch war, durch die Vermittlung Koreas erhalten haben, nicht nur die chinesische Philosophie, sondern auch eine Reihe von Künsten und Gewerben, wie die so hochentwickelte Töpferei und viele andere Dinge, die dazu dienen, das Leben zu verschönen und angenehm zu gestalten.

Der Koreaner hat den vortrefflichen Grundsatz, möglichst wenig zu arbeiten und möglichst viel Geld zu erwerben; in dieser Beziehung ist ihm jedes Mittel recht. Seine Reichtümer häuft er aber nicht auf wie ein Geizhals, sondern lebt gern aus dem Vollen und neigt zur Verschwendung. Der wohlhabende Koreaner setzt seine Ehre darin, möglichst viel Gäste bei sich zu haben. Gegenseitige Besuche sind an der Tagesordnung. Hierbei wird unendlich viel geschwatzt, was insofern eine gewisse Berechtigung hat, als es fast gar keine Zeitungen gibt.

Bis zum Jahre 1883 gab es überhaupt keine Zeitung. Das einzige Nachrichtenblatt, welches damals existierte, wurde im Auftrage der Regierung handschriftlich hergestellt und an die Adligen, die darauf abonnierten, herumgeschickt. Dieses eigenartige Blatt beschränkte sich im wesentlichen auf Bekanntmachungen über die Ernennung und Versetzung von Beamten und einige Nach-

richten über China. Seitdem haben sich die Verhältnisse allerdings etwas geändert; seit dem Jahre 1883 erscheint in der Hauptstadt eine Art Staatsanzeiger, der außer amtlichen Bekanntmachungen auch kurze politische Nachrichten und Aufsätze wirtschaftlichen Inhalts bringt. Dieser Wandel hing mit den politischen Verhältnissen Koreas zusammen. Damals fing das Land an, die Absperrungspolitik, die es Jahrhunderte lang streng durchgeführt hatte, zu verlassen. Wie damals den Fremden in gewissem Maße der Zutritt zu dem bisher verschlossenen Lande gestattet wurde, so konnte die Regierung von jetzt an auch ihre Untertanen nicht mehr von der Berührung mit ausländischem Wesen und ausländischer Kultur ganz zurückhalten.

Zahlreich sind die öffentlichen Schankstätten, die von dem niederen Volk in seiner freien Zeit aufgesucht werden. Unter den Vergnügungen spielt die Musik eine große Rolle; sie hat große Ähnlichkeit mit der chinesischen und japanischen. Die Koreaner lieben aber die Musik noch mehr als die Chinesen und Japaner und sollen auch ein besseres Gehör haben. Außer den Saiteninstrumenten sind namentlich Flöten, Hörner und Trompeten im Gebrauch. Sogar auf den Dörfern wird Musik gemacht, wenn die Landleute ihre Mittagspause machen, oder abends von der Arbeit rasten. Von den Erzeugnissen der europäischen Kultur finden keine leichter in Korea Eingang als die Musikinstrumente, die Geige, das Klavier und die Handharmonika.

Sängerinnen und Tänzerinnen gibt es wie in Japan, ebenso Akrobaten, Taschenspieler und andere Gaukler. Als Schauspieler treten auch in Korea nur Männer auf. Ihre Theaterstücke bieten wenig Abwechselung. Eine Reihe typischer Figuren erscheint immer wieder auf der Bühne: der ungeschickte Ehemann, die streitsüchtige Frau und der Bauer, der eines Vergehens schuldig ist und dafür am Schlusse der Vorstellung geprügelt wird.

Spiele aller Art sind in Korea sehr beliebt, besonders auch das Schachspiel und andere Brettspiele, das Kartenspiel ist gesetzlich verboten, aber trotzdem beim niederen Volke sehr verbreitet.

Andere Volksbelustigungen sind öffentliche Ringkämpfe und Wettspiele der Boxer, ferner Stier- und Hahnenkämpfe.

Die Jagd ist sehr beliebt und wird auf verschiedene Art ausgeübt. Von dem Federwild sind Rebhühner, Wachteln und Wildenten vertreten, namentlich aber auch Fasanen. Diese letzteren werden auch mit abgerichteten Falken gejagt.

Besonders aufregend ist die Tigerjagd. Dieses Raubtier ist namentlich im Norden des Landes sehr häufig und richtet großen Schaden an; viele Menschen und Haustiere fallen ihm jährlich zum Opfer. Es kommt sogar gelegentlich vor, daß der Tiger durch die mit Papier verklebten Fenster in die Hütten eindringt, oder aber auf das niedrige Strohdach springt, mit seinem Tatzen ein Loch hineinschlägt und sich dann auf die schlafenden und nichts ahnenden Menschen stürzt. Die Tigerjäger sind tollkühne und mutige Leute, die mit altmodischen, schweren und unhandlichen Gewehren dem Raubtier zu Leibe gehen. In der Regel legen sie ihm jedoch eine Falle. Zu diesem Zweck wird eine Grube gegraben, in die ein scharf zugespitzter Pfahl aufrecht gestellt wird; die Grube wird dann sorgfältig zugedeckt. Wenn der Tiger sich auf den Köder stürzt, so fällt er in die Grube und spießt sich dabei auf dem Pfahle auf; dann kann er ohne Gefahr erlegt werden. Auch lebend wird der Tiger gefangen. Im Winter wird der Tiger gejagt, wenn hoher Schnee gefallen ist. Dann ziehen die Jäger auf Schneeschuhen aus, von Hunden begleitet und nur mit Säbeln und Piken bewaffnet. Man verfolgt dann die Spur des Tigers im Schnee, bis man auf ein Loch stößt, in dem er infolge seines Körpergewichtes versunken ist. Da er sich aus dieser Lage nicht befreien kann, so kann er leicht getötet werden. Die Tigerfelle sind ein begehrter Handelsartikel. Allein in dem Hafen Gensan an der Ostküste werden jährlich über fünfhundert Felle verkauft.

Dem Hang der Koreaner zum Nichtstun entspricht die große Zahl ihrer gesetzlichen Feiertage. Ihr Kalender ist im wesentlichen der chinesische. Ihr Jahr ist ein Mondjahr und zerfällt in 24 Abschnitte zu 15 Tagen. Der Tag hat nicht 24 Stunden, wie bei uns, sondern nur 12.

Das Hauptfest ist das Neujahrsfest, welches 15 bis 20 Tage dauert; doch begnügen sich die Behörden und Geschäfte in der Regel mit acht Tagen. In Korea herrscht, wie in China, die vortreffliche Sitte, daß man zu Neujahr alle seine Schulden bezahlen muß. Unter den Familienfesten ist der 60. Geburtstag hervorzuheben, der in allen Schichten der Bevölkerung festlich begangen wird. Mit dem Eintritt in das 61. Jahr beginnt nämlich offiziell das Greisenalter, der Lebensabschnitt, in welchen der Mensch von seiner Arbeit ausruht. Falls der Kaiser diesen Tag begeht, so wird er nicht nur bei Hofe, sondern von dem ganzen Volke gefeiert und alle Verbrecher werden begnadigt.

Die koreanische Tracht ist dieselbe, welche unter der Mingdynastie, die bis zum Jahre 1615 regierte, in China gebräuchlich war. China hatte Korea seiner

Schutzherrschaft unterworfen; die Einführung der chinesischen Tracht war das äußere Zeichen dafür. Als später die Mingdynastie durch das jetzt in China regierende Herrscherhaus der Mandschu abgelöst wurde, bemühte sich dieses vergeblich, Korea zu erobern. Die Folge davon war, daß man darauf verzichten mußte, den Bewohnern Koreas die Tracht der Mandschu mit dem Zopf und der niedrigen mützenartigen Kopfbedeckung aufzudrängen, während man sie den Chinesen bei Todesstrafe vorschrieb. So behielten die Koreaner ihre altchinesische

Gebäude der russischen Gesandtschaft in Seoul.
(Nach einer Photographie.)

Kleidung, die ihnen im Laufe der Jahrhunderte zu einer lieben Gewohnheit wurde. Als während des Krieges mit China die Japaner befahlen, daß die Koreaner ihren Haarknoten abschneiden ließen, und sogar an den Straßenecken Barbiere aufstellten, die jedem Vorübergehenden seinen Haarknoten kürzen mußten, da erregte diese Maßregel allgemeinen Unwillen.

Die männliche Kleidung besteht aus einer kurzen Jacke, über der ein Kittel mit breiten Ärmeln getragen wird, der bis zu den Knien herabreicht und durch einen Gürtel zusammengehalten wird. Dazu werden breite Pumphosen und Strohsandalen getragen; im Winter auch Strümpfe, die aus Leinwandstücken

zusammengenäht sind. An Feiertagen und bei Besuchen wird über dem Kittel noch ein andres, jedoch erheblich breiteres Gewand angelegt. Im Winter ziehen die Koreaner, falls sie nicht mit Pelz gefütterte Kleider tragen, einfach mehrere Kleidungsstücke übereinander; so kann es vorkommen, daß ein Koreaner drei obere und drei untere Kittel und zwei bis drei Paar Beinkleider anhat.

Die Kleiderstoffe sind aus Hanf, Leinwand und Baumwolle. Wollstoffe werden im Lande nicht erzeugt, weil es keine Schafe gibt. Da man auch von einer Seidenzucht nicht reden kann, da auf die Pflege des Seidenwurms keine Sorgfalt verwendet wird und die geringen Mengen der im Lande hergestellten Seidenstoffe roh und grob sind, so müssen alle besseren Seidenzeuge aus China und Japan eingeführt werden.

Das gemeine Volk trägt weiße Kleider, die unpraktischste Farbe, die man sich denken kann. Denn die Koreaner sind nicht gerade durch Reinlichkeit ausgezeichnet, und ihre Kleider strotzen deshalb in der Regel so von Schmutz, daß die ursprüngliche zarte Farbe nicht mehr zu erkennen ist.

Die Tracht der Frauen ist der männlichen ähnlich. Kinder laufen mit einer bis zum Unterleib reichenden Jacke umher, im Sommer gehen sie vielfach ganz nackt.

Das Haupthaar lassen sich die Koreaner nicht scheren, sondern drehen es am Wirbel zu einem Knoten zusammen. Die Bärte werden nicht rasiert und erreichen oft eine stattliche Länge. Ein alter Koreaner mit langem weißen Bart sieht unter Umständen sehr ehrwürdig aus, besonders wenn er eine Brille trägt. Denn Brillen sind sehr verbreitet und in den letzten Jahrzehnten förmlich in Mode gekommen. In Gegenwart des Kaisers müssen sie jedoch abgelegt werden, und auch sonst ist es Brauch, daß man in Gesellschaft keine Augengläser aufsetzt, ohne die Anwesenden zuvor um Erlaubnis gebeten zu haben.

Eigenartig ist die Kopfbedeckung der Koreaner. Sie tragen spitze Hüte mit weit abstehender breiter Krämpe, die meist aus feingespaltenem Bambus geflochten sind. Hauptsitz der Hutfabrikation ist die südlich von dem koreanischen Festland liegende Insel Quelpart. Diese Hüte schützen gleichzeitig gegen Sonne und Regen. Auf dem Lande bedient man sich auch großer topfförmiger Hüte aus grobem Stroh.

Die Beamten tragen durchweg Uniformen, in der Regel aus blauem Stoff. Die Rangklassen werden durch Form und Farbe des Gürtels unterschieden.

Im Essen und Trinken können die Koreaner Unglaubliches leisten. Sie sind eigentlich immer hungrig und niemals satt. Wie in Japan und China ißt man mit kleinen Stäbchen. Die ärmeren Leute essen hauptsächlich Reisbrei und Obst, nur die Wohlhabenden Fleisch, und zwar besonders von Geflügel, Schweinen und allerlei Wild. Auch Fische werden viel gegessen; sie sind an der Küste für einen großen Teil der Bevölkerung das einzige Nahrungsmittel. Der Reichtum an Fischen ist so groß, daß nicht die ganze Ausbeute in frischem Zustand oder gesalzen verzehrt werden kann, sondern daß jährlich große Mengen zum Düngen verwendet werden.

Während in Japan das Bedürfnis nach Bädern allgemein ist, liebt der Koreaner das Wasser nicht in gleichem Maße. Auch die Seife ist ihm unbekannt. Er begnügt sich damit, sich morgens das Gesicht in einem kupfernen Waschbecken abzuwaschen.

Sprache. Bildungswesen. Religion.

In geistiger Beziehung ist Korea noch heute völlig von China abhängig. China ist ihm das Land höherer Bildung und feiner Sitte. Infolgedessen ist das Chinesische die Umgangssprache der gebildeten Kreise und auch die amtliche Sprache der Behörden. Alle Verordnungen und Erlasse sind chinesisch abgefaßt, ebenso auch alle Lehrbücher. Im Gegensatz dazu ist die koreanische Sprache verachtet. Deshalb ist die koreanische Literatur auch ganz unbedeutend; sie beschränkt sich auf Romane, Gedichte und Kinderschriften.

Die koreanische Schrift hat ein besonderes Alphabet; es ist erst im 15. Jahrhundert auf Grund eines noch älteren Alphabets entstanden und hat 25 Buchstaben.

Die 11 Vokale werden mit den 14 Konsonanten zu 199 Silben verbunden. Die Aussprache des Koreanischen ist ziemlich schwierig wegen der vielen Kehllaute. Außerdem beschließt der Koreaner jeden Satz mit einem eigentümlichen schluckenden Ton, als wenn er das Gesagte hinabwürgen wollte; das ist für Fremde schwer nachzuahmen.

Da die Verhältnisse in den einzelnen Teilen Koreas ziemlich verschieden sind und auch die Bevölkerung stark voneinander abweicht, ist es nicht verwunderlich, daß auch die koreanische Sprache nicht überall in gleicher Weise gesprochen wird. Es gibt eine Anzahl von Dialekten. Unter ihnen sind der chinesisch-koreanische und der japanisch-koreanische Dialekt hervorzuheben. Der

erstere wird im Norden des Landes gesprochen, wo der Einfluß chinesischen Wesens naturgemäß am stärksten ist; der letztere im Süden der Halbinsel, wo von jeher zahlreiche Japaner ansässig waren. Die wissenschaftliche Bearbeitung der koreanischen Sprache durch die europäische Wissenschaft liegt noch in den Anfängen.

Das öffentliche Unterrichtswesen liegt in Korea noch sehr im Argen. Der Staat beschränkt sich im wesentlichen darauf, eine Reihe von höheren Fachschulen zu unterhalten, wie die medizinische Schule und die Rechtsschule. Die Elementarschulen sind meist Privatunternehmungen einzelner Lehrer. Der ganze Lehrbetrieb ist versteinert und seit langer Zeit unverändert geblieben. Die Lehrbücher werden auswendig gelernt. Die Hauptlehrgegenstände bilden die chinesische Philosophie, verbunden mit praktischer Lebensweisheit und dem Zeremoniell für die verschiedensten Gelegenheiten; ferner die Musik, welche die Sitten besänftigen und verfeinern soll; dann die Geschichte Koreas und Chinas und endlich die Mathematik. In der letzteren Wissenschaft kommen die Koreaner über die elementaren Grundlagen nicht weit hinaus.

In der astronomischen Schule werden Astronomen und Zauberer für den Hofdienst ausgebildet.

Die Medizin steht in Korea auf einer verhältnismäßig hohen Stufe und ist der chinesischen überlegen. Der Bau des menschlichen Körpers wird eingehend studiert, ebenso der Arzneischatz. In der koreanischen Apotheke gibt es eine Reihe von Mitteln, die uns fremd sind, wie die Leber und die Galle und das Geweih des Hirsches und die Knochen des Tigers. Von Infektionskrankheiten treten namentlich Cholera, Ruhr, Typhus und Pocken auf.

Die religiösen Zustände in Korea haben große Ähnlichkeit mit denen, die in Japan herrschen, und die Entwicklung ist hier wie dort so ziemlich die gleiche gewesen. In den ältesten Zeiten huldigten auch die Koreaner einer Religion, die auf eine Vergötterung der Naturgewalten hinausging. Dann folgte im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Einführung des Buddhismus. Dieser Religion sind gewisse Verdienste um das Land nicht abzusprechen, doch geriet sie später ganz in Verfall. Im 16. Jahrhundert wurde auf Verlangen Chinas die Lehre des chinesischen Philosophen Con-fu-tse von Staats wegen in Korea eingeführt. Wie einst, als das Christentum im römischen Reich zur Herrschaft gelangte, die Anhänger des alten Glaubens sich aufs Land und in die Berge flüchteten und dort noch lange den alten Göttern opferten, so hat auch

Nach der Übergabe von Port Arthur.
(Nach einem Originalaquarell von E. Hanetzog.)

der Buddhismus in Korea seine Anhänger in der Hauptsache nur noch in entlegeneren Gegenden. Die buddhistischen Priester werden verachtet und gehören

Koreanische Landschaft (vorn ein Rasthaus).
(Nach einer Photographie.)

der niedrigsten Klasse an. Aber wenn der Staat dem buddhistischen Kult auch seine materielle Unterstützung entzogen hat, so gibt es doch trotzdem eine größere Anzahl buddhistischer Klöster mit Mönchen und Nonnen. Die Religion der

großen Menge besteht in einer Art von Geisterglauben mit Ahnenverehrung, ähnlich wie dies in Japan und China der Fall ist. Ebenso wie in Japan, herrscht auch in Korea der krasseste Aberglaube, besonders bei dem gemeinen Volke.

Wenn wir einen Rückblick werfen auf das geistige und religiöse Leben Koreas, so finden wir, daß es ebenso von chinesischer Kultur erfüllt ist, wie Japan, daß es aber auf einer niedrigeren Stufe steht, und vor allem die riesenhaften Fortschritte, welche Japan in den letzten Jahrzehnten durch die Aufnahme europäischer Bildung und Gesittung gemacht hat, hier so gut wie ganz fehlen. An Fähigkeiten mangelt es dem Koreaner nicht. Wenn es also Japan gelingt, Korea unter seiner Oberhoheit zu behalten, so bietet sich hier seinem Reformeifer ein weites Feld der Betätigung.

Korea ist nicht nur nach seiner Lage und seiner natürlichen Beschaffenheit, sondern in bezug auf das geistige Leben und die Anschauungen seiner Bewohner für Japan das denkbar günstigste Kolonialgebiet.

Zum Schlusse noch einige Worte über das Christentum in Korea. Die christliche Lehre fand zuerst im Jahre 1784 Eingang, und zwar durch einen vornehmen Koreaner, der in China zum Katholizismus übergetreten war. Seine Bemühungen, die Koreaner zum Christentum zu bekehren, hatten namentlich unter den Gebildeten großen Erfolg. Seitdem wirkten hauptsächlich französische Jesuiten als Missionare in Korea. Im Jahre 1839 brach über die französischen Missionare eine grausame Verfolgung herein. Es war verhängnisvoll, daß Frankreich damals nichts tat, um wegen des seinen Söhnen angetanen Unrechtes Korea zur Verantwortung zu ziehen, denn als im Jahre 1866 der König von Korea sich anschickte, das Christentum in Korea mit Feuer und Schwert auszurotten, war er fest davon überzeugt, daß auch diesmal Frankreich nichts tun würde, um seine Missionare zu rächen. Die Verfolgung begann mit der Enthauptung von neun französischen Missionaren, und zweien gelang es nach China zu entkommen, nachdem sie längere Zeit von koreanischen Christen verborgen gehalten waren. Nun nahm die Verfolgung ihren Gang; die Qualen und Martern, die den Christen angetan wurden, spotteten jeder Beschreibung. Die grausamsten Foltern wurden gegen sie angewendet. Wieviel im ganzen ums Leben gekommen, ist nicht festzustellen, doch waren es viele Tausende. Die koreanischen Christen ertrugen mit der größten Standhaftigkeit alle Martern, ohne ihrem Glauben untreu zu werden. Um das Verfahren zu vereinfachen, baute man

eine Guillotine, mit der mehrere Personen auf einmal geköpft werden konnten. Mit diesem Apparat wurden weit über zehntausend Christen hingerichtet, ungerechnet die vielen Tausende, die auf andere Weise zu Tode gequält oder lebendig begraben wurden.

In den letzten Jahrzehnten hat die Mission ihre Arbeit auf Korea wieder aufgenommen; verschiedene christliche Bekenntnisse sind jetzt dort vertreten.

Die Zahl der römisch-katholischen Christen beträgt jetzt etwa 60000, die der protestantischen 30000.

Gewerbe, Handel und Verkehr.

Wie der Ackerbau, zu dem das Land die besten Vorbedingungen bietet, auf einer sehr niedrigen Stufe steht und viel höhere Erträge abwerfen könnte, so sind auch alle übrigen Gewerbe in Korea sehr zurückgeblieben. Vielfach ist man überhaupt noch nicht zu besonderen gewerblichen Berufen gelangt; viele Gegenstände werden seit undenklichen Zeiten im Hause selbst erzeugt. Frau und Tochter spinnen den Hanf und weben Zeug daraus, der Hausherr verrichtet Arbeiten, die anderwärts ein Maler, Tischler oder Steinmetz machen würde. Die in Korea hergestellten Stoffe sind durchweg ziemlich grob.

Die Töpfer haben keine feste Niederlage, sondern wandern, Arbeit suchend, von Ort zu Ort. Ihr Gewerbe, das früher auf einer sehr hohen Stufe stand, ist in Verfall geraten. In alter Zeit war Korea bekannt wegen seiner vortrefflichen Ton- und Porzellanwaren. Die Japaner haben diese Kunstfertigkeit von den Koreanern überliefert erhalten. Das koreanische Porzellan zeichnete sich durch eine reine weiße Farbe aus, auf die ein sanftes Rot und ein schönes Grün und Taubengrau aufgetragen wurde. Es machte bei aller Einfachheit einen glänzenden Eindruck und wurde von allen Kennern sehr geschätzt; welche Gründe zu dem Untergange dieses Kunstgewerbes geführt haben, ist nicht recht aufgeklärt.

Heute beschränkt sich die Industrie in Korea auf einige plumpe Erzeugnisse für die einfache Hauseinrichtung der Eingeborenen: Schränke mit Messingbeschlägen, Jalousien aus Bambus, Gefäße aus Kupfer und Messing. Etwas besser sind die Gold- und Silberarbeiten. Das einzige Industrieerzeugnis, das in nennenswerter Menge ausgeführt wird, ist das Papier. Das koreanische Papier ist sehr stark, so daß es Mühe macht, es zu zerreißen. Es wird hauptsächlich aus Hanf gemacht, und geölt und lackiert zu allen möglichen Gebrauchs-

gegenständen, wie Schirmen, Hüten und Regenröcken, verwendet. Da es aber sehr teuer ist, so wird geringeres Papier in Mengen eingeführt, besonders aus Japan.

Zu einer Fabrikindustrie europäischer Art sind erst die bescheidensten Anfänge gemacht. Die Regierung hat mit Hilfe eines russischen Ingenieurs eine Glasfabrik ins Leben gerufen; sie hat ferner die Errichtung einer Porzellanfabrik, einer Spinnerei und Weberei geplant; aber diese Unternehmungen sind bisher nicht ins Leben getreten. Auch was die Ausländer in dieser Beziehung in den letzten Jahren geschaffen haben, ist unbedeutend. In Tschemulpo besteht eine Reisreinigungsmühle, die ein Amerikaner errichtet hat, und eine Zigarettenfabrik, die von einer englischen Gesellschaft gegründet ist. Maschinenfabriken fehlen noch ganz.

Zu erwähnen ist jedoch der Bergbau, der in den letzten Jahren einen schnellen Aufschwung genommen hat, nachdem er bis dahin ganz unbedeutend gewesen war. In früheren Jahrhunderten hat man verschiedene Minen bearbeitet. Man hat sie aber dann bis auf wenige, die von der Regierung ausgebeutet wurden, verfallen lassen. Ein Gesetz verbot bei den strengsten Strafen das Suchen nach Edelmetallen und das Graben nach solchen. Das konnte indes nicht verhindern, daß aus den Flüssen Goldstaub gewonnen und auch heimlich über die Grenze geschmuggelt wurde. Sonst findet sich Gold an vielen Stellen in Quarz eingelagert, besonders im Norden der Halbinsel. Die koreanischen Golderze sind nicht sehr feinhaltig; dagegen ist das dort gefundene Silber sehr fein. Außerdem finden sich Quecksilber, Blei und Zinn, vor allem auch Kohle und Eisen. Eisen ist häufig und in sehr guter Beschaffenheit vorhanden. Von Kennern wird behauptet, daß kein einziges Land in Asien sich in bezug auf Mineralreichtum mit Korea messen könne.

Als Korea dem ausländischen Handel geöffnet wurde, stürzten sich die Unternehmer aus aller Welt auf die koreanischen Goldfelder. Englische, amerikanische und japanische Kapitalisten machten sich um die Wette ans Werk, um die goldführenden Quarzadern auszubeuten. Später wurden auch an Franzosen und Russen Konzessionen erteilt. Als die Japaner aber während des jetzigen Krieges Korea unter ihre Schutzherrschaft stellten, setzten sie es durch, daß künftig nur noch an eingeborene Koreaner und an Japaner Minenkonzessionen erteilt werden dürfen. Wie schnell die Ausbeute der Goldbergwerke gestiegen ist, sieht man an den Goldmengen, die in das Ausland exportiert wurden.

Koreanische Edle beim Mahl.
(Nach einer Photographie.)

Das ausgeführte Gold hatte folgenden Wert:

1894	951000	Yen	1898	2391000	Yen
1895	1360000	„	1899	3185000	„
1896	1444000	„	1900	4101000	„
1897	2034000	„	1901	4993000	„ .

Diese Beträge sind ja noch nicht sehr erheblich, aber doch in raschem Steigen begriffen. Ferner ist zu berücksichtigen, daß ein erheblicher Betrag des gelben Metalls das Land verläßt, ohne als Gold deklariert zu werden, so daß die wirkliche Ausbeute noch größer ist.

Der Handel Koreas ist ganz unbedeutend und meist in den Händen von Chinesen und Japanern, wenigstens soweit der Import aus dem Auslande und die Ausfuhr dahin in Betracht kommt. Den koreanischen Kaufleuten fällt in der Hauptsache nur der Binnenhandel zu, der hauptsächlich Kleiderstoffe und Lebensmittel zum Gegenstand hat.

Unter den ausgeführten Waren überwiegen die Erzeugnisse des Ackerbaues und die Erträge des Fischfangs. In erster Stelle steht der Reis; die Ausfuhrmenge hatte 1901 einen Wert von 4187000 Yen. Dann folgen Bohnen und

Erbsen, deren Wert 1890000 Yen betrug. Von den übrigen Ausfuhrartikeln erreichte keiner den Wert von einer Million Yen; es sind darunter hervorzuheben Weizen, Rindvieh, Häute und Felle, roter Ginseng (ein teures, in China viel gebrauchtes Arzneimittel), Fische und Fischdünger. Da der Reis das wichtigste Ausfuhrgut ist, so ist der Ausfall der Reisernte von der größten Bedeutung für die Gestaltung der Handelsbilanz: wenn die Koreaner viel Reis exportieren und viel Geld dafür einnehmen, so sind sie auch in der Lage, mehr ausländische Waren zu kaufen.

Die Japaner, von denen vor dem jetzigen Kriege weit über 20000 in Korea lebten, haben auch den Fischfang in den koreanischen Küstengewässern zum großen Teil an sich gerissen. Im Jahre 1901 waren in koreanischen Häfen über 2000 japanische Fischerboote mit etwa 9000 Fischern beheimatet. Jedoch stellen sich während der Hauptsaison außerdem noch zahlreiche japanische Boote ein; man schätzt, daß allein im südlichen Korea 6000 japanische Fischerboote mit etwa 30000 Fischern in koreanischen Gewässern ihrem Gewerbe nachgehen.

Der Walfischfang in den koreanischen Meeren ist ziemlich bedeutend; im Jahre 1901 wurden 190 Wale im Werte von 243000 Yen gefangen.

Die gesamte Ausfuhr von Waren — ohne die Goldausfuhr — betrug 1901 nur 8461000 Yen. Dagegen belief sich die Einfuhr an Waren auf 14696000 Yen.

Unter den eingeführten Gütern stehen Waren aus Baumwolle, Seide und Wolle an erster Stelle. Die Baumwollenwaren machen fast die Hälfte der gesamten Einfuhr aus. In dieser Branche drängen die Japaner die englischen Fabrikate allmählich zurück. Die Koreaner haben mehr und mehr die Neigung, ihre Kleiderstoffe nicht fertig zu beziehen, sondern das dazu nötige Garn zu kaufen und selbst zu verweben. Das japanische Garn ziehen sie aber dem englischen vor, weil es zwar gröber, aber auch stärker und dabei billiger ist.

Von sonstigen Waren, die zur Einfuhr gelangen, ist noch zu erwähnen Petroleum, Eisenbahnmaterial, Bergwerksbedarf, Metalle, besonders Eisenwaren, Waffen und Munition, Streichhölzer, Zucker und Tabak. Der Anteil Deutschlands an der Einfuhr ist unbedeutend. Er betrug 1901 nur 117000 Yen; darunter waren besonders Bernstein, Nähnadeln, Anilinfarben, Chinin, Cyankali und andere Chemikalien, sowie Bergwerksbedarf.

Von den acht dem ausländischen Handel geöffneten Häfen sind nur drei zu einiger Bedeutung gelangt: Tschemulpo, die Handelsstadt in der Nähe der Hauptstadt Seoul an der Westküste, ferner Fusan im Süden und Gensan oder Wönsan im Osten. Die übrigen Häfen treten dagegen zurück.

Für den Seetransport ist in genügender Weise gesorgt, da Korea mit überseeischen Dampferlinien ausreichend versehen ist und auch die Küstenschiffahrt ziemlich entwickelt ist. Doch liegt fast die gesamte Schiffahrt in den Händen der Japaner; sie behaupten, daß den Koreanern jede Befähigung dazu abgehe. Da Korea eine lange Küstenlinie besitzt, die durch zahlreiche Einschnitte und Buchten noch verlängert wird, und da es der Bevölkerung nicht an Geschicklichkeit und Mut fehlt, so müssen die Gründe wohl anderswo liegen als in der mangelhaften Befähigung der Koreaner. Sie liegen vor allem in der Jahrhunderte lang durchgeführten Abschließung des Landes nach außen, die von selbst zur Folge hatte, daß Seeschiffahrt nur in ganz beschränktem Umfange geduldet werden konnte. Heute können die Koreaner sich aber natürlich nicht plötzlich eine Handelsflotte zulegen, die mit der zu großer Bedeutung herangewachsenen japanischen konkurrieren könnte.

Der Schiffsverkehr in den offenen Handelshäfen wurde 1897 von 2417 Schiffen mit 601000 Registertons vermittelt, 1901 waren es schon 4972 Schiffe mit 985000 Registertons. Zwei Drittel der Schiffahrt entfiel auf die japanische Flagge, nämlich 3238 Schiffe, darunter 1796 Dampfer. Zwei große japanische Dampferlinien, die von der Regierung subventioniert werden, unterhalten einen regelmäßigen Personen- und Güterverkehr zwischen den koreanischen Häfen und den japanischen Häfen Kobe und Osaka. Auch andre japanische Reeder lassen regelmäßig Dampfer nach Korea fahren.

Außer den Japanern sind die Russen und die Chinesen an der Schiffahrt Koreas beteiligt. Die Russen unterhalten eine Anzahl von Dampfern, die alle Monat von Wladiwostock längs der koreanischen Küste nach Port Arthur und von dort nach Schanghai fahren. Eine andre russische Route läuft außerdem noch Nagasaki an. Endlich ist noch ein chinesischer Dampfer vorhanden, der zwischen Schanghai und Tschemulpo drei- oder viermal im Jahr seine Fahrt macht.

Eisenbahnen gibt es in Korea bisher nur wenig. Zuerst wurde eine Bahn zwischen der Hauptstadt Seoul und dem Hafen Tschemulpo gebaut, eine kleine Strecke von 26 englischen Meilen. Sie wurde im Jahre 1900 dem

Der „Han-Kiang" bei Seoul.
(Nach einer Photographie.)

Betriebe übergeben. Bei dem Bau der Bahn hatte die japanische Regierung ihre Hand im Spiele. Die Konzession wurde anfangs einem amerikanischen Konsortium erteilt, das sie dann an eine japanische Gesellschaft verkaufte; letztere erhielt aber von der japanischen Regierung ein Darlehen von 1,8 Millionen Yen. Durch diese Eisenbahn ist die Flußschiffahrt zwischen Tschemulpo und Seoul sehr zurückgegangen.

Die Eisenbahn zwischen Seoul und Fusan ist ebenfalls von Japanern gebaut worden, nachdem der deutsche Konsul in Seoul vergeblich sich erboten hatte, das für den Bau der Linie erforderliche Kapital in Deutschland aufzubringen. Diese Eisenbahn ist von großer Wichtigkeit, weil sie die ganze südliche Hälfte der langgestreckten Halbinsel durchläuft. Sie ist 250 englische Meilen lang. Von beiden Endpunkten aus wurde gleichzeitig mit ihrem Bau begonnen und dieser so gefördert, daß die Eisenbahn bereits im Betriebe war, als der Krieg zwischen Japan und Rußland ausbrach. Der Bau der Eisenbahn wurde nur dadurch möglich, daß der japanische Staat für das Kapital von 25 Millionen Yen auf 15 Jahre eine 6prozentige Zinsgarantie übernahm. Die Schwellen zu der Bahn hat Japan geliefert, die Schienen England und die Lokomotiven Nordamerika. Die Fortsetzung dieser Bahn von Seoul nach Witsu an der nördlichen Landesgrenze ist ebenfalls geplant, ferner auch eine Bahn von Seoul nach Gensan. Auf der ersteren Strecke hat die japanische

Russische Verschanzung bei Mukden nach der Einnahme durch die Japaner.
(Nach einer Photographie von Underwood and Underwood, copyright 1905.)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg. Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg.

Fahrt eines koreanischen Ministers durch die Straßen von Seoul.
(Nach einer Photographie.)

Armee während des jetzigen Krieges für ihre Zwecke bereits eine Eisenbahn hergestellt, die aber nur einen provisorischen Charakter tragen dürfte. Ist diese Bahn einmal vollendet, so ist ein ununterbrochener Schienenweg hergestellt von Paris, Berlin und Petersburg bis zur Südostspitze der Halbinsel Korea. Dann wird man von Europa fast ohne jede Seefahrt nach Japan fahren können, da das asiatische Festland nur durch die Straße von Korea von Japan getrennt ist. Aber es braucht nicht hervorgehoben zu werden, daß auch für die inneren Verhältnisse Koreas eine solche Bahn, die das ganze Land durchschneidet, von der größten Bedeutung ist. Die Gegensätze, die zwischen den einzelnen Landschaften Koreas noch bestehen, werden dadurch abgeschliffen und vermindert werden. Zugleich wird aber mit der Eisenbahn überall der Fortschritt in Handel und Wandel seinen Einzug halten, und die Koreaner, die so trotzig und eigensinnig am Alten hängen, werden wohl oder übel sich mit der westlichen Kultur befreunden müssen.

In Seoul hat eine amerikanische Firma für eine koreanische Gesellschaft eine Straßenbahn gebaut, welche die Stadt durchquert und als Ringbahn um

sie herumläuft. Sie erfreut sich großer Beliebtheit bei der Bevölkerung. Man hat deshalb die Verlängerung der Linien in die weitere Umgebung der Stadt in Angriff genommen.

Abgesehen von der Schiffahrt und dem noch ziemlich unentwickelten Eisenbahnnetz sind die Verkehrsmittel in Korea außerordentlich mangelhaft. Es gibt nur sehr wenige Straßen, die aber mit den unsrigen nicht zu vergleichen sind. Dazu kommt, daß in der Regenzeit der Erdboden dermaßen aufweicht, daß man nur mit der größten Mühe vorwärts kommen kann.

Das Postwesen läßt noch sehr viel zu wünschen übrig. Man darf der koreanischen Postverwaltung kein allzugroßes Vertrauen schenken. Im Jahre 1901 unterhielt sie 38 Postämter und 326 Posthaltereien mit einem Personal von 1104 Beamten. Die Zahl der beförderten Sendungen ist sehr gering, sie betrug 1385000 Postsachen, darunter 920000 Briefe und Karten. Bis jetzt macht die koreanische Regierung mit ihrer Post schlechte Geschäfte; die Einnahmen decken bei weitem nicht die Ausgaben. Das hat seinen Grund darin, daß Japan in allen offenen Häfen und Plätzen neben der koreanischen Post seine eigenen Postanstalten unterhält. Es scheint, daß diese sich bei dem Publikum eines größeren Vertrauens erfreuen, da sie der koreanischen Post eine sehr empfindliche Konkurrenz machen. Im Telegraphendienst wurden 1901 152000 Telegramme befördert. Der telegraphische Verkehr mit dem Auslande fällt hauptsächlich der japanischen Telegraphenverwaltung zu, in deren Besitz sich eine Landlinie von Seoul nach Fusan und Tschemulpo sowie ein Kabel von Fusan nach Nagasaki befindet. Zwischen Seoul und Tschemulpo wird sowohl von der japanischen wie von der koreanischen Regierung ein Telegraphendienst unterhalten.

Zum Schlusse will ich noch auf das Bank- und Geldwesen kurz eingehen. Trotz der reichen Metallschätze seines Bodens fehlt es Korea noch sehr an geeigneten Tauschmitteln. Im Kleinverkehr waren früher, ebenso wie in China, meist Kupfermünzen in Gebrauch, Käsch genannt, zu deren Ersatz seit einigen Jahren Nickelstücke geprägt worden sind. Im Großverkehr, wenigstens in den offenen Häfen und Plätzen, ist der Gebrauch japanischen Geldes vorherrschend; es waren davon im Jahre 1899 etwa 3 Millionen Yen Papiergeld, 1 Million Yen Silbergeld und 10000 Yen Goldstücke im Umlauf. Es gibt seit mehreren Jahren auch koreanische Silberdollars, doch sind von dieser Münze noch nicht viel Stücke geprägt. Im Innern des Landes haben die koreanischen Nickelmünzen die alten Käsch bisher nicht zu verdrängen vermocht.

Das Bankwesen ist noch in den Anfängen. Der Geldverkehr zwischen den offenen Plätzen und mit Japan wird durch japanische Banken beherrscht, besonders durch die „Erste Bank" (Dai Ichi Ginko), die in Seoul und den meisten Häfen Zweigniederlassungen unterhält. Für das Geldgeschäft mit dem übrigen Ausland ist durch Agenturen der betreffenden Länder in Tschemulpo gesorgt; dort haben auch die Dresdener Bank und die Deutsch-Asiatische Bank Filialen.

So werden von allen Seiten lebhafte Anstrengungen gemacht, um das Wirtschaftsleben Koreas zu entwickeln und die wertvollen natürlichen Hilfsquellen des Landes nutzbar zu machen. Wenn nicht alles täuscht, wird Korea, sobald der jetzige Krieg zu Ende ist, einen glänzenden Aufschwung nehmen. Alle Vorbedingungen dazu sind vorhanden; auch an einer intelligenten und geschickten Bevölkerung fehlt es nicht. Sollten die Koreaner aber versagen, so sind die Japaner bereit, an ihre Stelle zu treten und statt ihrer die Früchte wirtschaftlichen Fortschrittes einzuheimsen.

Verfassung und öffentliche Zustände.

Korea war früher ein Vasallenstaat Chinas. In den letzten Jahrhunderten war die Abhängigkeit Koreas von dem chinesischen Reich jedoch zu einer leeren Formel herabgesunken, wenn auch die chinesische Regierung eifrig darauf bedacht war, den Schein der Abhängigkeit auch weiter aufrecht zu erhalten. Bevor im Jahre 1894 der Krieg zwischen Japan und China ausbrach, erklärte China auf die Anfrage der japanischen Regierung, daß Korea ein selbständiger Staat sei, und als der Krieg zu Ende war, mußte China im Frieden von Schimonoseki die Unabhängigkeit Koreas von neuem anerkennen.

Die Ming-Dynastie, die bis zum Ende des 17. Jahrhunderts in China regierte, hatte über Korea noch eine gewisse Oberhoheit ausgeübt, aber die Mandschu, die dann zur Herrschaft gelangten, machten den vergeblichen Versuch, Korea zu erobern. Seitdem blieben China nur noch gewisse Ehrenrechte. Der König von Korea mußte den Namen, unter dem er als König genannt sein wollte, in Peking bestätigen lassen. Auch der koreanische Kalender mußte in Peking genehmigt werden. Ebenso unterlagen der Genehmigung des Kaisers von China die Ernennung des Thronfolgers, und auch die Würdigkeit der Gemahlin des Königs von Korea wurde von dem chinesischen Kaiser in einem besonderen Erlaß anerkannt. Endlich wurde alljährlich von Korea eine

Gesandtschaft nach China geschickt, die Geschenke zu überbringen hatte, welche ursprünglich den Charakter eines Tributs an sich trugen; diese Gaben wurden chinesischerseits durch Geschenke gleichen Wertes erwidert. Für diese Gesandt-

Verkaufsläden in Seoul.
(Nach einer Photographie.)

schaften war ein außerordentlich umständliches Zeremoniell festgestellt, das einen erheblichen Kostenaufwand mit sich brachte.

Die chinesische Gesandtschaft bestand im ganzen aus 30 Personen; doch mußte das Gefolge in der Grenzstadt umkehren und wurde durch ein koreanisches Gefolge von 150 Personen ersetzt. Der Gesandte legte die ganze Reise in

einer Sänfte zurück. Da er täglich etwa sieben Meilen reiste, so brauchte er für die ganze Reise von Peking bis zur Hauptstadt Koreas etwa sechs Wochen.

Hauptstraße mit Palast in Seoul.
(Nach einer Photographie.)

Unterwegs wurde er überall von den Behörden im Namen des Königs gefeiert und bewirtet.

In der Nähe der Hauptstadt angelangt, verließ er seine Sänfte und begab sich in einen Tempel, wo ihn zwei Würdenträger begrüßten und ihn fragten, wann es ihm beliebe, vor dem Könige zu erscheinen. Am nächsten Tage entsandte der König mehrere Würdenträger zu dem Gesandten, um ihn zu sich einzuladen; etwas später fuhr ihm der König selbst mit großem Gefolge entgegen. Die Begegnung des Königs mit dem chinesischen Gesandten erfolgte in einem großen Zelt, das neben einer Triumphpforte aufgeschlagen war. Nach kurzer Begrüßung kehrt der König jedoch sofort in seine Residenz zurück. Sodann hielt der Gesandte mit großem Gefolge seinen Einzug in die Hauptstadt, in einer königlichen Sänfte sitzend. Gerichtsdiener mit dem Abzeichen der königlichen Gewalt schritten ihm voran. In den Straßen bildeten Soldaten mit Fahnen und Musik Spalier. In dem chinesischen Gesandtschaftsgebäude legte der Gesandte Galauniform an und begab sich dann sofort in einer Sänfte in den königlichen Palast; hierbei wurde das Schreiben des Kaisers von China, das er überbrachte, ihm in einer besonderen Sänfte vorausgetragen. Im Palast des Königs angelangt, wurde der Gesandte in den großen Empfangssaal geführt, wo die höchsten Würdenträger des Landes sich versammelt hatten. Gleichzeitig mit dem Gesandten trat auch der König in den Saal. Er verbeugte sich vor dem Schreiben des chinesischen Kaisers und befahl dann einem hohen Beamten es knieend aus den Händen des Gesandten entgegenzunehmen. Während nun das kaiserliche Schreiben verlesen wurde, vollzogen sämtliche Anwesenden drei Knieverbeugungen und neun Erdverbeugungen und riefen dann dreimal stürmisch auf die Gesundheit des Kaisers von China.

Der Gesandte entfernte sich dann, um an Stelle seiner Galatracht einen gewöhnlichen, aber reich verzierten Anzug anzulegen, und begab sich dann abermals in die Gemächer des Königs, wo er festlich bewirtet wurde. Der König forderte den Gesandten auf, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Nach kurzem Schweigen erhob sich der König von seinem Sitz, um sich nach der Gesundheit des Kaisers von China, seiner Mutter und seiner Gemahlin zu erkundigen, worauf der Gesandte antwortete, daß die Gesundheit ihrer Majestäten, sowie der Kaiserin-Mutter vortrefflich sei, und seinerseits den König nach dem Ergehen seiner Eltern fragte. Darauf ließ der König dem Gesandten durch einen Dolmetscher mitteilen, daß er ihn durch eine Verbeugung willkommen heißen wollte; der Gesandte lehnte jedoch diese Ehren dreimal dankend ab. Zum Schlusse erhoben sich der König und der Gesandte, falteten die Hände und verbeugten sich gegen-

einander, um dann an der gedeckten Tafel Platz zu nehmen. Zuerst wurde Tee gereicht, wobei sich der König nach der Gesundheit der Verwandten des Kaisers von China erkundigte. Während des nächsten Ganges fragte er den Gesandten nach dem Befinden seiner Eltern. Im Verlaufe des Mahles, das vier Stunden dauerte, wurde dem Gesandten siebenmal Wein eingeschenkt. Nach Beendigung der Feier begleitete der König den Gesandten bis an das Tor des Palastes und verabschiedete sich dort von ihm.

Am nächsten Tage erwiderte der König den Besuch des Gesandten. Es wurde ein ganz gleiches Gastmahl aufgetragen. Zu Ende desselben überreichte der Gesandte dem Könige die mitgebrachten Geschenke: chinesische Tusche, Schreibpinsel, Fächer, Tee, verschiedene Seidenstoffe. Die Gegengeschenke des Königs bestanden aus Ginseng, einer aus Süßholz bereiteten teuren Arznei, verschiedenen kleinen Gegenständen, die in Korea hergestellt wurden, und mehreren Kisten Lebensmitteln für die Rückreise.

In früheren Jahrhunderten traten die chinesischen Gesandten in Korea ziemlich hochfahrend auf. Später, als Korea von China tatsächlich unabhängig geworden war, wurden sie zwar auch noch äußerlich mit großer Höflichkeit empfangen, aber von Spionen umgeben, die alle ihre Schritte bewachten, so daß sie mehr Gefangene zu sein schienen, als Gesandte einer oberherrlichen Macht. Man sorgte dafür, daß sie in die öffentlichen Zustände Koreas keinen Einblick bekamen. Die wenigen Tage, die der Gesandte in der Hauptstadt zubrachte, wurden durch Feste und Besuche ausgefüllt. Die Angehörigen des Königs und alle hohen Zivil- und Militärbeamten machten ihm ihre Aufwartung. Diese Besuche dauerten oft bis in die späte Nacht, so daß der Gesandte schließlich vor Müdigkeit ganz erschöpft war. Er wurde zu Falkenjagden und anderen Belustigungen, auch zu zahlreichen Gastmählern eingeladen. Außerdem ersuchten ihn viele Personen des Hofes, ihre Fächer mit seiner Unterschrift zu versehen, oder ihnen wohl gar einen selbstverfaßten Spruch aufzuschreiben.

Auf solche Weise wurde die Aufmerksamkeit des Gesandten von dem Staatsgetriebe abgelenkt. Auch die Rückreise des Gesandten fand mit ähnlicher Feierlichkeit statt wie die Herreise. An der chinesischen Grenze beim Abschied beschenkte der Gesandte die koreanischen Beamten, die ihn bis dort begleitet hatten. Jeder Dolmetscher erhielt 120 Futterale, jedes mit einem Messer und zwei Eßstäbchen, ferner 150 Tabaksbeutel, 200 Feuerzeuge und 1000 Filzmützen.

Eine innere Bedeutung hatten diese Gesandtschaften schon lange nicht mehr. In den letzten Jahrzehnten wurden sie auch immer seltener und jetzt, nachdem China feierlich erklärt hat, daß es keine Hoheitsrechte über Korea besitzt, sind sie natürlich ganz fortgefallen. Der Kaiser von Korea — vor einigen Jahren hat der Herrscher von Korea auf Betreiben Japans den Kaisertitel angenommen, um hierdurch seine Unabhängigkeit von China äußerlich zu zeigen — der Kaiser von Korea war also ein unbeschränkter Despot, bis er im Laufe des jetzigen Krieges unter die japanische Schutzherrschaft geriet.

Man kann sich kaum eine Vorstellung davon machen, welche Ehrfurcht der Koreaner vor der geheiligten Person seines Herrschers hegt. Schon das bloße Berühren des Kaisers ist mit Todesstrafe bedroht. Im Jahre 1800 erkrankte der damalige König von Korea an einem Geschwür auf dem Rücken. Dieses durfte aber nicht operiert werden, weil dies gegen die Regeln der Etikette war, und so starb der König. Der Name des Kaisers darf sogar von dem Volke nicht laut ausgesprochen werden, und Bildnisse des Herrschers durften früher erst nach seinem Tode angefertigt werden. Auch dies hat sich freilich jetzt geändert, da Photographien des Kaisers von Korea öfter hergestellt worden sind.

Schildkrötentürme bei Seoul.
(Nach einer Photographie.)

Wenn dem Kaiser von Korea fast göttliche Ehren erwiesen werden, so ist dies für die herrschende Klasse des Beamtenadels ein wirksames Mittel, um im Namen des

Die deutsche Gesandtschaft in Seoul.
(Nach einer Photographie.)

Herrschers das Volk nach ihrer Willkür und zu ihrem eigenen Vorteil zu regieren. Und während die Beamten das Land plündern und aussaugen, sitzt der Herrscher in seinem Palast, den er nur selten verläßt, und gibt sich einem üppigen Wohlleben hin.

Der kaiserliche Harem zählt 300 Konkubinen, die von 80 Eunuchen bewacht werden. Besondere Agenten sind tätig, um in allen Teilen des Landes die schönsten Mädchen für den Kaiser anzuwerben und die Konkubinen vollzählig zu erhalten. Die Konkubinen und Eunuchen des Kaisers sind so schlecht gestellt, daß sie darauf angewiesen sind, durch Bestechungen und Verkauf von Ämtern ihr Einkommen zu erhöhen.

Die Hofetikette ist äußerst streng. Alle an den Hof geladenen Personen haben eine orientalische Unterwürfigkeit zu beobachten. Wer dem Kaiser vorgestellt wird, verbeugt sich dreimal bis zur Erde und hört dann die Fragen des Herrschers knieend an.

Nur in seltenen Fällen verläßt der Kaiser seinen Palast und noch seltener die Hauptstadt. Dies tut er unter anderem, um die Gräber seiner Vorfahren zu besuchen. Auf solchen Reisen darf er sich jedoch nur einige Meilen von der Hauptstadt entfernen. Bei solchen Gelegenheiten ist der Zug des Kaisers mehr als eine Meile lang. Wagen und Karren, Reiter und Sänftenträger ziehen in genau vorgeschriebener Reihenfolge. Geht der Zug durch eine Straße, so

müssen Türen und Fenster sorgfältig verschlossen sein. Die Hausbesitzer knieen vor ihrer Tür sobald der kaiserliche Zug sich naht und halten zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit einen Besen und eine Kehrichtschaufel in den Händen.

Allein mächtiger als der Kaiser, dem solche Ehren erwiesen werden, ist der Adel, welcher zahlreiche Privilegien besitzt und fast sämtliche Staatsämter bekleidet. Als der Begründer der jetzt in Korea regierenden Dynastie, König Kan-Yen, im Jahre 1392 zur Herrschaft gelangte, wurden seine Anhänger ein privilegierter Stand im Staate, während die übrigen Bewohner des Landes in Sklaverei fielen; die Sklaven standen entweder im Eigentum des Adels oder des Staates. Im Laufe der Zeit erlangten jedoch viele Sklaven die Freiheit; auf diese Weise entstand die Klasse der gewöhnlichen freien Leute, zu denen besonders die Landwirte, Handwerker und Kaufleute gehören. So gibt es in Korea drei Bevölkerungsklassen: der Adel, das gewöhnliche Volk und die Sklaven. Die Sklaverei hat sich noch bis heute erhalten, wenn auch in etwas gemilderter Form, während in Japan und in China keine Sklaverei existiert. Noch heute hat der Eigentümer eines Sklaven das Recht über Leben und Tod.

Der Adel ist erblich. Außerdem kann auch durch kaiserliche Verleihung eine Familie in den Adelstand erhoben werden. Eine dritte Art, den Adel zu erlangen, ist die, daß man ihn von einer adligen Familie kauft; diese trägt dann den Käufer in ihren Stammbaum ein. Die Begünstigungen, die in Korea dem Adel von dem Gesetz gewährt werden, übersteigen alles, was wir sonst in dieser Beziehung bei andern Völkern finden. Es ist streng verboten, Hand an die Person eines Adligen zu legen. Sogar sein Haus ist unantastbar. Betritt ein Adliger ein Gasthaus, so überläßt man ihm den besten Platz. Das gewöhnliche Volk darf ihn nicht ansprechen oder auch nur durch Blicke belästigen; ein Mann aus dem Volke darf in Gegenwart eines Adligen weder sitzen noch rauchen. Kommt er an das Haus eines Adligen oder begegnet er einem solchen zu Pferde, so muß er absteigen und sein Pferd an der Hand führen, sonst erhält er von dem Gefolge, das den Adligen begleitet, eine Tracht Prügel. Der Adel ist in Korea in eine Reihe von Parteien gespalten. Wenn es aber darauf ankommt, ihre Vorrechte zu verteidigen, so stehen sie alle gegen das Volk zusammen.

Die Adligen beuten das Volk auf jede Weise aus und werden dafür von diesem gehaßt. Es soll sogar vorgekommen sein, daß Adlige von einem Kauf-

mann oder Landwirt sich Geld mit Gewalt erpreßt haben oder daß sie ein Grundstück gekauft haben, ohne den Preis dafür zu bezahlen; der gemeine Mann, der sie deswegen belangen wollte, würde wegen der Bestechlichkeit der koreanischen Richter mit seiner Klage kein Glück haben.

Die Zahl der Adligen ist so groß, daß nicht alle ein Amt erhalten können. Infolgedessen sind manche von ihnen übel dran. Wenn sie irgend ein bürgerliches Unternehmen anfangen wollten, wie die Landwirtschaft oder ein Handwerk, so würde das Recht zur Anstellung im Staatsdienst für sie dadurch erlöschen und ihre Kinder würden den Adel verlieren. Deshalb leiden sie lieber Hunger und Not in der Hoffnung auf bessere Tage, als daß sie ein bürgerliches Gewerbe anfangen. Gelingt es ihnen aber, ein Amt zu erjagen, so halten sie sich auf jede Weise schadlos.

Nach dem Buchstaben des Gesetzes stehen auch dem gewöhnlichen Volke die höheren Staatsämter offen. Sie werden auch zu den öffentlichen Prüfungen zugelassen, welche für den Eintritt in den Staatsdienst die Vorbedingung sind. Allein trotz aller Studienerfolge ist ihnen der Zugang zu den höheren Stellen doch so gut wie ganz verschlossen. Nur mit Mühe und nach langem Warten gelingt es ihnen, eine niedere Beamtenstellung zu erlangen.

Unter dem gewöhnlichen Volk ist das Zunftwesen sehr ausgebildet. Es gibt weitverzweigte Genossenschaften von Kaufleuten und Handwerkern aller Art, die ihren Mitgliedern erhebliche wirtschaftliche Vorteile gewähren, und durch ihre Organisation auch die gesellschaftliche Stellung derselben einigermaßen sicherstellen. Am besten organisiert ist die Genossenschaft der Sänftenträger, die über das ganze Land verbreitet ist. Jeder Bezirk hat seinen Vorsteher, der über die ihm unterstellten Genossen eine unumschränkte Strafgewalt besitzt, ja in einigen Fällen sogar die Todesstrafe über sie verhängen kann. Da, wie wir früher gesehen haben, die Verkehrsmittel in Korea noch fast gar nicht entwickelt sind, so sind die Sänftenträger von großer Bedeutung, nicht nur für den Personentransport, sondern auch für den Transport von Waren, ohne den der Binnenhandel nicht betrieben werden kann. Wenn Mitglieder der Sänftenträgergenossenschaft von den Behörden ungerecht behandelt werden, so entfernen sie sich sämtlich aus der betreffenden Stadt oder dem betreffenden Bezirk. Da Ausstände solcher Art für den Handel sehr schädlich sind, so sehen sich dann die Behörden in der Regel gezwungen, mit ihnen in gütliche Unterhandlungen einzutreten. Die Staatssklaven haben den Charakter von Domänen-

Aus Koreas alter Zeit: Kampf der Koreaner mit den Japanern.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

bauern. Sie sitzen auf dem Grund und Boden des Staates und müssen wie ein Pächter einen Teil ihrer Ernte an den Staat abführen. Außerdem gibt es noch Sklaven, die im Eigentum von Privatpersonen stehen und von diesen

Ein koreanischer Schmied beim Beschlagen eines Pferdes.
(Nach einer Photographie.)

als Diener oder landwirtschaftliche Arbeiter verwendet werden. Sie müssen den ganzen Ertrag des betreffenden Grundstücks abliefern.

Erwachsene männliche Sklaven werden häufig gegen die Verpflichtung einer regelmäßigen Zinsenzahlung freigelassen. Die Kinder einer Sklavin werden wieder Sklaven und gelten als unehelich, auch wenn die Sklavin verheiratet ist.

Wenn dagegen ein Adliger eine Freie aus dem gewöhnlichen Volke heiratet, so wird diese adlig, und ihre Kinder erben ebenfalls den Adel.

Verwaltung und Rechtspflege.

Die Staatsverwaltung ist in Korea vollständig verrottet. Die Beamten sind sehr zahlreich, leisten aber nichts. Die Ämter und Würden werden an den Meistbietenden verkauft, wodurch sich nicht nur die Eunuchen und Konkubinen des Hofes bereichern, sondern auch der Kaiser selbst mit seinen Ministern.

Die Beamten treten ungeheuer anspruchsvoll auf. Es gibt für sie nicht weniger als 19 verschiedene Rangklassen. Das Prüfungswesen ist sehr ausgebildet und ähnlich wie in China. Die Gehälter der Beamten bestehen zum großen Teil noch in Naturalien, nämlich in Reis und sonstigen Lebensmitteln, Kleiderstoffen und Papier. Die Tracht ist für die verschiedenen Rangklassen genau vorgeschrieben. Wie jeder Koreaner müssen auch die Beamten ein kleines Täfelchen, auf dem ihr Name und ihre Wohnung angegeben ist, sichtbar an ihrem Gürtel tragen. Bei den Bauern ist dieses Täfelchen aus Bambusholz, bei den Soldaten aus Horn, bei den Beamten der drei ersten Rangklassen aus Elfenbein. Auf diesem Täfelchen notieren die Beamten auch die ihnen vom Kaiser erteilten Befehle. Wird ein Beamter versetzt, so wird dies auf dem Täfelchen vermerkt und ein amtliches Siegel beigedrückt.

Alle Beamten vom höchsten bis zum niedrigsten werden nur auf eine bestimmte Zeit ernannt, in der Regel auf zwei Jahre. Nach Ablauf dieser Zeit werden sie an einen andern Ort versetzt, müssen aber für die neue Stelle wieder eine neue Kaufsumme zahlen. Bei diesem ewigen Wechsel ist es natürlich, daß sie mit ihrem Amte nicht verwachsen und wenig darauf bedacht sind, für die wirklichen Interessen der Bevölkerung zu sorgen. Sie betrachten vielmehr ihre Stelle nur als eine Einnahmequelle und sind bestrebt, sich so schnell als möglich zu bereichern.

Die höheren Beamten haben zweimal im Jahre über die ihnen untergebenen Beamten an den Kaiser zu berichten; diese Berichte sind für die weitere Laufbahn der letzteren von maßgebender Bedeutung. Die Folge war, daß auch diese Berichte käuflich wurden und von den höheren Beamten als eine Einnahmequelle betrachtet wurden. Dieser Mißstand muß schon in früher Zeit um sich gegriffen haben, denn wir finden in Korea die geheimen Inspektoren als eine altüberlieferte Einrichtung, die jenem Mißstand begegnen soll. Diese ge-

heimen Inspektoren haben die Aufgabe, im Lande herumzureisen, um sich von der Tätigkeit der Beamten und der Handhabung der Gesetze persönlich zu überzeugen. In alten Zeiten soll diese Behörde auch zweckmäßig gewirkt haben. Die Inspektoren reisten heimlich, ohne daß jemand sie kannte, in den verschiedenartigsten Verkleidungen herum. Sie durften nur zu Fuß gehen und hatten die Pflicht, vorsichtig und behutsam aufzutreten. Bald waren sie in dieser Provinz und bald in jener. Auch diese Einrichtung geriet aber in Verfall, die geheimen Inspektoren reisten später ganz öffentlich als große Herren und ließen sich ihre günstigen Berichte von den Beamten, die sie beaufsichtigen sollten, teuer bezahlen. Bei diesem allgemeinen Geist der Bestechlichkeit und Korruption, der den koreanischen Beamten längst in Fleisch und Blut übergegangen ist, kann es nicht Wunder nehmen, daß auch die geheimen Inspektoren wieder kontrolliert werden, und daß der Kaiser besondere Beamten zu ihrer Überwachung ausschickt. Es ist eine Schraube ohne Ende.

Bei allen festlichen Anlässen erscheinen die Beamten mit einem Gefolge, dessen Zahl sich nach ihrem Range bemißt. Ein Beamter der ersten Rangklasse hat in der Regel ein Gefolge von zweihundert Personen. Zuerst kommen die Schnellläufer, welche alle des Weges kommenden Reiter zum Absitzen veranlassen. Dann folgt ein Mann, der eine eiserne Büchse trägt und zwei Bannerträger, auf deren Bannern die Aufschrift steht: „Den Weg säubern!" Es folgen drei Reiter, von denen der eine eine Drachenstandarte trägt, weiter vier Standartenträger, die von sechs Offizieren, vielen Reitern und Fußsoldaten umgeben sind. Diesen folgen 42 Standartenträger mit neun Offizieren und einem zahlreichen Gefolge. An diese Gruppe schließt sich eine Musikkapelle, ein Mann mit einer weißen Standarte, zwei mit Pfeilen bewaffnete Reiter, noch zwei Standartenträger, drei Reiter mit Pfeilen, ein Stallmeister, fünf Reiter mit Bannern, drei Standartenträger, wieder eine Musikkapelle und eine Abteilung Stalldiener. Endlich folgt der Beamte selbst in einer Sänfte oder zweiräderigem Karren. Ihm zur Seite gehen acht Knaben und zehn Diener. Sein kostbarer Sessel und eine mit Drachen verzierte Decke zum Zudecken seines Reitpferdes werden ihm nachgetragen. Achtzehn Reiter mit Tafeln, auf denen Namen und Rang des Beamten verzeichnet sind, und acht Fußgänger, welche die mit dem Gepäck beladenen Pferde am Zügel führen, schließen den Zug ab. Wer einem solchen Zuge begegnet, hat ihm Platz zu machen und auf die Knie zu fallen, sonst wird die Prügelstrafe über ihn verhängt.

Der koreanische Hafen Fusan.
(Nach einer Photographie.)

Es liegt auf der Hand, daß ein verhältnismäßig armes Land, wie Korea, das eigentlich nur von seiner Landwirtschaft lebt, sich einen solchen Beamtenluxus, eine solche Verschwendung von Menschenmaterial nicht leisten darf, wenn es auf einen grünen Zweig kommen will.

Der ganze Verwaltungsorganismus des Landes ist schwerfällig und veraltet. Auf keinem einzigen Gebiet der Verwaltung ist wirklich Tüchtiges geleistet worden. In der Hauptstadt bestehen sechs Ministerien und verschiedene andere Oberbehörden. Das ganze Land zerfiel bisher in acht Provinzen; an der Spitze jeder Provinz steht ein Statthalter, der eine große Macht besitzt, dem Ministerrat direkt unterstellt ist und ein sehr hohes Gehalt bezieht. Jede Provinz zerfällt wieder in eine Anzahl von Bezirken, die Bezirke setzen sich aus Gemeinden zusammen, und in jeder Gemeinde bilden fünf Familien oder Häuser den kleinsten Verwaltungsbezirk mit einem Beamten an der Spitze, der für die Zahlung der Steuern verantwortlich ist.

Bestechlichkeit und Unzuverlässigkeit trifft man in allen Zweigen der Verwaltung an. So kann man sich auf die amtliche Statistik in keiner Weise verlassen. Dies gilt auch von den Volkszählungen. Alle Kenner der Verhältnisse sind der Ansicht, daß bei den Zählungen nur etwa die Hälfte der gesamten Bevölkerung angegeben wird. Da nämlich jeder Ort nach der Zahl seiner Be-

wohner Steuern zu zahlen hat, so liegt es im Interesse der Ortsbehörden, die Zahl möglichst gering anzugeben, damit wenig Steuern bezahlt werden. Es soll vorgekommen sein, daß ganze Dörfer überhaupt nicht gezählt worden sind, oder an ihrer Stelle nur ein einzelnes Haus. Die wirkliche Einwohnerzahl Koreas wird auf 16 bis 18 Millionen geschätzt.

Recht und Rechtspflege tragen in Korea dieselben Charakterzüge, wie das öffentliche Leben überhaupt. Unter chinesischem Einfluß gelangte in früheren Jahrhunderten ein Recht zur Geltung, das bei aller Grausamkeit für die damalige Zeit doch im wesentlichen den Bedürfnissen entsprach, vorausgesetzt, daß es von rechtschaffenen und unbestechlichen Richtern angewendet wurde. Aber auf dem Standpunkt dieses früheren Rechtes ist Korea stehen geblieben, statt auf diesem Gebiete mit der Zeit fortzuschreiten. Und die Pflege des Rechts ist in heutiger Zeit obendrein viel mangelhafter und schlechter, als in früheren Jahrhunderten, denn die koreanischen Richter sind ebenso bestechlich wie die anderen dortigen Beamten. Auch die Bestimmungen der Rechtsordnung haben sich in mancher Hinsicht verschlechtert. Wie die Vorherrschaft des Beamtenadels immer drückender wurde, so zeigte sich dieser Zustand auch auf dem Gebiete der Rechtsvorschriften.

Die Grundlage des koreanischen Rechts bilden die chinesischen Gesetze aus der Zeit der Ming-Dynastie, die bis zum Jahre 1664 in China herrschte. Im Jahre 1785 wurde auf Grund des chinesischen Rechts das noch jetzt gültige koreanische Gesetzbuch ausgearbeitet. Natürlich ist dieses Gesetzbuch seitdem durch zahlreiche Einzelgesetze abgeändert worden. Auf dem Gebiete des Straf-

Koreanischer Hausbau.
(Copyrigth 1904 by Underwood & Underwood.)

Koreanische Soldaten.
(Nach einem Holzschnitt in „Tour Du Monde".)

rechts ist das koreanische Gesetzbuch unmenschlich grausam.

Es gibt verschiedene Arten der Todesstrafe: durch Köpfen, Erwürgen und Verbrennen. Daneben sind aber auch Körperstrafen im Gebrauch, vor allem die Prügelstrafe. Die Grausamkeit des koreanischen Rechts zeigt sich namentlich in der Folter, von der besonders rohe und barbarische Arten vorkommen, die mehr den Charakter verstümmelnder Strafen, als eigentlicher Foltern tragen, welche zur Herbeiführung eines Geständnisses angewendet werden. Es kommt auch häufig vor, daß die Angeschuldigten infolge der öfter wiederholten Folterqualen den Tod erleiden. Als Foltern kommen unter anderen vor verschiedene Arten der Auspeitschung, ferner das Ausrenken und Zerren der Knochen, das Abhacken von Fleischstücken und das Sägen der Beine, wobei eine geflochtene Haarschnur derart um einen Schenkel gezogen wird, daß sie durch das Fleisch bis an die Knochen dringt. Eine andere Folter besteht darin, daß man den Angeklagten auf Glasscherben niederknien läßt, ihn dann langsam an den Haaren in die Höhe hebt und gleichzeitig auf die Füße schlägt. Wer die Folter erduldet, wird in der Regel zum Krüppel, wenn er überhaupt mit dem Leben davonkommt. Die bei der Folter zugefügten Wunden werden einfach mit geöltem Papier verbunden. Da der Richter nach seinem Ermessen zu bestimmen hat, welche Folterart er anwenden will und wie lange, so hat er es vollständig in der Hand, die Folter, welche nur ein Mittel sein soll, den Angeklagten zum Geständnis seiner Schuld zu bringen, in grausame Todesstrafe umzuwandeln.

Wer sich fälschlich ein Adelsprädikat beilegt, unterliegt der Prügelstrafe. Wer einen Adligen beleidigt, wird auf mehrere Jahre nach einer Insel deportiert, nachdem er zuvor hundert Stockprügel erhalten hat. Man sieht hieraus, daß der Adel in Korea einen erhöhten strafrechtlichen Schutz genießt.

Die Adligen sind von der Folter ausgeschlossen. Auch können wohlhabende Leute sich von der Prügelstrafe loskaufen. Wird ein höherer Beamter zum Tode verurteilt, so nimmt er sich selbst das Leben, indem er sich entweder erhängt oder mit Arsenik vergiftet. Fehlt ihm hierzu der Mut, so wird er vom Henker erdrosselt. In besonderen Fällen, wie bei Majestätsverbrechen, findet eine feierliche Hinrichtung statt. Hierbei wird der Verurteilte in einer Strohsänfte auf den Richtplatz gebracht und dort entkleidet. Man steckt ihm einen Pfeil in jedes Ohr, begießt den Kopf mit Wasser und bestreicht seinen ganzen Körper mit Kalk. Nun wird der Verbrecher achtmal um die Richtstätte herumgeführt, worauf das Urteil verlesen wird. Während der Übeltäter mit seinem Kopf auf den Block gedrückt wird, laufen sechs Soldaten um ihn herum, und schlagen nacheinander mit geschwungenem Säbel auf seinen Hals. Der Kopf des Gerichteten wird dann auf einen Pfahl gesteckt, an welchem eine Beschreibung seines Verbrechens angebracht wird.

Es gibt in Korea Gerichte von verschiedener Ordnung. In Strafsachen besteht kein Instanzenzug, sondern nur eine verschiedene Zuständigkeit der verschiedenen Arten von Kriminalgerichten. Die Staatsverbrechen kommen vor dem höchsten Gerichtshof zur Entscheidung. In Zivilsachen kann man jedoch gegen das Urteil der ersten Instanz Berufung einlegen und sich schließlich sogar an den Minister oder an den Kaiser wenden. Zieht man die Summe, so muß man sagen, daß es um Recht und Rechtspflege in Korea sehr schlecht bestellt ist; das Recht ist veraltet, und die Richter sind eigennützig und nur darauf bedacht, ihren Beutel zu füllen und die Interessen des adligen Beamtenstandes zu wahren.

Noch mangelhafter als die Rechtspflege und die übrigen Zweige der Staatsverwaltung ist die koreanische Armee und Marine. Die auf diesem Gebiet herrschenden Zustände spotten jeder Beschreibung und erinnern zum Teil an die zwerghaften Armeen, die in den deutschen Kleinstaaten in der guten alten Zeit existierten. Für Korea ist es verhängnisvoll geworden, daß es mehrere Jahrhunderte lang von äußeren Feinden nicht heimgesucht wurde, so daß die Armee nur dazu da war, kleine Aufstände, die im Innern ausbrachen, zu unterdrücken. In dieser langen Friedenszeit wurden die Koreaner hochmütig und bildeten sich ein, daß ihr Land unangreifbar wäre. Zu dem Verfall der Wehrmacht trug noch bei, daß der Heerdienst ebenso wie in China gegenüber dem Zivilstaatsdienste als minderwertig gilt.

Straßenleben in einem koreanischen Dorfe.
(Nach einer Photographie.)

An militärischen Würdenträgern mit hochstrebenden Titeln fehlte es nicht, wohl aber an ausgebildeten Soldaten. Wenn es auch in Korea immer ein stehendes Heer gegeben hat, das einige tausend Mann stark war und sich auf die Hauptstadt und einige feste Plätze verteilte, so stand doch der größte Teil der Armee nur auf dem Papier. — Noch viel elender war es um die Marine bestellt. Zwar gab es einen Admiral der rechten Seite, einen Admiral der linken Seite und einen Admiral der Mitte, aber man hatte keine Schiffe. In der Nähe der Hauptstadt lagen einige verfaulte Dschunken vor Anker, die sie beschützen sollten, die aber mit einem europäischen Geschütz ohne weiteres in den Grund gebohrt werden konnten.

Die Bewaffnung der Soldaten bestand aus ganz veralteten Luntenflinten. Doch waren mit diesen vorsintflutlichen Gewehren nur wenige auserlesene Truppen ausgerüstet; die übrigen hatten eine ganz mittelalterliche Bewaffnung, bestehend aus Bogen und Pfeilen und aus Lanzen verschiedener Arten.

Ebenso jämmerlich war es mit der koreanischen Artillerie bestellt. Man hatte zwar verschiedene Hundert uralte chinesische Kanonen, mit denen die festen Plätze versehen waren; aber das Pulver, welches die Koreaner herstellten, taugte nichts, und die Leistung dieser Geschütze war ganz ungenügend.

Diese trostlosen Verhältnisse des koreanischen Heeres konnten unmöglich in kurzer Zeit in ihr Gegenteil verkehrt werden. Alle Bemühungen scheiterten auch hauptsächlich daran, daß in dem Staatsschatz kein genügendes Geld vorhanden war, um ein nennenswertes stehendes Heer zu unterhalten und das zu seiner Ausrüstung Notwendige zu beschaffen. Es kamen fremde Instruktoren ins Land, und als der Krieg zwischen Rußland und Japan ausbrach, war immerhin eine Armee von einigen tausend Mann vorhanden, die nach euro-

päischer Art ausgebildet und bewaffnet war. Aber Korea hätte das Geld für diese Soldatenspielerei sparen sollen, denn auf einen Kampf mit den in das Land eindringenden Japanern konnte dieses kleine Heer sich natürlich nicht einlassen. So sehen wir denn auf militärischem Gebiet bisher nur unbedeutende Ansätze zur Schaffung einer modernen Kriegsmacht; die Hauptsache ist noch zu tun.

Der koreanische Staat ist durch und durch verfault. Korea hat zu lange in hochmütiger Beschränktheit alles Fremde verachtet. Unter der Herrschaft eines verkommenen Adels ist Wohlstand und Gewerbfleiß zurückgegangen. Als man schließlich zu der Einsicht kam, daß Korea die staatliche Selbständigkeit sich nur bewahren könne, wenn es sich die Fortschritte der europäischen Kultur, vor allem des europäischen Heerwesens zu nutze machte, da fehlte die Energie mit dem alten Schlendrian zu brechen, und zum Teil auch das nötige Geld. Es sind in den letzten Jahrzehnten mancherlei Errungenschaften der modernen Technik nach Korea verpflanzt worden, aber damit allein ist es nicht getan. Wenn Korea zu neuer Blüte gelangen, wenn die Volkswohlfahrt wirksam gefördert werden soll, dann muß die Herrschaft des adligen Beamtentums mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Dann müssen die jetzt gebundenen Kräfte des Volkslebens befreit und entwickelt werden. Hierzu fehlte dem Kaiser von Korea der Wille und die Macht. Aber ein fremder Eroberer, der dem koreanischen Volke den Fuß auf den Nacken setzt, ist dazu vielleicht imstande. Die Aufgabe, die in Korea gestellt ist, ist groß und schwer. Sie besteht in nichts anderem als darin, das ganze Staatswesen, das gesamte öffentliche Leben auf neue Grundlagen zu stellen. Den Willen dazu haben die Japaner, und wenn sie im Verlaufe des jetzigen Krieges Korea behaupten sollten, so werden sie es in den nächsten Jahren an rücksichtslosem Reformeifer

Koreanische Kinder.
(Nach einer Photographie.)

nicht fehlen lassen. Auch wenn die Halbinsel unter russische Oberherrschaft kommen sollte, wird sich vieles ändern, wenn auch nicht in so schnellem Tempo. Wie die Russen in der Zeit, wo ihr Einfluß in Korea der maßgebende war, für den Fortschritt der Kultur gearbeitet haben, wird weiter unten erzählt werden.

Wenn man sieht, wie Korea durch die Schuld seiner herrschenden Klasse herabgekommen ist und den rechten Augenblick für durchgreifende Reformen versäumt hat, so kann man erst ermessen, wieviel Japan seinen adligen Kriegern, den Samurais, zu verdanken hat. Aus diesem Stande sind durchweg die erleuchteten Männer hervorgegangen, die ihr Vaterland auf die Bahn des Fortschritts führten und mit fester Hand seine Politik leiteten.

Der Kaiser von Korea.
(Nach einer Photographie.)

Rußland in Asien.

Von Peter dem Großen bis zur Gegenwart.

Der Krieg, welcher jetzt zwischen Rußland und Japan ausgefochten wird, ist auf russischer Seite nur eine Fortsetzung der Politik, die das Reich des Zaren seit zwei Jahrhunderten, ja noch länger unabläßig und hartnäckig verfolgt hat. Man spricht von Rußlands Kulturmission, von seiner weltgeschichtlichen Bestimmung. Ein kurzer Rückblick auf die neuere Geschichte Rußlands dürfte daher von Interesse sein.

Als Peter der Große im Jahre 1689 zur Regierung kam, war Rußland seinem Wesen nach noch eine asiatische Macht und Archangelsk am nördlichen Eismeer sein einziger Seehafen. Durch Peter wurden nun die Fundamente gelegt, auf denen die folgenden Herrscher weiter bauen konnten; er ist der Gründer des modernen Rußland. Unter ihm trat das Zarenreich in die Reihe der europäischen Staaten ein; es drang bis an die Ostsee vor und beteiligte sich lebhaft an den kriegerischen Verwickelungen Europas. Neben Moskau wurde Petersburg als zweite Residenz gegründet. In ähnlicher Weise verlegte einst Philipp von Macedonien, der Vater des großen Alexander, seine Hauptstadt von dem im Binnenlande gelegenen Pella nach dem von ihm gegründeten Philippopolis, als er anfing sich in die Streitigkeiten der griechischen Staaten einzumischen.

Als Peter der Große an der Ostsee festen Fuß faßte, schuf er zugleich auch für den russischen Handel und für die Gründung einer Kriegsflotte günstigere Bedingungen, wenn auch die Lage an diesem Binnenmeer durchaus nicht geeignet war, zu dem Ozean und zu dem großen überseeischen Verkehr ungehinderten Zugang zu eröffnen, zumal die russischen Ostseehäfen im Winter zufrieren.

Der fortwährende Erwerb von Ländermassen, der schon unter den Vorgängern Peters stattgefunden hatte, wurde unter seiner Regierung fortgesetzt und hat seitdem bis zum heutigen Tage nicht aufgehört.

Man spricht von einem Testament Peters des Großen. Darin soll er seinen Nachfolgern eine Reihe von Regierungsgrundsätzen ans Herz gelegt haben. Rußland müsse immer mehr europäische Formen und Sitten annehmen. Der Krieg dürfe eigentlich niemals aufhören, um die Armee schlagfertig und kampfbereit zu erhalten. Vor allem müsse das russische Reich sowohl an der Küste

der Ostsee sowie der des Schwarzen Meeres sich ausdehnen, und zwar an der Ostsee auf Kosten Schwedens, das damals noch Finnland besaß. Im Süden müsse Rußland aber im Einverständnis mit Österreich die Türken aus Europa treiben und allmählich immer weiter vordringend Konstantinopel erobern. Ferner sei der Erwerb Indiens zu erstreben, denn wer den Handel Indiens in den Händen habe, sei der wahre Herrscher von Europa. Deshalb müsse Rußland jede Gelegenheit ergreifen, um Persien in Krieg zu verwickeln und seinen Verfall zu beschleunigen, denn schließlich müsse Rußland am Persischen Meerbusen Fuß fassen. Der letzte Punkt des „Testaments" betrifft die Aufrichtung eines Weltreiches, das Rußland dadurch zustande bringen soll, daß es ganz Europa mit asiatischen Horden überschwemmt und einen Teil der Europäer als Sklaven nach Sibirien führt, um dieses Land zu kolonisieren.

Das ist das sogenannte Testament Peters des Großen. Tatsächlich ist dies Testament eine Fabel. Peter der Große hat überhaupt keinen letzten Willen hinterlassen. Er hat nicht einmal seine Nachfolge geregelt; wie läßt sich da annehmen, daß er sich um das gekümmert hätte, was hundert Jahre nach seinem Tode aus Rußland und Europa hätte werden können. Das angebliche Testament wurde zuerst im Jahre 1811 in Paris bekannt gegeben und es ist jetzt erwiesen, daß niemand anders als Napoleon I. sein Verfasser ist. Von Napoleon stammt bekanntlich auch der Ausspruch, daß Europa in hundert Jahren entweder republikanisch oder kosakisch sein werde. Für die Beurteilung Peters des Großen, der, obgleich ausschweifend und dem Trunk ergeben, doch ein großer Herrscher war und den Grund zu dem russischen Reiche gelegt hat, — für die Beurteilung Peters ist es ziemlich gleichgültig, ob er den unter seinem Namen berühmt gewordenen Text geschrieben hat oder nicht. Wichtiger ist, daß die Politik, die er verfolgt hat, um Rußlands Macht zu entfalten und zu vergrößern, seinen Nachfolgern als Vorbild gedient hat. Das ist sein wirkliches Testament, das nicht in den Fächern eines geheimen Archivs verborgen liegt, sondern im Buche der Geschichte aufgezeichnet ist.

Es ist bekannt, mit welcher zielbewußten Konsequenz Rußland sich seitdem immer weiter ausgebreitet und mit allen Mitteln dahin gestrebt hat, Zugang zum Weltmeere zu gewinnen. Zwar Konstantinopel hat es bisher ebensowenig in seine Gewalt bekommen, wie es an den Persischen Meerbusen vorgedrungen ist.

Als Rußland im Jahre 1854 versuchte, sich auf die Türkei zu stürzen, eilten England und Frankreich, dann auch Österreich dem kranken Mann zu

Sibirische Dorfkirche.
(Nach einem Holzschnitt in „Tour Du Monde".)

Hilfe. Es kam zu dem sogenannten Krimkrieg, der damit endete, daß Rußland einen kleinen Gebietsverlust erlitt und sich verpflichten mußte, keine Kriegsschiffe auf dem Schwarzen Meere zu halten. Auch der russisch-türkische Krieg, der in den Jahren 1877 und 1878 geführt wurde, brachte den Russen keinen erwünschten Erfolg, denn im Berliner Kongreß mußte es sogar einen Teil der Eroberungen wieder herausgeben, die ihm in dem mit der Türkei geschlossenen Frieden von St. Stefano zugestanden waren. Schon vorher, im Jahre 1870, während des deutsch-französischen Krieges, hatte Rußland die Gelegenheit benutzt, um die Bestimmung des Pariser Friedensvertrages von 1856, wonach Rußland im Schwarzen Meer keine Kriegsschiffe halten durfte, aufheben zu lassen. Doch blieben der Bosporus und die Dardanellen für Kriegszeiten geschlossen, und nur für Friedenszeiten wurde dem Sultan das Recht zugesprochen, Kriegsschiffe befreundeter und verbündeter Mächte durch diese Meerengen fahren zu lassen.

In Zentralasien ist Rußland im Laufe der letzten Jahrhunderte immer weiter vorgedrungen. Schon unter Peter dem Großem wurde 1715 ein großes Stück von West-Sibirien erworben, nördlich vom Balkasch-See und der kirgisischen Steppe. In unseren Tagen haben die Russen Chiwa, Merw und Samarkand ihrem Reiche einverleibt und diese Gebiete durch eine Eisenbahn mit dem Kaspischen Meere verbunden. Nur das verhältnismäßig kleine Gebiet von Afghanistan trennt sie noch von der Grenze Indiens, und Herat, der militärisch wichtigste Punkt von Afghanistan, der „Schlüssel Indiens", ist in wenigen Tagemärschen von den russischen Garnisonen zu erreichen.

Auch im „fernen Osten," an den Küsten des Stillen Ozeans, wurden unter Peter dem Großen wichtige Landeroberungen gemacht. Rußland besetzte damals die Halbinsel Kamtschatka und das nördlich davon gelegene, vom Beringsmeer und dem nördlichen Eismeer begrenzte Gebiet der Tschuktschen und Korjäken.

Den Grund zu den sibirischen Besitzungen, seinem großen asiatischen Kolonialreiche, hatte Rußland schon im 16. Jahrhundert gelegt, dank der Kühnheit Jermaks, eines von dem Zaren Iwan dem Schrecklichen geächteten Kosakenführers. Im 17. Jahrhundert drang Charbarow zum Amur vor und gründete dort befestigte Niederlassungen; doch war es den Russen nicht möglich, sich gegen die Übermacht der Chinesen zu behaupten, und durch den Vertrag von Nertschinsk mußten sie im Jahre 1689 die in schweren Kämpfen eroberten Gebiete an China zurückgeben.

Lange dauerte es, bis die Erwerbung des Amurgebietes von neuem in Angriff genommen wurde. Es war der junge Marineoffizier Newelskij, der im Jahre 1850 entgegen einem ihm erteilten ausdrücklichen Verbot — es war ihm anbefohlen jeden Schritt zu vermeiden, der Chinas Rechte als Besitzer des Amur nur im geringsten verletzen könnte — auf dem hohen Ufer des Amur, dort wo heute die Stadt Nikolajewsk sich erhebt, die russische Fahne aufpflanzte. Mit ihm im Einverständnis war der Gouverneur von Ost-Sibirien, General Murawiew, der energisch für Newelskij eintrat. Zar Nikolaus bestätigte den eigenmächtigen Schritt des kühnen Offiziers mit den Worten: „Wo die russische Fahne weht, da soll sie nie wieder sinken!" Dieser stolze Ausspruch ist in das Denkmal eingegraben, das man Newelskij bei Nikolajewsk errichtet hat. Zum Glück für Rußland wurde China bald darauf durch seinen Krieg mit England und Frankreich zur Untätigkeit verurteilt, und Rußland hatte Zeit, mit der Besiedelung des Amurlandes zu beginnen und seine Truppen an der chinesischen Grenze zu verstärken. Später mußte China im Pekinger Vertrage von 1860 endgültig in die Abtretung des Amurlandes willigen. So erlangten die Russen ohne Schwertstreich ein fruchtbares und wertvolles Gebiet, das viel größer ist als das deutsche Reich.

Bisher besaß Rußland auf Kamtschatka den Hafen Petropawlowsk, der aber den größten Teil des Jahres mit Eis bedeckt ist. Jetzt wurde an der südlichsten Stelle des Amurlandes der große Kriegshafen Wladiwostock, d. h. die Beherrscherin des Ostens, angelegt; den davor gelegenen Meerbusen nannte man die Bucht Peters des Großen. Auch Wladiwostock ist in der Regel vier Monate im Jahr durch Eis geschlossen, aber es ist trotzdem ein wichtiger Stützpunkt für die russischen Kriegsschiffe und auch für den russischen Handel.

In den letzten Jahren hat Rußland sich wieder große Länderstrecken in Ostasien angegliedert. Nachdem es im Jahre 1896 von China das Zugeständnis

erlangt hatte, den östlichen Teil der sibirischen Eisenbahn durch die Mandschurei führen zu dürfen, pachtete es von China durch den Vertrag von 1898 den das Gelbe Meer beherrschenden Kriegshafen von Port Arthur und erlangte zugleich das Recht, diesen wichtigen Platz mit der ostsibirischen Bahn durch eine Eisenbahn zu verbinden. Als dann im Jahre 1900 der Boxeraufstand ausbrach, besetzten die russischen Truppen die Mandschurei, eine Maßregel, die an sich notwendig war und von der russischen Regierung sofort als eine nur vorübergehende bezeichnet wurde. Später richteten sich die Russen aber in der Mandschurei immer mehr häuslich ein, zwangen die Chinesen, ihre dortigen Truppen aufzulösen und ihre befestigten Plätze zu schleifen und benahmen sich als die Herren des Landes.

Aber auch damit hatte Rußland sein Bedürfnis nach Ausdehnung noch lange nicht befriedigt. Es hat gezeigt, daß es Absichten auf die Mongolei und auf das eigentliche China hat, und sein Streben ist darauf gerichtet, das ganze große chinesische Reich in seine Abhängigkeit zu bringen. Schon im Februar 1901 stellte Rußland an China das Ansinnen, daß es keine Bergbau-, Eisenbahn- oder sonstigen Rechte in der Mongolei, in Tibet und den übrigen an das eigentliche China grenzenden Ländern, also in einem Gebiet von über 7 Millionen qkm, erteilen werde. Ja auch wenn China selbst Eisenbahnen in diesen Provinzen baue, müsse es Rußlands Erlaubnis dazu einholen. Endlich müsse sich China auch damit einverstanden erklären, daß von der sibirischen Bahn — wahrscheinlich von der Gegend des Baikalsees aus — eine Zweigbahn nach Peking gebaut würde, und zwar unter denselben Bedingungen wie die Bahn durch die Mandschurei. Wäre die chinesische Regierung auf diese Forderungen eingegangen, so würde Rußland sich in kurzer Zeit zum Herrn des chinesischen Reiches gemacht und die anderen europäischen Völker von diesem großen und zukunftsreichen Wirtschaftsgebiet, das so unendlich viel Bodenschätze und so unendlich viel billige Arbeitskräfte in sich birgt, wahrscheinlich ausgeschlossen haben.

Wenn auch diese Zukunftsträume noch nicht erfüllt sind, so war doch bei Beginn des jetzigen Krieges die Stellung Rußlands in Ostasien eine gewaltige. Die gesamten russischen Besitzungen am Stillen Ozean wurden 1903 zu einer „Statthalterschaft des fernen Ostens" vereinigt, unter dem Admiral Alexejew als Statthalter. Trotzdem mußte das Zarenreich auf weitere Vergrößerung seines ostasiatischen Besitzes bedacht sein. Zwar hatte es in Port Arthur einen eisfreien

Kriegshafen, aber die in der Nähe angelegte Handelsstadt Dalny wollte nicht recht gedeihen. In mancher Hinsicht sind die Häfen in Korea für den Handel auch noch günstiger gelegen. Jedenfalls konnte Rußland in seinem eigenen Interesse nicht dulden, daß Japan sich dort festsetzte und so für weitere Unternehmungen auf dem ostasiatischen Festlande eine sichere Grundlage gewann.

Was die Russen in Asien an Kulturarbeit geleistet haben, ist schwer festzustellen. Manches von dem, was sie sich als Kulturtaten anrechnen, steht nur auf dem Papier. Trotzdem ist vieles, was sie geschaffen haben, wahrhaft großartig. Dies gilt besonders auch von der großen sibirischen Bahn, die bis Wladiwostock läuft und, wie schon erwähnt wurde, in südlicher Abzweigung Port Arthur erreicht. Vor der Hand ist dieser Schienenstrang nur ein politisches Werkzeug, das militärisch für die Russen von der größten Bedeutung geworden ist. Mit der Zeit wird die Bahn aber auch mehr und mehr dazu dienen, Sibirien wirtschaftlich zu erschließen und mit dem europäischen und amerikanischen Westen gleichmäßig zu verknüpfen.

Rußlands Weltpolitik lebt nicht von der Hand in den Mund. Es übt nicht die Kunst des Fortwurstelns, die in Österreich so beliebt ist und auch in andern Staaten Europas in Aufnahme gekommen sein soll. Die Politik des russischen Reiches geht immer von großen Gesichtspunkten aus; sie hat es nicht eilig, sie kann warten und läßt sich durch einen Mißerfolg nicht abschrecken. Sie denkt nicht nur an den nächsten Augenblick, sondern auch an eine entfernte Zukunft und rechnet mit großen Zeiträumen, wie sie mit ungeheuren Ländermassen rechnet. Die russischen Staatsmänner haben es meist verstanden, die größte Vorsicht und Verschlagenheit mit der größten Energie zu vereinigen. Die Masse des Volkes ist aber jederzeit bereit, sich von der Regierung führen und leiten zu lassen. Mit Begeisterung zieht sie in den Kampf für den Zaren, für das heilige Rußland.

Rußland ist schon heute ein Weltreich von solcher Ausdehnung, wie sie außer ihm nur England und Nordamerika haben. Ein solches Reich hat andere Lebensbedingungen als ein Staat, der, wie die übrigen europäischen Länder, einen Umfang hat, der im Vergleich dazu bescheiden zu nennen ist.

So sehen wir, wie Rußland die Keime, die bei dem Entstehen seines Staates gelegt wurden, unablässig weiter entwickelt hat. Es ist dem Berufe treu geblieben, den die Geschichte ihm zugewiesen hat, es vollstreckt das Testament Peters des Großen, indem es den Überlieferungen dieses Herrschers beharrlich folgt.

Alte hölzerne Befestigungen in Jakutsk (Sibirien).
(Nach einer Photographie.)

Die sibirische Eisenbahn.

Mit der Geschichte des gegenwärtigen Krieges zwischen Rußland und Japan wird die große sibirische Eisenbahn stets verknüpft bleiben. Diese gewaltige Verkehrsstraße, die auch in den großen amerikanischen Eisenbahnen, die den einen Ozean mit dem andern verbinden, nicht ihresgleichen hat, wird für alle Zeiten für die russische Beharrlichkeit im Verfolgen großer Ziele und für den weiten Blick der russischen Staatskunst ein ruhmvolles Denkmal sein.

Ohne diese Bahn wäre der Krieg überhaupt undenkbar gewesen. Erst dieser Schienenstrang hat es Rußland ermöglicht, Hunderttausende von Menschen nach der Mandschurei zu werfen und dort mit Japan in einen entscheidenden Kampf einzutreten. Und nicht nur für den Transport der Soldaten ist die Bahn unentbehrlich, sondern auch, um Lebensmittel, Munition und sonstigen Armeebedarf heranzuschaffen.

Der Plan, quer durch Sibirien eine Bahn zu legen, bis nach dem fernen Osten, dem Amur- und Küstengebiet zu führen, wurde zuerst von dem schon genannten Grafen Murawiew angeregt, dem die Ausbreitung der russischen Macht in Ostasien so viel zu verdanken hat. Eine Menge von Projekten tauchte auf, meist von Russen, aber auch von Engländern und Amerikanern. Nach langen Verhandlungen wurde im Jahre 1891 die Richtung der Bahn endgültig festgestellt. Der Großfürst-Thronfolger Nikolaus, der jetzige Zar, welcher sich damals auf einer großen Weltreise befand und soeben in dem Küstengebiet am Stillen Ozean wieder russischen Boden betreten hatte, wurde beauftragt, zu dem Stationsgebäude in Wladiwostock den Grundstein zu legen und zu dem Bau der Bahn den ersten Spatenstich zu tun. Das ganze Unternehmen wurde in drei Zeitabschnitte geteilt, wobei die Strecken bezeichnet wurden, die in den einzelnen Bauperioden fertiggestellt werden sollten.

Bei dem Bau der Bahn, die ohnehin schon ganz ungeheure Kosten gemacht hat — in Rußland baut die Regierung nicht gerade billig — beschränkte man sich auf das unumgänglich Nötige. Vor allem war man darauf bedacht, den Bahndamm herzurichten; die Stationsgebäude sollten dann nach und nach, dem Bedürfnis entsprechend, hergestellt werden. Bekanntlich ist die Bahn nur eingleisig; dadurch wird ihre Leistungsfähigkeit sehr vermindert.

Ferner machte man den Fehler, daß man eine leichtere Schiene wählte, als sonst im russischen Eisenbahnbetriebe üblich ist; dadurch war eine größere

Schnelligkeit der Züge ausgeschlossen. Daß dies ein Fehler war, sah man bald ein und ging deshalb in den letzten Zeiten des Baues wieder zu dem gewöhnlichen Profil über. Auch die Achsenbreite entspricht dem gewöhnlichen russischen Maß. Wenn man vorher geahnt hätte, wie großartig der Verkehr auf der Bahn sich entwickeln würde, hätte man wohl von vornherein eine noch stärkere Schiene genommen und so von Anfang an den Bedürfnissen des modernen Schnellverkehrs Rechnung getragen.

Beim Bau wurde viel Militär verwendet, aber auch europäische und sibirische Arbeiter und chinesische Kulis. Geheizt werden die Lokomotiven in Westsibirien mit Kohle, in Ostsibirien mit Holz, welches den Urwäldern entnommen wird. Großartige Brücken und Tunnelbauten sind hergestellt worden.

Die Bahn läuft ziemlich geradlinig von Moskau nach Wladiwostock. Von Wladiwostock zweigt in nördlicher Richtung ein Strang ab, der nach Chabarowsk am unteren Amur geht. Die ostchinesische Bahn, welche die Mandschurei von Norden nach Süden durchquert und in Port Arthur endet, zweigt bei Charbin ab. Sie hat Anschluß an die Bahn, die von Jnko über Nintschwang nach Peking führt. Man kann also jetzt in bequemen Schlafwagen von Moskau bis Peking fahren.

Als der Krieg begann, war die ganze Bahn bis auf die Baikal-Umgehungsbahn, welche in die hohen Felsen, die den Baikalsee umgeben, hineingesprengt wird, fertig und dem Betriebe übergeben. Daß man um den Baikalsee noch nicht herumfahren konnte, erwies sich als recht störend. Die Truppen mußten teilweise zu Fuß über den zugefrorenen See marschieren. Man versuchte auch, auf dem Eise Schienen zu legen; dies stellte sich jedoch als sehr schwierig heraus, weil das Eis keine ebene Fläche bot. Jn der eisfreien Zeit wird der Verkehr über den Baikalsee durch Trajektdampfer vermittelt, die auch dünneres Eis brechen können.

Die Gesamtlänge der Bahn von Moskau bis Port Arthur beträgt 8726 km, auf dieser Strecke sind rund 600 Stationen. Anfangs konnten auf der Bahn in jeder Richtung täglich nur drei Züge verkehren; später wurde es aber möglich, bis zu zehn Zügen täglich in einer Richtung abzulassen. Obgleich die Fahrgeschwindigkeit nur gering ist, so bedeutet doch der Transport auf der Bahn wegen der viel kürzeren Strecke gegenüber der Seefahrt von Ostasien nach Europa eine wesentliche Zeitersparnis. Die Reise dauert bis Port Arthur oder Wladiwostock 17 Tage, während eine Dampferfahrt etwa 40 Tage erfordert.

Durch Einlegung weiterer Stationen, namentlich aber durch Bau eines zweiten Gleises und Verwendung stärkerer Schienen wird später die Leistungsfähigkeit der sibirischen Bahn noch beträchtlich erhöht werden können. Schon jetzt ist die Bahn für den Postverkehr von der größten Wichtigkeit. Später wird sie voraussichtlich auch die Bedeutung einer Welthandelsstraße erlangen; heute kann ihr diese Bedeutung noch nicht zugesprochen werden, wenn sie auch jetzt schon in ziemlichem Maße dem Handel dient.

Die Eisenbahn nördlich von Port Arthur. (Nach einer Photographie.)

Große Teile Sibiriens sind reich an wertvollen Naturprodukten. Sibirien ist eigentlich nicht ein Land, sondern ein großer Kontinent, der in seinen einzelnen Teilen ganz verschiedenartig gestaltet ist. Westsibirien ist eine unermeßliche, ebene Niederung, die allmählich im Südwesten in die Steppen des Kirgisischen Steppen-Grenzlandes übergeht. Der Norden wird von gewaltigen Strömen durchflossen, die zu den größten der Erde gehören. Fruchtbare Ackerbauebenen wechseln mit hochstämmigen Wäldern. In der Südostecke Westsibiriens erhebt sich das Alpenland des Altaigebirges. Auch Ostsibirien trägt in seinen einzelnen Teilen einen ganz verschiedenen Charakter. Der ausgedehnte Norden hat polare Temperatur, Transbaikalien, das Land östlich vom Baikalsee, ist ein Gebirgsland, und das Amurgebiet ist eine Hochfläche, die nach dem Stillen Ozean hin abfällt.

Russische Ansiedler in Sibirien.
(Nach einer Photographie.)

Die Erwerbszweige der sibirischen Bevölkerung, die nur zum geringsten Teil aus Sträflingen, zu einem erheblich größeren Teil aus freiwillig ausgewanderten russischen Kolonisten besteht, sind sehr primitiv. Ackerbau und Viehzucht stehen meist auf einer niedrigen Stufe, die Hauptbeschäftigung bildet in ausgedehnten Gebieten die Jagd, der Fischfang und die Ausnutzung des Waldes.

Von größter Bedeutung für die Zukunft Sibiriens sind seine Mineralreichtümer. Besonders findet sich Gold, meist in der Form von Goldsand, in den Ablagerungen der Flußtäler, aber auch Silber, Blei und Kupfer kommen vor, und namentlich ist fast ganz Sibirien reich an Eisenerzen. Auch ergiebige Steinkohlenlager sind vorhanden.

Der große Wert der sibirischen Bahn zeigt sich besonders darin, daß sie es ermöglicht, die Naturprodukte Sibiriens, wie seinen Reichtum an Holz und Mineralien, nutzbringend zu verwerten. Sie stellt zugleich eine festere Verbindung her zwischen diesem Territorium und dem europäischen Rußland und rückt Ostasien und Europa einander näher. Auch der wissenschaftlichen Erforschung Sibiriens wird die Bahn einen mächtigen Ansporn geben.

Wie weit der Handel sich der Bahn bedienen wird, hängt in erster Linie von der Höhe der Frachtsätze ab. Viele Güter werden auch in Zukunft wohl ausschließlich auf dem Seewege von Ostasien nach Europa gebracht werden. Aber wertvollere Waren, wie Tee und Seide, können ebensogut mit der Bahn geschickt werden, und Rußland kann hoffen, für seine Industrieerzeugnisse, wie Baumwollenwaren, mittels der sibirischen Bahn in China einen Markt zu finden.

Daneben wird möglicherweise die Bahn auch unheilvolle Wirkungen haben, wenn sie dazu beiträgt, daß der chinesische Arbeiter nicht in dem himmlischen Reiche bleibt, sondern sich auf Reisen begibt und nach Westen abwandert. Es ist ja bekannt, was für schlechte Erfahrungen die Amerikaner mit den Chinesen gemacht haben, und wie es ihnen nur gelungen ist, ihre Zahl einzuschränken, während sie vergeblich versuchten, sie sich wieder vom Halse zu schaffen. Was wir von den wandernden Chinesen zu erwarten haben, hat der in Deutschland lebende Japaner Narutaki schon im Jahre 1901 vorausgesehen und in der Zeitschrift „Ostasien", die von dem Japaner Kisak Tamai in Berlin herausgegeben wird, mit glühenden Farben geschildert. Narutaki schreibt:

„Wenn man überhaupt die gelbe Gefahr an die Wand malen wollte, so müßte sie eine ganz andere Form annehmen, als wie sie gewöhnlich in der europäischen Presse dargestellt wird. Bereits Napoleon I. hat darauf hin-

gedeutet, welche immensen Hilfskräfte Rußland für seine Zwecke aus der mongolischen Rasse ziehen könnte, und auf die Gefahren hingewiesen, welche dies für Europa haben würde. Damals hatte Rußland noch nicht den Amur besetzt und das Küstengebiet gegründet, ebensowenig wie die Mandschurei zu seinem Interessengebiet gehörte. Jetzt aber wird die große transsibirische Bahn durch die Mandschurei und wahrscheinlich später bis nach Peking und das Innere Chinas wie der Strang einer mächtigen Pumpe in das Menschenreservoir Chinas hineinreichen und mit jedem Zug dieser Maschine die Rußland bis jetzt fehlenden Arbeitskräfte in die entwicklungsfähigen, unbegrenzten Ländereien Sibiriens hineinpumpen und die Landwirtschaft dort auf eine nie geahnte Höhe bringen. Gleichzeitig würde die in Rußland sich durch billige Arbeitskräfte entwickelnde Industrie in China ein außerordentlich günstiges Absatzgebiet finden, besonders wenn es Rußland gelingt, das „open door"-Prinzip (den Grundsatz der offenen Tür) gegen eine Art von Zollunion mit China umzuändern, was möglicherweise bezüglich der Mandschurei zuerst angestrebt werden dürfte. Allerdings würde diese friedliche Chineseneinwanderung für Rußland selbst später manche Schattenseiten aufweisen und Westsibirien bald mit mongolischen Elementen dermaßen durchtränkt werden, daß die russischen Bevölkerungselemente ganz zurücktreten müßten. Diese mit unberechenbaren Naturschätzen gesegneten Länder sind jetzt, was die zur Hebung derselben notwendigen Arbeitskräfte betrifft, wie ein trockener Schwamm, und sie werden in wenigen Jahrzehnten, wenn der Einwanderung keine Schranken geboten werden, sich vollsaugen und nachher ihren Überfluß an Menschenmaterial an das europäische Rußland und von hier aus allmählich an die nächstliegenden Länder abgeben. Für das westliche Europa, namentlich Deutschland, liegt aber hierin eine gewisse Gefahr, wenn die chinesische Arbeiterüberschwemmung sich eventuell aus Rußland hinaus bis zu uns erstrecken würde. Es werden jedenfalls Teile der chinesischen Einwanderer, zunächst tropfenweise und dann in Massen, über die deutsche Grenze dringen, sobald ihnen dort bessere Erwerbsverhältnisse winken. Für die deutschen Arbeiter würde dadurch das Existenzminimum noch weiter herabgedrückt werden. Es mögen noch viele Jahre bis dahin vergehen, aber einmal kommen die Chinesen doch zu uns (nach Deutschland) herein, vielleicht mit russischen Pässen, und mit ihnen werden alle Schattenseiten, alle Laster der Chinesen Deutschland zugeführt. Zu spät wird es dann sein, Sperrvorrichtungen einzurichten, denn Rußland selbst wird dann alles daran wenden, um die Geister

Russische Verbannte in Sibirien.
(Nach einem Holzschnitt in „Tour Du Monde".)

wieder los zu werden, die es sich auf den Hals geholt hat, das heißt, sie weiter nach Westen abzuschieben. Wollten wir die Zukunft in grellen Farben malen, so müßten wir sagen: Wie eine menschliche Heuschreckenplage werden die Chinesen darbend und arbeitend immer weiter dringen. Jede Arbeitskonkurrenz werden sie durch ihre absolut anspruchslose und zähe Natur vernichten, bis der letzte freie deutsche Arbeiter aus Verzweiflung seine Schnapsflasche mit der Opiumpfeife vertauscht und die letzte Berliner Wäscherin sich an ihrer Wäscheleine erhängt hat!"

Vorläufig sind wir ja noch nicht so weit. Aber es ist gut, der Gefahr beizeiten ins Auge zu sehen und ihr vorzubeugen. Daß für eine solche Entwicklung,

wie der japanische Schriftsteller sie ausmalt, die Vorbedingungen im allgemeinen vorhanden sind, wird jedoch schwerlich bestritten werden können. Und eins ist noch zu bedenken. Die Russen haben gewiß die Fähigkeit bewiesen, eine große Anzahl von Völkerschaften zu unterjochen und auf ihre Kosten dem russischen Volkstum eine weitere Ausdehnung zu geben. Die fremden Völker werden jedoch weniger zu Russen gemacht als verdrängt. Es ist sehr die Frage, welches Ergebnis die Berührung der Russen mit den Chinesen auf die Dauer haben wird. Die Chinesen sind in der Zähigkeit, mit der sie ihr Volkstum bewahren und andere Völkerschaften förmlich in sich aufsaugen, den Russen ohne Zweifel überlegen. Es ist ihnen immer wieder gelungen, ihre Unterdrücker zu überwinden. Der bekannte russische Schriftsteller Fürst Uchtomski träumt ja schon heute von einem türkisch-chinesisch-russischen Mischvolke. Sollte dieser Traum in Erfüllung gehen, so würde die gelbe Gefahr dadurch für Europa nur noch dringender werden.

Das russische Küstengebiet.

Die asiatischen Besitzungen Rußlands haben eine Ausdehnung, von der wir uns kaum eine rechte Vorstellung machen können. Von diesen ungeheuren Ländermassen kommen aber für den jetzigen Krieg mit Japan vor allem diejenigen Teile in Betracht, die am Stillen Ozean gelegen sind. Es sind dies das Küstengebiet (Primorskaja Oblasti), wie die amtliche Bezeichnung für die Länder lautet, die von der Behringstraße im Norden sich nach Süden bis zu dem Kriegshafen von Wladiwostock und der Grenze von Korea erstrecken, und ferner die von China gepachtete Halbinsel Kwantung, auf welcher Port Arthur liegt. Diese Gebiete wurden noch vor dem Kriege mit Teilen von Ostsibirien zu der Statthalterschaft des fernen Ostens zusammengefaßt, unter dem Admiral Alexejeff als Vizekönig.

Das Küstengebiet zieht sich als ein schmaler Saum die Seeküste entlang. Es wird im Osten zunächst vom Behringsmeer begrenzt; weiter südlich springt

die Halbinsel Kamtschatka vor und bildet einen Meerbusen, das Ochotskische Meer.

Während bis hierher auch das gesamte Hinterland russisch ist, ist der südliche Teil des Küstengebietes, der fruchtbarste und in jeder Hinsicht wertvollste, der Mandschurei vorgelagert, die dem Namen nach bekanntlich noch zu China gehört, wenn Rußland dort auch wichtige Vorrechte erlangt hat. Es ist das Land am unteren Amur und am Ussuri, einem Nebenflusse des Amurs.

Ein Land, das sich von Nord nach Süd durch 28 Breitengrade erstreckt — der nördlichste Punkt entspricht etwa der Lage von Nowaja Semlja, der südlichste der von Rom — kann natürlich keinen einheitlichen Charakter haben. Es ist aber auch im Süden außerordentlich dünn bevölkert; denn im ganzen leben auf den 33500 Quadratmeilen nur ungefähr 250000 Menschen, also noch nicht 8 auf der Quadratmeile.

Natürlich ist der ganze Norden, der einen polaren Charakter hat, noch viel weniger von Menschen bewohnt. Ackerbau und Viehzucht sind dort wegen des eisigen Klimas unmöglich. Die unendlich geringe Bevölkerung besteht aus Fischer- und Jägerstämmen, die infolge der Berührung mit den Giften der europäischen Kultur und infolge der Einschleppung des Aussatzes und sonstiger ansteckender Krankheiten sich schnell vermindern.

Wie bei den Eskimos in Grönland sind der Hund und das Renntier die beiden wichtigsten Haustiere. Vegetarier müßten hier verhungern, denn der Mensch ist hier auf tierische Nahrung angewiesen; man lebt hauptsächlich von dem Fleisch der Renntiere und Eisbären und vor allem von den zahlreich vorkommenden Fischen, die auch getrocknet und gesalzen aufbewahrt werden.

An den Küsten des Behringsmeeres werden besonders Walfische und Walrosse gefangen, während die Umgebungen der Halbinsel Kamtschatka eine ergiebige Jagd auf Pelztiere, besonders Eisbären gewähren. Die zur Schonung der Eisbären erlassenen Vorschriften werden von den amerikanischen und englischen Fahrzeugen, welche Raubjägerei treiben, nicht beachtet.

Früher, als die Jagd von der russischen Regierung an eine amerikanische Firma verpachtet war, wurden jährlich 30000 bis 50000 Eisbären erbeutet, ohne daß das Wild sich verminderte. Man betrieb die Jagd so, daß man die Bären, sobald sie an das Ufer kamen, auf das Land trieb und dann die etwa dreijährigen männlichen Tiere mit Keulen totschlug, während die übrigen ins Meer zurückgejagt wurden. Bärinnen durften nicht erbeutet werden. Die Raub-

fischer jagen nun die Tiere auch auf hoher See mit Feuerwaffen und erlegen auch trächtige Bärinnen. Viele Bären gehen hierbei im Meere zu Grunde, ohne daß die Jäger ihrer habhaft werden können. In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden jährlich bis zu 140000 Bären erlegt, deren Felle meist in London auf den Markt kamen. Jetzt hat sich die Zahl der Eisbären sehr vermindert.

Von anderen Pelztieren kommen namentlich vor Zobel, Nerz und Otter. Auch die Fischerei und der Walfischfang leiden sehr durch Raubfischerei und die ungesetzliche Jagd ausländischer Walfischfänger. Für die russische Regierung ist es aber sehr schwer, diesem Treiben Einhalt zu tun, weil die zur Verfügung stehenden Beamten und Schiffe in keinem Verhältnis stehen zu den ausgedehnten Räumen, um die es sich hier handelt.

Die Russen hoffen, daß auch in dem Norden des Küstengebietes, der dem Ackerbau verschlossen ist, der Boden mineralische Schätze birgt, namentlich Gold und Petroleum. Die Regierung hat sich das Ausbeutungsrecht selbst vorbehalten, will jedoch ausnahmsweise besonders vertrauenswürdigen russischen Untertanen die Gewinnung dieser Mineralien gestatten. Ausländer sind also ausgeschlossen.

Auf der Halbinsel Kamtschatka liegt Petropawlowsk, wo früher ein russischer Kriegshafen war. Im September 1854 während des Krimkrieges wurde der Ort von einem englisch-französischen Geschwader angegriffen. Die Russen wehrten sich tapfer gegen die überlegenen Feinde. Durch falsche Nachrichten getäuscht, glaubten die Verbündeten durch einen Angriff vom Lande aus die Stadt einnehmen zu können, doch wurde der Angriff abgeschlagen. Die Verbündeten fuhren darauf mit ihren Schiffen ab, um Verstärkungen herbeizuholen. Als sie aber im nächsten Frühjahr wieder erschienen, fanden sie die Stadt leer. Es war den Russen geglückt, auf fünf Segelschiffen nach dem Amur zu entkommen. Heute ist Petropawlowsk ein kleiner unbedeutender Ort von kaum vierhundert Einwohnern; die Befestigungen sind geschleift, die Garnison ist zurückgezogen und nur Händler wohnen noch dort.

Viel wichtiger als der Norden des Küstengebietes, der schon seit langer Zeit der russischen Herrschaft untersteht, ist der Süden von der Mündung des Amurs bis nach Wladiwostock und zur Grenze von Korea. Im Norden leben nur wenige Russen als Händler, Beamte oder Soldaten in verschwindender Minderzahl; im Süden sind sie verhältmäßig zahlreich, hier sind sie auch in Ackerbaukolonien angesiedelt.

Der natürliche Mittelpunkt von diesem Teil der Küstengebiete ist die Stadt Chabarowsk mit etwa 15000 Einwohnern, von denen etwa 11000 Russen sind. Die Stadt liegt an der Stelle, wo der Ussuri in den Amur fließt, der von hier bis zu seiner Mündung auf einer Strecke von mehr als 900 km schiffbar ist und von zahlreichen Dampfschiffen befahren wird. Mit Wladiwostock ist die Stadt durch die Ussuri-Eisenbahn verbunden.

Noch wichtiger als diese binnenländischen Verkehrsstraßen ist der Seeweg, auf dem nicht nur die Verbindung mit dem russischen Mutterland aufrecht erhalten wird, sondern der auch dazu dient, die an der Küste gelegenen Plätze miteinander zu verbinden. Die Russen haben manches getan, um Schiffahrts- und Handelsgesellschaften, die in Ostasien arbeiten, ins Leben zu rufen. Trotzdem überwiegen aber noch die fremden Flaggen. In Nikolajewsk, dem an der Mündung des Amurs gelegenen Hafen, herrscht die japanische, in Wladiwostock dagegen die deutsche Flagge vor.

Unter der russischen Bevölkerung sind die Ussuri-Kosaken besonders zu erwähnen. Sie sind südlich von Chabarowsk in einem besonderen Bezirke angesiedelt.

Unter den übrigen russischen Bewohnern überwiegt das männliche Geschlecht durchaus. Die meisten angesiedelten Russen kommen aus Kleinrußland.

Die ursprünglichen Bewohner des Landes verschwinden mehr und mehr. Es sind meist friedliche, auf einer sehr tiefen Kulturstufe stehende Menschen, die nicht imstande sind, den Russen irgendwelchen Widerstand zu leisten.

Wichtiger sind die Koreaner und die Chinesen. Die Koreaner kommen häufig als Auswanderer über die Grenze, um den Bedrückungen ihrer Regierung zu entgehen. Den Russen ist dieser Bevölkerungszuwachs aber nicht erwünscht, sie haben sich, wenn auch nicht immer erfolgreich, bemüht, dies weitere Eindringen von Koreanern zu verhindern.

Noch zahlreicher sind die Chinesen, die sich in den letzten Jahren in hellen Scharen im Küstengebiet eingefunden haben. Im Jahre 1900 schickte ein Herr Moltschanow, der sich damals in Nikolsk-Ussurijsk, einer rasch aufblühenden Stadt nördlich von Wladiwostock, aufhielt, hierüber einen Bericht an die Petersburger Zeitung „Nowoje Wremja", in dem er folgendes ausführt: „In Chabarowsk, in Nikolsk-Ussurijsk, in Wladiwostock und an der Ussuri-Bahn kann man nichts tun, ohne auf Chinesen zu stoßen. Sie bauen Häuser, Straßen, Brücken, schleppen das Gepäck, handeln auf den Märkten und beschäf-

tigen sich mit dem Fuhrgewerbe. Überall Chinesen und wieder Chinesen. Auf einem Dampfer, mit dem ich jetzt zur Kriegszeit den Amur entlang fuhr, war der Diener ein Chinese, auf einem anderen arbeiteten zwei Chinesen in der Küche; in dem Gasthause zu Chabarowsk bestand ein großer Teil der Bedienung aus Chinesen, in dem Gasthause zu Wladiwostock ebenfalls. Auf jeder Station der Ussuri-Bahn kommen auf fünf Russen fünfzig Chinesen. . . . . Während eines Frühstückes beim General-Gouverneur Grodekew trug ein Chinese die Speisen auf usw. Es versteht sich von selbst, daß der Chinese auch als ‚Lieferant des Fiskus' beliebt ist. So steht es hier mit der ‚Chinesischen Frage'." — Von den Europäern, die in dem Küstengebiet leben, sind besonders die Deutschen zu nennen. Der deutsche

Eine Poststation in Sibirien.
(Nach einem Holzschnitt in „Tour Du Monde".)

Handel ist bedeutender als der jeder anderen Nation und beläuft sich etwa auf ein Drittel aller eingeführten Waren. Besonders in Wladiwostock haben die Deutschen eine angesehene Stellung. Ihr Klubhaus zeichnet sich durch Eleganz aus. Das größte dortige Handelshaus ist die deutsche Firma Kunst & Albers.

Wladiwostock heißt auf Deutsch: Beherrsche den Osten. Die Stadt ist bekanntlich ein befestigter Kriegshafen. Doch ist der Hafen auch für den Handel von großer Wichtigkeit, besonders seitdem die große sibirische Eisenbahn hier ihren Endpunkt hat. Die Stadt ist sehr malerisch gelegen und überrascht auch durch einige stattliche Gebäude. Die davor gelegene Bucht heißt die Bai Peter des Großen. Die ganze Gegend war früher mit dichtem Urwald bedeckt, der aber jetzt rücksichtslos ausgerottet ist.

Unter den etwa 30000 Einwohnern sind über 10000 Chinesen. Die gewerbliche Tätigkeit ist noch nicht bedeutend, sie beschränkt sich im wesentlichen auf Ziegeleien, Holzschneidemühlen und Maschinenwerkstätten. In Wladiwostock besteht auch ein Orientalisches Institut, in welchem Offiziere, Beamte und Kaufleute Gelegenheit haben, die chinesische, koreanische, japanische und mandschurische Sprache zu erlernen und sich über die Verhältnisse der betreffenden Länder zu unterrichten.

Der Wert des Küstengebietes liegt zum guten Teil in seiner Land- und Forstwirtschaft und in seinem Reichtum an Mineralien. Der Boden ist fruchtbar und jungfräulich, doch steht der landwirtschaftliche Betrieb noch auf einer ziemlich niedrigen Stufe. Auch die Viehzucht ist noch unbedeutend. Die zahlreichen Waldungen, welche wertvolle Hölzer enthalten, stellen ein großes Kapital dar. Sie bilden den Zufluchtsort für zahlreiche jagdbare Tiere, unter denen der Tiger, der Bär, die Antilope und das Elentier zu erwähnen sind.

An Mineralien sind vorhanden Gold, Silber und Kupfer, namentlich aber auch Kohlen und Eisenerze, so daß zu einer industriellen Entwicklung die Vorbedingungen vorhanden sind.

Alles dies läßt erkennen, daß in dem südlichen Teile des Küstengebietes noch große Schätze ungehoben sind. Die Russen haben bisher noch nicht viel getan, um das Land wirtschaftlich zu heben. Sie haben das Notwendigere zuerst getan: sie haben ihre militärische Machtstellung in jenen Gegenden befestigt. Als der Krieg mit Japan ausbrach, standen in dem Küstengebiet zwei Armeekorps. Über diese militärischen Dinge und über den Kriegshafen von Wladiwostock ist an andrer Stelle dieses Werkes berichtet worden.

Die Mandschurei.

Eine Schilderung der Mandschurei, allerdings mehr vom militärischen Gesichtspunkt aus, hat Herr Graf Reventlow bereits am Anfang des zweiten Bandes gegeben. Er hat darin das Land beschrieben mit seinen Gebirgen, Ebenen und Flüssen, seinen Straßen und Verkehrsmitteln und seinem Klima. Auch auf die Ertragfähigkeit des Bodens wurde dort bereits hingewiesen und auf die Veränderungen, die mit dem Lande vorgegangen sind, seit die Russen sich in demselben häuslich einrichteten. Es bleibt uns also an dieser Stelle nur noch weniges zu sagen übrig.

Im Gegensatz zu dem russischen Küstengebiet, das auch in seinem südlichen fruchtbaren Teil menschenarm ist, weist die Mandschurei eine verhältnismäßig zahlreiche Bevölkerung auf, die auf zwölf Millionen geschätzt wird. Es fehlt auch nicht an ansehnlichen Städten.

In alten Zeiten war die Mandschurei für China feindliches Gebiet; es schützte sich durch die berühmte chinesische Mauer gegen die Einfälle der Mandschuren. Im Jahre 1644 bemächtigte sich jedoch die Mandschudynastie der Herrschaft über das chinesische Reich. Es ist dies dasselbe Herrscherhaus, welches noch jetzt in China regiert. Bei dieser Staatsumwälzung erhielten die Chinesen eine neue Tracht, und erst seit diesem Zeitpunkt tragen die chinesischen Männer einen Zopf.

Seit dieser Zeit sind die Chinesen zahlreich in die Mandschurei eingewandert. Sie sind heute viel zahlreicher als die Mandschus. Letztere sind aber im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr zu Chinesen geworden; der Sieger hat die Sprache, die Sitten, die Kultur des besiegten Volkes angenommen. Trotzdem sind die verschiedenen Bevölkerungselemente noch deutlich zu unterscheiden.

Unter den Städten des Landes ist in erster Linie Mukden zu nennen, eine Stadt, deren Name heute jedem Zeitungsleser geläufig ist, und die auch in diesem Werke schon öfter erwähnt wurde. Sie liegt im Tale des Liaufluss es in einer fruchtbaren, dicht bevölkerten, aber waldlosen Gegend und hat etwa 180000 Einwohner. Der Handel der Stadt ist ziemlich lebhaft. Ausländische Waren aller Art sind dort zu kaufen, wie russisches Tuch, englisches Baumwollgewebe, europäische Eisenwaren und dergleichen. Auch wird viel Pelzwerk gehandelt. Mukden ist ein wichtiger Verkehrsmittelpunkt. An der ostchinesischen

Fischer am Baikalsee.
(Nach einem Holzschnitt in „Tour Du Monde".)

Bahn gelegen, ist es zugleich ein wichtiger Kreuzungspunkt der Hauptstraßen, welche die nördliche Mandschurei mit der südlichen und dem eigentlichen China verbinden. Es ist der Sitz der höchsten chinesischen Behörden des Landes.

In der Nähe der Stadt befinden sich die berühmten Kaisergräber der Mingdynastie, jenes aus dem chinesischen Volke hervorgegangenen Herrschergeschlechts, das von 1368 bis 1644 über China regierte. Bekanntlich hat die Schlacht bei Mukden sich in unmittelbarer Nähe dieser Gräber abgespielt; doch haben die Japaner, wie sie schon vorher der chinesischen Regierung zugesagt hatten, diese Gräber während des Kampfes sorgfältig geschont.

Weitab vom geschäftigen Verkehr, in einem Tal, das nach drei Seiten durch das Gebirge abgeschlossen ist und wenig von Menschen betreten wird, dehnt sich die Totenstadt der chinesischen Kaiser gewaltig aus, so daß mehrere Stunden nötig sind, um von einem Ende bis zum andern zu gehen.

Da in der Mandschurei der größte Teil des jetzigen Krieges geführt worden ist, so ist es begreiflich, daß fast alle größeren Orte des Landes in dem Kampfe eine Rolle gespielt haben; entweder ist um sie gekämpft worden, oder sie haben einer der Parteien als Verpflegungsmagazin oder als strategischer Stützpunkt gedient.

Da ist Liaujang südlich von Mukden, eine Stadt von etwa 70000 Einwohnern, die einen schwunghaften Handel mit Möbeln und Särgen betreibt. Der Ort ist neuerdings durch den Sieg der Japaner in aller Welt bekannt geworden.

Ansicht von Dalny mit dem Hafen.
(Nach einer Photographie.)

Nördlich von Mukden liegt Tieling, wohin die Russen sich nach der Schlacht von Mukden zunächst zurückzogen. Die Stadt hat etwa 60 000 Einwohner und verarbeitet viel Eisen, das in dem nahen Gebirge gewonnen wird.

Unweit des Gelben Meeres liegt Niutschwang, früher der bedeutendste Platz für den internationalen Handel. Es ist eine der ältesten mandschurischen Städte und zählt 50000 Einwohner. Der Hafen von Niutschwang, der etwa 100 km davon entfernt durch den Liaufluß mit ihm verbunden ist, heißt Jinkou. Im Laufe der Zeit hat Jinkou das alte Niutschwang überflügelt. Die Stadt hat über 60000 Einwohner, darunter eine europäische Niederlassung von etwa 150 Köpfen.

Wenn wir uns nun nach dem nördlichen Teil der Mandschurei zurückwenden, so müssen wir vor allem Kirin erwähnen, die Hauptstadt dieser Gegend. Infolge seiner zentralen Lage gehört die Stadt zu den volkreichsten und betriebsamsten Orten der Mandschurei und hat gegen 100000 Einwohner. Der Hauptgegenstand des Handels ist Tabak, der von hier nach dem inneren China exportiert wird. Außerdem wird mit Pelzwerk und Holz Handel getrieben. Die Stadt hat in strategischer Beziehung eine wichtige Bedeutung.

Endlich ist noch Charbin zu erwähnen, das als Knotenpunkt der sibirischen Eisenbahn eine besondere Bedeutung hauptsächlich in strategischer Beziehung erlangt hat. Während die sibirische Bahn von hier nach Wladiwostock geradlinig weiterläuft, zweigt sich etwa rechtwinklig dazu nach Südwesten die ostchinesische Bahn ab, welche die Mandschurei durchschneidet und auf der Halbinsel Liautung bis Port Arthur geht. In Charbin haben die Russen große Vorräte aufgehäuft, auch ihre Reserven waren meistens dort. Die Stadt war während eines großen Teiles des Feldzuges die Rückzugsbasis des russischen Heeres. Manche Japaner hofften, daß ihre Heere schon vor Ablauf des Jahres 1904 in Charbin einziehen würden. Hierin haben sie sich allerdings getäuscht. Wenn es den Japanern gelungen wäre, sich hier festzusetzen, so wäre dies für die Russen nicht sehr angenehm gewesen, schon deshalb, weil die Japaner dann die Bahnverbindung nach Wladiwostock beherrscht hätten.

Über Port Arthur, den russischen Kriegshafen, und die in seiner Nähe aus dem Nichts hervorgezauberte Handelsstadt Dalny sind die Leser dieses Werkes bereits bei der Schilderung der Kriegsereignisse ausführlich unterrichtet worden. Vor 25 Jahren war Port Arthur nur eine kleine Ansiedlung von 60 bis 80 Häusern. Dann errichteten die Chinesen hier einen starken Kriegshafen,

wobei der deutsche Offizier v. Hannecken von besonderem Einfluß war. Zwölf Jahre arbeiteten die Chinesen an diesem Hafen mit Hilfe deutscher, französischer und englischer Ingenieure, bis der Hafen mit seinen Befestigungen, seinen Arsenalen, Werkstätten und Docks fertig war. Die Befestigungen nach der Landseite zu waren aber ungenügend, und auch die chinesischen Truppen erwiesen sich in dem Kampfe mit Japan nicht als widerstandsfähig. Denn es gelang den Japanern, die Festung nach kurzem Kampfe einzunehmen und die chinesische Flotte zu schlagen. Wie schon oben erzählt wurde, mußten indes die Japaner nach dem Kriege auf Betreiben der europäischen Staaten Port Arthur und die Halbinsel Liautung wieder herausgeben, und China trat den Hafen und die nächste Umgebung im Wege des Pachtvertrages an Rußland ab. Die Russen haben die Befestigungen noch ganz bedeutend verstärkt, besonders seit Beginn des gegenwärtigen Krieges.

Zum Ackerbau ist die Mandschurei im ganzen nicht sehr geeignet. Wenn auch einzelne Flußtäler fetten Boden haben, so sind doch weite Strecken, die sandig oder mit Salzmoräften bedeckt sind, ziemlich unfruchtbar. Wenn trotzdem der Ackerbau in der Mandschurei eine gewisse Bedeutung erlangt hat, so ist dies hauptsächlich der Arbeitsamkeit der Chinesen zu verdanken. Außer dem ungünstigen Boden sind namentlich auch starke Regengüsse, welche Überschwemmungen der Flüsse verursachen, dem Ackerbau hinderlich.

Das Hauptnahrungsmittel des Volkes bildet die Hirse, von der verschiedene Sorten gebaut werden; auch wird eine Art Branntwein daraus hergestellt. Ferner wird etwas Weizen gebaut; von den übrigen Getreidearten werden nur geringe Mengen gewonnen.

Wichtig für die Volkswirtschaft sind ferner die Hülsenfrüchte, besonders Erbsen und Bohnen. Aus den Erbsen preßt man ein Öl, aus Erbsen und grünen Wicken werden Nudeln bereitet, und die Wicken allein liefern einen Zwieback, der, in Wasser aufgelöst, im Sommer ein erfrischendes Getränk gibt.

In der ganzen Mandschurei wird ferner Mohn gebaut, aus dem bekanntlich Opium gewonnen wird. Die chinesische Regierung hat zwar den Bau von Mohn verboten, doch steht dies Verbot nur auf dem Papier, weil die Beamten durch die Finger sehen. In eigenartiger Weise wird das Opium als Geld gebraucht. Die von Süden nach dem Norden kommenden Arbeiter lassen sich ihren Lohn lieber in Opium auszahlen als in gemünztem Gelde, weil der Wert des Metallgeldes schwankt und andrerseits der Wert des Opiums, das sich leicht

transportieren läßt, nach dem Süden zu immer steigt. Viel Opium wird nach China exportiert, doch wird auch in der Mandschurei viel geraucht.

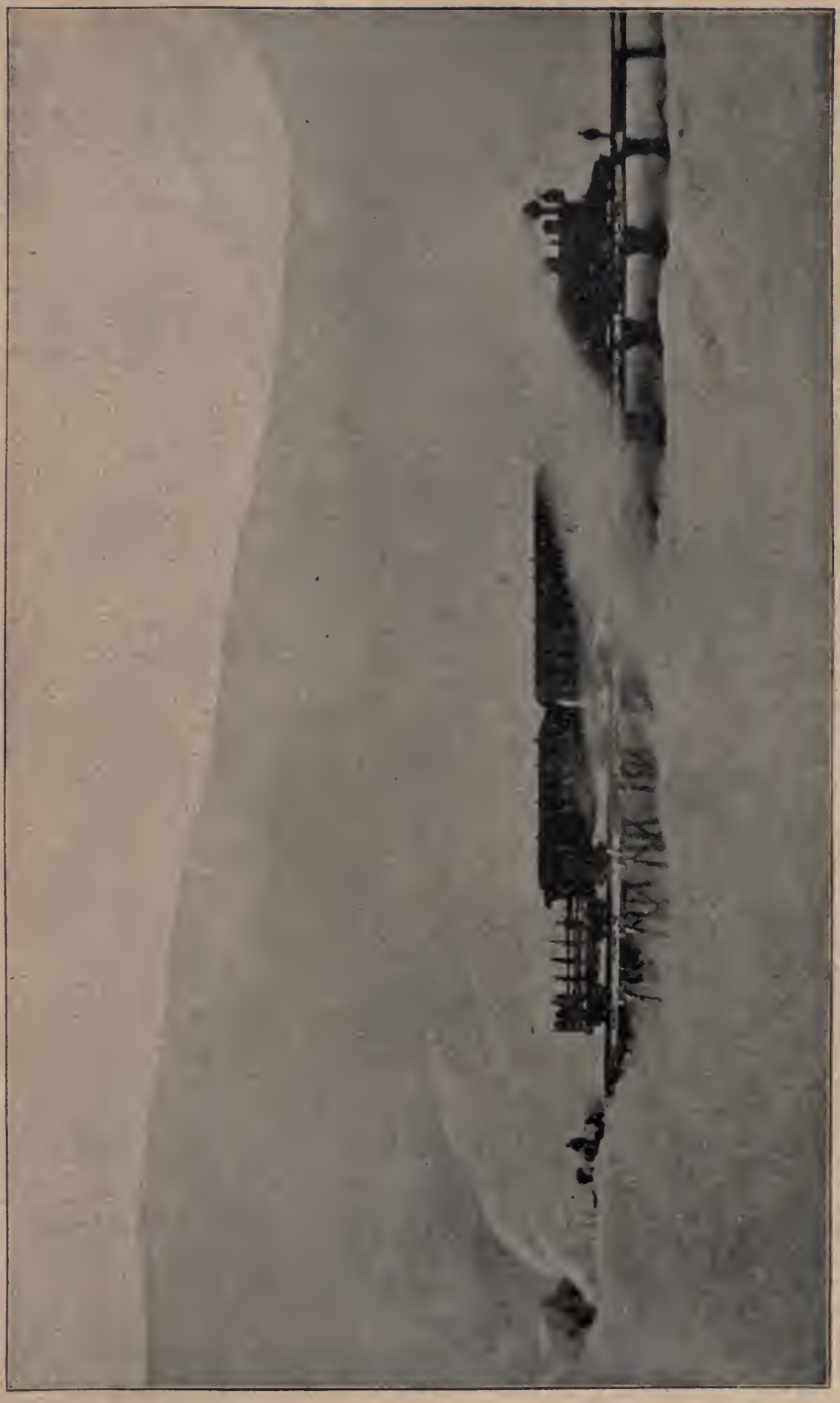
Der Gemüsebau steht im ganzen Lande in hoher Blüte. Auch Tabak wird gebaut und nach China ausgeführt. Nicht sehr bedeutend ist der Seidenbau. Die Seide wird nicht von dem gewöhnlichen Seidenspinner gewonnen, sondern von einem ihm verwandten Schmetterling, der mit Eichenblättern gefüttert wird. Das Gespinst liefert ein ziemlich grobes, aber dauerhaftes Gewebe, das neuerdings auch in den Handel kommt.

Die Viehzucht ist unbedeutend und wird nur in einigen Gegenden betrieben, wo in dem Hochland ausgedehnte Steppen sich ausbreiten. Die Pferde sind von einer kleinen, die Rinder von einer ziemlich großen Rasse. Dagegen werden, ebenso wie in China, viel Schweine gehalten.

Mit den Wäldern wird Raubbau getrieben. Dennoch wird in den gebirgigen Gegenden heute noch viel Holz gewonnen, das als Brenn- und Bauholz verwendet wird. Die Jagd ist ziemlich ergiebig und die Flüsse sind reich an Fischen.

Ferner bietet die Mandschurei eine Reihe von Mineralien. Vor allem kommt in der Mandschurei viel Gold vor. Die Gewinnung des Goldes ist noch sehr primitiv; es wird aus der goldhaltigen Erde ausgewaschen. Sonst findet sich noch Silber, Blei und Eisen in ziemlich bedeutender Menge und namentlich auch Steinkohlen. Das ausgedehnteste Kohlenlager liegt südöstlich von Mukden. Man wird sich erinnern, daß dieses Bergwerk auch in den Kämpfen zwischen Rußland und Japan eine Rolle gespielt hat. Die Fundstellen der Mineralien sind noch nicht genügend erforscht und auch die Ausbeutung ist meist noch eine sehr unvollkommene. Die Goldsucher schließen sich zu festen Genossenschaften zusammen. An der Spitze einer solchen steht ein gewählter Ältester, der die Ausbeute verteilt und das Recht hat, einen Schuldigen mit Stockschlägen oder gar mit dem Tode zu bestrafen.

Von dem Handel der Mandschurei hat der internationale für uns das größte Interesse, da der Binnenhandel nicht erheblich ist. Der Hauptplatz für den auswärtigen Handel ist noch immer Niutschwang und seine Hafenstadt Jinkou. Die Russen hatten freilich gehofft, daß Dalny, auf deutsch „Die Ferne", sich zum ersten Hafenplatz der Mandschurei auswachsen würde, doch haben diese Hoffnungen sich bisher nicht erfüllt, trotz der ungezählten Millionen, die für



Ein Abschnitt der Mandschurischen Bahn.
(Nach einer Photographie.)

diesen Ort aufgewendet wurden. Es wurden dort große Hafenanlagen gebaut und durch eine Mole eine Meeresströmung erzeugt, die das Zufrieren des Hafens verhindert. Allein der russische Handel wollte an diesem Platze nicht recht gedeihen.

Bei dem diplomatischen Streit zwischen Rußland und Japan, der dem jetzigen Kriege voranging, handelte es sich bekanntlich unter anderem um das Prinzip der offenen Tür in der Mandschurei, mit andern Worten um den Grundsatz, daß dieses Land dem Handel aller zivilisierten Völker in gleicher Weise offen stehen sollte und Rußland keine bevorzugte Stellung für sich in Anspruch nehmen dürfte. Es ist nun sehr interessant zu sehen, in welchem Umfange die verschiedenen Länder an dem Handel mit der Mandschurei beteiligt sind.

Im Jahre 1902 wurden nach der Mandschurei vom Ausland Waren in nachstehendem Werte eingeführt (die Ziffern bedeuten Haik. Taels):

Aus Hongkong	2964000
„ Japan	2160000
„ Korea	78000
„ Großbritannien . . .	45000
„ der russischen Mandschurei	42000
„ den Vereinigten Staaten	31000
„ Europa außer Rußland	15000
Zusammen, einschließlich der Einfuhr aus anderen Ländern	5346000

Die von der englischen Kolonie Hongkong eingeführten Waren werden zum guten Teil nicht englischen Ursprungs sein, sondern aus anderen europäischen Ländern stammen. Immerhin steht der englische Handel in der Mandschurei an erster Stelle. Gleich dahinter kommt aber Japan mit einer fast ebenso hohen Ziffer. Der Einfuhrhandel der sämtlichen übrigen Staaten, wenn man von dem benachbarten Korea absieht, kommt dagegen kaum in Betracht; er erreicht zusammengenommen bei weitem nicht die japanische oder die englische Ziffer. Auch die Vereinigten Staaten von Amerika haben eigentlich nur wenig Grund, sich für die Handelsfreiheit in der Mandschurei so sehr, wie sie es getan haben, ins Zeug zu legen.

Dagegen geht aus den mitgeteilten Zahlen deutlich hervor, daß Japan wichtige Lebensinteressen seines Handels und seiner Volkswirtschaft verteidigte,

als es dagegen Einspruch erhob, daß Rußland den Wettbewerb der übrigen Nationen in der Mandschurei beschränkte. Bekanntlich vertrat Rußland den Grundsatz, daß es sich über die Mandschurei nur mit China auseinanderzusetzen habe, weil dieses Land chinesisches Gebiet sei, und daß Japan sich gar nicht darin einzumischen habe.

Auf der anderen Seite ist es klar, daß das Deutsche Reich so gut wie gar kein Interesse an dem Handel mit der Mandschurei hat. Der deutsche Schiffsverkehr ist im Jahre 1902 sogar gegen das Vorjahr zurückgegangen, in erster Linie wegen des regen Wettbewerbs norwegischer Schiffe. Die einzige seit 1896 in Niutschwang bestehende deutsche Firma ist in einer englischen Handelsgesellschaft aufgegangen. Die unmittelbare Einfuhr aus Deutschland ist daher nur gering. Die beiden Einfuhrartikel deutschen Ursprungs, Anilinfarben und Nadeln, kommen von Schanghai und Tientsin. Trotz dieser Geringfügigkeit des deutschen Handels ist aber in Betracht zu ziehen, daß die Mandschurei wirtschaftlich noch eine günstige Zukunft hat, wie denn der Gesamthandel mit dem Auslande und mit China im Jahre 1901 von 22 Millionen Taels auf 42 Millionen gestiegen ist.

Unter den eingeführten Waren sind hervorzuheben amerikanisches Bettzeug, amerikanischer Drell und indisches Baumwollengarn. China liefert besonders Nankingtuch und Seidenwaren.

Was die Ausfuhr betrifft, so stehen die Produkte des Ackerbaues in erster Linie, besonders Bohnen, Bohnenkuchen und Bohnenöl. Interessant ist es zu sehen, wohin diese Waren ausgeführt werden.

Im Jahre 1902 wurden Waren in nachstehendem Werte exportiert (die Ziffern bedeuten Taels):

Nach Japan	7995000
„ Hongkong	604000
„ Java	120000
„ Korea	12000
„ Großbritannien	2000
„ dem Festland von Europa ohne Rußland	183
Zusammen	8733183

Bei der Ausfuhr überwiegt Japan also alle anderen Länder ganz bedeutend. Auch dies zeigt wieder, welches große Interesse Japan daran hat, daß sein Handel mit der Mandschurei keinen erschwerenden Bedingungen unterworfen wird.

Auch an der Ausfuhr aus der Mandschurei sind einige deutsche Firmen in Schanghai und Tientsin beteiligt, die durch ihre chinesischen Agenten im Innern Pelze, Häute, Felle und Borsten aufkaufen lassen.

Japan und China.

Der jetzige Krieg zwischen Rußland und Japan wird geführt um Korea und die Mandschurei. Aber es spielt dabei auch das große chinesische Reich eine gewisse Rolle. Rußland hat in den letzten zehn Jahren mit großem Erfolge versucht, seinen Einfluß auf China zu verstärken und es immer mehr in Abhängigkeit von sich zu bringen. Dieser Zustand war beunruhigend für Japan, das seinerseits sich die Aufgabe zuschrieb, das chinesische Reich auf die Bahn des Fortschritts zu führen und kriegstüchtig zu machen.

Von Natur besteht ein starker Gegensatz zwischen Japanern und Chinesen. Wenn auch beide Völker zur mongolischen Rasse gehören, so ist doch nicht zu verkennen, daß sie trotz ihrer Abstammung nach recht verschieden sind. Sie unterscheiden sich voneinander mindestens ebenso stark wie wir Deutsche von den Spaniern, Arabern oder Persern, die ebenso wie wir zur kaukasischen Rasse gerechnet werden. Man braucht nur die Gesichter der Japaner und der Chinesen zu vergleichen, um den großen Unterschied zu erkennen. Die Chinesen haben auch ein deutliches Bewußtsein von diesem Gegensatz, ebenso wie die Japaner selbst. Der Japaner haßt den Chinesen und der Chinese haßt den Japaner, oder haßte ihn wenigstens bis vor kurzem. Es ist nun aber merkwürdig, daß gerade der letzte Krieg zwischen Japan und China, weit entfernt die Gegensätze und die wechselseitige Abneigung zu verstärken, vielmehr die beiden Völker, die sich bisher feindlich gegenüber standen, einander genähert hat. Natürlich kann solche Verbrüderung nur allmählich erfolgen.

Straßenansicht aus Dalny.
(Nach einer Photographie.)

Der bekannte chinesische Staatsmann Li-Hung-Tschang war z. B. recht schlecht auf die Japaner zu sprechen. Er schrieb noch kurz vor seinem Tode einen Brief, in dem die folgende Stelle enthalten ist: „Wenn wir die Mandschurei jetzt den Russen überlassen, schadet es gar nichts, weil dann die Japaner sich gewiß Korea aneignen werden, und wenn sich dann die beiden Länder, Japan und Rußland, an der Grenze zwischen Korea und der Mandschurei berühren und jeder der beiden Gegner mit der Zeit versucht, die Grenze auf Kosten des anderen weiter hinauszuschieben, dann werden große Streitigkeiten entstehen; scheint es dann im Falle eines Krieges, als werde Japan den Kürzeren ziehen, dann helfen wir den Russen mit allen Kräften Japan vernichten. Aus Dankbarkeit werden uns dann die Russen sicherlich die Mandschurei zurückgeben und Korea für sich behalten. Sieht es aber so aus, als werde Rußland im Kriege mit Japan unterliegen, dann wollen wir einfach die russischen Truppen aus der Mandschurei heraustreiben, indem wir vorgeben, Japan zu helfen, und werden auf diese Weise ohne große Mühe die Mandschurei zurückerhalten."

Ganz abgesehen von der grenzenlosen Überschätzung der militärischen Macht Chinas, die in diesen Worten liegt, sind sie nicht gerade besonders liebevoll gegen die Japaner. Trotz dieser Abneigung gegen Japan, die gewiß heute noch von vielen Chinesen geteilt wird, wurde im Jahre 1901 nach Beendigung der sogenannten chinesischen Wirren ein gewisses Einvernehmen zwischen Japan und China in die Wege geleitet. Wenn die Japaner auch zu einer andern Völkergruppe gehören als die Chinesen, so ist doch nicht zu vergessen, daß fast ihre gesamte Kultur aus China stammt, wenn man von der erst in den letzten Jahrzehnten erfolgten Aufnahme europäischen Wesens absieht. Von den Chinesen haben sie die Schrift und teilweise auch die Literatur entlehnt, die religiösen Vorstellungen und den ganzen Zuschnitt des öffentlichen Lebens.

Nachdem in dem Kriege mit Japan sich die Überlegenheit der modernen japanischen, von europäischer Bildung befruchteten Kultur gezeigt hatte, trugen die Chinesen kein Bedenken, den Japanern auf dem von ihnen eingeschlagenen Wege zu folgen. Bald breiteten sich japanische Schulen über das ganze chinesische Reich aus. Eine größere Anzahl chinesischer Offiziere wurden in japanische Militärschulen aufgenommen; in Tokio allein befinden sich über 600 chinesische Studenten, die dort auf der Universität und auf Militärschulen ihren Studien obliegen.

Zu Ende des Jahres 1901 kam eine glänzende militärische Abordnung nach Japan, um an dem großen Manöver teil zu nehmen. Die Mitglieder dieser Abordnung erhielten von dem Mikado große Geschenke und der japanische Generalstab behandelte sie mit der größten Zuvorkommenheit. Alle diese Dinge zeigen wohl deutlich genug, daß China sich heute zu Japan freundlich stellt und eifrig bestrebt ist, ihm die Künste abzulernen, durch die es einen so schnellen und unerwarteten Aufschwung genommen hat.

Wie die Japaner aber über diesen Wechsel der Dinge dachten geht aus folgender Äußerung eines japanischen Journalisten hervor: „Nach dem Regen scheint die Sonne, so lautet ein nicht nur im Westen, sondern auch im Osten bekanntes Sprichwort. Über China und Japan klärt sich nach Beendigung des Krieges der Himmel auf und in der hellstrahlenden Sonne des Friedens wurden die gegenseitigen Beziehungen der beiden Staaten die denkbar besten und freundschaftlichsten."

Wenn Japan auf solche Weise hofft, das gewaltige Reich der Mitte zu reorganisieren und aus seinem Jahrtausendschlaf zu erwecken, so muß es ganz von selbst danach trachten, den Einfluß der europäischen Staaten in China zu beseitigen und es muß ferner als ein Ziel seiner Politik aufstellen, daß Rußland, England und Deutschland ihre ostasiatischen Besitzungen an China zurückgeben.

Ein hervorragender japanischer Abgeordneter namens Schibo-Scharo hat denn auch in diesem Sinne bald nach dem Beginn des jetzigen Krieges in einer japanischen Zeitung sich über die Forderungen geäußert, die Japan nach einem siegreichen Kriege erheben müßte. Er verlangt nicht nur, daß Rußland auf seine ostasiatischen Besitzungen verzichte, sondern war auch der Meinung, daß China Wei-hai-wei und Kiautschau zurückerhalten müsse, während die ostchinesische Bahn, die, von der sibirischen Bahn abzweigend, von Charbin nach Port Arthur läuft, mit weiterem Anschluß nach Tientsin und Peking, mit allen dazugehörigen Rechten von Rußland auf Japan überzugehen habe.

Die Japaner mögen sagen was sie wollen, sie können hundertmal die Behauptung, daß sie die gesamte gelbe Rasse organisieren und die Weißen aus Ostasien verdrängen wollen, als eine unbegründete und phantastische hinstellen — aus solchen Forderungen, wie der japanische Abgeordnete sie aufgestellt hat, geht doch unwiderleglich und mit unzweifelhafter Sicherheit hervor, daß man in

Japan in der Tat das politische Ziel verfolgt, Ostasien mehr und mehr von Europäern zu säubern und ihrem Einflusse zu entziehen.

In dieser Beziehung wird uns vielleicht die nächste Zeit schon Überraschungen bringen. Jedenfalls ist es nach den kriegerischen Erfolgen der Japaner vorauszusehen, daß ihr Einfluß auf China nach dem jetzigen Kriege eine gewaltige Steigerung erfahren wird. Welche Folgen dieser Vorgang auf die europäische Politik haben wird, läßt sich zurzeit wohl ahnen, aber noch nicht bestimmt übersehen.

DS
517
R58
Bd.2

Reventlow, Ernst Christian
Einar Ludwig Detlev
Der russisch-japanische
Krieg

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY